LIBRARY OF CONGRESS
1800

43-35358

P. VEIT. PINX.
NICHOLLS & ALLANSON M.SC.

Die Geschichte des

deutschen Volkes.

Die Geschichte des deutschen Volkes

von

Eduard Duller.

Dritte Auflage.

Mit Holzschnitten.

Berlin, 1845.
Verlag von Carl J. Klemann.

BJ89
.J9
1845

2056B3
Mw20 43

Vorrede zur zweiten Auflage.

An unsrer Väter Thaten
Mit Liebe sich erbau'n,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertrau'n;
In solchem Angedenken
Des Landes Heil erneu'n,
Um unsre Schmach sich kränken,
Sich unsrer Ehre freu'n;
Sein eignes Ich vergessen
In Aller Lust und Schmerz:
Das nennt man, wohlermessen,
Für unser Volk ein Herz!

Diese Worte Uhlands haben mir vorgeschwebt, als ich den Plan zu meiner Geschichte des deutschen Volkes entwarf; dieser Worte tiefe Bedeutung hat mich nicht verlassen, als ich die Geschichte schrieb. Der Eingang derselben im Volke, welchen ich so rasch nicht erwarten durfte, scheint mir den erfreulichen Beweis zu geben, daß die Idee, welche mich leitete, wahr und die Ausführung — mit Rücksicht auf das größere Publikum, welches ich vor Augen hatte, nicht unrichtig ist.

Ich betrachtete nämlich die Geschichte des deutschen Volkes als die Entwickelung eines selbstständigen und großartigen Organismus, welcher sieben Stadien bedurfte, bis er jenen Höhepunkt geistiger Ausbildung erreichte, auf welchem wir ihn in der Gegenwart angelangt finden, und womit, so Gott will, das Leben des deutschen Volkes noch ebensowenig abgeschlossen, als dessen höchste Aufgabe vollendet ist. Sodann wollte ich in allen Epochen bis zur Gegenwart hinweisen auf die unauslöschlichen Grundzüge des deutschen Volkscharakters, auf jenes Eine, das uns in allen Stürmen und Verderbnissen geblieben ist und bleibt, auf jene sittliche Kraft, deren Bewußtsein wir stets rein und klar erhalten müssen. —

In dieser zweiten Auflage wußte ich nur Weniges beizufügen, wegzulassen oder zu verbessern. Keinesfalls neigte sich irgend eine Veränderung gegen den Grundgedanken, welcher mich leitete; vielmehr wollte ich diesen durch eine solche wo möglich nur noch klarer machen.

Ich sprach aus dem Herzen; und nur so darf man zu einem Volke sprechen, dessen beste Kraft im Herzen wurzelt. Frei und kühn muß das Herz schlagen, entschieden in Liebe oder Haß, wenn man dessen Schläge verstehen soll. Dies ist so naturgemäß, daß man darin weder einen besonderen Vorzug, noch anderseits einen Fehler meiner Darstellung suchen darf.

Möchte denn dies Buch auch in der zweiten Auflage beim deutschen Volke eine ebenso freundliche Aufnahme finden, wie in der ersten! Möchte es am theuren heimischen Herde wie ein heiliges Feuer den Gedanken fort und fort erhalten, daß wir alle, wie wir auch heißen, wo wir auch wohnen, welchem Staate wir auch angehören mögen, — wenn wir nur deutsch reden, — Deutsche sind und es immerdar bleiben wollen!

Darmstadt, 1841.

Eduard Duller.

Zur dritten Auflage.

Möge dies Buch dem deutschen Volk, für welches dasselbe geschrieben ist, auch in dieser neuen Auflage Freude machen und Vaterlandsliebe, Nationalbewußtsein, auf der Grundlage des Strebens nach gesetzlicher Freiheit, immer mehr befestigen helfen!

Darmstadt, Oktober 1845.

Eduard Duller.

Ueberſichtlicher Inhalt.

			Seite
Erſtes Buch. Die urſprüngliche Volksfreiheit der Deutſchen. — Die Entwickelung der chriſtlich-deutſchen Weltordnung. — Die Einigung der deutſchen Volksſtämme im Frankenreiche durch das Königthum. — (Von unvordenklicher Zeit bis zum Jahre 768 nach Chriſti Geb.)			1
Abſchn.			
1.	Urverfaſſung der Deutſchen. Freie Volksgemeinden in Gauen mit Selbſtgeſetzgebung und Geſammtbürgſchaft. — Allgemeine Nationalbewaffnung und Gefolgſchaften der Edlen. — Urglaube. . .	— — —	1
2.	Auftreten der Kimbern und Teutonen.	113 — 101 v. Chr. G.	7
3.	Die Römer in Deutſchland; ihre Eroberungen und ihr Streben, ganz Deutſchland zu unterwerfen.	58 v. Chr. — 9 n. Chr. G.	11
4.	Errettung des deutſchen Volksthums durch die Nationalbewaffnung unter Hermann dem Cheruſker	n. Chr. G. 9 — 16	13
5.	Marbod's Streben nach Herrſchaft auf dem Grunde der Gefolgſchaft. — Zwietracht — der Deutſchen Verderben!	17 — 58	20
6.	Die Freiheitskämpfe der Bataver unter Claudius Civilis. — Die Bezwingung der Daken	69 — 106	22
7.	Kampf des Markomannenbundes gegen die Römer und deſſen Ueberwindung. — Die großen Stammbünde, — Alemannen, Franken, Sachſen und Gothen, — ziehen wider das römiſche Reich . . .	161 — 370	25
8.	Beginn der Völkerwanderung von Aufgang her. — Deutſche Stämme in Italien, Spanien, Gallien, Britannien und Afrika. — Attila's Hunnenreich	375 — 453	30
9.	Ende des weſtrömiſchen Reichs durch den ſchyriſchen Fürſten Odoaker. — Chlodwig, Fürſt der Franken, zerſtört die letzten Reſte römiſcher Herrſchaft in Gallien	476 — 486	39
10.	Einigung mehrer deutſcher Volksſtämme im Frankenreiche durch Chlodwig. Befeſtigung des neuen Königthums durch die Gefolgſchaften. Entwickelung des Lehnweſens aus letzteren . . .	486 — 511	42
11.	Theodorich gründet ein oſtgothiſches Reich in Italien	489 — 526	46
12.	Untergang des thüringiſchen und des burgundiſchen Reiches, der vandaliſchen Herrſchaft in Afrika und des oſtgothiſchen Reiches in Italien	530 — 555	48

Abschn.		Nach Chr. G.	Seite
13.	Chlodwigs Geschlecht (die Merowinger) bis auf Chlotar II. — Grafen und Herzoge. — Zunehmender Machteinfluß des Adels und der Geistlichkeit	511—613	52
14.	Einbruch und Herrschaft der Longobarden in Oberitalien (568). — Untergang der westgothischen Herrschaft in Spanien durch die Araber (711). — Avaren und Slaven	568—711	55
15.	Größere Ausbreitung des Christenthums. Bonifacius. — Die Macht der Hausmeier und die Ohnmacht der letzten Merowinger. Karl Martell (bis 741). Ausgang der Merowinger im Frankenreiche. — Pipin, der Kurze, gewählter und gesalbter König der Franken	687—768	63
Zweites Buch.	Die Entwickelung der Selbstständigkeit des deutschen Reiches aus dem Frankenreiche	768—1024	75
Abschn.			
1.	Karl der Große strebt, die Völker des Abendlandes in einem christlichen Reiche zu einigen. Dreißigjähriger Krieg der Sachsen für die Freiheit gegen die Franken. Entstehung der Marken. Verfassung, Reichsstände und Reichstage, Sendgrafen, Heerbann. Keime der neuen Bildung. Das neue römische Kaiserthum (800). Kirche und Staat — zwei gleichlaufende Formen der neuen christlichen Weltordnung	768—814	75
2.	Kaiser Ludwig der Fromme. Zunehmen der geistlichen Macht im Staatswesen	814—840	93
3.	Theilung des großen Frankenreiches zu Verdun: in Lothringen, deutsches Reich und Frankreich. König Ludwig der Deutsche (bis 876). König Ludwig der Jüngere (bis 882). Kaiser Karl der Dicke (bis 888). Kaiser Arnulf (bis 899). König Ludwig das Kind. Das Geschlecht Karls des Großen erlischt in Deutschland. Die Erblichkeit der großen Lehen wird Gewohnheitsrecht; die Erblichkeit der Krone, bedingt durch die Anerkennung oder Wahl des Volks und der Reichsstände. Abnahme der freien Landgemeinden bis auf wenige Ueberreste. Herzoge und Pfalzgrafen. Entwickelung der Kirchenverfassung und des kanonischen Rechts; die falschen Dekretalen. Normannen, Slaven, Ungarn, Deutschlands Feinde. Eigenmacht der Großen und Faustrecht	843—911	97
4.	Das alte Recht des Volks, die Könige zu wählen, wird durch die Fürsten vertreten. König Konrad I. (der Franke)	912—918	108
5.	König Heinrich I. (der Sachse). Wiederherstellung des Heerbannes. Erbauung von Schutzburgen und Keime des Ritterthums. Erwachen des kriegerischen Nationalgefühles. Nationalsieg bei Merseburg über die Ungarn	919—936	110
6.	Kaiser Otto I. Erste Ausübung der vier Reichserzämter. Stammfeindschaft der Franken gegen die Sachsen. Beginn der politisch-religiösen Kämpfe gegen die Slaven. Völlige Bezwingung der Ungarn auf dem Lechfeld. — Das Kaiserthum erhebt sich aufs Neue zum Begriff der Weltherrschaft	936—973	114
7.	Kaiser Otto II. und Kaiser Otto III. Die Idee der kaiserlichen		

Abschn.		Nach Chr. G.	Seite
	Weltherrschaft dreht sich um Italien und Rom als Mittelpunkt. Die Krone nicht erblich, aber vorzugsweise beim Stamme der Kaiser gelassen	973-1002	126
8.	Kaiser Heinrich II. Höheres Emporwachsen der geistlichen Macht und des Städtewesens. Weitere Entwickelung des Ritterthums. Erlöschen des sächsischen Stammes	1002-1024	132
Drittes Buch.	Das Kaiserthum in seiner Blüthe; seine Kämpfe mit der Hierarchie und sein Verfall	1024-1273	**142**
Abschn.			
1.	Kaiser Konrad II. (der Salier). Streben nach Herstellung des königlichen Ansehens und der Reichs-Einheit. Gegenbestrebungen der Fürsten und Großen. Die Macht der Herzoge wird erschüttert. Ausbildung des Lehnwesens zu Gunsten der niederen Vasallen . .	1024-1039	142
2.	Kaiser Heinrich III. Bestrebungen, die Macht der Fürstenhäuser zu schwächen, die königliche Hausmacht zu vergrößern, die Königswürde erblich zu machen. Der Gottesfriede gegen das Faustrecht. Bestrebungen zur Reinigung der Kirche und zu ihrer Einigung mit dem Staate. Das Kaiserthum auf dem höchsten sichtbaren Gipfel des Ansehens und der Macht; die römische Hierarchie unbeachtet desgleichen	1039-1056	150
3.	Jugendzeit des Königs Heinrich IV. Widerstand der Sachsen gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt (zugleich aus der alten Wurzel des Stammhasses gegen die Franken). Der König ruft die Autorität des Papstes für Staatsangelegenheiten und erkennt jene dadurch an	1056-1075	161
4.	Die römische Hierarchie tritt als Beschützerin der politischen Freiheit auf. Papst Gregor VII. übernimmt selbst die Sorge für die Reinigung der Kirche, setzt den Cölibat ein, eröffnet den Kampf um die Investitur und spricht das vermeintliche Oberrecht der Kirche über alle weltliche Gewalt aus. Das Volk für den König, die Fürsten für den Papst. Gegenkönig Rudolf. Heinrichs IV. Absetzung durch den Papst, Demüthigung in Canossa, Erhebung und Kaiserkrönung. Die Hierarchie setzt den Kampf fort. Gegenkönig Hermann	1076-1095	170
5.	Erregung des Abendlandes durch die ersten Kreuzzüge. Eroberung Jerusalems. Gottfried von Bouillon	1095-1099	179
6.	Fortsetzung des Kampfes zwischen Hierarchie und Kaiserthum. Ausbildung der Politik der Hierarchie; sie bewaffnet den Sohn gegen den Vater. Der Grundsatz: „der Zweck heiligt das Mittel", zum erstenmal thatsächlich dargethan	1097-1106	181
7.	Kaiser Heinrich V. — Beendigung des Investiturstreites. Das salische Kaiserhaus erlischt	1106-1125	186
8.	Die allgemeine Wahlfreiheit auf einen Ausschuß von zehn Fürsten beschränkt. Lothar (von Sachsen) zum König erwählt. Die uralte Spannung zwischen Franken und Sachsen erneut sich; damit verzweigt beginnt die zwischen den Hohenstaufen und Welfen . .	1125-1137	192

Abschn.		Nach Chr. G.	Seite
9.	Reichsverfassung. Erblichkeit der großen Lehen. Wappen. Geschlechtsnamen. Das Ganze des Reichsdienstes, ausgedrückt in den sieben Heerschilden	— — —	195
10.	Kaiser Konrad III. (der Hohenstaufe). Ausbruch des Kampfes zwischen Hohenstaufen und Welfen. Zweiter Kreuzzug	1138-1152	200
11.	Kaiser Friedrich I., der Rothbart. Streben nach Herstellung des römischen Kaiserthums im vollen alten Umfang. Kämpfe in Italien gegen die Nationalfreiheit und die Hierarchie. Das römische Recht, von den Kaisern begünstigt, um den Begriff der Majestät daraus festzustellen, — für deutsche Volksfreiheit verderblich!	1152-1167	205
12.	Versöhnung des Kaisers mit der Hierarchie und mit der Freiheit Italiens. Sturz der Welfenmacht und Zersplitterung der alten großen Herzogthümer	1166-1183	215
13.	Ritterschaft und Ritterthum in der Blüthe; Emporkommen der ritterlichen Dichtkunst. Dritter Kreuzzug. Stiftung des deutschen Ritterordens (1191)	— — —	222
14.	Kaiser Heinrich VI. Neuer Ankampf der Welfen gegen die Hohenstaufen. Vergebliches Streben, die Kaiserkrone erblich und das Kaiserthum zur Weltherrschaft zu machen. Die Hierarchie tritt diesem Streben entgegen; „die ganze Erde soll ein Gottesstaat, die Kirche der Mittelpunkt der Einheit sein." Die Hierarchie erreicht den höchsten Gipfel sittlicher Größe durch Innocenz III. .	1189-1198	225
15.	Der Welfe Otto IV. und der Hohenstaufe Philipp — Gegenkönige. Ermordung Philipps (1208). Der Welfe Otto IV. als Kaiser gegen die römische Kirche; diese erhebt den Hohenstaufen Friedrich II. Reiche Entfaltung der ritterlichen Poesie. Vierter Kreuzzug	1198-1216	231
16.	Kaiser Friedrich II. Sein Kreuzzug. Er strebt nach erblicher Weltherrschaft auf den Trümmern der römischen Hierarchie. Diese erhebt sich zum Kampf auf Leben und Tod, und zerstört die Ordnung in Deutschland, sinkt aber zugleich von ihrer sittlichen Höhe. Untergang der Stedinger (1234). Gegenkönige: Heinrich (Friedrichs II. Sohn), Heinrich Raspo von Thüringen und Wilhelm von Holland. Die Mongolen. Vehmgericht . .	1216-1250	238
17.	Untergang der Hohenstaufen, Verfall des Kaiserthums, Triumph des Papstthums. König Konrad IV. und Konradin. — Gegenkönige: Wilhelm von Holland, Alphons von Kastilien, Richard von Kornwall. Rheinischer Städtebund. Zwischenreich in Deutschland. Herrschaft des Faustrechts. Das Bürgerthum, an Macht wachsend, eine neue Zuflucht der Volksfreiheit und der Schooß der neuen Bildung. Höchste Blüthe der ritterlichen Poesie (Wolfram von Eschenbach) und ihre Ausartung. Blüthe der (bürgerlich-kirchlichen) bildenden Kunst (besonders der Baukunst; der Kölner Dom gegründet 1248. Selbstständigkeit des deutschen Baustyls). Der deutsche Ritterorden in Preußen. Neue Gebietsbestimmungen und Aufkommen großer Fürstengeschlechter. — Sammlungen des deutschen Rechts	1250-1273	252

		Nach Chr. G.	Seite
Viertes Buch.	Die Ausbildung der Landeshoheit und der landständischen Verfassungen. Das Wachsthum der geistigen Macht	1273-1517	262
Abschn. 1.	Kaiser Rudolf I. (von Habsburg). Sieben Kurfürsten üben das Wahlrecht. Gründung der habsburgischen Hausmacht in Oesterreich. Die deutsche Hansa. Der Landfriede	1273-1291	262
2.	Kaiser Adolf von Nassau. Kaiser Albrecht I. Streben nach Erblichkeit der Krone für das Haus Habsburg	1291-1308	272
3.	Die Volksfreiheit in den drei Waldstätten und in Ostfriesland .	— — —	279
4.	Kaiser Heinrich VII. (von Luxemburg) gründet in Böhmen eine luxemburgische Hausmacht und sucht vergeblich die frühere Bedeutung des Kaiserthums wieder herzustellen	1308-1313	289
5.	Eifersucht der Geschlechter Habsburg und Wittelsbach. Zwiespältige Königswahl Ludwigs von Baiern und Friedrichs von Oesterreich. Parteiung in ganz Deutschland	1314-1322	293
6.	Die Kämpfe der Schweizer (Schlacht am Morgarten 1315) und der Dithmarschen (1289—1322) zur Rettung der Volksfreiheit .	— — —	297
7.	Ludwig der Baier durch den Sieg bei Ampfing (1322) allein König der Deutschen. Eingriffe der Hierarchie in die deutsche Reichsangelegenheit. Erster geistiger Kampf gegen ihre Anmaßungen. Frieden und Heil durch deutsche Treue	1322-1325	302
8.	Kampf Kaiser Ludwigs des Baiern gegen die Hierarchie und für Deutschlands Selbstständigkeit, unterstützt durch geistige Waffen und den Beschluß der Kurfürsten zu Rense (1338). Wachsende Bedeutung der Städte; bürgerliche Dichtkunst. Die Größe der wittelsbachischen Hausmacht erregt die Besorgniß der Fürsten, und diese unterstützen die Hierarchie gegen den Kaiser. Karl IV. Gegenkönig	1327-1347	309
9.	König Günther (von Schwarzburg). Politik Karls IV. zur Auflösung der wittelsbachischen Macht. Der schwarze Tod, die Geißler und die Judenverfolgung	1348-1349	315
10.	Emporkommen der landständischen Verfassungen zur Vertretung des Volkes	— — —	318
11.	Karl IV. Die goldene Bulle	1356	322
12.	Die Vehme	— — —	323
13.	Verfall der wittelsbachischen Hausmacht, Wachsthum der luxemburgischen und habsburgischen. Erfindung des Schießpulvers. Der Beginn der Kirchenspaltung offenbart das Verderbniß der Hierarchie. König Wenzeslav (1378). Höchste Blüthe der Hansa. Einungswesen. Erbverbrüderungen der Fürsten, Vereine der Ritterschaft, Bünde der Städte. — Wechselseitige Eifersucht zwischen Fürsten, Adel, Städten und freien Landgemeinden. Freiheitskämpfe der Schweizer (Schlachten bei Sempach 1386, Näfels 1388, am Stoß 1405. Die Appenzeller). — Kampf der schwäbischen Städte.	1356-1411	325
14.	Wachsthum, Blüthe und Verfall der Deutschen-Ordens-Herrschaft in Preußen.	— — —	336

Abschn.		Nach Chr. G.	Seite
15.	König Wenzeslav, König Ruprecht (von der Pfalz), König Jodokus und Kaiser Sigismund. Drei Päpste. Allgemeines Bedürfniß der Kirchenverbesserung. Johann Huß und Hieronymus von Prag. Die Koncilien zu Kostnitz und zu Basel. — Die Hussitenkriege.	1378-1437	338
16.	Kaiser Albrecht II. Kaiser Friedrich III. Türkengefahr. — Das Geschlecht Hohenzollern in Preußen. — Burgunds Wachsthum.	1438-1439	348
17.	Die Volksfreiheit in Graubündten (1396—1471). Erster Zwiespalt zwischen den freien Eidgenossen um Herrschaft. Krieg in der Schweiz. Die Armagnaken. Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs (1444). — Krieg der Fürsten gegen die oberländischen Reichsstädte. . .	1396-1450	351
18.	Die welsche Politik vereitelt die Hoffnungen auf Glaubensfreiheit und Kirchenverbesserung. Georg von Heimburg und Aeneas Sylvius. — Die Buchdruckerkunst, — eine Bürgschaft der Freiheit für alle Zeiten	1440-1450	354
19.	Türkengefahr von außen; Fehden im Reich. Die Fürstengewalt greift immer weiter um sich gegen Adel und Bürgerthum. — Ostfriesland verliert die alte Volksfreiheit (1463). — Der deutsche Orden in Preußen wird Polens Vasall. — Eroberung Konstantinopels durch die Türken	1452-1471	358
20.	Die Schweizer retten ihre Freiheit vor Herzog Karl von Burgund.	1476-1477	366
21.	Streit um das Erbe Karls von Burgund. — Entstehen des schwäbischen Bundes zur Erhaltung des Landfriedens. Verfall des Ritterthums und neues Söldnerwesen. Streben nach reichsständischer Vertretung der Nation. Neue Reichsverfassung und ewiger Landfriede unter Kaiser Maximilian I.	1477-1512	368
22.	Die schweizerische Eidgenossenschaft der dreizehn Orte trennt sich vom Reichsverband	1499	374
23.	Die Dithmarschen erretten noch einmal ihre Volksfreiheit . . .	1500	375
24.	Frankreichs Vergrößerungspläne und Maximilians Kämpfe in Italien	1495-1517	376
25.	Habsburgs Wachsthum und Streben nach Weltherrschaft . . .	1496-1517	378
26.	Die deutschen Bauern versuchen das Joch der Knechtschaft abzuschütteln. — Universitäten. — Kämpfe der Humanisten gegen die geistige und geistliche Tyrannei (Ulrich von Hutten). — Das deutsche Volksthum tritt verjüngt, kräftig und gebildet aus dem Bürgerthum hervor. Blüthenzeit der deutschen Malerei und bildenden Kunst (Albrecht Dürer, Peter Vischer)	1460-1517	379
Fünftes Buch.	Die Reformation. Der dreißigjährige Krieg. Der westphälische Friede.	1517-1648	**385**
Abschn.			
1.	Beginn und Zunahme der Reformation durch Luther. — Kaiser Karl V.	1517-1523	385
2.	Das Reichsregiment. — Krieg des Adels gegen die Fürsten unter Sickingen. — Krieg der Bauern um die Freiheit. — Spaltung in der Nation	1522-1525	394

Abschn.		Nach Chr. G.	Seite
3.	Belagerung Wiens durch die Türken. — Die neue evangelische Kirche. — Verbreitung und sittliche Höhe der Reformation. — Der Name Protestanten kommt auf (1529). — Spaltung zwischen Luther und Zwingli. Lutheraner und Reformirte. — Augsburgische Konfession (1530). Schmalkaldischer Bund und Nürnberger Religionsfriede	1525-1532	406
4.	Auflösung des schwäbischen Bundes. — Die Wiedertäufer. — Heiliger Bund der Katholiken. Trienter Kirchenversammlung. — Pläne Karls V., die Macht der Fürsten zu brechen. — Uneinigkeit und Unglück der Protestanten. — Schlacht bei Mühlberg. Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen gefangen.	1533-1547	412
5.	Das „Interim". — Kurfürst Moritz von Sachsen gegen Karl V. für den Protestantismus und für die Erhaltung der bestehenden Reichsverfassung und Fürstenmacht. — Frankreich besetzt Metz, Toul und Verdun. — Passauer Vertrag. — Augsburger Religionsfriede mit dem geistlichen Vorbehalt. — Schlacht bei Sievershausen. — Karl V. dankt ab	1548-1556	424
6.	Kaiser Ferdinand I. — Neue Erkräftigung der Hierarchie und Beförderung des spanischen Interesses durch den Jesuitenorden; — Entartung der Reformation. — Verfall deutscher Kunst. Alchymie und Astrologie. — Untergang der Volksfreiheit bei den Dithmarschen (1559). — Austilgung der letzten Reste der alten deutschen Volksgerichte durch die „peinliche Halsgerichtsordnung Karls V." — Ausbildung der neuen Reichsverfassung. Kaufmännische Geldmacht. Erstarken der Fürstengewalt	1558-1564	431
7.	Kaiser Maximilian II. Die religiöse Spaltung der Nation wird immer tiefer. Vergebliche Versuche des Kaisers zur Versöhnung. Letztes Aufzucken des Faustrechts in den Grumbachischen Händeln.	1564-1576	440
8.	Abfall der Niederlande von Spanien und Trennung Hollands vom deutschen Reiche	1565-1609	444
9.	Kaiser Rudolf II. — Plan einer Gegenreformation. Union der Protestanten (1608). Liga der Katholiken (1609). Aufschwung und Uebergewicht der jesuitisch-hierarchischen Partei. Kaiser Matthias (1612)	1576-1618	452
10.	Ausbruch der Gährung in Böhmen. Kaiser Ferdinand II. in höchster Noth. Die Schlacht am weißen Berge (1620) — plötzlicher Wendepunkt. Auflösung der Union. Vernichtung der Glaubens- und politischen Freiheit in Böhmen. Graf Ernst von Mansfeld, Markgraf Georg Friedrich von Durlach (Schlacht bei Wimpfen; die vierhundert Pforzheimer 1622), Herzog Christian von Braunschweig. Aufstand in Oberösterreich (1626 bis 1627). — Der Streit um Böhmen wird ein allgemein-deutscher Krieg. Waffenglück des Kaisers in Oberdeutschland. Baiern erhält die Kurwürde (1623)	1618-1623	458
11.	Einmischung der französischen Politik und der dänischen Waffen. Wallenstein, des Kaisers Oberfeldherr. Schlachten bei Dessau und Lutter (1626). Wallensteins Willkür. Deutscher Bürgermuth in Stralsund. Das Restitutionsedikt (1629). — Der Reichstag zu Regensburg und Wallensteins Absetzung	1626-1630	470

Abschn.		Nach Chr. G.	Seite
12.	König Gustav Adolf von Schweden tritt für den Protestantismus und die Freiheit in Deutschland auf (1630). — Kleinliche Schwäche der Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen. — Tilly erobert und zerstört Magdeburg (1631). — Gustav Adolfs Sieg auf dem Breitenfeld (1631). — Wallenstein wird wieder eingesetzt und Generalissimus der kaiserlichen Armee. Gustav Adolfs Heldentod bei Lützen (1632)	1630-1632	480
13.	Oxenstierna. Die Schweden führen unter Horn und Bernhard von Weimar den Krieg fort. — Wallensteins Ermordung. Prager Friede. Schweden und die westlichen Reichsstände verbünden sich mit Frankreich. — Kaiser Ferdinand III. (1637). Herzog Bernhard von Weimar, Held der Protestanten; die schwedischen Feldherrn Baner, Torstensohn und Wrangel. Beendigung des dreißigjährigen Krieges in Böhmen	1632-1648	489
14.	Der westphälische Friede. Veränderung des Gebietsstandes und der Reichsverfassung. Achte Kurwürde. Anerkennung der Trennung Hollands und der Schweiz vom Reichsverbande. Die Reichseinheit völlig zersplittert, jeder Fürst und Reichsstand unumschränkter Herr, das Volk hat fast keine Rechte mehr. Reichstag (in der Folge ständig zu Regensburg), Reichskammergericht und Reichshofrath. — Haupterekutionsreceß des Friedens (1650). — Folgen des dreißigjährigen Krieges: Verarmung, Verödung, Verstumpfung und Entsittlichung des Volkes. Die Hexenprocesse auf dem Gipfel der Furchtbarkeit (Friedrich Spee kämpft zuerst dagegen an). Verfall der deutschen Sprache und bildenden Kunst; Emporkommen der Musik. — Morgenröthe der Hoffnung durch die Philosophie .	— — —	498
Sechstes Buch. Die Allmacht und das Verderben der Höfe. Die Mündigung des Volkes durch die Literatur. Der Zerfall der alten Reichsverfassung		1648-1806	**510**
Abschn.			
1.	Kaiser Leopold II. (1658). Frankreichs feindselige Politik gegen Deutschland. Reichskrieg gegen Frankreich. Der große Kurfürst von Brandenburg. Friede zu Nymwegen (1679). Die Reunionskammern. Die Türken, auf Frankreichs Betrieb, gegen Oesterreich und vor Wien (1683). Krieg Ludwigs XIV. um das Erbe der Pfalz. Die Verwüstung der Pfalz (1689). Ryßwicker Friede (1697); das Elsaß — französisch. Brandenburg nimmt die Religionsflüchtlinge auf	1648-1697	510
2.	Kur-Hannover. Kur-Sachsen erhält die Krone Polens. Kurfürst Friedrich von Brandenburg erhebt Preußen zum Königreich (1701). — Heranreifen der neuen Weltbildung. Leibnitz . .	1692-1701	521
3.	Spanischer Erbfolgekrieg. Kaiser Joseph I. (1705). Aufstand des Volkes in Baiern für das angestammte Fürstenhaus gegen den Kaiser. Kaiser Karl VI. (1711). Friede zu Rastadt und Baden. Lothringen wird französisch. Die pragmatische Sanktion. Das Verderben der Höfe. Friedrich Wilhelm I. von Preußen.	1701-1740	527
4.	Die Unterdrückung des Volkes und die wechselseitige Entfremdung der Deutschen. Die religiöse Unduldsamkeit in Salzburg (1731). — Innere Bewegung in der evangelischen Kirche	1701-1740	534

Abschn.		Nach Chr. G.	Seite
5.	Friedrich II., der Große, in Preußen; Maria Theresia, in Oesterreich. Friedrich II. erobert Schlesien. Maria Theresia in höchster Noth. Karl Albrecht von Baiern, als Karl VII. deutscher Kaiser (1742). Friede zu Breslau. Karl VII. im Unglück. Franz I., deutscher Kaiser (1745). Zweiter schlesischer Krieg. Friede zu Dresden. Großer Bund der Höfe gegen Preußen. Der siebenjährige Krieg (1756 — 1763). Der Hubertsburger Friede. Friedrichs des Großen Staatsverbesserungen und die Preßfreiheit in Preußen	1740-1763	539
6.	Kaiser Joseph II. (1765). Aufhebung des Jesuitenordens (1773). Exjesuiten und Freimaurer. Einführung der geheimen Polizei in Oesterreich. Erste Theilung Polens (1772). Josephs II. Pläne mit Baiern; der russische Einfluß in Deutschland. Josephs II. Reformen zu Gunsten der Humanität im Allgemeinen und des Volkes (gegen Adel und Geistlichkeit) insbesondere. Preßfreiheit in Oesterreich. Joseph II. will die österreichischen Niederlande für Baiern vertauschen; dagegen der deutsche Fürstenbund (1785). Aufstand der Belgier. Joseph II. nimmt seine Verordnungen zurück.	1765-1790	557
7.	Willkürherrschaft der Fürsten und Leiden des Volkes. Die geistige Befreiung desselben beginnt. Neue Grundlage der Erziehung. Kritische Philosophie. Neuer Geist der Geschichtschreibung. Veredlung der Sprache und Wiedererweckung der großen Ideen: Freiheit und Vaterland, durch die Dichter (Klopstock, Göthe und Schiller); des Begriffs der Humanität (Lessing und Herder). Höchste Blüthe der deutschen Musik (Händel, Gluck, Mozart).	— — —	569
8.	Zurücknahme der zeitgemäß-freisinnigen Institutionen in Oesterreich und Preußen unter Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. — Die französische Revolution. Bündniß zu Pillnitz. Kaiser Franz II. (1792). Ausbruch des Krieges. Eroberung der österreichischen Niederlande durch die Franzosen	1790-1792	579
9.	Bund gegen Frankreich. Krieg gegen das deutsche Reich. — Zweite und dritte Theilung Polens. — Feldzug von 1794. Schlacht bei Fleurus. Rückzug der Deutschen. Friede zu Basel. Die Demarkationslinie. — Bonaparte, Obergeneral in Italien. Erzherzog Karl von Oesterreich. Feldzüge von 1796 und 1797. Friede zu Campoformio. Der Rhein, Deutschlands Grenze. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. Eröffnung des Kongresses zu Rastadt	1793-1797	584
10.	Die Franzosen in der Schweiz und in Aegypten. Zweite Koalition gegen Frankreich. Erzherzog Karl führt den Kampf in Deutschland. Ermordung der französischen Gesandten zu Rastadt. Napoleons Rückkehr aus Aegypten. Friede zu Lüneville. Reichsdeputationshauptschluß; durchgreifende Veränderung der Reichsverfassung und des Besitzstandes	1798-1801	593
11.	Napoleon, Kaiser der Franzosen; Franz II., Erbkaiser von Oesterreich 1804. Dritte Koalition. Schlacht bei Austerlitz und Friede zu Preßburg 1805; die Kurfürsten von Baiern und Würtemberg (Könige) und von Baden werden souverain. Der Rheinbund unter Napoleons Protektorat; Kaiser Franz II. legt die		

		Nach Chr. G.	Seite
	deutsche Kaiserkrone nieder; Ende des tausendjährigen deutschen Reiches (1806). Geistige Kraft im deutschen Volke. Nährung der öffentlichen Meinung durch die Vervollkommnung des Zeitungswesens. — Die romantische Schule. — Die Naturphilosophie . .	1804-1806	597
	Siebentes Buch. Das Aufleben des Nationalbewußtseins während Deutschlands tiefer Erniedrigung und der Sieg der Volkskraft. Die Feststellung neuer Staatsformen. Die Richtungen der Gegenwart	1806 bis auf die Gegenwart	**603**
Abschn.			
1.	Napoleons Willkür über Deutschland. Friedrich Wilhelm III. und Louise. Schlacht bei Jena (1806). Preußens Unglück. Das Kontinentalsystem. Schlachten bei Eilau und Friedland, und Friede zu Tilsit (1807). Das Königreich Westphalen (1807). Preußens moralische Läuterung und neue Kraft durchs Bürgerthum. Die Idee der Nationalbewaffnung erwacht. Stein. Der Tugendbund. Die Turnanstalten	1806-1808	603
2.	Oesterreichs Aufruf ans deutsche Nationalgefühl. Schlachten bei Aspern und Wagram, und Friede zu Schönbrunn. Schill, Dörnberg und Wilhelm von Braunschweig	1809	612
3.	Der Aufstand des Volks in Tyrol	1809	618
4.	Napoleons Glück und Gewaltherrschaft auf dem höchsten Gipfel. Der Feldzug nach Rußland, Wendepunkt.	1809-1812	622
5.	Bund zwischen Preußen und Rußland; Aufruf von Kalisch. Preußen gibt das Zeichen zum großen Volkskampf. Blücher. Landwehr und Landsturm in Preußen. Oesterreich erklärt sich gegen Napoleon. Schlachten bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Dresden, Kulm, Dennewitz und Wartenburg. Schlacht bei Leipzig.	1813	625
6.	Schlacht bei Hanau (1813). Rheinübergang der Verbündeten und Zug nach Frankreich, siegreicher Einzug in Paris. Napoleon entsagt der Kaiserkrone und begibt sich nach Elba. Friede zu Paris. Eröffnung des Kongresses zu Wien (1814). Napoleons Zurückkunft nach Frankreich. Schlacht bei Waterloo. Napoleon wird nach St. Helena gebracht. Zweiter Pariser Friede (1815) .	1814-1815	634
7.	Der deutsche Bund. Feststellung der neuen Staatsformen . . .	1815	640
8.	Die ersten Rückschritte. Kämpfe der politischen Parteien. Kongreß zu Karlsbad und Central-Untersuchungskommission zu Mainz. Schlußakte des deutschen Bundes	1815-1829	642
9.	Kampf um die Erringung der versprochenen landständischen Verfassungen. Stellung der neuen Staatsgewalten zur Hierarchie. Julirevolution in Frankreich und neueste Kämpfe des konstitutionellen Princips.	———	645
10.	Die Stellung der Gegenwart. Der Mittelstand. Der Zollverein. Das nationale Heerwesen in Preußen. Die Ausbreitung der Humanität. Die Wechselwirkungen des geistigen Lebens, das Ineinandergreifen der Wissenschaften, der Künste und der Industrie. Das religiöse Element und die sittliche Kraft der Nation . . .	———	651

Erstes Buch.

(Von der Urzeit bis zum Jahre 768 nach Christi Geburt.)

1.

„Ja, wir sind eines Herzens, eines Bluts."
Schiller.

In uralten Zeiten, wohl viele Jahrhunderte vor Christi Geburt, erhoben sich rüstige Stämme eines kühnen Hirtenvolks im Morgenland, und zogen mit Heerden und Waffen aus ihrer Heimath fort. Von dem Gebirge Kaukasus stiegen sie nieder an das schwarze Meer, in welches die gewaltigen Ströme münden, der Don, der Dnieper und die Donau; diese zeigten den Wanderern die Wege in die Länder gen Sonnenuntergang und gen Mitternacht. Da kamen ihrer Viele in einen ungeheuren Wald; wohl manche Tagereise lang zogen sie darin weiter und nach allen Richtungen umher, und konnten sein Ende doch nicht finden. Breite Flüsse durchschnitten die Wildniß, die meisten rollten von Mittag gen Mitternacht. Auch an unermeßliche Sümpfe kamen die Wanderer; darin hauste furchtbar Gewürm, das sie erschlugen. Aus den finstern Bergschluchten sprangen ihnen der riesige Ur und das Elennthier, der Wolf und der Bär entgegen; im Kampf mit solchen Heldenthieren erprobten sie freudig ihre Kraft. Auf den Triften aber, die dem Sonnenlicht offen dalagen, weideten kleine wilde Rosse im hohen Grase; die fingen sie listig und gewandt, schwangen sich drauf und tummelten sie. Welche von den Einwanderern bis an die Meeresküste der Ostsee drangen, die fanden dort den goldglänzenden Bernstein, den die Wellen bei Nord- oder Westwind ihnen zuwarfen; welche tiefer inmitten des Landes hinzogen, die entdeckten reiche Salzquellen, deren Fluth sie auf glühende Kohlen gossen, so gewannen sie Würze zum Schmaus des erlegten Wildes.

So rauh dies Land war, — dem kernhaften Volke gefiel's. Nichts auf der Welt ging ihm über die Freiheit; in diesen Wäldern und Bergschluchten schien sie ihm am besten geborgen. Und so blieben denn die einzelnen Stämme auf den weiten Länderstrecken als auf ihrem Eigenthum;

und jeder einzelne Hausvater baute sich, fern von den Anderen, aus gewaltigen Stämmen schlicht und recht das Haus und umgab den Hofraum mit Pfahlwerk; das war nun sein und der Seinigen unverletzliches Heiligthum, und er waltete drin nach alter Sitte, wie ein Priester, Richter und Fürst seiner Familie. Solch ein freies, festes Gut, das dem Geschlechte durch Erbschaft der Söhne verblieb, war ein Allod.

So lieb war dem fremden Volke von Geschlecht zu Geschlecht die neue Heimath geworden, daß es allmälig die Erinnerung an die ursprüngliche Abkunft aus Asien ganz und gar verlor, und glaubte: es sei eingeboren auf dieser freien Erde; die durchrauscht wurde vom Rhein und von der Donau, von der Elbe und Oder, die da reichte von den Küsten der Ost- und der Nordsee bis zu den Alpen. In späteren Tagen ging durch diese Lande die Sage: alle Stämme, — so viele und verschiedene ihrer in dem großen Lande vom Rheinstrom bis zur Weichsel und von den Bernsteinküsten bis zu den schimmernden Alpen wohnten, hätten ihren Ursprung von dreien, die von den drei Söhnen des Mannus ausgegangen, welchen der göttliche Held Thuisko gezeugt, diesen aber habe die deutsche Erde geboren. So waren und blieben also die Männer in allen Gauen sich wechselseits Brüder, und als rechte Brüder gab sie die Gleichheit der Gestalt und gab die Liebe zur Freiheit sie zu erkennen, die in allen Stämmen gleich tief eingewurzelt war. Verschieden waren die Namen der einzelnen Stämme, der einzelnen Gauvölker; alle zusammen wurden Germanen geheißen (dies bedeutet: Speermänner) und ihre Sprache die deutsche (Diutiska).

Groß, stark und schön waren die Deutschen in alter Zeit. Keuschheit, Einfachheit der Sitten und Freiheit erhielten den Kindern die Kernkraft und Eigenthümlichkeit der Eltern. Wie Riesen erschienen sie den Menschen des Südens. Weiß und rein war die Farbe ihrer Haut; in üppiger Fülle floß das goldgelbe Haar, der Mähne des Löwen ähnlich, bei Männern und Frauen hernieder, und aus den großen blauen Augen blickten Muth und edler Freiheitsstolz; so schritten sie einher in ihren einfachen Gewanden, die Männer in Mänteln, die mit Schnalle oder Nadel zugeheftet, oder in Pelzen, die Reicheren in enganliegenden Kleidern, die Frauen am liebsten in bunten linnenen. Die Kraft des Leibes wurde frühzeitig gestählt, das neugeborne Kind in kaltes Wasser getaucht, das heranwachsende durch jede Leibesübung abgehärtet. Der Knabe ging mit dem Vater auf die Jagd oder warf sich bei Sturm und Wetter in den Strom und rang mit den Wellen. Der Jüngling sprang nackt zwischen nackten Schwertern und Lanzenspitzen einher; solcher Schwerttanz war das einzige Schauspiel, woran das Volk Gefallen fand, und der Beifall des Volkes lohnte die Keckſten und Geschicktesten reichlich. War der Jüngling mannbar geworden, dann machten die Edelsten des Stammes in der Volksversammlung ihn wehrhaft;

dies hieß man die „Schwertleite." Des Mannes liebste Lust war, mit dem Feinde sich zu messen, oder das riesige Wild zu erlegen. Das Mädchen hingegen lernte Sitte und Zucht bei der keuschen und treuen Mutter. Die Jungfrau gab nur dem Tapfersten ihr Herz und nur ein solcher durfte sie freien. Daher stammt eben das Wort „freien", weil der Mann, der bis dahin unter der Vormundschaft („Munt") des schützenden Hausvaters gestanden, durch die Heirath selbstständig ward. Der Mann brachte dem Weibe zum Witthum Waffen und Roß, und am Morgen nach der Hochzeit eine gleiche Gabe; die ward des Weibes Vermögen. Die Verlobung aber ward im öffentlichen Mal (d. i. in der Volksversammlung) gehalten; daher das Wort „vermälen". Vielweiberei war bei den alten Deutschen nicht zu finden; Keuschheit hochgeehrt, die Ehe heilig; Ehebruch wurde für die größte Schande gehalten und als solche bestraft. Denn im Weibe ehrten sie etwas Heiliges und Gottverwandtes; die Frauen hatten die Gabe der Weissagung, und waren so treu, daß sie die Gatten selten überleben mochten. Die Fülle der Kraft galt unsern Urvätern so hoch, daß sie kranke Kinder lieber umbrachten, als zu Krüppeln heranwachsen ließen, und daß die Alten, wenn sie sich für nichts mehr tüchtig hielten, sich selber den Tod gaben.

Nur der freie Mann war damals im Recht, durfte langes Haar tragen und Waffen führen; Kriegsgefangene, oder Eingeborne, die zur Strafe eines schändlichen Verbrechens oder in der Leidenschaft des Würfelspiels die Freiheit verloren hatten, standen als Leibeigene unter des Hausvaters Gewalt und bebauten das Land, was dem Freien unwürdige Beschäftigung schien. Es waren aber die Freien entweder bloß Freie oder Edle (Adelinge) aus alten berühmten, besitzreichen Geschlechtern. Nur die Freien und Edlen traten zur Neumonds- oder Vollmondszeit unter den heiligen Bäumen zusammen, um des Volkes Wohl zu berathschlagen, Krieg zu beschließen und Recht zu sprechen. Waffengeklirr verkündete den Beifall, Murren das Gegentheil. Nie scholl auf jenen Malstätten eines Zwingherrn Machtwort; eifersüchtig wachten alle Freien, daß Keiner aus edlen Geschlechtern allzu gewaltig werde und die Freiheit in Gefahr bringe; erst in späteren Zeiten entstand die Würde eines Königs (durch Wahl des Volkes, und selbst wenn der Sohn dem Vater in jener Würde erblich folgte, durch des Volkes Bestätigung). In Wehr und Waffen, als ging's zum Kampf, traten die Freien und Edlen in die Versammlung und sprachen offen und ehrlich, jeder wie es ihm ums Herz war. Wenn das Volk in Gefahr und der Krieg beschlossen war, so wählten sie den Tapfersten zum Führer des Heerzugs, hoben ihn jauchzend auf den Schild und begrüßten ihn als Herzog. Dieser ließ dann das Aufgebot zur Nationalbewaffnung (Heerbann) ergehen. Von Hof zu Hof verkündete es der „Heerpfeil"; die Wehrmänner schaarten sich, brachen auf und holten die Feldzeichen, die in den heiligen Hainen aufgehoben waren; auf Wagen

folgten ihnen die Frauen mit den Kindern. Auf dem Schlachtfelde reihten sich die Männer eines Geschlechts, die Gemeinden, die Gaue, an einander; hinter den Kriegern die Frauen auf der Wagenburg. Der Angriff begann mit wildfreudigem Kriegsgeschrei und Gesang, furchtbaren Ungestüms; der Kern war das Fußvolk; die Keckſten davon mischten sich unter die Reiter, hingen sich an die Mähnen der Rosse und stürmten so, wie im Flug, mit voran. Auch zu lebendigen Keilen zusammengedrängt, gingen sie gern in die Schlacht; da weihten sich die Vordersten dem Tode. Sonst verstanden sie in den ältesten Zeiten nichts von den feinen Listen der Kriegskunst; Angriff und Ringen, Mann gegen Mann, galt Alles. Nicht die unwiderstehliche Wuth beim Angriff allein, — auch ihr Anblick selber schreckte den dessen ungewohnten Feind. Denn noch größer machte die ohnehin schon riesigen Gestalten ihre Rüstung; als Helm trugen sie die Schädelhaut eines Thieres, woran die Hörner und Ohren stehen geblieben, als Mantel das Fell, dazu einen langen, bemalten Schild, hinter dem der Mann sich bergen konnte; der nervige Arm schwang die „Framea" (oder „Spathe"), einen Spieß mit gleißender Steinspitze, oder die lange Lanze, die Art, die Keule, das Messer („Sachs"). Während die Männer fochten, walteten die Frauen wie Schicksalsgöttinnen in der Wagenburg, pflegten die Verwundeten, sangen den Ermatteten Muth ein, erdolchten die Feigen, die zurückflohen, und war Alles verloren, so würgten sie ihre Kinder und sich selbst, um verhaßter Knechtschaft zu entgehen. Siegten die Deutschen, so vertheilten sie die Beute und die Gefangenen unter einander, dann zogen sie heim und opferten einen Theil den Göttern. Mit dem Kriege aber hatte auch des Herzogs ganze Macht ein Ende.

Eine andre Heerfahrt war die auf Abenteuer. Wenn dem Helden, dem Fürsten, dem Adeling die Ruhe des Friedens zu lange währte, oder wenn der Sohn eines Mannes, der im Kampfe sich Ruhm geholt, von Ungeduld glühte, es dem Vater gleich zu thun, so berief der Eine oder der Andre die Rüstigsten des Stammes, daß sie seine Waffenbrüder würden und mit ihm auszögen auf kecke Abenteuer, auf Sieg, Ruhm und Beute. Da schwuren sie ihm, immerdar sein Geleite zu sein, sein „Gasindi", seine „Leute", und blieben, wohin er sie führte, wenn's nur ein ehrlich Werk war, in Noth und Tod ihm getreu. Ewige Schande fiel auf den, der seinen Heerführer verließ; und fiel dieser im Kampf, so mocht' ihn kein Waffenbruder überleben. Gleichwohl ist aus solcher großer Treue, weil das Geleite (oder die „Gefolgschaft") den Herzog auch in Friedenszeiten nicht verlassen mochte und von ihm einen Theil der Beute und des eroberten Landes erhielt, dem Volke, das heißt den Freien, später die Macht der Edlen und die Herrschergewalt über's Haupt gewachsen, welche die ursprüngliche Volksfreiheit erdrückte.

Wie die Freiheit gegen außen zu durch den Krieg gesichert ward, so

waren im Lande selbst die einfache Verfassung und das Rechtswesen ihre sichersten Bollwerke. Grundlage der ältesten Verfassungen war die Vereinigung einzelner Gemeinden zu größeren Volksgemeinden in einem Gau, dessen Vorsteher — der Graf; den wählte das Volk, und, wo ein König gesetzt war, dieser. Gesammteigenthum hieß die Mark (Wald und Wild, Trift, Bach und Fisch, Vogel und Bienenschwarm umfassend), ihre Theilhaber Märker oder Markgenossen. Der Verfassung sowie dem Rechtswesen lag der Begriff von Gesammtbürgschaft zum Grunde. Die Freiheit gab den höchsten und ersten Anspruch auf den Genuß des Rechts; denn nur Freie wurden als Personen, Unfreie („Hörige" und „Leibeigene") wurden bloß als Sachen betrachtet; nur der Freie hatte echtes Eigenthum. Es wurde gerichtet über Verletzung von Leib und Leben, von Freiheit und von Ehre; über Eingriffe in das Recht des Besitzes, welches man sich im engsten Zusammenhang mit jenen dachte; endlich über Verbrechen gegen das Vaterland; also über Mord und Todtschlag, Gefangennehmung, Entführung und Entehrung, Raub und Diebstahl, Heeres- und Landesverrath. Kein Gericht wurde damals heimlich gehalten; die Rechtspflege war öffentlich und mündlich; das ganze Volk selbst übte sie, indem es aus seiner Mitte besondre Männer erwählte, welche das Urtheil fanden und das Recht wiesen, und einen Richter, der die Ordnung hegte. Dieser saß unter Gottes freiem Himmel, am hellen Tage, auf der Malstätte, einer Bergeshöh' oder unter'm heiligen Baum, mit verschränkten Beinen, auf einem Stuhle, angethan mit einem Mantel, und einen Stab in der Hand, Beides zum Zeichen seiner Gewalt, und ließ in dem zum Hegen des Gerichts abgesteckten Raume Kläger und Beklagte vor sich und die Geschwornen treten. Als Beweismittel galten Zeugenaussagen, Eid und Eideshelfer, und in Fällen, wo die Wahrheit durch solche nicht ermittelt werden konnte, überließ man dem Himmel die Entscheidung durch Gottesurtheile (Kampf, wobei der Sieg des Siegers Recht erwies, — Feuer- oder Wasserprobe); in peinlichen Sachen genügten zur Verurtheilung Eingeständniß („gichtiger Mund") oder Betretung auf der That („handhafte That") oder „blickender Schein". Die Sühne wurde als Privatsache des Klägers betrachtet, welcher durch das Verbrechen des Beklagten einen Verlust erlitten hatte; daher galt statt der früheren Blutrache das „Wergeld", sogar zur Sühne von Mord oder Verwundung, weil dabei das Gesammtinteresse der Familie beeinträchtigt war und Schaden nahm. Bei der Abschätzung des Wergeldes wurde auf den Stand und die Bedeutung der Gekränkten Rücksicht genommen. Wer zum Beispiel Richter, Edle und Freie kränkte, mußte seine Schuld um das Doppelte und Dreifache an Waffen oder Vieh höher büßen, als wer Männer und zumal Sklaven versehrt hatte; ein Weib mehr als einen Mann, und am allermeisten, wer den freien Mann in seinem Allod, oder gar auf der heiligen Malstätte gekränkt.

Todesstrafe gab's meist nur für Unfreie und für Verräther; diese empfingen damals noch den rechten Lohn, der ihnen gebührte, — den Strick; Feiglinge und Schandbuben wurden in Sumpf und Moor geworfen. Kerker gab's nicht; die Leibeigenschaft war als Strafe für gewisse Verbrechen schon bitter genug.

Bei solcher Verfassung erhielten sich lang die alten Sitten und Tugenden, Treu' und Redlichkeit, Gastfreundschaft und Keuschheit, und der feste Muth, der den Tod verachtet. Der Mann lebte nur dem Krieg, und im Frieden meistens nur dem edlen Waidwerk und dem Gelage; da zechte er bei Harfenklang und Gesang der „Skalden" (oder „Schalten"), unter'm Schall der Heldenlieder, aus den Hörnern des Urs Bier und Meth. Die Frau besorgte indessen das Hauswesen und der Leibeigene den Acker. Schlimm genug war's, daß der Mann beim Trunk kein Maaß und beim Würfelspiel kein Ziel kannte; in der Hitze des Trunks und Spiels bedachte sich Keiner, wenn er Alles verloren, sich selber auf den Würfel zu setzen; verlor er den letzten Wurf, so war er der Sklave dessen, der gewonnen hatte. Auch war beim Trunk der Freund vor seinem besten Freunde nicht sicher und aus manchem Becher wuchs ein Zweikampf.

Der Götterglaube der alten Deutschen war, — dies läßt sich aus den verschiedenen Bruchstücken erkennen, die theils in ihrer Urform, theils von fremdartigen Anschauungen überwachsen, zu Tage liegen, — eine Naturreligion, einfach, ihrem Charakter entsprechend. Nicht zu verkennen ist die Ahnung eines einzigen höchsten Wesens, eines schöpferischen, allerhaltenden, ewigen, eine Ahnung, die sich besonders in Sagen und Liedern des germanischen Nordens wie ein heller Streifen durch das Halbdunkel ihrer Götter- und Heldengeschichte zieht, und wie der Vorbote eines schöneren Morgenrothes die Weltanschauung von Gegenwart und Zukunft säumt. Aber nicht in Tempeln beteten sie, sondern in heiligen Hainen, an uralten Bäumen. Die Hauptgötter (Ansеis, Ansis, Aesir), welche allen Stämmen gemeinsam gewesen zu sein scheinen, waren drei, der Donnerer Thor (Thunar, Dor), der geheimnißvoll mächtige Wuotan (Godan, Othin) und Freyr (auch Fro oder Froho genannt), der Frieden und Fruchtbarkeit gab. Hiezu kommt noch Tyr (oder Tiv, Ziu), der Gott des Kriegs und des Rechts, dann die Mutter Erde Hertha, und die Göttin der Liebe Frauwa oder Freia (auch Frigga genannt). Diese verehrten sie als Königin des Himmels, als die höchste und heiligste aller Frauen, ja als den Inbegriff aller weiblichen Tugend und Holdseligkeit. Auch an gewaltige Riesen und an weise Zwerge glaubten sie, an lichte und dunkle Elfen (gute und böse Geister) und an das Fortleben in einem Himmel, in den die tapfern Helden aufführen. Der hieß Walhalla; dort war abermals Kampf und Gelage ihre Lust; darum ward der todte Freie in Wehr und Waffen und im schönsten Schmuck auf den Schild gelegt und mit Roß und Hund begraben

oder verbrannt. Von der Welt glaubten sie, daß sie einst mit allen Göttern durch einen ungeheuren Brand untergehen würde, nach welchem Allvater einen neuen Himmel und eine neue bessere Erde erschaffe. Als Priester hielten die Aeltesten und Weisesten daheim oder auf der Malstätte oder in den Waldheiligthümern für alle Andere die Feste der Götter mit Opfern und Gelagen. Solcher großer Opferfeste gab es im Jahre drei, wobei das Volk auch die gemeinsamen Angelegenheiten berieth. Jene Männer erforschten (sowie die weissagenden Frauen) das Schicksal durch Loose, und segneten Geschlecht, Gemeinde oder Gau.

So lebten unsre Urväter, ein freies Volk auf freier Erde, bei aller Einfachheit und Derbheit doch nicht ohne alle Bildung; denn sie kannten die Schreibkunst (Runen), die jedoch nur zu religiösem Gebrauch diente, und liebten Gedicht und Gesang. Lange wußten die andern Völker nichts von ihnen. Als sie aber ihr Dasein zu erkennen gaben, erzitterten die stolzen Herren der Welt.

2.

Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
Führen sie aus, was dem Herzen gelüstet;
Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, donnernde Fall.
Schiller.

Das geschah im Jahre 113 vor Christi Geburt. Da ward in der Stadt Rom, deren Herrschaft von Spanien bis Asien und von den Trümmern Karthago's in Afrika bis an die Rhone reichte, die Kunde erzählt: „in den steirischen Alpen steht ein Volk von Riesen und schüttelt die Waffen; es sind ihrer dreimalhunderttausend mit trutzigen Augen, so blau, wie der welsche Himmel, und mit langem Haar, so goldig wie der Schmuck welscher Frauen; Kimbern, d. i. Kämpfer, heißen sie sich selber; weither von Mitternacht, wo es nie Frühling wird, sind sie gekommen, dort hat das Meer ihr Land verschlungen, und jetzt lüstet es sie nach dem schönen Italien." Da war in Rom große Besorgniß, und in Eile führte der Feldherr Carbo ein Heer gegen die Kimbern; er traf sie im Alpenland (im heutigen Steiermark) bei der Stadt Noreja. Sie aber ließen ihm durch Gesandte sagen: „wir sind nicht gekommen, um mit Dir zu streiten; nach dem Lande Gallien wollen wir ziehen, drum laß uns ehrlich Frieden halten und gieb uns Wegweiser." Der Römer versprach's, doch gab er ihnen falsche Führer und überfiel das fremde Volk in der Nacht, da es schlief; denn er hielt's für das Sicherste, sie in den Alpen aufzureiben. Aber die

Kimbern sprangen auf, schrieen um Rache und erschlugen im Grimm das ganze römische Heer bis auf Wenige; dann zogen sie weiter und kamen in die Schweiz. Dort traten die Gaue der Tiguriner (d. i. der Züricher) und der Toygener (d. i. der Zuger) zu ihnen und Alle zusammen fuhren auf Abenteuer gen Gallien. Bald gewannen sie das ganze Land bis auf die festen Städte; am Niederrhein aber kämpften sie, mit einem andern deutschen Stamm, mit den Teutonen, verbunden, gegen die Belgen. Dort kehrten die Kimbern um und zogen bis zur Stadt Massilia zurück, die jetzt Marseille heißt. Da fanden sie ein römisches Heer und verlangten von Silanus, dem Feldherrn, Land in Italien, um darauf zu wohnen; dafür wollten sie den Römern Kriegsdienste thun. Als ihnen Silanus dies nicht gewährte, schlugen sie ihn. Zwei Jahre später vertilgten die Tiguriner ein andres römisches Heer am Genfer See; ein drittes, das Scaurus anführte, überwanden abermals die Kimbern. Mit diesen vereinigten sich jetzt aufs Neue die Teutonen, so wie die Ambronen, die an der Rhone saßen, und erschlugen an diesem Strom achtzigtausend Soldaten und vierzigtausend Troßleute der Römer und ihrer Bundesgenossen; alle Verwundeten und Gefangenen brachten sie um, und die ganze Beute warfen sie, als den Göttern geweiht, in die Rhone; nur zehn Männer entrannen und brachten die Schreckensbotschaft nach Rom. Da war großes Wehklagen und noch größeres Entsetzen in ganz Welschland. Keiner mochte gegen die Deutschen ins Feld ziehen und Jeder glaubte: das Ende der römischen Herrschaft sei da. Die Sieger aber, anstatt in Welschland einzufallen, fuhren gen Spanien und kämpften dort drei Jahre lang mit den Keltiberiern. Dadurch versäumten sie Alles.

Denn während dieser Zeit war in Rom Cajus Marius zum Feldherrn gewählt worden, ein rauher Mann, aber ein Abgott der Soldaten. Er hatte ein gewaltiges Heer gerüstet und die alte, eiserne Kiegszucht, durch welche die Römer stets siegreich gewesen waren, wieder hergestellt. Als nun die Kimbern und Teutonen aus Spanien wiederkamen, lagerte Marius an der Rhone. Da trennten sich die Bundesgenossen, um auf verschiedenen Wegen in Italien einzufallen, und die Kimbern zogen in Rhätien (das heutige Tyrol), die Teutonen mit den Ambronen aber wollten durch die Landschaften, welche heutzutage Provence genannt werden, nach Italien dringen, die Tiguriner aber hüteten die Alpen. Mit wildem Ungestüm rannten die Teutonen und Ambronen wider das feste Lager des Marius an, und versuchten, die Römer zu offener Feldschlacht draus hervorzulocken; bald aber des fruchtlosen Harrens müde, verspotteten sie die vermeintliche Feigheit der Feinde und zogen weiter gen Welschland zu, — Marius, welcher nun seine Krieger an den ungewohnten, furchtbaren Anblick der Feinde gewöhnt hatte, eilte ihnen nach. Nicht weit von der Stadt Aquä Sertiä in der Provence (dem heutigen Aix) traf er sie (im Jahre 102 vor Christi

Geburt), wie sie im schönen Thalgrund an beiden Ufern eines Flusses Rast hielten, vergnügt und sorglos beim Schmaus und im Bad. Das mußten die Römer, die vor Durst bald verschmachteten, von einem verschanzten Hügel herab ruhig ansehen; so wollt' es der kluge Feldherr Marius, um ihre Wuth gegen die Deutschen aufs Aeußerste zu reizen. Doch endlich hielt's der Troß nicht länger aus und stieg ans Wasser hinab, um zu schöpfen. Da ward er bald mit den Ambronen handgemein. Diese erhoben ihr wildes Kriegsgeheul und ließen ihre Waffen erklirren; die Römer, glühend vor Durst und Wuth, schreckte Beides nicht. Gleich wächst die Zahl der Streitenden. Schon fechten die Römer mit den Ambronen mitten im Fluß, Blut färbt das Wasser, die Römer trinken gierig daraus und fechten fort. Jetzt treiben sie die Deutschen durch den Fluß ans andere Ufer hinüber und drücken sie endlich an ihre Wagenburg zurück. Wie dort die Weiber die Flucht der Ihrigen erschau'n, erschlagen sie, grimmig vor Scham, ihre Männer, und setzen zugleich, statt derselben, den Kampf gegen die Römer fort, bis diese endlich zurückweichen. — In der Nacht aber sammelten sich die Flüchtlinge wieder; grausig scholl und wiederhallte ihr Geschrei. Am andern Tage hielten Römer und Deutsche Rast, Keiner mochte schlagen; in der Dämmerung legten sich indessen dreitausend römische Reiter in einen Hinterhalt. Wie nun der Morgen graute, rückte das römische Heer in geschlossenen Reihen langsam die Höhen hernieder; die Teutonen ihnen entgegen, stürmten jauchzend hinan. Da machen die Römer, wie festgewurzelt, plötzlich Halt, und lassen die Deutschen an Schilde und Schwerter anrennen. In solcher Nähe, Stirn an Stirn, können diese mit ihren gewaltigen Waffen nicht ausholen, und auf den glatten Abhängen gleiten sie aus. So groß auch ihre Kampfwuth ist, sie müssen endlich doch weichen; nun fallen ihnen die römischen Reiter aus dem Hinterhalt in den Rücken, während Marius mit den Seinigen sie Schritt für Schritt von den Höhen tiefer ins Thal hinabdrängt; ihre Reihen sind gelichtet, die Verwirrung vollendet ihre Niederlage. Zu Tausenden sinken sie in ihr Blut, nur Wenige entfliehen mit ihrem riesengroßen Herzog, dem Teutoboch. — Die Weiber auf der Wagenburg wurden gefangen, und beschworen die Römer, ihrer Keuschheit zu schonen; als ihnen dies nicht bewilligt ward, erwürgten sie sich alle in der Nacht. Im Wald wurde auch Teutoboch gefangen und mit dem Besten von der Beute für den Triumphzug aufgespart, alle übrige Beute den Göttern Roms als Dankopfer verbrannt.

Indessen waren die Kimbern durch die Tyroler Alpen hinab an die Etsch gezogen, vor ihnen her der römische Feldherr Catulus, flüchtend, mit seinem Heer. An beiden Ufern des Stromes, die er durch eine Brücke verband, verschanzte er sich und bot den Kimbern die Schlacht. Da rissen diese, wie zum Spiel, die stärksten Bäume, mit Wurzeln und Erdreich dran, aus, warfen sie in den Strom, mächtige Felsstücke dazu, und zertrümmerten

die Brücke. Catulus floh; sein Heer am jenseitigen Ufer hingegen hielt in den Verschanzungen so tapferen Widerstand, daß die Kimbern, als sie es endlich dennoch bezwangen, ihm um des Muthes willen freien Abzug gönnten. Darauf ergossen sich die Schaaren der Sieger über die üppigen Fruchtfelder Welschlands, sonnten sich behaglich unter dem milderen Himmel und tranken sorglos vom süßen welschen Wein. So vergingen ihnen in Wohlleben der Herbst und der Winter, und der Frühling kam, aber ihre Kriegsgesellen, die Teutonen, auf die sie warteten, kamen nicht; — statt ihrer die Römer, stolz auf den Sieg und nach neuen lüstern. Der gewaltige Marius, und Catulus, voll Ungeduld, die Schmach der Flucht auszutilgen, hatten 52,000 Kriegsmänner gegen sie ins Feld geführt. Die Kimbern, die von der Teutonen Untergang nichts wußten, schickten zu Marius und verlangten abermals Land für sich und ihre Brüder. „Die haben schon Land genug!" rief Marius lachend und ließ ihnen, als sie ihm Rache drohten, die gefangenen Heeresfürsten der Teutonen in Ketten zur Schau heranführen. Als die Kunde davon ins Lager der Kimbern kam, schwoll jedes Herz von Rache, und Bojorix, der Herzog, der einst im Grimm einen gefangenen Römerfeldherrn erschlagen, weil dieser die Römer als unüberwindlich gepriesen, ritt vor's Lager des Marius und rief um Ort und Zeit der Schlacht hinan. „Uebermorgen, auf den raudischen Feldern bei Vercellae!" (dem heutigen Vercelli) bekam er zur Antwort.

Also geschah's. Am Morgen des dritten Tages (es war am 30. Juli des Jahres 101 vor Christi Geburt) standen Kimbern und Römer einander gegenüber, die Kimbern im ungeheuren Viereck zusammengedrängt; die Vorfechter in den ersten Reihen, durch hohe Schilde gedeckt, hatten sich mit Ketten aneinandergeschlossen, um gemeinsam zu siegen oder zu fallen. Ihre Reiter, 15000 an der Zahl, glichen durch Helmschmuck und Waffen riesigen Greifen mit blitzenden eisernen Fängen. Diese Reiter begannen im Frühnebel die Schlacht. Ihre Schwenkungen hielten die Römer für Flucht und folgten rasch. Das war's gerade, was die Kimbern gewollt; flink fiel nun ihr Fußvolk den Römern in den Rücken. Schon verzweifelten Marius und Catulus an dem Sieg, doch hielt der Letztere den Sturm der Feinde noch mannhaft aus. Da schwinden plötzlich die Nebel, die Sonne verräth die List der Kimbern und blendet sie, Staubwolken wirbeln ihnen ins Gesicht, und Verwirrung bricht ein. Jene Ketten werden nun ihr Verderben, denn der Sterbende reißt im Falle den noch Kämpfenden mit sich zu Boden und jeder ist gehemmt; die ungewohnte Hitze wirft den Rüstigsten nieder. Jetzt hebt das Würgen an und währt den ganzen Tag. Bojorix fällt, um ihn im hohen Haufen sein treues Geleite; zwei Anführer werden gefangen; zwei andere fassen sich fest an den Händen, legen die Schwerter Einer an des Andern Brust und durchbohren sich so wechselseits, um doch als Freie zu sterben. 90,000 Landsleute waren erschlagen. Als Alles verloren war,

fochten die Weiber noch fort und erdroſſelten endlich verzweifelnd ihre Kinder und ſich ſelber. Die treuen Hunde vertheidigten noch lange die Wagenburg.

So erlagen dieſe deutſchen Stämme. Daß ſie ſich getrennt hatten, war der Grund ihres Verderbens. Aber die, ſo im Krieg gefangen worden waren, verloren in der Sklaverei bei den Römern den Freiheitsſinn nicht. Deutſche waren es, welche in einem großen Aufſtand der Sklaven den römiſchen Staat an den Rand des Verderbens brachten; und lange Jahre blieb es zu Rom ein Sprichwort: „Kimbriſche Schrecken!“ — Länger noch ehrte und ſcheute das römiſche Volk das deutſche Heldenthum.

3.

. . . Es preiſe ſich, wer Keinem
Mit ſeinem Leibe pflichtig iſt auf Erden.
Schiller.

Neun und zwanzig Jahre nach dem Untergang der Kimbern riefen im Lande Gallien die Sequaner, die an der Saone ſaßen, die Deutſchen am Rhein, daß ſie kämen und ihnen gegen ihre Nachbarn, die Aeduer, Hülfe brächten. Alſobald führte ein Herzog im großen Stamme der Sueven, Arioviſt, eine Gefolgſchaft von 15000 Deutſchen über den Rhein, gewann den Sieg, verlangte den dritten Theil des Landes, und lud ſeine Landsleute, die noch in der Heimath waren, ein, daß ſie nachkämen und mit ihm das ſchöne Gallien gewännen. Da erſchraken die Gallier und riefen zum Schutz gegen die Deutſchen den römiſchen Feldherrn Julius Cäſar herbei, von deſſen Kriegsruhm alle Lande voll waren. Schneller, als den Galliern ſpäterhin lieb ſein mochte, zog dieſer heran, und gebot gar trotzig und übermüthig dem Arioviſt: er ſolle fürder weder die Gallier, welche Rom in Schutz genommen habe, irgendwie kränken, noch aufs Neue deutſches Volk herbeirufen. Arioviſt verachtete dies Gebot und rüſtete lieber gegen den ſtolzen Feind. Da beſtellte mancher Mutterſohn im römiſchen Heer in Todesangſt ſein Teſtament, als die Nachricht bekannt ward, es ginge gegen Deutſche ins Feld. Doch Cäſar vertraute auf ſein Glück und dies verließ ihn nicht. Da er ausgekundſchaftet hatte, daß die Deutſchen, durch Prophezeihungen gewarnt, vor Neumond keine Schlacht beginnen wollten, drängte er ſie ohne Verzug auf den Wahlplatz bei Veſontio (Beſançon). Heiß war der Tag, Cäſar ſiegte, Arioviſt eilte über den Rhein zurück (im Jahre 58 vor Chriſti Geburt).

Darnach überwand Cäſar die Belgen, die ſich mit jenen Deutſchen, welche über'm Rhein wohnten, verbunden hatten, und, durch Treuloſigkeit

die Tenchterer und Usipeter. Dann ging er bei Andernach über den Rhein und wollte die Sigambrer bändigen. Aber diese waren tief ins innere Land zurückgewichen, und der Eroberer, so stolz er war, wagte es nicht, die Löwen in der Höhle aufzusuchen, sondern zog bald wieder über den Rhein zurück.

Nicht lange vermochten die Belgen das Joch zu tragen, und drei edle Männer gaben sich die Hände, das Volk zu befreien. Da geschah im deutschen Lande der erste Verrath durch den Stamm der Ubier, die zwischen dem Main und der Lahn saßen; diese wandten sich feig von den Landsleuten ab und dienten den Feinden des Vaterlandes als Bundesgenossen; auch im gewaltigen Stamm der Trevirer (Trierer) stiftete die Herrschsucht Einzelner Uneinigkeit und verleitete zum Abfall. Dadurch gewann Cäsar freies Spiel und ging abermals über den Rhein; doch richtete er nicht mehr aus als das erstemal. Hingegen bezwang er in mühevollen Kämpfen die Belgen vollends und machte alles Land bis an den Rhein den Römern zinsbar. Als er aus Gallien fortzog in den Kampf mit seinem Nebenbuhler um die Herrschaft des römischen Reiches, schlugen Deutsche um Sold in fremden Ländern seine Schlachten!

Von jenen Tagen an ergoß sich die Gewalt der Römer immer weiter und breiter in deutschen Landen; in den Alpen und bis an die Donau wurden sie Herrn, bauten Städte und Burgen zu Schutz und Trutz, brachten welsche Sitten und welsches Verderbniß, welsches Geld und welsche Götter ins Land. Noch schlimmer aber als die Herrschaft der fremden Zwingherrn war's, daß die Zwietracht der deutschen Stämme gegen einander immer zunahm, daß der Kriegslustigen immer Mehre die Heimath verließen und mit den römischen Herren in alle Welt zogen, um sich satt fechten zu können. Viele Söhne aus berühmten deutschen Geschlechtern kamen damals in die Stadt Rom, als Geiseln, oder um Kriegskunst und feinere Sitten zu lernen. Dies war den Römern lieb genug und sie kirrten die jungen Herzen mit Ehren und Wollüsten, daß sie Freiheit und Vaterland darüber vergessen sollten.

Denn gar lüstern sahen die Römer schon lang auf das Land über dem Rhein, das noch frei war; durch die Zwietracht der Deutschen hofften sie um so leichter zu siegen. Und es brach zuerst Drusus, der Stiefsohn des römischen Kaisers Augustus, (im Jahre 12 vor Christi Geburt) mit gewaltiger Heereskraft im Lande der Bataver, wo der Rhein mündet, auf, und trug den Krieg den Rheinstrom hinauf bis zu den Sigambrern (die im Westerwald saßen) und wieder hinab bis ans Meer. Dort halfen ihm die Friesen wider ihre Nachbarn, die Chauken, kämpfen; an der Mündung der Ems baute Drusus eine Burg. Im nächsten Jahre zog er mit Mord und Brand bis an die Weser; dort fand er den tapfern Stamm der Cherusker und hielt es gerathen, umzukehren. An der Lippe aber schlug er, weil er mußte, eine große Schlacht und baute an der Stelle, wo jetzt das Dorf

Elsen liegt, das Kastell Alison. Wohl funfzig Städte und Burgen gründete er am Rhein (worunter Mainz und Bonn) und zog den „Pfahlgraben", zur Grenzwehr gegen die Deutschen; der schlang sich vom Rhein (bei Neuwied) über den Taunus und den Main bis zur Donau hin.

Auch gegen die Chatten zog er — von denen die Hessen ihre Abkunft haben — (im Jahre 9 vor Christi Geburt), und selber in die verrufenen Wälder der Cherusker drang er endlich ein; was dem mächtigen Julius Cäsar nicht gelungen war, das hoffte er zu vollbringen, alles Land, wo deutsch geredet ward, zu entdecken und zu bewältigen. Bis an die Elbe kam Drusus; da erschien ihm plötzlich am Ufer ein riesenhaftes Weib, hob die Hand wider ihn und rief ihm zu: „Wie weit willst Du noch ziehen? Kehr' um! Dein Ende ist nah!" Und Grausen kam über Drusus, der in so vielen Schlachten nie gebebt hatte; er kehrte um; dreißig Tage darnach verlor er durch einen Sturz vom Roß das Leben.

Nach ihm waltete sein Bruder Tiberius listig, treulos und grausam am Rhein — tapfer und klug hingegen der Feldherr Domitius an der Elbe. Nicht lange stand es an, so hießen die Römer alles Land zwischen beiden Strömen eine Provinz ihres Reiches, wiewohl das Land noch keineswegs völlig bezwungen war; aber sie hofften es bald ganz zu bewältigen durch Handel und Wandel, durch listige Freundlichkeit. Schon erbauten sie Burgen darin, und setzten Feldherrn als Statthalter ein, die nach römischem Brauch schlichteten und Recht sprachen. Dies geschah um die Zeit, da Jesus Christus geboren wurde. „Die deutsche Freiheit ist untergegangen", dachte stolz der Kaiser zu Rom in seinem Palast, welchen ihm eine Leibwache aus deutschen Jünglingen behütete; auch mancher Deutsche sogar dachte nicht anders. Aber in den dunklen Hainen traten viele Männer von altem Schrot und Korn zu einander, denen der Muth noch fest stand wie die heiligen Eichen; sie tauschten heimlich manches kluge Wort, erkannten nur in Treu und Einigkeit des Volkes Heil und beriethen die Rettung der Freiheit.

4.

„Es ist ein Feind, vor dem wir Alle zittern,
Und eine Freiheit macht uns Alle frei."

Schiller.

Von vielen deutschen Jünglingen, die nach Rom gekommen waren, hatte der Kaiser Augustus zwei aus edlen Geschlechtern mit Gunst und Ehren besonders ausgezeichnet, den Marbod aus dem großen und mächtigen Stamm der Sueven, und den Hermann (oder Armin) aus dem Stamm

der tapfern Cherusker. Dieser erhielt das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde; doch ob er gleich die Sprache der Römer gelernt hatte, das Rauschen der deutschen Eichen vergaß Hermann in Rom nicht. Auch Marbod gedachte des Vaterlandes, und, da er die Arglist der Römer erkannte, ward ihm das Herz voll von mächtigen Beschlüssen, ihrem Trotz wieder Trotz zu bieten. Da zog er heim, führte die Markomannen, welche am Oberrhein saßen, in das Land, so heutzutage Böhmen heißt, sammelte viele Stämme, die im nördlichen Donauland wohnten, und wollte ein einziges starkes Volk aus ihnen schaffen, an dem die fremde Herrschaft zu Schanden würde. Aber das Beste übersah Marbod dabei: die Freiheit. Einen gewaltigen Herrscher müsse das Volk haben, der es in Krieg und Frieden zusammenhalte, so meinte er, und in sich selber fühlte er Kraft und Lust genug, ein solcher zu werden. So lehrte er die Markomannen römische Kriegskunst, damit sie durch diese selbst die Römer zu überwinden vermöchten. Im Lande Böhmen baute er sich alsdann eine feste Burg, worin er als Fürst waltete, und bezwang die benachbarten Stämme, daß sie sich dem neuen Reiche anschlossen. Bald wurden die Römer argwöhnisch gegen die wachsende Macht ihres alten Günstlings und stellten ihn zur Rede. Obwohl er sie nun durch erheuchelte Unterwürfigkeit zu täuschen suchte, so erkannten sie doch, wie mit der Macht Marbod's Stolz wuchs, und erkannten auch die Gefahr, die von Böhmen her den Ländern südlich vom Donaustrom drohte, welche ihnen unterwürfig waren. Da beschlossen sie, Marbod's Herrschaft mit einem einzigen Schlag zu vernichten. Darum griffen sie ihn von zwei Seiten her zugleich an; aber sieh, es erhoben sich damals, wie auf ein einziges Losungswort, alle Völker, die zwischen der unteren Donau und dem adriatischen Meere wohnten, gegen ihre Zwingherrn. Als diese nun solche große Gefahr sahen, boten sie schlau dem Marbod Frieden. Ihn aber verblendete die Selbstsucht so ganz und gar, daß er, statt die günstige Gelegenheit zu benützen, lieber müßig zusah, wie die Völker, die um ihre Freiheit fochten, von den Zwingherrn aufs Neue überwältigt wurden. So vergaß er, um der eitlen Lust an der Herrschaft willen, die gemeinsame Sache; dafür vergaß ihn selber später die Vergeltung nicht.

Um diese Zeit waltete diesseits und jenseits des Rheins als römischer Statthalter Quintilius Varus. Die Deutschen, die seinen Vorgänger, den Sentius, einen ehrlichen Mann, geliebt hatten, haßten ihn; denn Varus nahm ihnen nicht bloß ihr Hab und Gut, sondern hatte sich auch vorgesetzt, ihnen das gute alte Recht aus der Hand zu winden und die theure Sprache der Väter auszudrängen, damit sie auch, wenn sie unter einander redeten, immer dran denken sollten, daß sie nichts weiter mehr seien, als Knechte des römischen Kaisers. Von allen Deutschen empfand Keiner die Unterdrückung mit größerer Scham und mit heißerem Grimm, als jener edle Cheruskerjüngling Hermann, der Sohn Siegmars. Er hatte sein deutsches

Herz rein und unverderbt aus Rom heimgebracht, während sein Bruder fort und fort den Römern diente und sogar seinen ehrlichen deutschen Namen für den römischen: „Flavius" aufgab. Nach dessen Sinnesart maß nun Varus, welcher, von Stolz verblendet, die Kraft der Deutschen schon für gebrochen hielt, auch das Tichten und Trachten Hermanns und zog ihn, wie einen ganz römisch gewordenen Mann, sogar ins Vertrauen. Hermann ließ ihn beim Glauben, bis das Werk der Befreiung, das er im Herzen trug, zur Reife gediehen sei. Denn heimlich hatte er indessen die Besten seines Stammes, die er treu und freiherzig erfunden, zusammenberufen, und mit ihnen in stiller heiliger Waldeinsamkeit Rath gepflogen. Alle erkannten, daß für die Deutschen nur darin Heil sei, wenn sie alle Römer, die im Lande saßen, wie böse Raubthiere auf einem einzigen Treibjagen erschlügen. Dazu lud er nun die benachbarten Brukterer und die Marsen und viele andere Gauvölker ein, und alle schlossen mit den Cheruskern eine Eidgenossenschaft auf Noth und Tod, und alle hielten für gut, die stolzen Römer durch erheuchelte Demuth noch eine Weile immer sicherer zu machen. Dies Vorhaben gelang ihnen. Indessen hatte Hermann eine Jungfrau gesehen, die hieß Thusnelda; keine andre im ganzen Cheruskerlande kam ihr gleich an Schönheit des Leibes und der Seele, und mit bittrem Schmerz sah auch sie die Erniedrigung des Volkes; ihr Vater aber, Segest, hielt zu den Römern und hoffte durch deren Beistand sich die Herrschaft über sein Volk zu erringen. Zu dieser Jungfrau trug Hermann unsägliche Liebe im Herzen, und treuinnig hing Thusnelda an ihm. So ging denn Hermann zu Segest und freite um die Hand der Jungfrau, und als sie ihm verweigert ward, achtete er in seiner großen Liebe weder der alten Sitte, noch der Gefahr für seine Freiheit, wenn der Vater ihn ereilte, sondern entführte Thusnelden, und brachte sie heim als sein ehelich Weib. Dafür schwur ihm Segest ewige Rache und begann dieselbe damit, daß er, selbst ein Verräther am Vaterland, (denn er wußte von dem Bund der Eidgenossen) den Varus vor Hermann als vor einem Verräther warnte. Doch Segest predigte tauben Ohren; der römische Feldherr, der den Grund seines Hasses wußte, dünkte sich klüger und verachtete den Rath eines „plumpen Deutschen". So schlug ihn Gott mit Blindheit, bis die Schale des Gerichts voll war.

In seinem Sommerlager an der Weser saß Varus, als er die Kunde erhielt: ein deutscher Stamm an der Ems habe sich erhoben und alle Römer, die in seinen Marken wohnten, erschlagen. Also war's verabredet gewesen zwischen den Eidgenossen. Denn Hermann, die Seele des Bundes, hatte zuvor bedacht, daß Varus in solchem Falle nicht säumen werde, mit aller Macht ins Feld zu ziehen. Und so kam's auch. Der Römer beschloß, ohne Verzug aufzubrechen und Rache zu nehmen. Beim Abschiedsmahl im Lager waren Hermann und Segest zu Gast, und Segest warnte noch einmal. Doch Varus glaubte ihm abermals nicht und gebot vielmehr dem

Hermann, daß dieser den Heerbann der Deutschen aufbiete und sie den Römern als Bundesgenossen schleunig zuführe. Dann brach er stolzen Muthes mit drei erprobten Legionen auf und zog in die Berge an der Weser, in die Gegend, wo jetzt Herford und Salzufeln liegen. Rasch bot Hermann den Heerbann auf, und freudig hoben die Eidgenossen ihre Schwerter, die Freiheit zu rächen. Auf wohlbekannten kürzeren Wegen führte Hermann sie hinter den Römern her und fiel plötzlich deren Nachhut an. Noch ahnte Varus nicht den ganzen Umfang der Gefahr und hielt für Uebermuth Einzelner, was Plan und kluge Vorsicht war. Denn schwächen und zerbröckeln wollte Hermann die römische Heeresmacht zuerst, um dann die Trümmer desto sicherer zermalmen zu können. Es kamen und schwanden die Rächer wie Schatten der Nacht. Jetzt hier, jetzt dort fiel ein Römer im Engpaß. Die Todten zu zählen, die im Dunkel des Waldes verröchelten, vermochte Varus nicht. Da befahl er, geschlossenen Marsch zu halten; doch war's in der Wildniß unmöglich. Endlich neigte sich der Tag und Varus gebot dem Heere: Halt zu machen, sich zu verschanzen, so gut es ginge, und zu verbrennen, was von Gepäck überflüssig sei und im Zuge nur hindern könne. Am andern Tage rückte das Heer, immer von den Deutschen umschwärmt, doch in besserer Ordnung, in der Ebene weiter, die sich an der Werra ausbreitet, und kam in das dichtbewaldete sumpfige Thal, das die Berlebecke durchrinnt, in die Gegend von Detmold, wo die hohe Teutoburg ragte. Da ward auf einmal jeder Busch lebendig, aus jeder Bergschlucht raschelte es wie viel hundert Schlangen empor, und die uralten Bäume schüttelten, wie sonst nach dem Wetter Regentropfen, jetzt Pfeile ohne Zahl auf die Römer herab. Der Himmel wollte auch nicht feiern und half den Deutschen mit Sturm und Regen. Von den Güssen unterwühlt, sank die deutsche Erde unter des Römers Füßen ein; im losen Erdreich schwankend, vom Sturm gerüttelt, stürzten die deutschen Eichen über die Unterdrücker hin und zermalmten sie im Fall. Jetzt nehmen die Deutschen in Waidmannslust sich erst recht die fremden Eber aufs Korn, die ihnen die heilige Erde des Vaterlands so lange aufgewühlt. Pfeil an Pfeil! Fall an Fall! Schritt für Schritt kämpft der Feind um den Boden, auf dem er steht, um den Weg, um jeden Baum, um jeden Stein, und kommt nicht eher zu Athem, als bis die Nacht hereinbricht. Da läßt Varus abermals Lager schlagen und ermattet sinken die Römer hin; in jedem Augenblick scheucht der Deutschen Kriegsgeheul sie aus der kurzen Nachtruh empor. Wie der dritte Tag sich lichtet, entdecken sie erst, wie licht es in ihren Reihen geworden. Mann an Mann geschlossen, brechen sie auf und kommen aufs offene Land, das die Senne heißt. Da sehen sie mit Grausen die ganze Macht aller Eidgenossen vor sich entfaltet. Ringsum Deutsche, nirgends einen Ausweg! Für alle Tapferkeit ist nichts mehr feil als der Tod. Jauchzend stürzen jetzt die Eidgenossen in der verzweifelnden Römer starre Reihen. „Die Freiheit! die

Freiheit!" schallt's wie Donner des Himmels den Römern in die Ohren. Wie die Saat unter Hagelschlossen, sinken die Tapfersten unter deutschen Hieben hin. Hermann selbst ist überall; hier ordnet er als Feldherr die Schlacht und ruft: „Drauf, Brüder, drauf!" dort kämpft er mit der Kraft von zehn Männern, Stirn an Stirn; kein Eidgenosse, der nicht mit ihm um den Preis wetteifert! Des Feindes Schaaren sind zersprengt, nur wenige wilde Haufen ragen noch aus dem Meer der Schlacht empor. Jetzt wird die Flucht allgemein; doch wer sich retten will, rennt wie blind grad' recht in die Spieße der Deutschen. Da faßt den Varus Verzweiflung, und, um sein Unglück nicht als Schmach überleben zu müssen, stürzt er sich in sein Schwert. Nur Wenige von dem ungeheuren Römerheer entrinnen glücklich nach der Feste Aliso; die Meisten liegen auf dem Wahlplatz.

Hermann und Thusnelda.

Wer in Gefangenschaft kam, ward entweder den Göttern, zum Dank für die wiedererrungene Freiheit, geopfert oder zu gemeinem Frohndienst in die Gaue der Eidgenossen geschleppt. Am grausamsten rächte das Volk die lang erduldete Fremdherrschaft an den Sachwaltern und Schreibern, die ihm statt des guten alten Rechts das spitzfindige neue aufgedrängt; einem, den es gefangen, riß es die Zunge aus, stopfte ihm die Kehle zu und rief: „Jetzt zisch' einmal, Natter, wenn Du kannst!" —

Das war die große Schlacht im Teutoburger Walde, die geschlagen ward im 9ten Jahre nach Christi Geburt. Die Freiheit des deutschen Volkes brachte Hermann seinem treuen Weibe daraus heim; den ewigen Ruhm seines Namens sah ihm Thusnelda auf der Stirne leuchten, da sie dem Helden wieder am Herzen lag. Dem Marbod aber schickte Hermann das Haupt des Varus, zur Mahnung, daß alle Deutsche nur einen Feind hätten und nur für eine Freiheit kämpfen sollten. Doch Marbod verstand die Aufforderung nicht, oder wollte sie nicht verstehen, und sandte den Varuskopf nach Rom. Als dort der Kaiser Augustus die Kunde erhielt, daß die drei Legionen gefallen, stieß er in Verzweiflung die Stirn an die Wand seines Palastes und rief aus: „O Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!" Ganz Rom war voll Entsetzens vor den Deutschen und glaubte mit jedem Tag, sie kämen in ungeheuren Heerschaaren, wie einst die Kimbern und Teutonen, gen Welschland heran. Im Lande Gallien und am Rhein ward zur Nothwehr gerüstet. Grundlose Furcht! Nicht an Eroberung dachten die Sieger; die theure Freiheit erlöst zu haben, war ihnen genug; stolz legten sie die Hände in den Schooß, als sie die Zwingburgen im Lande gebrochen hatten, als bis an den Rhein kein Römer mehr zu schauen war. Hermann allein dachte daran, wie die Freiheit auch für alle künftigen Zeiten bewahrt werden müsse, und fand das einzige Mittel in einem steten Bunde der Eidgenossen. Aber die Mißgunst der Edlen, welche für sich selbst die Herrschaft zu erringen hofften, widerstrebte ihm, — vor Allen Segest. Der trug noch immer unversöhnlichen Groll gegen ihn im Herzen, überfiel ihn und schlug ihn in Ketten; das treue Geleite aber befreite den Helden und übte Wiedervergeltung an dem Verräther.

Als die Römer von dieser Zwietracht vernahmen, wuchs ihnen aufs Neue der Muth und sie beschlossen, die Niederlage des Varus zu rächen und die verlorene Herrschaft wieder zu gewinnen. Große Macht ward gerüstet, und zuerst kam Tiberius, der bald darauf römischer Kaiser ward, — dann Germanicus, der Sohn des Drusus, an den Rhein. Der überfiel die Marsen und die Chatten und legte ihre Gaue wüst. Bald sandte ihm Segest durch einen Vertrauten Botschaft: er, der stets ein Freund der Römer gewesen, werde von dem Volk in seiner Burg belagert, und bat den Germanicus, daß er mit Heeresmacht käme und ihn befreie. Nicht lange ließ der Römer auf sich warten und entsetzte den Verräther. Da wurden in Se-

gests Burg viele edle Frauen gefunden, unter ihnen auch Hermanns Weib, Thusnelda, die ihr Vater den Römern als Gefangene übergab. Sie trug ein Kind des edlen Helden unter'm Herzen; schweigend und thränenlos stand sie in ihrer Würde da, die Hände unter dem Busen gefaltet, und dachte an Hermann. Als dieser von Segests Niederträchtigkeit vernahm, rief er in unsäglichem Schmerz von Gau zu Gau um zwiefache Rache, für die Freiheit des Volkes zuerst, dann für die seines Weibes und seines ungebornen Kindes. Da erhoben sich die Eidgenossen aufs Neue voll Wuth gegen die Römer; Germanicus aber zog stolz und in Siegeshoffnung durch den Teutoburger Wald heran. Darin fand er den Wahlplatz, wo die Legionen gefallen waren, und begrub die weißen Gebeine seiner erschlagenen Landsleute. Hermann erwartete ihn auf einer Haide und bot ihm zwischen Wald und Sumpf die Schlacht; die ward so klug und wild geschlagen, daß die Römer wichen. Dann überfiel und bewältigte er rasch das Heer des Cäcina; nur der Ungestüm der Deutschen rettete diesen alten, erfahrenen Kriegsmann vor dem Schicksal des Varus. Um so eifriger dürstete Germanicus nach dem Ruhm, ganz Deutschland römisch zu machen, und bot alle List der Kriegskunst auf. An den Meeresküsten fuhr er mit einer Flotte bis hin zur Mündung der Ems; von dorther drang er jetzt ins Land. Da wichen die Cherusker, in der Gegend, wo heutzutage Minden steht, hinter die Weser zurück und erwarteten ihn zur Schlacht. Bevor sie begann, sah Hermann seinen Bruder Flavius am andern Ufer des Stromes stehen und rief ihm zu: „O komm herüber zu Deinem freien Volk, mein Bruder; was kämpfest Du in den Reihen der Römer gegen uns? Kennst Du die alten Eichen nicht mehr? Hörst nicht, wir sie Dir Grüße zurauschen aus unsrer Knabenzeit? Wirf hin, o wirf hin die eitlen Ehren, mit denen die Römer die Schmach Deiner Abtrünnigkeit und Knechtschaft vergülden! O wie viel schöner ist's, von freien Brüdern geliebt zu sein! Wie viel süßer, auf heimischer Erde als freier Mann zu sterben, denn auf fremder als reicher Sklav zu leben!" Aber Flavius hatte kein Herz für solche Worte mehr. Da gebot Hermann voll Grimm die Schlacht. Am andern Tage ward sie geschlagen, in dem Gau Idistawiso, vom Morgen bis in die tiefe Nacht. Klug hatte Hermann den Plan erdacht und bestellt, doch die Wuth des Kampfes verdarb das Wohlersonnene. Die Cherusker rannten von den waldigen Hügeln, wo Hermann sie aufgestellt, zu früh ins Thal hinab. Dadurch entsteht Verwirrung. Die Römer benützen sie, drängen von allen Seiten und werden Meister des Schlachtfeldes. Da stürmt Hermann hoch zu Roß wider die Bogenschützen und bahnt sich endlich eine Gasse. Plötzlich stößt er wieder auf eine lebendige Mauer; das sind die römischen Bundesgenossen, die aus Gallien, die aus Tyrol und vom Lech. Verwundet, daß das Blut ihm über's Antlitz rinnt, und ihn unkenntlich macht, bricht der tapfere Held dennoch durch und gewinnt das Freie. — Wie aber die Römer den Rück-

zug antraten, stand alles Volk in den Gauen wider sie auf, und abermals ward grimmig geschlagen bis tief in die Nacht; die Römer nannten's einen Sieg; doch war's keiner. Darnach fuhren sie auf der Ems ins Meer, da zersplitterte der Sturm ihre Flotte. Ungebeugt durch diesen Verlust, griff Germanicus die Chatten und Marsen an, legte das Land wüst, und hoffte mehr denn je, Deutschlands Meister zu werden. Der Kaiser in Rom aber sprach ein Wort, das sich leider zu allen Zeiten als wahr erwiesen hat: „Sichrer als durch fremde Waffen wird die Kraft der Deutschen durch sie selber gebrochen"; und so rief er den Germanicus, auf dessen Macht er längst eifersüchtig gewesen war, zurück und gönnte ihm die Ehre eines Triumphes. Da wurden viele gefangene Edle und die Edelste von Allen, Thusnelda, mit Hermanns Söhnlein, das sie in der Gefangenschaft geboren, nach Rom gebracht. Nie erblickte Hermann sie wieder. Ihr Vater Segest aber sah schamlos zu, wie das Weib des Helden, wie seine Landsleute dem Pöbel Roms im Triumph zur Schau vorgeführt wurden.

5.

Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide?
Besiegt, ein unbesiegtes Land,
Sich selbst und seinen Ruhm zu schlauer Feinde Freude?
Uz.

Hermanns einziger Trost war das Vaterland; dem allein lebte er. Aus der Römer Gewalt hatte er es abermals errettet; von einem andern Feinde, den er für nicht minder gefährlich hielt, wollte er es jetzt befreien, von dem bösen Beispiel der Alleinherrschaft eines Fürsten. Das gab Marbod, der von den Alpen bis an die Elbe sein gewaltiges Markomannenreich aufgerichtet hatte und darin eigenwillig herrschte. Zwei tapfere Stämme des Suevenvolkes, die Longobarden und die Senonen, mochten dies nicht ertragen; drum traten sie aus dem Bunde der Markomannen und reichten den freien Cherusker-Eidgenossen die Hände. Bei diesen aber ergrimmte Hermanns Oheim, Ingiomar, in Eifersucht über den Ruhm und das Ansehen seines Neffen und ging aus Trotz zu den Markomannen. Ueber Beides ward Krieg. — So standen (im Jahre 17 nach Christi Geburt) Deutsche wider Deutsche, die Einen, Hermanns Eidgenossen, geringer an Macht, aber stärker durch Tugend, für die Erhaltung der Freiheit im deutschen Lande, die Andern, Marbods Gefolge, zum Schutz der neuen Herrschergewalt, beide mit gleicher Tapferkeit. Endlich mußte Marbod weichen, und, verzagend an seiner schlechten Sache, schämte er sich nicht, die gemeinsamen Feinde aller Deutschen, die Römer, um Beistand anzuflehen; so tief in der Ehre hatte

ihn das schleichende Gift der Herrschsucht verderbt. Da brach ihm plötzlich ein junger Edler aus dem Stamm der Gothen, Namens Katwald, ins Land und gewann seine Burg und seinen Schatz; Marbod floh in den Schutz der Römer. Den gewährten sie ihm in ihrer Stadt Ravenna. Dort starb Marbod nach achtzehn Jahren; kein freies Herz klagte um ihn.

Hermann, den Cherusker, traf der Tod in der Blüthe der Kraft; erst sieben und dreißig Jahre zählte er, und zwölf Jahre lang hatte er unermüdlich für die Freiheit des deutschen Volks gestritten. Ihm, der die Freiheit noch mehr geliebt als Weib und Kind, ihm ward nachgesagt: „er strebe nach der Alleinherrschaft!" Dies Gerede kam von seinen eigenen Verwandten, welche selber darnach trachteten, und unter diesem falschen Vorwand brachten sie ihn meuchlings um; dies geschah im Jahr 22 nach Christi Geburt. Das Volk hat den treuen Helden lange nicht vergessen und seine Thaten in Liedern gesungen.

Sechs Jahre nach Hermanns Tod zerbrachen die Friesen und ihre Nachbarn, die Caninefaten, das römische Joch. — Der Ruhm der Cherusker aber sank und zerfiel, weil die Edlen in Verblendung nicht abließen, um die Herrschaft zu streiten. Endlich holten sie sich gar aus Rom den Sohn des abtrünnigen Flavius, der von dem Lande, worin er geboren worden, Italicus hieß, und gaben ihm die höchste Macht in die Hand. Doch bald empfanden sie den Fluch der Knechtschaft; da nahmen sie ihm die Gewalt wieder, er aber rief die Longobarden, daß sie ihn aufs Neue einsetzten, und so ward das Volk, welches den Hermann geboren hatte, durch die Zwietracht der Parteien mit der Zeit immer ohnmächtiger und den Römern, wie den andern Deutschen verächtlich. — Mächtiger beharrten die Chauken und die Chatten; der Name der Marsen aber war verschwunden. Bald wurde auch der der Ampsibarier (Emsanwohner) nicht mehr genannt. Das kam so: Sie baten, als sie von den Chauken vertrieben worden, die Römer um Land, diese aber schlugen es ihnen ab, boten jedoch insgeheim dem Herzog des Volks, welcher früher den Römern hold gewesen, für ihn selber großes Gebiet, um ihn von den Seinigen abwendig zu machen. Da kam sein deutsches Herz recht an den Tag; denn er wollte lieber getreu mit seinem Volke sterben, als Hab' und Gut für sich allein besitzen; und so führte er denn das Volk von einem Stamm zum andern umher; keiner von allen nahm die landlosen Wanderer auf. Da erlag endlich jenes ganze Gauvolk, theils durch das Schwert und durch Hunger, theils in Knechtschaft.

Während sich dies im nordwestlichen Deutschland begab, war auch im Donauland nicht Ruhe geblieben. Dort, im Markomannenreich, hatte sich nach Marbods Fall durch Zuthun der Römer die ursprüngliche Verfassung völlig umgewandelt, und aus den Geleiten des Fürsten waren Vasallen geworden, die für treue Dienste Land zu Lehen erhielten. Denen hatten die

Römer den Vannius aus dem benachbarten Stamm der Quaden zum Fürsten gegeben. Damals aber wurden die Hermunduren, vom Hauptstamm der Sueven, gewaltig; diese besiegten den Vannius, daß er zu den Römern floh, und breiteten sich dann immer weiter gegen Abend aus (zwischen Elbe, Saale und Donau). Im Land an der Saale aber wollten sie die heiligen Salzquellen in Besitz nehmen. Darüber ergrimmten die Chatten, begannen Krieg gegen die Hermunduren, und gelobten, wenn sie siegten, alle Gefangene den Göttern zu opfern. Aber die Chatten unterlagen und nun wurden sie selbst von den Siegern an den Altären geschlachtet.

Dem Allen sahen die Römer im Stillen voll Schadenfreude zu; denn der Sicherheit ihres Reiches kam es zu Gut, wenn die Deutschen im Wahnsinn gegen sich selber wütheten.

6.

Soll uns die Willkür länger schänden!
Nein! sei der große Wurf gewagt!
Das Blatt, wie bald kann sich's doch wenden!
Seid nur getrost und unverzagt!

Wetzel.

Nach dem Tode des römischen Kaisers Nero (im Jahre 68 nach Christi Geburt) entstand großer Zwiespalt um die Herrschaft des römischen Reiches, das in sich zusammenbrach, seitdem Treue und Redlichkeit daraus verschwunden waren.

Damals lebte im Lande der Bataver (an den Rheinmündungen), die zu den Römern von Alterszeiten her als Bundesgenossen gestanden, ein Mann Namens Civilis, den sie über eine Abtheilung seiner Landsleute gesetzt, welche in ihrem Heere dienten. Er hatte nur ein Auge, sah aber damit besser, als hundert Andre mit zwei Augen, die Noth und Schmach seines Vaterlandes, und wie niederträchtig die geizigen, wollüstigen Römer darin walteten. Diese aber erkannten bei Zeiten seines Herzens rechte Lust; drum legten sie ihn und seinen Bruder in Fesseln und ermordeten ihm den Letzteren. Ihn selber gaben sie wieder frei; doch Civilis ließ sich Haupthaar und Bart wachsen und that einen Eid: nicht eher wolle er sie scheren, als bis seiner Rache Genüge geschehʼn. Gesagt, gethan. „Dulden wir's länger, daß sie unsere Knaben zu schändlichem Mißbrauch nach Rom schleppen? — ihr wißt's ja alle; — daß sie unsre Greise zu Soldaten pressen, um schweres Lösegeld zu gewinnen?" so rief Civilis seinen Landsleuten zu, und alle sprachen einmüthig: „Nein!" und hoben die Waffen. Da schickte er insgeheim Botschaft an die Andern, die in Mainz den Römern dienten, und an die Friesen und Caninefaten; diese beiden Völker stimmten ihm bei, daß die Fremdherrschaft nicht länger zu ertragen sei, und alle zusammen

schlugen die Römer. Da ward es auch den Belgen warm ums Herz und den Deutschen überm rechten Ufer des Rheinstroms, und jene Bataver, welche in Mainz lagen, eilten zu ihren Brüdern. Römer oder Römischgesinnte — es galt den Verbündeten gleich, wenn's an Schlacht und Vertilgung kam.

Im Lande der Brukterer war um jene Zeit eine Jungfrau, vor deren Augen die Zukunft offen lag; die hieß Veleda. Alles deutsche Volk verehrte sie und horchte gläubig auf ihre Worte; sie selber sprach nur mit ihren nächsten Verwandten; diese allein und kein Fremder durften zu dem Thurm kommen, in dem sie wohnte; der stand in tiefer Waldeinsamkeit an den Wassern der Lippe. Jetzt als Civilis mit den Batavern den Krieg um die Freiheit begann, sprach die begeisterte Jungfrau, daß die Götter denselben billigten, und weissagte: die Römer, im alten Lager (castra vetera — Xanten am Rhein) verschanzt, würden untergehen. Auf dies Wort griffen auch die Brukterer und Tenchterer zu den Waffen, und eilten zu den Batavern, und alle Verbündeten stürmten castra vetera. Es ging damals eine Ahnung großer Zukunft durch die Völker jenseits der Alpen, eine Ahnung, daß die Gewalt Roms gebrochen sei; so rauschten über Gallien die Stimmen der Priester: die wehenden Flammen des Kapitols verkündigten der Welt, daß die Menschen im Norden deren Schicksale lenken würden.

Während dieser Zeit wurde Vespasianus als römischer Kaiser ausgerufen, und Civilis, der bis dahin, der guten Sache zu Nutzen und Frommen, den Schein beibehalten hatte, als sei er bei dem Zwiespalt um die Kaiserwahl jenem zugethan gewesen, warf jetzt die Maske ab, und es ward offenkundig, daß er nicht für den einen oder den andern fremden Herrn, sondern gegen alle Fremdherrschaft stritt. Immer muthiger setzte er den Krieg fort, immer mehr begünstigte ihn und alle Deutschen, die mit ihm für die Freiheit fochten, das Glück; immer mehre deutsche Völker, die lange zu den Römern gehalten, fielen von diesen ab. Auch die Gallier hoben stolzer den Nacken unter dem Joch und schlossen, um es abzuschütteln, einen Bund mit den siegreichen Deutschen. Xanten ergab sich; und als die Besatzung daraus hervor zog, konnten die Deutschen ihren lang verbiss'nen Grimm nicht mehr bändigen und erschlugen alle römischen Soldaten. Da glaubte Civilis, sein Gelübde sei gelöst, und schnitt sich wieder Bart und Haupthaar; den besten Theil der Beute schickte er der Veleda. Die Ubier allein, in deren Lande aus einer römischen Colonie die Stadt Colonia Agrippina (Köln) erwachsen war, hatten bis dahin standhaft zu den Römern gehalten; jetzt aber, von den Tenchterern hart gedrängt, schlossen auch sie sich an den Bund der Deutschen.

Diesen und ihrer guten Sache ward jedoch die Vereinigung mit den Galliern zum Verderben. Denn bald wurden diese unter sich uneins, und als der römische Kaiser Vespasianus den Cerialis, einen erprobten alten

Kriegsmann, mit großer Heeresmacht nach ihrem Lande schickte und dieser bei Trier den Sieg gewann, fielen sie von den Deutschen völlig ab. Am schlechtesten erwiesen sich die Ubier; diese überfielen und erschlugen bei Nacht bundgenössisches Volk von den Friesen und Chauken, da es sorglos beim Schmause saß, und lieferten die Hausfrau und die Schwester des Civilis, die sich in Köln befanden, den Römern aus. Civilis verlor im tiefsten Schmerz über diesen Verlust den festen Muth nicht; ja, um so beharrlicher focht er den Freiheitskrieg fort. Bei Xanten sammelte er sein Heer, dann baute er einen Damm im Rhein, damit die Wasser des Stroms weit umher sich ergössen und die Feinde drin untergingen; er selbst und seine Bataver waren ja mit den Fluthen vertraut. So gab er guten Muths das Zeichen und trieb die deutschen Völker, jedwedes wie einen scharfen Keil, in die sechs Legionen der Feinde. Aber ein Ueberläufer hatte diesen einen Umweg gewiesen, auf dem sie die Deutschen hinterrücks überfielen. Da gab Civilis den Sieg verloren, aber die Hoffnung nicht zugleich. Er durchstach jetzt den Rheindamm, den Drusus einst gebaut hatte; — auf einmal stand alles Niederland bis an die Waal unter Wasser, und nun griff er mit vier Heerhaufen die Römer an; dennoch gewannen diese durch die Kriegskunst ihres Feldherrn und durch Heldenmuth wieder den Sieg; als die Eidgenossen flohen, stellte sich ihnen Civilis in den Weg und hielt sie mit Bitten und Ermahnungen auf; endlich ward ihm das Roß unter'm Leib erschossen, da sprang er in den Rhein und gewann schwimmend das Sichre. Binnen kurzer Zeit stand er den Römern wieder schlagfertig gegenüber; ein Treffen zu Schiff geschah im Bataver Land; als der Ausgang desselben unentschieden blieb, zog der unermüdliche Freiheitsheld über die Waal zurück, um neue Pläne zu ersinnen und unversehens auszuführen. Die Römer aber, so tapfer sie kämpften, erkannten, daß offener Krieg für sie keinen glücklichen Ausgang haben könne, so lange Civilis mit seiner eisernen Ausdauer an der Spitze des Bundes stehe. Drum wiegelten sie das Volk und die Edlen gegen ihn auf, und bethörten beide durch listige Reden so lang, bis sie in Glauben und Treue zu Civilis wankend wurden. Da mußte denn der verlassene Held dem Erbfeinde die Hand zum Vergleich darbieten; er that's (im J. 70), um größeres Unheil von dem Volk abzuwenden.

Auch bei den Brukterern, den Cheruskern und den Chatten streuten die Römer mit gleichem Erfolg den Samen der Zwietracht aus und die böse Saat keimte schnell. In dem Krieg, den jene Stämme unter einander erhoben, verblutete fast alles Volk der Brukterer, und Veleda, die Seherin, ward von den Römern gefangen.

Darnach war lange Zeit Frieden, und in dessen Schutz blühten die Pflanzstädte auf, die sich am Rhein, an der Donau und in dem Lande zwischen diesen beiden Strömen, das den Römern gehörte, gebildet hatten,

wie Moguntiacum (Mainz), Borbetomagus (Worms), Noviomagus (Speyer), Argentoratum (Straßburg), Bona (Bonn), Colonia Agrippina (Köln), Aquae (Aachen), Augusta Trevirorum (Trier), Juvavia (Salzburg), Augusta Vindelicorum (Augsburg), Celeja (Cilly). Diese Länder hatten römische Verfassung und theilweise auch Bildung erhalten, und wurden eingetheilt in die Provinzen Vindelicia (von der Donau bis zu den Rheinquellen), Rhaetia (vom Lech bis zum Inn und von der Donau bis zu den Alpen), Noricum (vom Inn bis zum Kalengebirge), Pannonia (östlich vom Kalengebirge die Donauländer hinab), Germania prima (vom Rhein und Mosel bis zu Vogesen und Jura), Germania secunda (unterhalb der Mosel bis wo der Niederrhein sich theilt) und Belgica prima (an beiden Seiten der Mosel), sowie Belgica secunda (an der Nordseite der oberen Maas); in diesen letzteren beiden Provinzen war wenigstens die Mehrzahl der Bevölkerung germanisch.

In den Landstrichen aber, welche man heutzutage unter dem Namen Ungarn begreift, und wo damals deutsche Stämme, die Daken, wohnten, erstand den Römern in Decebalus, dem König der Daken, ein Feind, wie sie seit vielen Jahren keinen furchtbareren gehabt hatten. Einige Jahre lang zahlten sie ihm Tribut, um mit ihm Frieden zu erhalten; erst der Kaiser Trajanus ertrug diese Schmach des römischen Kriegsruhms nicht mehr, überwand in zwei Feldzügen die Daken, die vergeblich die andern Deutschen um Beistand aufgerufen hatten, und machte das Land im Jahre 106 zu einer Provinz des römischen Reiches. Das war die letzte große Eroberung, welche die Römer den Deutschen abgewannen; von da an erkannten sie endlich, daß sie auf den Schutz ihrer eigenen Provinzen bedacht sein müßten. Deshalb vollendeten sie unter den Kaisern Trajanus und Hadrianus die von Drusus begonnene große Linie von Verschanzungen mit Thürmen und Kastellen (den Pfahlgraben), den das Volk heutzutage auch Heidengraben, Teufelsmauer nennt. Ueber diese Schanzen hinaus war alles deutsche Land frei. In den zwischen der Donau und der Lahn gelegenen Ländern (agri decumates) hatte Trajanus Städte und Festungen angelegt.

7.

Jeder stark alleine,
Stärker im Vereine!

F. Schlegel.

Bisher hatten sich die Deutschen in allen Kriegen gegen die Römer nur gewehrt, um ihr Theuerstes, die Freiheit, zu erretten oder zu erhalten. Jetzt, da sie nicht mehr angegriffen wurden, regte sich ein mächtiger Drang

in ihnen, Blutrache zu üben für so viel Falschheit und Hinterlist, womit die Römer ihre Väter lang genug umstrickt hatten. Auch war's der kriegslustigen Jugend zu eng und zu still in der Heimath geworden; und überdies, wer von ihnen in den römischen Städten gewesen war und dort die Pracht und das Wohlleben geschaut hatte, den lüstete es, solcher Herrlichkeit durch Schwertsgewalt theilhaftig zu werden. Das Gefolgschaftswesen machte sich geltend; die deutschen Helden strebten nach Eroberung aus.

Da brachen zuerst die Chatten aus ihrer Heimath auf, und zogen über den Rhein ins Land, welches den Römern unterworfen war. Auch vom Suevenstamm thaten sich kriegerische Schaaren zusammen und stürmten ins Alpenland. An den Küsten der Nordsee fuhren die Chauken (welche zwischen der Ems und der Weser wohnten) auf vielen Schiffen und machten große Beute im römischen Belgien. An der Donau standen aber plötzlich alle deutsche Völker auf und drangen in Welschland ein; erst vor der Stadt Aquileja fanden sie Widerstand; da wandten sie sich um und zogen sich schlau zurück. Alles dies geschah in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt, als Marcus Aurelius römischer Kaiser war. Da zitterten die Römer vor den Donauvölkern, wie einst vor den Kimbern und Cheruskern, und, als auch die Pest von Asien herüber gekommen war und weit und breit würgte, als eine Hungersnoth wüthete, Erdbeben geschahen, und feurige Zeichen am Himmel gesehen wurden, da dachten Abergläubische an nichts andres mehr, als daß die Herrlichkeit des römischen Reichs sich zu Ende neige. Nur der Kaiser verlor den Muth nicht; er verkaufte seinen kostbaren Hausrath und den Schmuck der Kaiserin, um Kriegsvolk zu werben, verwandelte Sklaven, ja sogar Missethäter in Soldaten, und führte nun ein großes Heer gegen die Deutschen ins Donauland. Auf den Rath der Wahrsager ließ er zwei Löwen in die Donau jagen: „die würden den Feinden Verderben bringen!" so glaubten die Soldaten. Lachend aber sahen am jenseitigen Ufer die Quaden zu, und riefen: „Seht doch, was für große Hunde!" und als die Löwen drüben waren, nahmen jene ihre Keulen und schlugen sie damit todt. Mit Klugheit spannte indessen der Kaiser ein Kriegsnetz über das ganze Donauland, und wo er selber war, gewann er den Sieg. So bezwang er die Markomannen und schlug die Jazygen (ein Volk von slavischer Abkunft, das mit den Deutschen verbündet war) auf der Eisdecke der Donau. Darnach gedachte er auch das zahlreiche Volk der Quaden zu überwinden; diese aber wichen vor ihm tiefer ins Ungarland zurück und verlockten ihn in eine Wildniß; da sah er sich plötzlich in einem Thale rings von ihnen umstellt, und das Heer, das seit fünf Tagen vor Durst fast verschmachtete, gab sich schon für verloren. Nur wie durch ein Wunder ward es gerettet, ein furchtbares Gewitter brach los, erquickte die Römer, daß sie mit zehnfacher Kraft fortkämpften, und verdarb den Quaden ihre Geschosse; in Verwirrung gebracht, flohen

sie und unterwarfen sich. Als der Friede um harten Preis für die Donauvölker geschlossen war, stellte der Kaiser die Schanzen und Burgen an der Donau wieder her. Die Ruhe aber konnt' er nicht wieder herstellen, denn der Hochmuth und die Tyrannei der Römer stachelten die Ueberwundenen immer wieder zu neuen Kämpfen. Da starb der Kaiser (im Jahre 180) in der Stadt Vindobona, aus welcher später Wien geworden ist. Sein Sohn Commodus schloß eilig einen schmählichen Frieden und zog aus allen Kastellen, die über die Reichsgränze hinaus standen, die römischen Besatzungen. So ging dieser Krieg aus, der nur ein Vorspiel anderer war, welche entscheidender enden sollten.

Denn das römische Reich war damals geworden wie ein alter Mann, der schon den Tod im Leibe trägt, aber seine Schwäche noch durch eitlen Prunk verhüllet, und, wenn er sich in seiner Rüstung aufrecht erhält, den Schein seiner früheren Stärke noch eine Weile behauptet. Die Deutschen lernten endlich das Geheimniß kennen, wodurch der hinfällige römische Staat aller ihrer Jugendkraft bisher obgesiegt hatte. Da traten (ums Jahr 213) die einzelnen Gauvölker vom großen Suevenstamm zusammen und sagten zu einander: „Laßt uns ein einiges Volk werden; wer kann dann gegen uns bestehen?" Und sie schlossen einen Bund und nannten sich unter einander nicht mehr nach den alten Namen der einzelnen Stämme, sondern alle zusammen Alemannen (das ist: ganze, tüchtige Mannen). Hierauf zogen sie aus und stiegen trotzig über den römischen Gränzwall und kamen in das Land, das den Römern zinsbar war. Da brachen sie die schönen Städte und stolzen Burgen, die diese gebaut hatten, und schweiften siegeslustig vom Main an den Rheinstrom hinauf und im Schwarzwald und am Neckar, auf allen jenen Strecken, die späterhin Schwaben genannt worden sind. Auch Gallien überschwemmten sie, dann fielen sie selber in Welschland ein und machten sich überall furchtbar.

Fast zur selben Zeit, da der Bund der Alemannen aufstand, oder nicht viel später, erhob sich am Niederrhein der Bund der Franken, das ist: der Kühnen, Freien; das waren dieselben Stämme, welche Hermann einst zu einer Eidgenossenschaft vereinigt hatte, bis auf die Cherusker; alle behielten, gleich wie die Alemannen, die alten Sitten und die alte Verfassung bei und unternahmen später Kriegsfahrten nach Gallien und Spanien.

Ihnen zunächst, weiter nordwärts, in den Strecken, die bis an die Küsten der Nordsee reichen, verbanden sich die Friesen und die Chauken mit den Brukterern, Cheruskern und vielen Andern und nannten sich jetzt Sachsen (das ist: Schwertmänner); die lauerten den Schiffen der Römer auf, welche das Meer beherrschten, und gewannen das Land ringsum.

Von den Küsten der Ostsee aber bis an die des schwarzen Meeres wurde um die Mitte des vierten Jahrhunderts der große Bund der Gothen gewaltig. Sie breiteten sich in vielen Stammgenossenschaften immer

weiter aus, boten den Römern im Osten des großen Reiches die Stirne, und fuhren auf Abenteuer gen Griechenland und Asien. Wohin sie auf ihren Fahrten kamen, brachten sie den Ruf ihrer Tapferkeit mit, vor welcher kein Widerstand war.

Das waren die deutschen Völkerbünde, welche von allen Seiten her das altersschwache römische Reich bedrängten. Damals ist aber auch die uralte deutsche Freiheit schon allmälig in Abnahme gekommen, weil die Eroberer auf ihren Fahrten in fremde Länder den Männern von altedler Abkunft, denen sie folgten, alle Gewalt in die Hand gaben und diese Fürsten hinwieder zwei Drittel des eroberten Landes unter ihre Gefolgschaften zu vertheilen pflegten, um die Tapfersten zu belohnen und in der Treue zu erhalten.

Viele erstaunliche Kriegsthaten sind in jenen Zeiten vollbracht worden. Sehr oft haben die Deutschen in großen Schlachten gesiegt; aber, auch wenn sie besiegt wurden, haben sie immer die Furcht der Römer vor deutschem Heldenthum erhalten und vermehrt. Zu gleicher Zeit von Osten, Norden und Westen stürmten die Völker unabläßig gegen das morsche Reich, gleichwie im Frühling, wenn der Schnee auf den Bergen geschmolzen ist, ein Strom mit viel hundert riesigen Armen immer weiter ins offene Land hinein greift, dessen Dämme er durchbrochen hat. So drangen die Markomannen bis tief in Welschland vor, sogar bis gen die Hauptstadt Rom, und der Kaiser Gallienus wußte damals kein andres Mittel mehr, um die Gefahr abzuwenden, als daß er die schöne Tochter ihres Fürsten freite. Am glücklichsten nach langer Zeit kämpfte der tapfere Kaiser Aurelianus gegen die deutschen Völker; aber, sobald er verschieden war, brachen sie aufs Neue in die Provinzen. Auch der Kaiser Probus, welcher am Rhein und an der Donau die ersten Reben pflanzte, gewann große Siege; und um die Besiegten auch für künftige Zeiten unschädlich zu machen, nahm er viele Kriegslustige aus ihrer Mitte in seinen Sold und vertheilte sie in seine Legionen, viele Andere aber ließ er mit Gewalt in weit entlegene Länder führen, daß sie sich dort ansiedelten. So verpflanzte er auch eine große Anzahl von Franken nach Kleinasien, an die Küsten des schwarzen Meeres. Sie aber hielten's nicht aus, so fern vom Vaterlande zu leben, sondern erschlugen die Römer, eroberten alle Schiffe, die sie in den Häfen fanden, stiegen darauf und fuhren nun aus, um ihre verlorene Heimath zu suchen; an Griechenland und Afrika schifften sie vorbei und, wo sie die Anker auswarfen, vollbrachten sie viel kühne Abenteuer; dann kamen sie ins offene Weltmeer hinaus, fanden die Küsten der Nordsee wieder und begrüßten jauchzend die theure Erde des Vaterlands.

Darnach eroberten die Alemannen das Land am Oberrhein und die Franken das am Niederrhein, und von Mitternacht her kamen neue Völker. Nur dadurch, daß die Deutschen in gewohnter Eifersucht noch immer wider

ihre Landsleute stritten, erhielten sich die Römer noch eine Weile; drum nahmen diese immer mehr Deutsche in ihre Legionen auf; sie ahnten in ihrer Verblendung nicht, daß gerade dadurch der Fall des großen Reichs noch mehr beschleunigt würde. So standen vierzigtausend Deutsche (Franken und Gothen) dem Kaiser Konstantinus bei, als dieser gegen Licinius um den Alleinbesitz des Reiches stritt; und doch hatte eben derselbe Konstantinus früher die Deutschen bezwungen und gegen die Besiegten unmenschlich gewüthet.

Nach dem Untergang des Licinius (im J. 324) erhob Konstantinus das Christenthum, das so lange unterdrückt und verfolgt worden war, zur herrschenden Religion im römischen Reiche. Aber dies war schon so ganz und gar verderbt, daß es selbst durch die Heiligkeit des Christenthums nicht mehr genesen konnte. Um so schneller und tiefer faßte dieses in den schlichten Herzen der Deutschen Wurzel. Römische Soldaten, welche heimliche Christen waren, hatten es schon früher in die deutschen Provinzen des römischen Reichs verpflanzt; — unter den Gothen hatten es gefangene christliche Priester verbreitet, welche die Gothen von ihren Siegesfahrten heimgebracht. Andächtig, in heiligen Schauern, horchten viele von den Gothen der neuen wunderbaren Offenbarung, ließen sich taufen und erwählten sich Bischöfe; einer von diesen, mit Namen Ulfilas, übersetzte ihnen das Wort Gottes in ihre Sprache, daß jeder sich daran erquicken könne.

Bald darauf, nachdem Konstantinus das Christenthum erhöht hatte, verlegte er seine Residenz aus der Stadt Rom in die Stadt Byzanz am Ufer des schwarzen Meeres, welche von nun an nach seinem Namen Konstantinopel genannt wurde. Dadurch waren die Gothen Nachbarn seines Hofhalts geworden. Denn jener Zweig des Volkes, welcher die Ostgothen hieß, hatte sich allmälig zwischen den Strömen Don und Dnieper ausgebreitet, vom schwarzen Meer bis zur Ostsee; der der Westgothen aber in den Ländern zwischen dem Dnieper und der Donau, worin einst die Daken seßhaft gewesen und die heutzutage Podolien, Moldau und Wallachei heißen. Helden aus alten berühmten Geschlechtern herrschten als Könige über sie. Eben so edel als tapfer waren die Gothen und besonders die Westgothen für die Künste des Friedens und für die sanften Lehren des Christenthums empfänglich. Ihre stattliche Tracht ward auch bei den Römern beliebt; die Kaiser zu Konstantinopel wählten aus ihnen eine ritterliche Leibwache, und sie hielten mit den Römern gute Nachbarschaft.

Indessen waren in den Tagen nach dem Tode des Kaisers Konstantinus die Bünde am Rhein immer gewaltiger geworden; besonders die Alemannen, über welche der König Chnodomar herrschte, und die Franken. Beide Völker besiegte Julianus, welcher nachmals Kaiser ward und vergeblich das Heidenthum im römischen Reiche herstellen wollte. Doch nur wenige Jahre nach seinem Tode schlug die Flamme, die nur gedämpft, aber

nicht ausgelöscht war, allenthalben schon wieder aus der Asche empor, und die Alemannen gleichwie die Franken behaupteten sich auf dem Boden, um den sie gekämpft hatten.

8.

Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Körner.

Zur Zeit, da der Held Hermanarich, der ein Jahrhundert überlebt hatte, als König über die Ostgothen herrschte, und Athanarich über jene Stämme der Westgothen, die noch Heiden geblieben (ums Jahr 375), war aus den öden Steppen, die sich mitten in Asien ausbreiten, zahlloses Volk aufgebrochen und unaufhaltsam gen Abend gezogen; das hieß die Hunnen. Scheußlich und zum Entsetzen waren diese Fremdlinge anzusehen, fast gar nicht wie Menschen, klein, aber breit von Schultern, hatten dicke Hälse und eine gelbe Haut, die Gesichter waren voller Narben und häßlich durch platte Nasen, wulstige Lippen, hervorstehende Backenknochen und schiefliegende, kleine, blinzelnde Augen. Sie trugen Thierfelle, das Rauhe nach Außen, und saßen den ganzen Tag auf ihren Rossen, die so klein und häßlich, aber auch so stark wie die Reiter waren, und schliefen des Nachts drauf, die Mähne in der Faust. Sie aßen rohes Fleisch, auf dem sie so lange ritten, bis es mürbe geworden, und tranken Blut. Sie waren Meister im Pfeilschießen und warfen, wenn sie schnell wie der Wind auf ihren Gäulen dahin sprengten, den Feinden, oder den wilden Thieren, die sie jagten, Schlingen um den Hals. Wie die Männer nie von den Rossen, so kamen ihre Weiber selten von den Wagen, die gleich Zelten hergerichtet waren; in diesen beweglichen Häusern stillten sie die Kinder und verrichteten alle Arbeiten.

Diese wilden Horden nun kamen, von ihrem Fürsten Balamir geführt, in das Land, das zwischen den Strömen Wolga und Don liegt; dort fanden sie die Alanen, ein freies und kräftiges Volk deutscher Abkunft. Auf diese warfen sie sich mit Ungestüm und überwanden sie in blutigen Schlachten durch ihre Uebermacht, also, daß ein Theil der Alanen vor den Siegern an das Gebirge Kaukasus wich. Die Andern hingegen folgten den Hunnen, und beide vereinigt, stürzten sich jetzt auf die Ostgothen. Als der 110jährige König Hermanarich die furchtbare Uebermacht sah, und erkannte, daß das Reich verloren sei, mocht' er nicht länger leben und stürzte sich in sein Schwert. Umsonst versuchte sein Nachfolger Widerstand zu leisten; er fiel in der Schlacht, sein Söhnlein retteten zwei getreue Herzoge zu den Westgothen. Da rief Athanarich diese zu den Waffen. Aber die Hunnen zogen

auf andern Pfaden, als er sie erwartet hatte, heran, und nun verschanzte sich Athanarich in der Eile zwischen dem Flusse Pruth und der Donau, dann wich er mit seinen Getreuen in das Land, das jetzt Siebenbürgen heißt. Dort, in den Bergschluchten der Karpathen, fand er eine Freistätte; aber die christlichen Stämme der Westgothen zogen an die Donau und schickten ihren Bischof zu dem Kaiser Valens, daß dieser sie über den Strom ziehen lasse und ihnen ödes Land gebe, um friedlich darauf zu wohnen. Das ward ihnen auch bewilligt, wofern sie ihre Waffen nicht mitbrächten; denn die Römer hofften, sie könnten das tapfere Volk zu Helfern im Kriege machen, ohne daß sie ihm dafür Sold zu zahlen brauchten; und so holten sie es mit lauter Freude gar fleißig über den Strom. Als sie nun die schönen Frauen und edlen Jungfrauen der Westgothen sahen, wollten sie, in bösen Gelüsten, diese mit Gewalt hinwegnehmen; aber die Männer ergrimmten und ballten den Treulosen die Fäuste ins Antlitz. Da zogen die Römer, voll Schrecken vor den Helden, von der Donau weg und ersannen neuen Trug, um das Volk zu verderben; sie trennten es von den Fürsten, die es hergeführt hatten, und luden diese in der Stadt Marcianopolis zu einem Gastmahl, welches ihnen zum Todesmahl werden sollte. Aber das Volk, da es den Verrath witterte, erbrach die Thore der Stadt mit Gewalt und vereinigte sich mit den Fürsten.

Die Rache für solche Niederträchtigkeit blieb den Schändern der Gastfreundschaft nicht lange aus. Schon hatten, während die Römer die Donau, welche die Reichsgränze war, nicht bewachten, die Flüchtlinge der Ostgothen ohne Widerstand den Strom überschritten, als die Westgothen, immer grimmiger über den Druck, den sie erdulden sollten, die treulosen Gastfreunde schlugen, und mit einem Male erkannten sich jetzt alle Gothen, die dort im Lande waren, sogar die Leibwache des Kaisers, für ihre Brüder und traten zu ihnen. Durch Deutsche, nämlich durch Hülfsvölker der Franken, hofften die Römer über sie zu siegen; die Gothen aber erschlugen in blutiger Schlacht bei Adrianopel (im J. 378) den Kaiser Valens und sein Heer.

Als darauf Theodosius zur Herrschaft kam, drängte er die fremden Völker wieder über den Donaustrom zurück. Dort wurden die Ostgothen den Hunnen unterwürfig. Ein Theil von den Westgothen hingegen verbündete sich mit den Römern, die Andern aber kämpften in Siebenbürgen unter einander. Da wurde endlich auch der tapfere König Athanarich besiegt und weil er kein anderes Mittel mehr fand, so ging er, schweren Herzens, in den Schutz des römischen Kaisers, der ihn mit so hohen Ehren empfing, wie der alte Held sie verdiente. Die meisten Westgothen blieben von da an als Bundesgenossen der Römer in Griechenland seßhaft und gewannen bei denselben große Aemter und Würden im Heer und im Staat, und solches Ansehen, daß man die Gothen sprüchwörtlich die „Männer", die Römer selbst aber bloß die „Weiber" im Reiche hieß.

Als der Kaiser Theodosius auf dem Todbette lag, theilte er sein großes Reich unter seine zwei jungen Söhne, Honorius und Arcadius, und gab dem Letzteren die Herrschaft des Morgenlandes, dem Ersteren die des Abendlandes. Dies geschah im Jahre 395 nach Christi Geburt. Jeder der beiden Brüder hatte einen Vormund und beide Vormünder schalteten und walteten als Minister in den Reichen, als wären sie selber die Herren, und bekämpften einander voll Eifersucht, mit allen erdenklichen Listen. Der in Konstantinopel, Rufinus, verachtete gar bald die Gothen und wollte ihnen nicht mehr Geschenke geben, wie sie bisher erhalten hatten. Da erzürnte das tapfere Volk der Gothen und rief seinen König Alarich, daß er die Unbill räche. Alsbald führte dieser es nach Griechenland, und sie zerstörten dort die meisten Städte und nahmen Rache an allen Römern, welche sie fanden. Nun ward dem Kaiser im Morgenlande vor den gewaltigen Gästen bange und er schloß mit Alarich Frieden. Der Günstling des Kaisers aber faßte einen Plan, um sich der Gothen zu entledigen und zugleich das Abendland zu verderben. So sprach er denn zu Alarich: „Siehe, o Held, weit von hier liegt das Land Italien, lieblich wie das Paradies, fruchtbar und reichgesegnet, das ist jetzt von aller Heeresmacht bloß, und dir preisgegeben, wenn du es erobern willst; denn der Kaiser des Abendlandes ist schwach und sein Minister eben in Gallien fern und kämpft dort mit den Franken.“ Dies hörte Alarich mit Wohlgefallen, und er führte ohne Verzug (im J. 400) seine siegreichen Schaaren von Illyrien her gen Welschland. Da floh Honorius, der Kaiser des Abendlandes, in eine feste Stadt; aber Stilicho, sein Minister, kehrte eilig aus Gallien zurück und überfiel die Gothen, da sie gerade das Osterfest feierten; besiegen konnte er sie nicht. Alarich aber zog nun wieder gen Illyrien, nicht wie ein Weichender, sondern als ein Drohender, und Abendland und Morgenland, auf deren Gränzscheide er jetzt stand, zitterten vor seiner Macht. Unterdessen brach viel deutsches Kriegsvolk in Welschland ein, und obwohl es aufgerieben ward, so erkannte doch Stilicho bei diesem Anlaß die Gefahr, welche dem Reiche von Norden her drohte, und hielt es fürs Sicherste, den Alarich aus einem Feind in einen Freund und Beschützer zu verwandeln. Aber der Kaiser des Abendlandes, der nie wußte, was er wollte, und sich bald von diesem, bald von jenem Günstling am Narrenseil führen ließ, hielt den Stilicho wegen des guten Raths für einen Verräther, und wollte, von ohnmächtigem Trotz aufgeblasen, dem Alarich das bewilligte Jahrgeld nicht bezahlen. Da kam denn der Held abermals als Feind und holte sich den Zins vor den Mauern der Stadt Rom, die er belagerte. Dann zog er gen Süden, und nachdem ihm sein Schwager Athaulf von der Donau neues Kriegsvolk zugeführt hatte, verlangte er, im guten Bewußtsein seines Werths, vom Kaiser die römische Provinz Noricum, welche vom Kalengebirge in Unterösterreich bis gen den Innstrom reichte, als Eigenthum für sich und sein Volk. Der

Kaiser weigerte sich; da zog Alarich aufs Neue vor Rom, setzte einen andern Kaiser Attalus ein, und, da er ihm bald mißfiel, setzte er ihn auch wieder ab; dann bot er dem Schwächling Honorius nochmals die Hand zum Frieden. Ohnmächtig schwankte und trotzte dieser noch immer. Da ergrimmte Alarich, erstürmte die stolze Stadt, welche 1100 Jahre lang den Völkern der Erde furchtbar gewesen war und seit 800 Jahren keinen Feind innerhalb ihrer Mauern gesehen hatte. Am 24. August des Jahres 410 nach Christi Geburt zog Alarich als Sieger ein, und entehrte seinen Triumph durch keine Grausamkeit, wie es die Römer in den Tagen ihres Ruhmes so oft gethan. In der Fülle seiner Kraft gedachte er jedoch jetzt nicht stille zu stehen und sah auf Sicilien und übers Meer hinüber nach Afrika; beide wollte er mit Welschland in ein einziges großes Reich zusammenschmelzen und eine deutsche Herrschaft über Land und Meer ausbreiten. Aber schon stand der Tod hinter ihm und wies ihm das allernächste Ziel. Als nun Alarich, erst 34 Jahre alt, (im J. 410) vom Leben geschieden war, trug ihn sein Volk wehklagend an den Fluß Busento, leitete diesen ab, und grub in dem trockenen Bette dem König das Grab. In seiner Rüstung, das Schwert in der Hand, und mit einem kostbaren Schatz, senkte es ihn hinab, und nachdem es ihn mit Erde bedeckt, opferte es die Gefangenen, die beim Werke gedient hatten, und trieb den Strom ins verlassene Bette zurück. Rauschend schossen die Wogen über das Grab hin; und also erfuhr keine Menschenseele die Stätte, wo der todte Held bis zum Tage der Auferstehung schläft.

Während sich dies in Italien begab, hatten deutsche Stämme, Vandalen, Alanen und Sueven, um den Besitz Galliens gekämpft, waren, vor der Uebermacht weichend, nach Spanien gekommen, und hatten dies Land mit leichter Mühe sich unterwürfig gemacht. Mit Grausen sah der Kaiser des Abendlandes, wie seine Herrschaft in Trümmer zerfiel und die Deutschen in allen Provinzen als Herren, die Römer als Ueberwundene lebten; dennoch war er in seiner Ohnmacht zu trotzig und in seinem Wankelmuthe zu zweideutig, als daß er mit Athaulf, der nach Alarichs Tode über die Gothen herrschte, Frieden und Bündniß geschlossen hätte. Dieser aber liebte des Kaisers Schwester Placidia, die in Rom gefangen worden war, und der edlen Jungfrau galt der Held mehr als ihr Bruder und als der Bräutigam, dem sie verlobt war. So reichte sie denn dem Gothenkönig am Altare freudig die Hand und zog mit ihm und seinem Volke nach Gallien. Dort wollte sie den Gatten mit dem Bruder versöhnen, aber all' ihre fromme Müh' vermochte gegen dessen Schwäche nichts. Da verließ Athaulf Gallien, fuhr gen Spanien und eroberte Barcellona; aber bald wurde er meuchlings erschlagen. König Wallia, welcher nach sieben Tagen in der Herrschaft folgte, war den Römern hold, gab Athaulfs Wittwe dem Kaiser wieder, besiegte die Alanen und drängte die Sueven und Vandalen in die Berge

zurück. Dann verließ er Spanien und stiftete im Süden Galliens ein neues Reich zwischen den Flüssen Garonne und Loire; Toulouse wurde die Hauptstadt.

Bei den Franken wurde die Würde und Gewalt des Königthums eingeführt und zum ersten König Faramund erwählt. Dieser zeugte den Chlodio. Der führte eine große Menge des Volkes über den Rhein, eroberte in Gallien das Land bis zum Flusse Somme, und hielt in der Stadt Cambray Hof. Der Theil des Volkes, der mit ihm gekommen war, hieß die salischen Franken, von dem der batavischen Insel gegenüber gelegenen Sal-Lande, von wo aus sie sich links vom Rhein weiterhin ausgebreitet hatten, die anderen aber, die am Rhein zurückblieben, hießen die ripuarischen Franken und ihre Könige saßen in Köln; ripuarisches Land hießen die Gegenden zwischen Mosel, Maas und Rhein.

In Spanien waren indessen die Vandalen gar stolz wieder hervorgetreten und hatten die alte Macht aufs Neue gewonnen, ja sogar vermehrt. Ihr König Geiserich, klein von Gestalt und mit einem Beine hinkend, war weit und breit wegen seiner Tapferkeit geehrt und wegen seines Jähzorns und seiner grausamen Strenge gefürchtet. Diesen rief Bonifacius, der römische Statthalter in Afrika, der am kaiserlichen Hofe verdächtigt und abgesetzt worden war und sich empört hatte; der Vandalenkönig sollte ihm beistehen und dafür die Hälfte des Landes erhalten. Geiserich kam (429); alles Volk in Afrika floh vor dem Schrecken seines Namens in die festen Städte; der Statthalter, der die verlorne Gunst am kaiserlichen Hofe bald wieder erlangte, versuchte sowohl Bitten als tapfre Gegenwehr, um den Geiserich zu bewegen, daß er das Land wieder verlasse, — alles umsonst! Nicht lange stand es an, so war die römische Herrschaft auch in Afrika durch ein Volk von deutscher Abkunft ausgetilgt. König Geiserich, auf dem Meer ebenso gewaltig wie auf dem festen Land, fuhr dann gen Sicilien, gewann dort viel Land, und eroberte die Inseln Korsika und Sardinien. In Spanien aber herrschten, nachdem die Vandalen es verlassen hatten, die Sueven.

Ungefähr um dieselbe Zeit waren die Deutschen auch des äußersten Landes gen Mitternacht, wo die Römer sonst geherrscht hatten, nämlich Britanniens, Meister geworden. Das vollbrachten zwei kühne Helden vom Stamm der Sachsen, Hengist und Horsa, welche, von den britischen Fürsten zum Schutz gegen die Pikten und Kaledonier gerufen, im Jahre 449, nach Britannien gekommen waren; viele Deutsche von den Stämmen der Sachsen, Angeln und Jüten folgten ihnen nach und vollbrachten nach einem langen blutigen Kampfe, dessen Nachhall noch Jahrhunderte hindurch in Sagen und Liedern tönte, die Unterwerfung des Landes, in welchem sie nun ihre heimische Verfassung einführten. Sie theilten es in Sciren (Gaue), diese in Hundrede, diese in Zehntel (Tunscipe), von denen jedes wieder zehn Tune (Gehöfte) umfaßte. Neben dem König bestand eine Versammlung der

Edelsten und Weisesten des Volkes, welche mit jenem die gesetzgebende und richterliche Gewalt theilte.

In einem so ungeheuren Halbkreise der Länder, von den Grenzen Schottlands bis zu den Küsten Afrikas standen also Deutsche auf den Trümmern der Römerherrschaft und fingen an, sich nach langen Wanderungen des neuen Besitzes in Ruhe zu erfreuen. Da kam urplötzlich ein Sturm von Osten daher, und es fielen die Völker, und wurden vom Odem Gottes umhergetrieben wie welkes Laub.

Zur Zeit, als Valentinianus Kaiser im Abendland hieß, waren den wilden Hunnen viele Völker mit ihren Fürsten unterthan und der Kaiser im Morgenland zahlte ihnen aus Furcht vor ihrem Zorn schweren Zins. Ein mächtiger Kriegsheld herrschte über sie, Attila, der Sohn Munzuch's, klein von Leibesgestalt, aber eisenfest von Willenskraft, einfach von Sitten, gerecht und großmüthig gegen Einzelne, aber erbarmungslos gegen das ganze Menschengeschlecht. Der hatte, nachdem er seinen Bruder Bleda erschlagen, alle Stämme des Volkes, die von den Ufern der rauschenden Wolga bis zum Kern des deutschen Landes zerstreut waren, vereinigt und sann großer Dinge, die auf dem Erdkreis geschehen sollten. Denn einstmals, da er im Ungarland saß und Hof hielt, kam (nach der Sage) ein Hirt zu ihm und brachte ihm ein Schwert, das er gefunden, wie er die Heerde weidete; da hieß es, dies sei das heilige Kriegsschwert, welches lang in der Erde vergraben gewesen, und König Attila erkannte darin ein Zeichen, daß er bestimmt sei, die Völker der Erde zu überwinden. Als er es ergriff, und gegen Aufgang schwang, zitterte der Kaiser des Morgenlandes auf seinem goldnen Stuhl und schickte ihm Gut und Gold, seine Gunst zu erhalten. Wie er aber einstmals säumig war, den Zins zu entrichten, wälzte Attila den Krieg über die schönen Gefilde Thessaliens hin, die jenem gehörten; wohl siebenzig Städte bezwang er und bedrohte des Kaisers Stadt Konstantinopel; da ließ ihm dieser 2000 Pfund Goldes zu Füßen legen, gab ihm Land an der Donau, so viel er verlangte, und schickte ihm Gesandte, um seinen Grimm zu versöhnen. Alle Länder waren voll Schreckens vor ihm, und die Schwachen glaubten, Gott habe ihn als Geißel auserlesen, um die Menschheit für ihre Sünden zu züchtigen; und „Gottes-Geißel" ward er genannt und wird's noch bis auf den heutigen Tag. Er aber dünkte sich selber wie Gott und sah im Geist schon die ganze Erde als sein Eigenthum vor sich aufgethan. „Wer hebt die Hand wider mich auf und wer widersteht mir?" dachte er im Uebermuth.

Damals hatte Geiserich seine Schwiegertochter, im falschen Verdacht, daß sie ihn vergiften wolle, grausam verstümmeln lassen und ihrem Vater, dem König der Westgothen, schimpflich zurückgeschickt. Weil er nun fürchtete, daß sich dieser aus Rache mit den Römern gegen ihn verbünden möchte, so entbot er dem Attila seine Freundschaft und reizte ihn, das Reich der Westgothen

zu vernichten. Auch Honoria, die üppige Schwester des abendländischen Kaisers, schickte damals vertraute Botschaft an den Hunnenkönig, und trug ihm ihre Hand an. Bei den Franken endlich stritten zwei Brüder, die Söhne des Königs Chlodio, nach dem Tode ihres Vaters, um die Herrschaft, und während der jüngere bei den Römern um Hilfe warb, rief der ältere den Attila um Beistand an. Da schritt dieser, mit dem Kriegsschwert in der Faust, aus seiner hölzernen Ringburg hervor, und zog aus, um das ganze Abendland zu unterwerfen; darnach wollt' er wieder ins Morgenland gehen, das er im Geist schon als seine sichere Beute sah. Also stürmte er aus Ungarn gen Deutschland; Schaaren von Königen mit ihren Völkern folgten dem Wink seines Auges; da fuhren mit ihm die Ostgothen unter ihren Fürsten Walamir, Theodemir und Widimir, die Völker der Rugier, der Heruler, der Thüringer und der Schyren, und die Gepiden mit ihrem Könige Artharich. Wo Attila hinkam, riß er die Völker empor und schleppte sie mit sich fort in den Kampf gegen das Abendland; es war ein Heer, wie der Rhein noch kein gleiches gesehen: 700,000 Kriegsleute, und alle thaten nur, was der Einzige gebot, den nie ein Mensch hatte lächeln gesehn. — Schrecken zog vor ihm her und Graus ließ er als seine Spur hinter sich, und wie der Messende über den Gipfel des Korns im Scheffel hinstreift, so fuhr die „Gottes-Geißel" über die Thürme und Zinnen der Städte und über die Häupter der Menschen. Es war im Jahre des Heils 451, als Attila gegen die Grenzen der Westgothen rückte und an die Loire kam, vor die feste Stadt Orleans; die belagerte er lang. Da war entsetzliche Noth innerhalb der Mauern, und so tapfer diese auch vertheidigt wurden, und so inbrünstig auch die Priester zu Gott um Rettung beteten, — die Stunde des Untergangs schien Allen endlich doch gekommen zu sein. Aber, wenn die Noth am höchsten, ist die Hilf' am nächsten. Während Attila schon die Hand ausstreckte, um die Schlüssel der Stadt Orleans zu empfangen, rückte ein mächtiges Heer, aus Römern, Alanen und Westgothen, von dem tapfern römischen Feldherrn Aëtius angeführt, zum Entsatze heran. Da ließ Attila von Orleans ab und zog auf die catalaunischen Felder bei Chalons, welche die Marne bewässert. Dort stellte ihm Aëtius die Völker des Abendlandes entgegen; die Westgothen waren ihr Kern, in Allen aber regte sich nur der einzige Trieb, lieber zu sterben, als einem asiatischen Barbaren zu gehorchen, der die eiserne Faust zur Vernichtung der alten Sitten und Bräuche und des theuren Glaubens erhob; je furchtbarer die Uebermacht der Hunnen, um so heißer war die Begeisterung der Völker, die ihnen gegenüber standen. So ward die Schlacht geschlagen um das Schicksal der Welt. Der König der Westgothen sank im Ansturm, von einem Pfeil getroffen, zu Boden; sein Sohn und sein Volk schrieen um Rache und nahmen sie im Grimm. In hohen Bächen schwoll das Blut rings um die Fechtenden hinan; erst die Nacht that dem Würgen der Völker Einhalt. Da kam

dem Hunnenkönig der Gedanke, daß auch er in aller seiner Macht doch nur von Staub sei; und er ließ von Sätteln einen hohen Scheiterhaufen emporrichten, um ihn anzuzünden und sich selbst in die Flammen zu stürzen, wenns aufs Aeußerste käme. Die ganze Nacht hindurch erhob sein Volk ein fürchterlich Waffengetöse und Kriegsgeheul, damit die Sieger es nicht für überwunden halten sollten. Aëtius, der arglistige Römer, benutzte jedoch den Sieg nicht, weil er besorgte, die Macht der Westgothen würde bei neuen Siegen ihm selber gefährlich werden; darum rieth er ihrem jungen König Thorismund, den sie auf den Schild erhoben hatten, daß er heimzöge in sein Reich und sich gegen seine Brüder der Krone versichere. Mit lachendem Herzen sah Attila die Trennung seiner Feinde, des festen Glaubens, sie würden sich selbst wechselseits vernichten; und so wandte er sich einstweilen nach Italien, um sich dort des Kaisers Schwester Honoria, und, als Mitgift, die Herrschaft des römischen Reiches zu holen. Vor seinem Grimm fiel die feste Stadt Aquileja, nachdem sie ihm lang widerstanden; kein Stein blieb auf dem andern; auch Vicenza, Pavia, Mailand fielen, und allenthalben flohen die Leute aus den Städten und vom offenen Land vor der Geißel Gottes. Die meisten flüchteten sich auf die vielen Inseln in einer Bucht des adriatischen Meeres und siedelten sich um den Rialto herum an; davon hat die Stadt Venedig ihren Ursprung.

Attila hatte indessen am Flusse Mincio, wo dieser in den Po rinnt, sein Lager aufgeschlagen und brütete Verderben über Rom. Da kam aus der Stadt, welche einst die Welt beherrscht und jetzt kein Heer mehr hatte und keinen Muth, der Bischof Leo, ein ehrwürdiger Greis; wehrlos, aber gerüstet mit der Kraft des Herrn, trat er vor den finstern Hunnenkönig, inmitten seiner Heerschaaren, und griff mit Bitten und weisen Reden an sein ergrimmtes Herz. Und siehe, es gelang dem gottbegeisterten Priester, was kein Kriegsheer vermocht hätte, — Rom vor der Geißel Gottes zu retten. Der König brach auf mit allem seinem Volke und kehrte heim gen Ungarland; und, wie vordem der Westen, so zitterte jetzt der Osten aufs Neue vor ihm. Aber nicht lange darnach (im J. 453) sah der römische Kaiser des Morgenlandes im Traum den Bogen Attila's zerbrochen; das war in derselben Nacht, in welcher der Hunnenkönig mit der schönen Hildegunde Hochzeit hielt; diese stieß ihm aus Blutrache den Dolch ins Herz; — so erzählt die Sage. Seine Leiche wurde auf einer großen Ebene unter einem prachtvollen seidenen Zelte ausgestellt; rund herum um dasselbe jagten, Geheul anstimmend, die wilden Reiter, das ganze Volk der Hunnen klaget mit geschornen Häuptern und bluttriefenden Gesichtern um den Verlust, den es erlitten, und pries in Liedern seines Königs Heldenthum. In der Nacht ward die Leiche in einen goldenen Sarg gelegt, dieser in einen silbernen, der silberne in einen eisernen gehoben und hinabgesenkt mit Waffen und kostbarer Beute. Als das Grab geschlossen war, erwürgten die Hunnen Alle, die es

Attilla und **Bischof Leo** vor Rom.

gegraben; so vermoderte an unbekanntem Ort die zerbrochene Geißel Gottes. Die Völker Europas aber athmeten auf, daß die Gefahr der Knechtschaft an ihnen vorüber gegangen, und die Deutschen zumal fühlten sich frisch, wie die Saat nach dem Gewitter. Und alle, die bis dahin, wie bethört, einem einzigen Manne willig gefolgt waren, als sei der Leib eines Tyrannen von Erz und als könne der Tod ihm nichts anhaben, rissen sich nun voll Scham von ihren früheren Bundesgenossen und Zwingherren los; in einer Schlacht erschlugen die Gepiden und Ostgothen 30,000 Hunnen. Der Rest des Volkes floh in die Länder gen Aufgang zurück, von wo es hergekommen war.

9.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.
Schiller.

Ein Jahr nach Attila's Tode fiel sein Besieger Aëtius, wegen falschen Verdachts, durch die Hand des Kaisers. Ein Jahr nach dieser That erlag dieser selbst wieder durch die Hand eines Mannes, mit Namen Maximus, dem er die Hausfrau geschändet hatte. Hierauf zwang Maximus Eudoxien, die Wittwe des Kaisers, daß sie ihm ihre Hand reichte und seine Gattin ward. Eudoxia aber sandte, voll Abscheu, mit dem Mörder Thron und Ehebett zu theilen, zu Geiserich, dem König der Vandalen, nach Afrika, daß er gen Rom komme und sie räche. Dessen war der „Meerkönig" (so hörte Geiserich sich am liebsten nennen) nicht säumig, und ehe das Volk noch die Botschaft für wahr hielt, daß er in Italien gelandet sei, zog er schon mit seinem Kriegsheer über die verstümmelte Leiche des Maximus durch das Thor Roms. Wohl versuchte Leo, der fromme Bischof, aufs Neue die sanfte Macht der Rede; doch es gelang ihm nur, die Zerstörung der Gebäude und die Ermordung der Einwohner, nicht aber die Plünderung abzuwehren; zwei volle Wochen hindurch raubten die Vandalen alles, was sie in Rom an Schätzen und Kostbarkeiten fanden, und luden die Beute auf Schiffe. Denn Geiserich wollte Karthago, die feste Hauptstadt seines Reiches, damit schmücken; so ward an den Römern aller Frevel gerächt, welchen ihre Urahnen vor 600 Jahren an Karthago verübt hatten. Aber Italien selbst zu beherrschen, verschmähte der Vandalenkönig; er ging (im J. 455) zurück nach Afrika in sein Reich und schleppte die Kaiserswittwe Eudoxia als Gefangene mit sich. Als er Rom verlassen hatte, wurde dort ein andrer Kriegsheld von deutscher Abkunft, der Sueve Ricimer, allgewaltig und hob einen Kaiser um den andern, wie er sie wollte und brauchte, auf den verächtlichen Thron.

In jenen Tagen war Severinus, ein frommer Mann, in das Land Noricum gekommen. Severinus predigte den deutschen Völkern, die dort wohnten, das Evangelium, tröstete die wenigen Römer, die noch hinter den Ringmauern der alten Burgen und Städte wohnten, im Graus der Zerstörung, und half gar treu und mild durch Rath und That, wo er konnte, als ein echter und gerechter Diener des Herrn. Zu diesem kam in die stille Zelle einst ein deutscher Jüngling aus dem Stamm der Schyren, Odoaker, der Sohn Eticho's, der viele kriegslustige Landsleute aus verschiedenen Stämmen durchs Land Noricum gen Italien führte, wo sie den Kaisern um Sold fechten wollten. Wie der fromme Mann den Odoaker sah, der ein Thierfell um die stämmigen Glieder geschlungen hatte, wurde

Severinus und Odoaker.

er von Gott erleuchtet und weissagte ihm: „Ziehe hin gen Italien! dort gewinnst du köstlichen Schmuck für dies rauhe Vließ, und Vielen wirst du reiche Gaben vertheilen!“ Hierauf zog Odoaker mit seinen Waffenbrüdern nach Italien und diente dort den Römern um Sold, als Bundesgenosse. Bald wurde er oberster Hauptmann aller deutschen Hilfstruppen und erlangte dadurch großes Ansehen im Reiche. Als nun der Feldherr Orestes den Kaiser Nepos vertrieben und seinen Sohn Romulus Augustus, einen Knaben, wie zum Spott auf den Thron gehoben hatte, verlangte Odoaker von jenem für sich und die Seinigen den dritten Theil des Landes. Orestes schlug die Forderung ab, da erstürmte Odoaker die Stadt Pavia, tödtete den Stolzen und nahm in Ravenna dessen Knaben, den Romulus,

gefangen. Zitternd übergab das Kaiserlein die blutbefleckte Krone der Weltherrscher dem Sieger. So endete das römische Reich im Abendland im 476sten Jahre nach Christi Geburt und im 1229sten nach der Erbauung der Stadt Rom. Denn Odoaker, müde des Spieles, das so viele Jahre lang mit dem eitlen Namen der Kaiserwürde und mit dem zerfaserten Purpurmantel getrieben worden war, zerschlug endlich den morschen Thron, und nannte sich selber „König der deutschen Völker in Italien", das dünkte ihm ehrenvoller, als der Kaisertitel, den die Nationen einst oft genug verflucht, schon lang aber nur noch verachtet hatten. Ein selbstständiges deutsches Reich zu gründen und gewaltig auszubreiten, wie schon Alarich es gewollt hatte, war sein Ziel, und durch kluge Umsicht wie durch Waffengewalt strebte er es zu erreichen. So gewann er von dem Vandalenkönig Sicilien, und den König der Westgothen machte er sich durch Abtretung großer Landstriche, die an dessen Reich grenzten, geneigt.

Damals wohnten in Deutschland selbst die Volksstämme also neben einander: In der Mitte Deutschlands, zwischen der Elbe und dem Main, der Donau und dem Harz, saß das tapfre Volk der Thüringer, von Königen beherrscht. Ihnen zunächst gegen Mitternacht, an der Elbe, der Weser und der Ems breiteten sich die Sachsen aus; ihre Nachbarn, die Friesen, waren während der ganzen Zeit, da fast alle andern deutschen Völker aus ihren Stammsitzen fortgewandert, immerdar im Küstenland an der Nordsee geblieben. Gegen Mittag von den Thüringern, an der Donau, hausten die Rugier, deren Herrschaft Odoaker gar bald zerstörte. Von den Thüringern aber gegen Aufgang, in den großen Länderstrecken, die durch Auswanderung leer geworden, und an den Küsten der Ostsee und bis an den Oderstrom war ein großes fremdes Volk, das der Slaven, hereingedrungen und hatte sich von dort aus bis nach Schlesien, Mähren und Böhmen hinein ausgebreitet. Am rechten Ufer der Donau, zwischen den Flüssen Enns und Lech, in dem Lande, das von den Durchzügen der kriegerischen Völker am meisten gelitten hatte, war aus den Resten der alten Bojer und vieler deutschen Stämme ein neues kräftiges Volk empor gewachsen, das der Baiern; die hatten zu Nachbarn über'm Lech die Sueven; und an diese reihten sich die mit ihnen verbündeten Alemannen, die im Elsaß und in der Schweiz wohnten; die Burgunder hausten jetzt im Juragebirge und von dort bis an die Rhone. Die Ostgothen hatten seit dem Verfall der Hunnenherrschaft das Land an der Donau von Wien an, bis wo die Theiß in die Donau rinnt, in Besitz und sind später über den Fluß Save weiter hinab gen Südosten gezogen, den römischen Kaisern des Morgenlandes gefürchtete Nachbarn. Ihre Brüder, die Westgothen, hatten inzwischen ihr Reich in Gallien immer mehr vergrößert und es bis nach Spanien hinein weiter ausgedehnt und zuerst von allen Völkern deutscher Abkunft eine Gesetzgebung erhalten.

In Mitten Galliens war um jene Zeit der Rest der Römer durch den Statthalter Syagrius wieder zu Kräften gekommen. Es blühte bei ihnen das Christenthum, durch viele Priester gepflegt, und sie hielten fest an der Reinigkeit des Glaubens wider ihre Nachbarn, die Westgothen, welche den Irrlehren des Arius anhingen. Damals herrschte über einen Theil der salischen Franken der junge Chlodwig, ein Enkel des Königs Merovich, nach welchem das ganze Geschlecht später das der Merovinger genannt worden ist. Diesen Chlodwig trieb ein wilder unbändiger Geist, immer mehr zu besitzen und immer unumschränkter zu herrschen; er hatte eben so viel Scharfsinn und List als Tapferkeit und Verwegenheit, und obendrein ein so weites Gewissen, daß jedes Mittel drin Platz fand, von dem er glaubte, daß es zum Ziele führen könne. Um den Syagrius zu überwältigen und die römische Herrschaft in Gallien auszutilgen, verband er sich mit seinen Vettern, den Fürsten der salischen Franken in Cambray; alle standen zu ihm. Da schlug er (im Jahre 486) bei Soissons die Römer, und Syagrius floh zu den Westgothen; als ihn diese aus Furcht dem Sieger ausgeliefert hatten, eroberte Chlodwig alles Land, welches bis dahin noch römisch gewesen war, bis an die Loire. Die Beute vertheilte der König, um die freiheitsliebenden Franken sich zu gewinnen, durchs Loos unter Alle, die mit ihm ausgezogen waren; das eroberte Land ließ er gegen Zahlung von Abgaben den Besiegten, so gewann er auch diese durch den Schein der Milde und Mäßigung; und da er erkannte, welche große Gewalt die Priester über die Herzen des gläubigen Volkes übten, so ehrte er diese ganz besonders. Den Tapfersten seines eigenen Volkes gab er Landgüter zu Lehen, deren Einkünfte ihnen gehören und wofür sie ihm für seine Person stets in Treue folgen sollten, so oft er sie zu Kriegen aufrufe. Aus diesem Keime ist später der stolze und vielästige Baum des Lehnswesens erwachsen.

10.

Oft krönt den Mörder der Lorbeerkranz.
Neuffer.

Zehn Jahre nach dem Erlöschen der römischen Herrschaft in Gallien fand Chlodwig, der während dieser Frist seine Herrschaft im Innern befestigt hatte, Gelegenheit, auch die Grenzen seines kleinen Reiches zu erweitern. Sein Vetter Siegebert, der König der Uferfranken, der in Köln Hof hielt, rief ihn um Beistand gegen das zahlreiche und tapfre Volk der Alemannen an, das in das Land am Rhein, vom Neckar bis zur Mündung der Lahn, welches früher die Burgunder bewohnt hatten, eingedrungen war und nun die Grenzen der Franken bedrohte. Mit Freuden zog Chlodwig herbei und vereinigte seine Heeresmacht mit der seines Vetters. Bei Tol-

piacum (Zülpich) kams (im J. 496) zur Schlacht. Lang wüthete der Kampf. Endlich wichen die Franken, und schon jauchzten die Alemannen vor Siegeslust. Da schreit Chlodwig trotzig und ingrimmig gen Himmel: „Alte Götter, verlaßt ihr die Franken? So hilf uns Du, neuer Gott, Du Gekreuzigter; bist Du so mächtig, wie Deine Priester verkündigen, so bring uns den Sieg!" Die Streitart schwingend wirft er sich dann aufs Neue in den Kampf; sein Volk, von seinem Beispiel entflammt, stürzt ihm nach; der Alemannenkönig fällt; dies Unglück entmuthigt dessen Schaaren, sie weichen und flehn zu Chlodwig: „Laß ruhn Dein Schwert, o Herr, wir sind besiegt und von nun an die Deinigen." Da gebot Chlodwig, daß der Kampf aufhöre, und die Meisten vom Volk der Alemannen huldigten ihm auf dem Schlachtfeld; viele andre aber zogen in die Bergschluchten Graubündtens. Die sich unterwarfen, behandelte Chlodwig aus kluger Vorsicht gar mild, um sich die Tapfern fortan als treue Bundesgenossen zu erhalten, und ließ ihnen ihre Satzungen, ihre Heerführer und ihre Landstriche im Elsaß, in Schwaben und in der Schweiz; nur ihr neuerworbenes Land vom Neckar bis zum Main und zur Lahn behielt er als königliches Kammergut.

Als Chlodwig heimgekommen war, entschloß er sich zu einer Handlung, zu welcher ihn seine Hausfrau, die eine Christin war, schon lange beredet, und die er wohl öfters erwogen hatte; er wollte sich durch die Taufe in den Bund der rechtgläubigen Christen aufnehmen lassen. Dadurch hoffte er die Herzen aller katholischen alten Einwohner Galliens um so sichrer für sich zu gewinnen und zugleich ihren Haß gegen seine mächtigen Nachbarn, die ketzerischen Westgothen, immer mehr zu entzünden. Er verrechnete sich nicht; denn für Fürstenmacht geht ein Volk nicht so willig in den Kampf, noch läßt sichs so freudig dafür erschlagen, als wie für den Glauben, in dem es aufgewachsen ist, und kein Krieg wird mit mehr Erbitterung geführt, als der, in welchem es für Gott selbst zu kämpfen wähnt. Die heidnischen Franken aber, die der Kern seiner Heeresmacht waren, fragte der kluge Chlodwig, bevor er sich taufen ließ: „Wollt ihr mit mir dem Gotte dienen, der uns bei Zülpich den Sieg gab?" Und sie riefen freudig: „Ja, wir wollen's, denn er ist ein starker gewaltiger Gott;" und nun folgten sie ihrem König, als führte er sie zur Schlacht, in die Kirche zu Rheims; dort taufte der eifrige Bischof Remigius den König und dreitausend tapfere Franken. So war Chlodwig nun ein Christ geworden, nämlich von außen, aber nicht inwendig; er gab reiche Spenden an die Kirchen und ehrte die Priester; diese hingegen priesen dafür alles, was er that, und sagten, daß es zur Ehre Gottes geschehe. Doch Lug, Trug und Mord werden nicht zur Tugend, wenn man sie auch zehnmal heilig nennt.

Schon lange hatte Chlodwig lüstern auf das Land der Burgunder hingesehen; „das wär' ein stattlicher Zuwachs für mein Frankenreich!" dachte er oft, und seine Hausfrau bestärkte ihn in solchen Gedanken noch

mehr, damit er sie an ihrem Oheim, dem burgundischen König Gundobald räche, der ihr den Vater erschlagen hatte. Als nun blutige Zwietracht zwischen Gundobald und seinem Bruder ausbrach, zog Chlodwig rasch gegen sie ins Feld, gewann durch Verrätherei eine Schlacht, und zwang den Gundobald, daß er ihm schweren Zins bezahlte und als Vasall unterthänig ward.

Dieser glückliche Erfolg reizte Chlodwigs hochfahrenden Geist zu dem Versuch, sich auch die Westgothen zu unterwerfen. Ihr Land lag, ein reicher Garten, von der Loire bis ans Mittelmeer hin freundlich ausgebreitet; das fehlte dem neuen Reiche grade noch! Bevor er jedoch offenen Krieg gegen das tapfere Volk erhob, wollte er sich des Erfolgs im voraus versichern; darum nährte er im Stillen gar emsig den Glaubenshaß der unterworfenen katholischen Römer gegen ihre ketzerischen Herren. Endlich nahm er einen nichtigen Anlaß zum Vorwand und begann die Fehde. Da versuchte Theodorich, der mächtige König der Ostgothen, den Frieden zu vermitteln; denn er hielt's für Frevel, daß ein deutsches Volk das andre zu Sklaven machen wolle, vielmehr sollten alle, wo sie auch wohnten, wie Brüder gleich gewaltig und herrlich sein! Aber der wilde Chlodwig verschloß solchen Mahnungen das Ohr, und rief seine Franken und die Alemannen zum Kampf gegen die Westgothen. „Sollen diese Ketzer noch länger den schönsten Theil Galliens besitzen?" sprach er in Paris zu seinem Volke — „auf mit Gott, ihr Rechtgläubigen! für Gott ins Feld!" Die Edlen jauchzten ihm zu; da gelobte er den Aposteln eine Kirche in Paris zu bauen, wenn er glücklich wiederkehre; der Bischof Remigius segnete das Beginnen und weissagte den Sieg. In Sturmeseile zog nun Chlodwig mit seinem Heer über die Loire und brach im Jahr 507 ins Reich der Westgothen; allenthalben aber schonte er klug die Katholischen. Bei Poitiers erwartete ihn Alarich, der König der Westgothen, mit geringer Macht. Ohne Verzug trieb Chlodwig, um ihn nicht zu Kräften kommen zu lassen, zur Schlacht; da schritt er durch die Wasser der Vienne und lockte den Alarich aus seinen Verschanzungen aufs weite Gefild von Vivonne; dort ward geschlagen. Im Getümmel des Kampfes rannten die beiden Könige wider einander und fochten lang mit furchtbarer Wuth. Endlich riß Chlodwig den Alarich vom Rosse, schlug ihm das Schwert aus der Hand und durchstach den Wehrlosen. Bestürzt floh das Volk, die Franken aber drangen unaufhaltsam weiter im Land, und alle Rechtgläubigen, die darin saßen, empfingen Chlodwig wie ihren Erlöser. Da wurden alle Strecken sein eigen, welche die Loire vom atlantischen Meere bis an die Berge Languedoc's umspannt; die meisten Westgothen aber flüchteten mit dem Söhnlein ihres erschlagenen Königs ins Languedoc, viele andere gingen in die spanischen Provinzen des Reiches. Als nun Theodorich, der Ostgothe, welcher des Waisenkindes Großvater war, von dem Sieg Chlodwigs vernahm, sprach er: „Bis hierher, ihr Franken! und nicht weiter!" und schickte aus Italien ein erprobtes Heer zum Trutz

gegen sie und führte für seinen Enkel die Herrschaft. Einen so gewaltigen König wie Theodorich anzugreifen, bedachte sich Chlodwig; überdieß konnte er jetzt mit Behagen auf den erweiterten Umfang seines Reiches hinblicken; fast ganz Gallien war ja sein, und von seiner Macht wurde weit und breit geredet bis gen das Morgenland hin. Der Kaiser in Konstantinopel sandte ihm die Zeichen der Königswürde, den Purpurmantel und das Diadem. Chlodwig that stolz beide an, richtete sich in der Stadt Paris einen prachtvollen Hofhalt ein, nach römischem Muster, mit vielen Aemtern und Schranzen und setzte über alle einen Mann aus edlem Geschlecht als „Hausmeier", der sollte im Krieg wie im Frieden nach ihm der Erste sein. Zu Schutz und Trutz umgaben ihn die Edlen, die durch ihre Tapferkeit und seine Freigebigkeit zu Hab und Gut, Ansehen und Macht gekommen waren. Sein Volk regierte er mit kluger Vorsicht und ließ dessen altes Gesetz, welches das „salische" genannt worden ist, wieder erheben; aber die alte deutsche Treue, die er in den Staub getreten, richtete sich daran nicht wieder auf.

So hatte Chlodwig nun die Grundfesten des neuen Frankenreichs gebaut. Dennoch wurde er seines Lebens nicht froh; denn es quälte ihn der Gedanke, daß die Vettern seines Stamms, die zu Köln am Rhein, die an der Somme, zu Cambray und zu Mans saßen, noch Könige der Franken hießen und das Reich nach seinem Tode unter sich vertheilen möchten. „Das sollen sie nicht", schwur er sich zu, und begann vom Baum seines Geschlechtes alle Aeste, einen nach dem andern, abzuhauen. Zuerst verführte er den Sohn des Frankenkönigs zu Köln, daß jener seinen Vater meuchlings erschlagen ließ; dann räumte er den Rabensohn selbst aus dem Weg, kam mit Heeresmacht an den Rhein, bot dem überraschten Volk der Ostfranken seinen Schutz an, ließ sich huldigen und vereinigte es mit seinem Reich. Hierauf lockte er seinen Vetter, der an der Somme saß, mit dessen Sohn, in seine Gewalt und schor ihnen die Scheitel, daß sie geistlich würden. Wie der Vater drum wehklagte, tröstete ihn der Sohn: „Das grüne Holz treibt frisches Laub." „So muß ich den Stamm umhauen", meinte Chlodwig und ließ beide ermorden. Dann erhob er Krieg gegen seinen Vetter zu Cambray und nahm ihn nebst seinem Bruder gefangen. „Was schändest Du unser Geschlecht, daß Du Dich binden lässest?" fuhr er den Fürsten an und spaltete ihm, wie im Zorn, den Schädel; — „und Du, warum standest Du Deinem Bruder nicht bei?" rief er dem Andern zu, und erschlug ihn wie zur Sühne. Nachdem er nun so blutig gewaltet, besorgte er, daß sich dennoch etwelche Verwandte gerettet hätten, und klagte einstmals in der Versammlung des Volks: „Weh mir, daß der Himmel mir alle Blutsverwandte genommen, und daß ich einsam bin auf Erden;" so hoffte er, daß das Mitleid ihm die verrathen würde, welche ihm etwa entkommen wären; aber Alle, die da waren, schwiegen still. Da athmete er frei auf, weil nun seinen Söhnen das Reich sicher verblieb. Und als er im Jahre 511 zu Paris im

Sterben lag, pries er Gott den Herrn, daß er mit dessen Hilfe den Zweck seines Lebens erreicht hatte. Wohl stand sein Werk fest; doch der Fluch seiner Thaten ist seinen Kindern und Kindeskindern furchtbar heimgekommen.

11.

Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
Schiller.

Während Chlodwig mit blutbefleckten Händen das zerstückelte alte Gallien in sein neues Frankenreich zusammenschmolz, gründete Theodorich, der Fürst der Ostgothen, ein anderes großes Reich.

Dieser war in Konstantinopel als Geißel erzogen worden, hatte dort die Schwäche des morgenländischen Kaiserthums erkannt, als Jüngling kühne Kriegsfahrten gethan, und, nachdem ihn sein Volk als König ausgerufen, bedrohte er den Kaiser, seinen Nachbar. Aus Besorgniß wies ihn nun dieser nach Italien, wo damals Odoaker herrschte; den sollte er vertreiben und das Land erobern; dadurch gedachte der Hof zu Konstantinopel sich der Ostgothen zu entledigen und zugleich einen Feind durch den andern zu vertilgen. Da fragte Theodorich sein Volk, ob es mit ihm gen Italien ziehen wolle, und als es ihm freudig beistimmte, führte er es im Jahr 489 dahin. Unterwegs erfrischte er es durch Siege auf Siege und nahm den Fürsten der Rugier, welchen Odoaker vertrieben hatte, in seinen Schutz auf. Wie nun die Ostgothen über die Schwelle Italiens traten, zog ihnen Odoaker zürnend entgegen, sich des Besitzes zu erwehren. Aber Theodorich schlug ihn, zuerst am Fluß Isonzo, dann vor der Stadt Verona, hierauf am Flusse Adda; endlich eroberte er (im J. 493) die feste Stadt Ravenna, in welcher Odoaker sich lange vertheidigt hatte, und gelobte dem Besiegten, daß er ihn bei Freiheit und Leben lassen wolle. Weil ihm aber hinterbracht wurde, daß Odoaker ihm heimlich nachstelle, so erschlug er ihn beim Gastmahl.

Bald unterwarf sich nun dem König der Ostgothen ganz Italien, das allzu verderbt, zu ohnmächtig und zu zerrüttet war, als daß es ohne einen gewaltigen Oberherrn hätte bestehen können. Der Kaiser in Konstantinopel, in seiner eigenen Schwäche, erkannte dies gar wohl, und sandte dem Sieger die Zeichen der Kaiserwürde; dadurch wollte er ihm schmeicheln und zugleich die Welt glauben machen, daß Theodorich Italien, wie eine Provinz des morgenländischen Reiches, nur zur Verwaltung erhalten habe.

Kaum aber prangte Theodorich im kaiserlichen Purpur, so bewies er auch, daß er zum Herrscher geboren sei, und selbst seine Feinde mußten ihm nachsagen, daß er den edelsten Kaisern, die je regiert hatten, in allen Fürstentugenden gleichzustellen war. Aus den Schutthaufen der Zerstörung

wollte er Recht und Ordnung wieder ans Licht der Sonne aufrichten. Dabei sah er mit gleicher Liebe auf die unterwürfig gewordenen Römer wie auf seine siegreichen Ostgothen und behandelte jedes Volk nach dessen eigenthümlicher Sitte. Wohl war's sein Ziel, aus beiden im Lauf der Zeiten ein einiges Volk zu erschaffen; aber nicht durch rasche Gewaltthat, sondern langsam und durch friedliches Verständniß sollte sich eines vom andern das Beste aneignen, drum ließ er jedem der beiden Völker seine eigenen Gesetze. Besonders richtete er sein Augenmerk auf die Rechte des Grundbesitzes (denn durch die Verwirrung in der Eintheilung desselben war Italien verarmt und geschwächt worden), — sodann auf den Schutz der Sklaven oder Bauern, von deren Fleiß allein der Anbau des verödeten Bodens abhing, (denn die Gothen besaßen nur ein Drittel des Landes als Eigenthum) — und auf die Zucht und Ehre der Frauen, weil er gar wohl erkannte, daß Sittlichkeit die Grundfeste der Stärke eines Staates ist und daß ein Volk, wenn's auch noch so viel Waffenruhm erlangt, doch sicher untergeht, sobald Treue und Scham aus den Familien verschwunden sind. Durch kluge und zugleich milde Anordnungen, die er von den Römern entlehnte, verbesserte er den Staatshaushalt und vermehrte er die Einkünfte; sorgsam pflegte er den Handel. Im Kriegswesen sah er streng darauf, daß an der deutschen Art nichts geändert ward, und kein Römer durfte Waffen tragen; ferner unterhielt er große Waffenfabriken; sodann setzte er in die Provinzen an den Grenzen Männer, welche als tapfer erprobt waren, als Herzoge, um die Feinde in Furcht zu erhalten; auch eine Flotte schuf er zum Schutze der Küsten des Reiches, und im Innern des Landes erbaute er feste Burgen. Wissenschaft und Kunst ehrte er hoch, auch wo er sie nur noch in zertrümmerten Ueberresten aus alter Zeit fand, und die edelsten Männer seiner Tage, welche sie pflegten, galten ihm über Alles. In Glaubenssachen war er duldsam gegen die Bekenner aller Sekten; obgleich er selbst der von den Katholiken für eine irrige gehaltenen Lehre des Arius anhing, schützte er doch Jedem die Freiheit des Gewissens. Aber eben so kräftig, als er diese aufrecht hielt, wehrte er auch die Anmaßungen der katholischen Priesterschaft ab, wenn sie die Sicherheit des Staates zu gefährden drohte. Während er in solcher Weise unermüdlich für die Befestigung und Wohlfahrt seines eigenen Reiches sorgte und waltete, vergaß er auch die andern Völker von deutscher Abkunft nicht. Durch Bande der Verschwägerung hing er mit den meisten Fürsten derselben zusammen und benutzte sein Ansehen, gleichwie ein Vater der Könige, zum Schutz der Völker gegen Unrecht und Tyrannei. So erwarb er von den Burgundern, daß sie gegen geringes Lösegeld die gefangenen Ligurier frei gaben; so stellte er sich der Uebermacht der Franken entgegen.

Mit Neid und Eifersucht sah der Kaiser in Konstantinopel, wie die Macht Theodorichs immer höher heranwuchs, und um dieselbe zu schwächen,

fachte er die Feindschaft der Rechtgläubigen gegen die Arianer an und verfolgte diese Sekte im Morgenland; die Flamme des Glaubenshasses wehte bald auch ins Abendland herüber. Da schickte der König den römischen Bischof Johannes gen Konstantinopel, um den Kaiser zu bewegen, daß er von der Verfolgung der Arianer ablasse. Mit ungewöhnlich hohen Ehren wurde Johannes in Konstantinopel empfangen; darüber schöpfte Theodorich Verdacht; und da er inzwischen den geheimen Briefwechsel eines vornehmen Römers mit dem Kaiser des Morgenlandes entdeckte, so hielt er strenges Gericht, ließ den edlen Weltweisen Boëthius und dessen Schwiegervater Symmachus hinrichten und den Bischof Johannes nach der Heimkehr in den Kerker werfen. Als dieser darin starb, riefen alle Katholischen die Rache des Himmels über den König herab. Das war im Jahr 526, und bald darauf schied auch Theodorich von seinem Volke und von der Erde, die seines Ruhmes voll war. Die Glaubenseiferer aber riefen: „Seht, wie schnell hat Gott diesen Tyrannen gerichtet," und erzählten eine Fabel, daß ein frommer Einsiedler in einem wunderbaren Gesicht die Seele Theodorichs geschaut habe, wie sie zur ewigen Verdammniß in einen Flammenpfuhl gestürzt worden sei. Das deutsche Volk aber hat das Angedenken des tapfren, weisen und edlen Königs in Liedern immerdar hoch gehalten; er lebt in ihnen als „Dietrich von Bern" (Verona), und in ewiger Jugendfülle umschmiegt ihn die deutsche Heldensage, gleichwie die Braut ihren Bräutigam.

12.

Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganze Geschlechter aus.

Schiller.

Nach Theodorichs Tode schwanden die Reiche der deutschen Völker, eines nach dem andern, wie Frühlingsblumen nach kurzer Pracht, dahin. Das der Thüringer fiel zuerst. Dort herrschten drei Königssöhne, die das Land unter sich getheilt hatten. Der Eine von ihnen, mit Namen Hermanfried, hatte eine stolze Hausfrau; diese deckte ihm einst den Tisch nur halb und sprach zu ihm, als er sie darüber befragte: „Ich dachte: Du liebst das Halbe, weil Du Dich mit der Hälfte des Reiches begnügst; drum deckt' ich Dir den Tisch nur zur Hälfte." Mit solchen Reden stachelte sie ihn so lang, bis daß er einen seiner Brüder erschlug und die Franken ins Land rief, damit sie ihm auch den andern überwältigen hülfen; dafür versprach er ihnen ein Stück seines Landes. Und sie kamen, standen ihm bei, als er auch den andern Bruder erschlug, und verlangten dafür ihren Blutlohn;

er aber verweigerte ihn, denn er wollte nun im Lande allein Herr bleiben. Da ergrimmten die Franken und griffen ihn mit Heereskraft an; zugleich fielen auch die Sachsen, die der Thüringer alte Feinde waren, ins Land, und Hermanfried mußte flüchtig werden. Die Franken aber verlockten ihn mit List, daß er nach Zülpich kam, wo der Friede sollte geschlossen werden. Dort empfing ihr König ihn mit großen Ehren und Gaben; eines Tages aber führte er ihn auf die hohe Stadtmauer und stieß ihn plötzlich hinab, daß er zerschmettert den Geist aufgab. Darnach vereinigten die Franken das Land der Thüringer mit ihrem Reiche; das geschah im Jahr 530.

Bald darauf unterwarfen sich die Franken auch das Burgundische Reich. Schon bei Lebzeiten Theodorichs, des Ostgothen, hatten die Söhne Chlodwigs es unter dem Vorwand der Blutrache mit Krieg überzogen und Siegmund, den einen von den beiden Brüdern, welche es beherrschten, gefangen, nach Orleans geschleppt und in einen Brunnen gestürzt. Dann griffen sie auch Gundemar, den andern Bruder, an, der seit jener Zeit allein geherrscht hatte, fingen ihn (im J. 534) und verschlossen ihn bis an sein Ende in einer festen Burg. Hierauf eigneten sie sich das Reich zu und theilten es unter sich; dem Volke der Burgunder aber ließen sie, wie dem der Thüringer, die alte Verfassung und die eigenen Gesetze.

In demselben Jahre nahm auch die Herrschaft der Vandalen in Afrika ein Ende. Dort hatte nach dem Tode Geiserichs dessen Sohn Hunimund ein eisern Regiment geführt und durch Grausamkeit alle Herzen von sich abgewandt, besonders die der Rechtgläubigen, denn er war ein eifriger Arianer. Als er nun gestorben war, stand das Volk gegen seinen Sohn Hilderich auf, einen schwachen Mann, welcher seiner Mutter zu Lieb die Römer mehr begünstigte als seine Landsleute. Sein Vetter Gelimer stürzte ihn vom Throne. Dies nahm der morgenländische Kaiser zum Vorwande, um die Vandalen zu bekriegen und schickte seinen tapfern Feldherrn Belisarius mit 15,000 Gewaffneten gen Afrika. Das Volk der Vandalen, das in Ueppigkeit und Wollüsten die Kraft der Väter allzubald verloren hatte, hielt dem Angriff nicht Stand, und siegreich zog Belisarius mit seinem Heere in die Hauptstadt Karthago ein. Dann überwand er in offener Feldschlacht den König Gelimer, welcher neue Schaaren gesammelt hatte. Da floh Gelimer einen Berg hinan, die Feinde ihm nach und schlossen ihn ein. Drei Monate blieb er dort standhaft in bittrer Noth; endlich aber schickte er zu den Feinden hinaus und bat ihren Hauptmann, der ein Deutscher war, um ein Stück Brot, seinen Hunger zu stillen, um einen Schwamm, seine rothen Augen zu waschen, und um eine Laute, zu welcher er das Lied seines Jammers singe. So aufs Aeußerste gebracht, gab er sich in der Feinde Gewalt. Belisarius führte ihn in silbernen Ketten fort und bracht' ihn dem Kaiser nach Konstantinopel. Afrika aber wurde wieder eine Provinz des morgenländischen Reiches.

Inzwischen neigte sich auch die Herrlichkeit des ostgothischen Reiches in Italien, das Theodorich für viele Jahrhunderte gegründet zu haben glaubte, zum Untergang. — Nach seinem Tode hatte seine Tochter Amalasunthe für ihren minderjährigen Sohn die Regierung geführt. Als dieser frühzeitig starb, nahm sie Theodat, den Neffen ihres Gatten, zum Mitregenten an. Diesen verdroß es bald, die Herrschaft mit einer Frau zu theilen und wohl gar unter ihrem Ansehn zu stehn. Drum nahm er sie gefangen, ließ sie auf der Insel eines Sees bewachen und nicht lange darnach, während sie im Bade saß, ermorden. Diesen Frevel zu rächen, kam dem morgenländischen Kaiser als Vorwand gar gelegen, um Italien, das er die ganze Zeit über doch nur wie eine verlorene Erbschaft betrachtet hatte, wieder zu erobern. Er rechnete dabei auf die Uneinigkeit der Gothen und besonders darauf, daß die Italiäner um des Glaubens willen gegen dieselben heimlich Verderben spönnen. So sandte er denn im Jahre 535 seinen siegreichen Feldherrn Belisarius nach Italien und reizte überdem auch die Franken zum Krieg gegen Theodat. Dieser aber erwies sich jetzt in der Gefahr schwach und verzagt, und verlor dadurch das Vertrauen seines Volkes. Als nun gar Sicilien und Unteritalien durch seine Schuld in die Gewalt des Belisarius gerathen waren, riefen die Gothen: „Was thun wir länger mit diesem armseligen König?“ und setzten ihn ab und hoben den Vitigis, einen tapfren Kriegsmann, auf den Schild. Der suchte gegen den Erbfeind aller Deutschen die Franken zu gewinnen und gab ihnen Land in der Provence und in den Alpen und schweres Gold; aber ihre Treue erkauft' er damit nicht. Indessen entwand sich Rom der Gewalt der Gothen, und Belisarius gewann durch Kriegskunst und Einverständniß immer mehr Gebiet; die Franken aber erwiesen sich an beiden Feinden gleich falsch und plünderten für sich selber. Da trugen die Gothen in der Verzweiflung dem gefürchteten Belisarius heimlich die Krone an, um ihn zum Abfall von seinem Kaiser zu verlocken; er stellte sich auch, als ob er sie annehme, und nun ließen sie ihn in Ravenna ein. Da warf er plötzlich die Maske ab, nahm den Vitigis in seinem eignen Schloß gefangen und brachte ihn mit den Edelsten des Volkes und mit dem Schatz der Könige nach Konstantinopel.

Aber das tapfre Volk verzagte noch nicht, es wählte sich den Ildibald zum neuen König und als dieser bei einem Gastmahl erschlagen worden war, erkor es (541) dessen Neffen Totilas, welcher noch jung, aber eben so tapfer als edel und weise war. Jetzt schien das Glück den Gothen noch einmal hold zu werden: Totilas eroberte das offne Land und die meisten Städte wieder, selber Rom und Neapel, und bewies sich mild und gütig gegen die Ueberwundenen; bald hatte er ganz Unteritalien in seine Gewalt gebracht. Da kam Belisarius zurück, gewann Rom aufs Neue, und vertheidigte die Stadt gegen Totilas mit solcher Beharrlichkeit, daß er, als es an Wurfgeschoß mangelte, sogar die schönsten Bildsäulen auf die

Belagerer hinabschleudern ließ. Der Kaiser aber wurde mit der Zeit gegen seinen treuen Feldherrn mißtrauisch und rief ihn aus Italien zurück; da eroberte Totilas Rom abermals und gewann Sicilien. Indessen wurde jedoch die Flotte der Gothen geschlagen, und zu Land kam der neue Feldherr Narses, ein tapfrer Eunuch, gegen Totilas, und bot ihm (im J. 552) auf einem Feld am Fuß des Apenninengebirgs die Schlacht. Da wurde der König, der ritterlich kämpfte, tödtlich verwundet und 6000 tapfre Gothen deckten den Wahlplatz.

Auch dies neue Unglück entmuthigte das Volk noch nicht; es hob in Pavia den edlen Helden Tejas auf den Schild. Der führte es rasch, und alle Vorsicht der Feinde täuschend, gen Unteritalien hinab, um den großen Schatz zu retten, der in der Festung Cumä lag. Am Fuße des Berges Vesuv, der wie ein König, eine Krone von Flammen auf dem Scheitel tragend, auf die wunderschöne Landschaft und aufs wallende blaue Meer niederschaut, vertheidigte sich der edle Held zwei Monate lang gegen die Feinde. Als ihm diese endlich durch Verrätherei die Flotte wegnahmen, zog er mit seinem Volk einen Berg in der Nähe hinan, welcher der Milchberg hieß. Dahinauf folgten die Feinde den Gothen nicht, aber ein andrer gräßlicher Feind wüthete unter diesen, — der Hunger. „Laßt uns sterben, so wie wir lebten, als Helden!" riefen sie alle in der Nacht. Am frühesten Morgen sprengten sie zu Roß grimmig auf die Feinde hinab, und überfielen diese, bevor sie sich in Reih und Glied sammeln konnten. Dann sprangen sie von den Pferden und drängten sich in Schlachtordnung zusammen; die Feinde thaten desgleichen, und nun begann der Kampf. An der Spitze der Gothen, wie der lenkende Gott der Schlacht, stand Tejas, hinter seinem ungeheuren Schilde, der ihn ganz deckte, den Speer in der ausgestreckten Hand. Ihn nahmen sich alle Feinde zum Ziel; aber, gleich als wär' er von Stein, so fest hielt er aus in freudigem Todesmuth, fing alle Speere und Pfeile mit dem Schilde auf, brach dann plötzlich hervor und erschlug, wen er irgend erreichen konnte. Wenn sein Schild von feindlichen Eisen starrte, gab ihm sein Waffenträger einen frischen, und frisch kämpfte er fort. Endlich traf beim Schildwechseln ein Speer seine ungeschützte Brust; da sank der Held zu Boden und verschied. Die Gothen ließen jedoch von der Schlacht nicht ab, bis die Nacht hereinbrach, und kämpften am andern Tage wieder bis in die sinkende Nacht. Dann entboten sie dem feindlichen Feldherrn dies Wort: „Wir sehen's ein, daß Gott wider uns ist und unsre Kraft zerbricht. Drum wollen wir aufhören zu kämpfen, aber deinem Kaiser wollen wir drum nicht gehorchen, sondern frei hinziehn zu deutschen Landsleuten und fern von Italien nach unserm eignen Gesetz leben." Dies bewilligte ihnen der Feind, der die Wuth scheute, welche Verzweiflung der Kraft des Unglücklichen zulegt. Und die Gothen zogen hinauf an den Po; dort aber kamen ihnen die Alemannen zu Hilfe, die über die Alpen ins Land her-

eingedrungen waren; mit denselben vereinigt, faßten sie wieder frischen Hoffnungsmuth, und jene versuchten den Kampf gegen die Sieger, doch durch eine Seuche und in offner Schlacht wurden sie aufgerieben. Die letzten Reste der Gothen, die sich noch immer wehrten, wo sie konnten, erlagen endlich der Uebermacht und wurden nach Konstantinopel geführt. Ein solches Ende nahm dies tapfre Volk, nach einem zwanzigjährigen Kriege, im Jahre 555. Der morgenländische Kaiser setzte hierauf den Narses als Statthalter über Italien.

13.

Gräuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dies Haus.
Schiller.

Als König Chlodwig gestorben war, hatten seine vier Söhne — nach dem Willen des Vaters — das Frankenreich unter sich getheilt; Theodorich, der älteste von ihnen, erhielt die Herrschaft aller Landschaften ostwärts von der Maas, welche von nun an Ostreich oder Austrasien hießen, und nahm seinen Sitz in der Stadt Metz; den andern drei Brüdern fielen alle übrigen Besitzungen zu, welche unter der Benennung Neustrien begriffen wurden, und es herrschten Chlodomir in Orleans, Childebert in Paris, und Chlotar in Soissons, — jeder von diesen selbstherrlich in seinem eigenen Lande. Aber nicht bloß das Reich, auch die Treulosigkeit und Grausamkeit hatten die Söhne von ihrem Vater geerbt und vererbten sie weiter auf ihre Kinder und Kindeskinder; und, wie sie das Land zerschnitten hatten, so zerstückelten sie in blinder Raserei auch ihr eignes Geschlecht.

Von den Söhnen Chlodwigs überlebte Chlotar, nachdem er seine Neffen umgebracht hatte, seine drei Brüder und ihre Sprossen und vereinigte alle Theile des Frankenreiches für wenige Jahre, jedoch nur, um es wieder zu theilen. Und als er in Verzweiflung über viele Blutschuld (im J. 561) gestorben war, saßen seine vier Söhne als Könige zu Metz, Paris, Orleans und Soissons, und alsobald entbrannte wieder der Bruderkrieg. Denn nach dem Ableben ihres Bruders, des Königs zu Paris, (567) theilten die drei übrigen das Land; aber die Stadt Paris sollte allen gemeinschaftlich angehören. Darüber entstand neuer Zwist. Nun hatte Siegebert, der König zu Metz, eine schöne stolze Hausfrau, Brunhilde, Chilperich aber, der König zu Soissons, ihre Schwester zur Ehe; die ließ er auf Anstiften seiner Buhlerin Fredegunde erwürgen und hob die Geliebte auf den Thron. Hierauf brach er in seines Bruders Siegebert Land, und als dieser durch die Kraft der Deutschen vom Rhein die Oberhand gewann, dingte er Meuchelmörder, welche jenen (576) mit vergifteten Dolchen durch-

bohrten. Dann brachte er die verwittwete Brunhilde in seine Gewalt; ihr Söhnlein Childebert wurde durch einen Treuen vor seiner Wuth nach Metz geflüchtet. Die gefangene Brunhilde aber sah Merowich, der Sohn Chilperichs, und ward von ihrer Schönheit so bezaubert, daß er sie zum Weibe nahm. Als sein Vater dies hörte, lockte er beide durch List aus der Kirche des heiligen Martin, wo sie eine Freistätte gefunden hatten, und trennte sie mit Gewalt; Brunhilden sandte er nach Metz zu ihrem Kinde; seinen Sohn wollte er zum Mönch machen. Aber dieser entfloh und sammelte ein Heer, um vor der Rache seines Vaters und der wüthenden Fredegunde sicher zu sein. Durch Hinterlist ward er überfallen, und bat, wie er keinen Ausweg mehr sah, einen von seinen Getreuen, ihm das Messer ins Herz zu stoßen, was dieser auch that. Hierauf ließ Fredegunde auch ihren andern Stiefsohn umbringen und endlich (584) auch ihren Gatten, welcher durch Zufall entdeckt hatte, daß sie hinter seinem Rücken mit einem Andern Buhlschaft trieb. So war sie jetzt mit ihrem einzigen Sohne Chlotar II. im Reiche allein, und verwaltete es in dessen Namen.

Brunhilde hingegen kam, nachdem ihr Sohn Childebert gestorben war, gleichfalls zur unumschränkten Gewalt, nach der sie so lange gedürstet hatte; im Namen ihrer beiden Enkel herrschte sie mit furchtbarer Willkür in Ostfranken und Burgund. Ueber dies Glück der Todfeindin ergrimmte Fredegunde und begann mit ihrem Sohne Chlotar II. Krieg gegen sie. Bald freute sie sich eines Sieges; aber mitten in ihrer Freude und in ihrem Haß raffte der Tod sie dahin (598); und kaum war sie verschieden, so überwanden Brunhildens Enkel den Chlotar und nahmen ihm vieles Land. Brunhildens Rache aber war weder durch den Tod ihrer Feindin noch durch das Glück ihrer Enkel gesättigt. Sie hatte so viel Unbill und Elend erlitten, daß ihr Herz von Haß ganz verbittert worden war, und verächtlich kam ihr alles vor, was Mensch hieß; nur eine einzige Leidenschaft hatte sie noch im Greisenalter, die: zu herrschen; darin allein fand sie Ersatz für ihre frühere Unterdrückung und Balsam für so viele Leiden. Als sie gewahrte, daß die Großen des Reichs gegen ihre Tyrannei murrten, lachte sie vor Grimm und hob den Arm, den Trotz zu brechen; an jedem Finger hing ihr ein Mord. Dann kehrte sich ihre Wuth gegen ihre eigenen Enkel und sie stachelte den jüngeren, der ihr zu Willen that, gegen den älteren, welcher seine Selbstständigkeit behaupten wollte. Da ging abermals ein Bruderkrieg an und es geschahen furchtbare Schlachten; in der letzten (bei Zülpich 612) wurde mit solcher Erbitterung gekämpft, daß die Todten nicht so viel Platz hatten, um zu Boden zu sinken, sondern, eingeklemmt zwischen den Kämpfern, in Reih und Glied aufrecht mit fortgetragen wurden wie Lebendige. Brunhildens jüngerer Enkel siegte; da ließ sie das Söhnlein des älteren an Felsen zerschmettern, ihn selber zum Mönch machen und umbringen. — Den Sieger traf bald darauf, als er nun auch gegen Chlotar II. Krieg begann, das Gericht

Gottes, er starb eines schnellen Todes, und auch Brunhildens Stunde schlug. Viele Edle von den Ostfranken, über ihre Tyrannei empört, standen wider sie auf und verbündeten sich mit Chlotar, dem Sohn Fredegundens. Die graue Mörderin floh bangend über den Rhein, warb starke Heeresmacht und kehrte damit voll frischen Muthes zurück, um ihre Feinde zu vertilgen; inzwischen war die Verschwörung der Großen gegen sie reif geworden. Auf den Gefilden bei Chalons stand ihr Heer kampffertig, — so meinte sie nämlich. Aber wie nun Brunhilde das Zeichen zur Schlacht gibt, stieben plötzlich alle dichten Haufen, auf deren Schutz sie vertraut, wie Spreu im Wind aus einander; zwei ihrer Urenkel werden ermordet, der dritte verschwindet und kam nie mehr zum Vorschein, der vierte allein wird gerettet. Brunhilde selbst wird vor Chlotars Füße hingeschleppt; der rechnet ihr alle Morde vor, die sie gethan, dann läßt er die Greisin drei Tage lang foltern, hierauf bluttriefend, mit zerbrochenen Gliedern, auf einem Kameel zwischen den Reihen des Kriegsvolks hinführen, daß jeder seinen Spott mit ihr trieb, und endlich auf ein wildes Roß binden, das sie zu Tode schleifte. Chlotar, dieses Namens der Zweite, war jetzt (im J. 613) Alleinherrscher über alle Franken.

Was hatten nun die Könige durch so viele Frevel gewonnen? Nichts. Wer den Fluch säet, hoffe nicht Segen zu ernten. Taumelnd vom Dampf des vergossenen Blutes ließen sie die Zügel der Macht aus den Händen gleiten. Die Adeligen, welche von den alten Geschlechtern der früheren Stammhäuptlinge ihre Abkunft hatten, und die Geistlichen im Frankenreiche ergriffen dieselben um so eifriger und stellten sich den Königen stolz und drohend gegenüber; denn sie wußten gar wohl, daß diese in ihrer Schwäche nichts mehr ohne sie vermochten. Und so ertrotzten sich die Adeligen die Erblichkeit der Lehen, die früher nur wie ein ehrlicher Vertrag auf Lebenszeit oder noch kürzere Frist bestanden hatten; die großen Lehnsträger nahmen selber wieder Franken, welche bisher frei gewesen, zu Lehnsleuten auf und verstärkten so ihre Macht. Die Geistlichen aber gewannen durch fromme Schenkungen immer mehr Schätze und festes Gut, durch Einführung der Wallfahrten, der Reliquienverehrung und der Freistätten, welche sie den Verfolgten in den Kirchen öffneten, immer mehr Ansehen im Volke, und endlich das Recht, sich die Bischöfe selbst zu wählen. So rückten die Adeligen und die Geistlichen immer enger um die alte Freiheit der Franken heran. Daß diese noch nicht völlig zermalmt wurde, hatte das Volk, nachdem es auch die deutschen Stammtugenden verloren, nur noch seiner alten deutschen Kernkraft zu danken, die das Einzige war, was ihm von allen Trefflichkeiten noch übrig blieb.

14.

.... Das ewig Wirkende bewegt
Uns unbegreiflich, dieses oder jenes,
Als wie von ohngefähr, zu unserm Wohl,
Zum Rathe, zur Entscheidnng, zum Vollbringen,
Und wie getragen werden wir ans Ziel.

Göthe.

Nachdem die Herrschaft der Ostgothen in Italien spurlos untergegangen war, trat dort plötzlich ein andres streitbares Volk von deutscher Abkunft auf; das waren die Longobarden. Die haben, wie in ihren Sagen erzählt wird, in unvordenklichen Zeiten hoch oben in Dänemark gewohnt, sind einst in den Tagen bittrer Noth auf den Rath einer weisen Frau ausgezogen, und haben sich immer tiefer in die Länder gen Mittag hinab verbreitet. Lange Zeit haben sie nur einzelne Herzoge zu Anführern gehabt und sich erst spät der Macht eines Königs unterworfen, jedoch ohne daß dadurch an ihrer alten Verfassung was geändert ward. Diese war ganz und gar kriegerisch; ihre Herzoge, Hauptleute und Zehntgrafen sprachen im Frieden auch Recht. Ihre Könige hatten ein ritterlich Gesinde um sich, in welchem selbst Fürstensöhne den Waffendienst lernten; das war ein echter Verdienstadel, aus welchem in der Folge auch ein erblicher geworden ist.

Zur Zeit, da der Feldherr Narses gegen den König Totilas Krieg führte, wohnten die Longobarden, mit Bewilligung des morgenländischen Kaisers, in Ungarn neben dem wilden Volk der Avaren, das aus Asien herübergekommen war, und schickten dem Narses reisige Schaaren, die ihm die Gothen bezwingen halfen. Nicht lang darnach überwand ihr König Alboin das Volk der Heruler und tilgte das der Gepiden aus; Kunimund, den König derselben, erschlug er in einer Schlacht; aus seinem Schädel ließ er sich nach alter Sitte einen Trinkbecher machen und dessen Tochter, die schöne Rosamunde, nahm er zum Weibe. Bald darauf führte das Schicksal ihn und sein Volk auf ein weit größres Feld für kühne Thaten. Der tapfre Narses war nämlich — zum Lohn für seine treuen Dienste — vom Hofe zu Konstantinopel abgesetzt worden, und die Kaiserin spottete seiner noch gar: „Bist doch nur ein halber Mann, Narses; drum nimm die Spindel, und ich will dich zum Aufseher der Mädchen machen, wenn sie am Rocken sitzen." — „Und ich will dir ein Gespinnst übers Haupt werfen, o Kaiserin, dessen du bis an dein Ende nicht mehr ledig wirst," rief Narses im Grimm und schickte stracks zu den Longobarden: sie möchten herbeikommen und Italien, das ihre Waffen kennen gelernt hatte, für sich selbst unterwerfen. Seine Botschafter brachten ihnen köstliche Früchte, als Wahrzeichen, und jene aus dem Volke, welche mit Ruhm und Beute aus dem Feldzuge wiedergekommen waren, priesen nun ihren Brüdern daheim die

Schönheit des Landes und die Milde des Himmels. Da schwoll dem König Alboin das Herz vor Lust; er vertrug sich mit seinen Nachbarn, den Avaren, und überließ ihnen das Land, in welchem die Longobarden 42 Jahre lang gewohnt hatten. Dann lud er die Sachsen, alte Freunde seines Volkes, zur Heerfahrt ein; es kamen ihrer 20,000 mit Weib und Kind. Mit diesen vereinigt zogen nun die Longobarden, von Alboin angeführt, im J. 568 gen Italien aus und gewannen zuerst das Land, welches von den Flüssen Isonzo, Tagliamento, Piave, Brenta und Etsch durchschnitten wird; darüber setzte Alboin einen Herzog. Dann eroberte er das Land von der Etsch bis zu den hohen Alpen Savoyens. Ueberall flohen die Römer in die festen Städte, nach Ravenna, wo der Statthalter des morgenländischen Kaisers Hof hielt, nach Rom und Genua. Pavia widerstand dem Alboin drei Jahre lang; als er Pavia's trotzige Mauern im J. 572 endlich gebrochen hatte, machte er es zur Hauptstadt des neuen Reiches, das er allgemach bis an den Tiberfluß ausbreitete. So lag denn, wie Narses gedroht hatte, ein ungeheures Netz von deutschem Kriegsvolk über Italien. Doch nur drei Jahre freute sich Alboin des errungenen Besitzes. Denn, als er einstmals ein herrliches Fest gab und dabei süßen Weins mehr als vonnöthen aus seinem beinernen Becher geschlürft, rief er im Uebermuth seinem Weib Rosamunde und gebot ihr, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. Sie trank gehorsam den Wein, aber als grimmiger Haß stieg er ihr zu Haupt, und mit dem Herzblut des Gatten, der ihr den Vater erschlagen, gedachte sie dessen Schädel wieder zu füllen. Und sie verführte Peredeo, einen Mann aus des Königs Gefolgschaft, daß er ihre Blutrache vollstrecken mußte, und band eines Tages, da Alboin nach Tisch der Ruhe pflegte, sein Schwert fest an die Bettpfosten, dann führte sie den Peredeo in die Kammer. Wie nun Alboin vom Schlaf erwachte und den Mörder sah, griff er nach seinem guten Schwert, und, da er's in der Eile nicht losbinden konnte, wehrte er sich lang mit dem Schemel, bis er endlich erliegen mußte. Rosamunde aber entfloh, weil das Volk ob der Unthat schwer zürnte, mit Helmichis, des Königs Milchbruder, der ihr den bösen Rath gegeben, zu dem Statthalter nach Ravenna. Dieser, dem ihre Schönheit das Herz entzündete, überredete sie, den Helmichis zu tödten, so wolle er die Herrschaft über Ravenna mit ihr theilen. Da reichte Rosamunde dem Helmichis Gift; er aber, als er entdeckte, daß er den Tod getrunken, zwang sie, die Neige zu leeren. So büßten sie Beide die Schuld; darauf schickte der Statthalter Alboins Tochter und den Peredeo an den Kaiserhof nach Konstantinopel.

Die Longobarden machten nun Kleph, einen tapfren Mann von edlem Stamm, zum König; der breitete ihre Herrschaft in Mitten Italiens aus, bis gen Benevent hinab, und setzte dort einen Grenzherzog mit großer Macht. Als Kleph nach 18 Monaten (im J. 575) ermordet worden, wollte das Volk keinen König mehr wählen, sondern vertheilte die oberste Macht nach alter

Alboin und Rosamunde.

Sitte an viele Herzoge, die in den großen Städten regierten, und ihre heimische Verfassung wie ihr heimisches Recht im eroberten Lande einführten.

Zehn Jahre lang hatte diese Vielherrschaft der Herzoge gedauert, da gewahrte das Volk voll Sorgen, daß nur Zwietracht, aber kein Segen dabei war, und daß es von der Macht des morgenländischen Kaisers, der noch die Gegenden an der Meeresküste und alles Land gegen Süden inne hatte, so wie von dem Reich der Franken eingeschlossen war. Da kam es darauf zurück, daß ein einziger König, der Aller Kräfte vereinigte, es vor jeder Gefahr besser schützen würde, und erwählte (585) Authari, den Sohn Klephs, einen schönen, tapfren und klugen Mann. Der waltete weise im Innern des

Landes und ordnete Recht und Besitz, sicherte die Grenzen und suchte zum Schutz gegen die Franken, welche immerdar in Unfrieden mit den Longobarden lebten, eine Bundesgenossenschaft mit den Baiern zu erwerben. Dieser Volksstamm hielt seit dem Untergang der Ostgothen zum Reich der Franken, doch war er ihm deswegen nicht zinsbar, sondern blieb selbstständig und wurde von eigenen Fürsten aus dem uralten Geschlecht der Agilolfinger beherrscht. Damals war Garibald Herzog der Baiern, der hatte eine holdselige Tochter Theodelinde. Um diese warb nun König Authari durch Gesandte, und Garibald sagte sie ihm zu. Da kam Authari selber, den Baiern

Authari und Theodelinde.

unbekannt, als sein eigener Botschafter verstellt, zu Garibald und bat um die Gunst, die Braut zu erschauen, damit er ihre Gestalt und ihr Antlitz dem Könige daheim beschreiben könne. Als er sie nun erblickte, überwältigte ihn ihre Schönheit, und er bat um einen Becher Weins aus ihrer schneeweißen Hand. Die Fürstentochter kredenzte ihm denselben und da berührte er, wie er ihn ihr zurück gab, ihre Finger und Wangen. Darüber erschrak die Jungfrau vor Scham und erzählt' es heimlich ihrer Amme; die aber sagte ihr getröstend: „Gewiß ists dein Bräutigam selbst, denn kein Geringerer hätte Solches gewagt, und fürwahr, der dich berührte, ist wohl werth, ein König und dein Gatte zu sein." Wie nun Authari mit den Seinigen wieder vom Hofe fortzog, gaben ihm die Baiern bis zur Grenze des Landes das Geleite; da erhob sich Authari auf seinem Roß, warf seine Streitart in den nächsten Baum, daß sie drin haften blieb, und rief: „Solche Würfe thut Authari." Daraus erkannten jetzt die Baiern, daß er selbst der König war. Bald darauf erhoben die Franken wiederum Krieg gegen die Longobarden und Garibald mußte jenen als Bundesgenosse beistehen; da entfloh Theodelinde mit ihrem Bruder zu dem Mann ihres Herzens und er hielt stattliche Hochzeit mit ihr auf dem Sardisfeld bei Verona.

Nicht lange freuten sich Beide ihres Glückes; denn Authari ward (591) in Pavia vergiftet. Seine Wittwe hielten die Longobarden so hoch in Lieb' und Ehren, daß sie keine andre zur Königin haben wollten, und baten sie, aus den Edlen einen Gatten zu erkiesen; dem wollten sie dann freudig gehorchen. Sie erkor (592) Agilulf und waltete mit ihm zum Segen des Volks. Da wurden die alten Feindschaften mit den Franken und mit den Avaren friedlich ausgetragen, da ergaben sich viele feste Städte in Italien, die bisher noch widerstanden hatten, und das Volk legte den arianischen Glauben ab, und nahm den römisch-katholischen an; dies war das Werk Theodelindens, die in diesem Glauben erzogen war. Und als sie das Zeitliche gesegnet, ehrte das Volk immer noch ihr Gedächtniß. Zwar vertrieb es trotz aller Liebe ihren Sohn, weil dieser tyrannisch regieren wollte; dafür aber erhob es den Gemahl ihrer Tochter Gundeberg auf den Thron, und nach dessen Tod (636) den Rothari, welchen Gundeberg auf dem Todbette empfohlen hatte. Dieser eroberte die Meeresküste von Genua bis Toskana hin und ließ die alten Gesetze des Volks niederschreiben.

Nach seinem Tode und dem seines Sohns, erkoren die Longobarden Theodelindens Neffen Aribert, der zeugte zwei Söhne, welche das Reich unter sich theilten. Dadurch entbrannte Zwietracht und die mächtigen Herzoge schürten die Flamme. Nicht lange stand es an, so wurde Gundebert, der eine König, von Grimoald, dem Herzog von Benevent, meuchlings ermordet, Bertari, der andre König, entfloh, und Grimoald war nun (665) Alleinherrscher aller Longobarden. Damals dehnten die Herzoge ihre Macht immer weiter aus und trotzten darauf, daß sie dem Grimoald

geholfen hatten. Die Bischöfe zu Rom hingegen, deren Ansehen so hoch gestiegen war, daß sie als die sichtbaren Oberhäupter der ganzen christlichen Kirche und als heilige Stellvertreter Jesu Christi selbst geehrt wurden, sahen allgemach mit Eifersucht auf die Longobarden, weil diese nach der Herrschaft von ganz Italien trachteten.

Nach Grimoalds Tode (671) kehrte König Bertari aus der Verbannung zurück und regierte gemeinschaftlich mit seinem Sohne; beide hatten viele Kämpfe mit den gewaltigen Herzogen; Bertari's Neffe aber und sein Sohn Aribert II. begannen blutige Fehden gegen dessen Geschlecht und wütheten grausam gegen alle Anhänger desselben. Da entfloh Ansbrand, der einer von den treuesten war, mit seinem Sohne Liutbrand vor Aribert II. ins Baierland und kehrte später mit baierischer Hilfsmacht zurück. Wie nun der Tyrann besorgte, daß er nirgends mehr Sicherheit finden könne, beschloß er, zu den Franken zu flüchten; drum nahm er in der Eile so viel Gold, als er schleppen konnte, mit sich, und wollte den Fluß Ticino durchschwimmen; aber das Gewicht des Schatzes zog ihn in den Grund der Fluthen hinab, daß er ertrank. Nun ergriff Ansbrand und drei Monate nach ihm (713) sein Sohn Liutbrand die Herrschaft. Der war ein trefflicher Held und durchschaute klar alle Gebrechen des Reichs. Nicht mehr als Deutsche — das sah er ein — konnten sich die Longobarden in Italien erhalten; drum mußten sie völlig das werden, wozu sie die Zeit auf dem Boden, den sie bewohnten, allmälig gemacht hatte, nämlich Italiäner; in diesem Geiste gab er ihnen Gesetze, und ganz Italien wollte er in ein neues Reich wieder vereinigen. Als guter Christ hielt er lange treu an dem Papst, bis ihm dieser selbst endlich die Augen öffnete; da sah er ein, daß Niemand einem solchen Plane mehr zuwider sei als grade das Oberhaupt der römischen Kirche. So war, als Liutbrand von der Erde schied (744), in Italien ein Brand angestiftet, der bald darnach lichterloh emporschlug; das war der Kampf der Longobardenkönige und der Päpste.

Während dieser Zeit war in Spanien das alte Geschlecht der westgothischen Könige ausgestorben, und die Kaiser zu Konstantinopel hatten die Zwistigkeiten der Fürsten in jenem Lande benutzt, um sich dasselbe wieder zu unterwerfen. Die Zerstörung des Vandalenreichs in Afrika und die Austilgung des ostgothischen Volks gaben ihnen frischen Muth dazu. Bald hatten sie sich wirklich des Küstenlandes im Süden bemeistert und nun versuchten sie, auch ins Innere vorzudringen. Aber Leovigild, welcher damals König der Westgothen war, that ihnen mit Macht Einhalt und stellte sich auch dem Freiheitstrotz des Bergvolkes von Aragon, Biscaya und Navarra muthig entgegen. Der gefährlichste Gegner jedoch, den er lang zu bekämpfen hatte, war der Glaubenshaß. Er selbst war nämlich Arianer, sein ältester Sohn Hermenegild aber wurde, durch seine Gattin und den Bischof von Sevilla bewogen, Katholik und verbündete sich nun mit den

katholischen Oströmern und Sueven gegen den Vater. Dieser überwand jedoch ihn und seine Bundesgenossen, ließ den ersteren, welcher von seinem Glauben nicht abtrünnig werden wollte, hinrichten, und verschmolz endlich das Reich der Sueven mit dem seinigen. Dennoch hatte die katholische Lehre im Stillen schon so feste Wurzeln geschlagen, daß nach seinem Tode sein zweiter Sohn Reccared, so wie fast alles Volk und sogar die meisten arianischen Bischöfe, katholisch wurden. Von da an (vom J. 590) sind die Fürsten und das Volk in Spanien diesem Glauben zu allen Zeiten in Leben und Tod getreu geblieben, haben ihn, wo sie konnten, mit Feuer und Schwert ausgebreitet und jeden Andersgläubigen als Feind Gottes gehaßt und verfolgt. Das Volk aber hat damals allmälig die deutsche Art und Sitte verloren, die deutsche Sprache ganz und gar vergessen und eine neue geredet, die sich aus der römischen gebildet; zu gleicher Zeit ist die Macht der Könige durch die Großen des Reichs und durch die Geistlichen immer mehr beschränkt worden. Siebenzehn Könige haben von Reccared an geherrscht; der letzte war Roderich, welcher 710 den Thron bestieg. Gegen diesen erhoben sich die Söhne seines Vorfahrs, aus Grimm, daß nicht ihnen die Herrschaft zu Theil geworden, mit ihrem Oheim, dem Erzbischof von Sevilla, und mit dem Grafen Julian, dessen Tochter Roderich zu Fall gebracht hatte; um an dem König Rache nehmen zu können, verriethen sie ihr Volk. — Damals herrschten in Afrika die Araber, ein kräftiges, schöngebildetes, ritterliches Volk, in geheimen Wissenschaften erfahren, Meister im Dichten und Bauen, schwärmerisch begeistert für ihren Glauben und unwiderstehlich im Krieg. Vor hundert Jahren, da sie noch in ihrem Vaterlande saßen, hatte ihnen der weise und heldenmüthige Prophet Mohammed die Lehre verkündigt: „Es ist nur Ein Gott und Mohammed ist sein Gesandter!" Darauf waren sie in die Länder gezogen, um in heiligen Kriegen ihren Glauben, welcher Islam, das ist: Unterwerfung, heißt, glorreich zu machen auf der weiten Erde. So waren viele Schaaren von ihnen auch nach Afrika gekommen und hatten es wie im Sturm erobert. Von dort her lud sie nun Graf Julian ein, daß sie nach Spanien hinüber kämen und ihn rächten. Da schifften sie schnell über die schmale Meerenge, welche dies Land von Afrika trennt, und fanden das Volk in Frieden und Reichthum, die Felder und Berge voll Segen. Bei Xeres de la Frontera führte ihnen König Roderich hunderttausend wohlgerüstete Kriegsmänner entgegen; viel geringer war die Macht der Araber, ein Dutzend Christen kam je auf einen einzigen Araber; dennoch errangen die Söhne der Wüste durch ihre Begeisterung und durch die Verrätherei der Verschwornen den Sieg. Eine ganze Woche lang (vom 19. bis zum 26. Juli des Jahres 711) dauerte die Schlacht, — Roderich floh und fand in den Wassern des Stromes Guadalquivir den Tod. Dieser Sieg hat das Schicksal Spaniens entschieden; denn die Araber benützten ihn mit Klugheit und Glück, und ergossen sich

weithin über alle Provinzen. Die Christen, welche der lange Frieden schwach und die ungeheure Niederlage muthlos gemacht hatte, unterwarfen sich willig; nur zwei Städte, Sevilla und Merida, widerstanden noch länger, und nur eine kleine Schaar von Glaubenshelden trotzte unbezwinglich in den Gebirgen der Landschaft Asturien den neuen Herren Spaniens und erhielt nach dem Untergang des westgothischen Reiches das Andenken seiner vergangenen Herrlichkeit. Die Araber aber sahen in ihrem Glück den Willen Gottes, daß sie bestimmt seien, alle Völker des Abendlandes mit dem Säbel in der Faust zum Islam zu bekehren; und so stiegen sie in nordöstlicher Richtung über die hohen Berge der Pyrenäen, welche Gott wie eine ungeheure Grenzmauer zwischen Spanien und Frankreich auferbaut hat.

Während sich diese Gefahr gegen die Franken vom Süden heranwälzte, standen im Osten an den Grenzen der Baiern die Avaren; die hatten sich von der Donau bis in Böhmen, Mähren und die Lausitz hinein, in Oesterreich und Ungarn, bis gen Friaul ausgebreitet. Da wohnten sie in großen Ringen und tummelten einstweilen ihre Rosse, bis die Stunde käme, wann sie dieselben aus den deutschen Strömen und aus dem Quell deutschen Herzbluts tränkten, wie einst die Hunnen gethan, denen sie an Gestalt und Rohheit glichen. Ihnen zunächst stand ein andres fremdes Volk, die Slaven, in großen Stämmen vertheilt, davon die Wenden an der Ostsee wohnten, die Sorben zwischen der Elbe und Saale, die Czechen in Böhmen, die Krainer in Krain und Kärnthen. So war die neue Bildung, welche sich im Herzen Europas, in Deutschland entwickeln sollte, im Osten von zwei Enden her bedroht.

Im Norden trotzten den christlichen Franken, welche ihr Reich unablässig über alle andern deutschen Völker auszudehnen strebten, die Sachsen, welche noch treu an den Göttern und eben so fest an der Freiheit ihrer Väter hingen, und die Friesen, welche mit Stürmen und Meereswellen um die Scholle stritten, auf der sie frei sein wollten, wie ihre Väter gewesen. Beide trugen so unversöhnlichen Haß gegen alles, was fränkisch hieß, (weil's Herrschaft war,) wie einst die Cherusker gegen das Wesen und Walten der Römer, und noch viele Jahrhunderte nachher ist dieser heiße Haß der Sachsen so wie der Friesen nicht kühl geworden und ihre heilige Freiheitsliebe nicht völlig erloschen.

Dies war also die Lage der deutschen Völker in jener Zeit, da aus den Trümmern der alten Welt eine neue auferbaut werden sollte. Alle zusammen hatten dem wankenden Gebäude den letzten Stoß gegeben; nun da es ganz zusammengestürzt war, hatte beim Aufbau der neuen Ordnung jedes von ihnen seinen angewiesenen Platz und wirkte eifrig nach dem Plane des unbekannten großen Meisters, eins dem andern in die Hände, ohne es zu wissen. Da standen die Longobarden in Italien gleichsam als wachsame Grenzhüter der deutschen Freiheit gegen die römische Kirche, welche durch

die unsichtbare Macht über die Gewissen allmälig auch die weltliche Gewalt zu erringen drohte. Ebenso erbittert kämpften die Sachsen, damit die alte Freiheit nicht erlösche, gegen die Franken; diese aber waren drauf angewiesen, alle deutschen Völker allmälig in ein einziges großes Reich zu vereinigen, das mit der Zeit selbstständig gegen alle äußeren Feinde würde, und so wehrten die Franken als Vorkämpfer der übrigen deutschen Völker die Angriffe der Araber auf der einen, und die der Avaren auf der andern Seite ab, von denen die ersten dem Abendland einen fremden Glauben, die zweiten die Barbarei Asiens aufdrängen wollten. In diesen Kämpfen wurde der deutsche Charakter gar tüchtig gestählt.

Bedeutungsvoll ist es, daß bald nachdem die neuen germanischen Staaten gegründet worden, auch die alten Volksrechte, die bis dahin lediglich im Volksbewußtsein lebten, niedergeschrieben wurden (in lateinischer Sprache), — ein kostbarer Schatz zur tieferen Kenntniß der alten Volkswesen. Das älteste geschriebene germanische Volksrecht ist das westgothische, dem kommt zunächst an Alter das der salischen Franken (die lex salica), dann das burgundische und so fort.

15.

Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Schiller.

Die Lehre Jesu Christi ist damals nicht mehr so lauter gewesen wie in den Tagen der Apostel und Jünger, weil die Menschen mit der Zeit über die einfache göttliche Wahrheit des Evangeliums gar viel gegrübelt, sie spitzfindig gedeutet und auch mancherlei weltliche Satzungen hinzugethan haben. Denn, wie die alte Ordnung zu Grunde ging und keine neue dafür aufkam, wie Macht und Besitz und Ehren auf der glatten Kugel des Glückes hin und wieder rollten, wie im Drängen und Treiben der Völker keine Tugend mehr galt, da meinten gar viele fromme Seelen voll Grausen vor dem allgemeinen Zwiespalt auf Erden: „es müsse auch in der unsichtbaren Welt ein ungeheurer Kampf sein, der die Menschen mit fortreiße; und, gleichwie der Himmel ein Reich des Lichtes, der Wahrheit und der Seligkeit sei, so müss' es auch ein Reich der Finsterniß geben, von dem aller Trug ausginge, und der Fürst der Hölle streite mit dem Herrn Christus um die Herrschaft der Welt; keine weltliche Macht schütze vor den Nachstellungen der Hölle; nur die heilige Kirche Jesu Christi allein vermöge dies, und wer ihren Lehren und Befehlen widerstrebe, der sei jenem gewaltigen hölli-

schen Widersacher verfallen und auf ewig verdammt." Also trat die geistliche Gewalt der bloß irdischen gegenüber, und die freiwillige Entbehrung der eitlen Sinnenlust. Denn gar Viele, welchen es vor der Unbeständigkeit alles Irdischen ekelte, warfen die vergänglichen Freuden dieser Welt von sich und flüchteten in Klosterzellen oder Einöden, tödteten durch Fasten, Kasteiungen, Armuth, Keuschheit und Demuth die Begierden des Fleisches, wandten sich mit innigster Ergebung einzig dem Himmel zu und hofften, durch eifriges Gebet für die Sünden der Weltkinder Gottes Erbarmen zu erlangen. Dadurch haben nicht bloß die Mönche den Ruf der Heiligkeit erlangt, sondern auch die Geistlichkeit überhaupt hat sich als eine auserwählte Schaar reiner und geweihter Wesen, welche Gottes geheimnißvolle Gaben den Menschen auszuspenden hätten, als geschlossener Stand, immer schärfer aus der großen Gemeinschaft der Laien abgesondert und mit der Zeit völlig eine eigene Verfassung für sich erhalten, gleichwie ein mächtiger Staat. Dies vollbrachten die Päpste zu Rom, welche ihr Ansehen über alle andern Bischöfe des Abendlandes erhoben hatten, weil sie sich die unmittelbaren Nachfolger des Apostels Petrus nannten, dem Christus die Gewalt zu binden und zu lösen gegeben, und von dem er gesagt hatte: „Auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen." Also kam's, daß die römische Kirche als Mutter der ganzen Christenheit verehrt wurde. Und, wie eine Mutter nicht bloß am Glück ihrer eigenen Kinder sich erfreut, sondern gar gern auch Waisen zu sich winkt, so streckte sie nach allen Völkern hin ihre Arme aus. Aber im Morgenland wehrten sich die Priester eifersüchtig dagegen, sie als ihr Oberhaupt anzuerkennen, und in Afrika und Spanien wehten die Kriegsfahnen der Araber zu Trutz und Schrecken der ganzen Christenheit. Drum sah die römische Kirche mit um so größerer Hoffnung auf Frankreich und England, wo ihr Ansehen unbedingt galt, und auf Deutschland.

Im Innern Deutschlands aber wurzelte noch größtentheils das alte Heidenthum der Väter, wiewohl das Volk in den Städten am Rhein schon lange an Christum glaubte, und eifrige Mönche das Evangelium auch nach Schwaben und Baiern, sowie in die Thäler der Schweiz und Tyrols gebracht hatten. Die Hessen und Thüringer hielten noch fest am Glauben ihrer Väter und horchten noch immer in frommer Treue auf das Rauschen ihrer heiligen Eichen; — die Sachsen haßten und verabscheuten sogar das Christenthum, denn ihre Edlen und Freien besorgten, daß die alte Freiheit und Verfassung untergehen würden, sobald der neue Glaube und dessen Priester ins Land herein kämen, und sie sprachen unter einander: „Laßt uns den Männern nicht trauen, die uns den Gott der Franken bringen wollen, er macht uns zu ihren Knechten." Und so standen alle Stände bei den Sachsen, wie auch bei den Friesen, hartnäckig wider den Christenglauben.

Aber unter den Sachsen, welche Britannien besaßen, hatte das Christenthum Wurzel gefaßt und trieb schöne Keime und Blüthen. Und gottbegeisterte

Männer wuchsen unter ihnen heran, welche aus England übers Meer fuhren und nach Deutschland kamen, um die Lehre Jesu zu verkündigen; und weil die Sachsen und Friesen nichts davon hören wollten, sondern die Bekehrer verhöhnten, mißhandelten und vertrieben, so wanderten diese in andre deutsche Landschaften, wo auch noch Heidenthum war, und trugen die Fackel des Evangeliums von Gau zu Gau. Kein Wald war ihnen zu wild und kein Herz zu trotzig; sie machten das verödete Land urbar und die rauhen Sitten mild, und statt der uralten Freiheit, die nur durch blutige Fehden erhalten worden war, verkündigten sie eine neue christliche Feiheit, welche den Herrn wie den Knecht vor dem Stuhl der göttlichen Gnade gleich stellte. Auch erzählten sie von der jungfräulichen Mutter des Heilands, die jetzt in ewiger Holdseligkeit als Königin der Himmel throne und allen Kreaturen hei ihrem Sohne eine barmherzige Fürsprecherin sei; das gefiel den Deutschen gar wohl, die ja von Altersher die Frauen wie gottverwandte Wesen gar hoch in Ehren gehalten hatten. Auch viele seltne Kunden erzählten sie von dem Heldenmuth der Heiligen Gottes, wie diese den Foltern und dem Tode getrotzt hatten, und von den Wundern, welche dieselben bei Lebzeiten und nach dem Tode gewirkt. Zugleich berichteten sie auch von dem heiligen Vater zu Rom, der die Macht habe, alle Sünden hinwegzunehmen, und der die Schlüssel des Himmelreichs in der Hand halte. In dies Himmelreich — so lehrten jene frommen Männer weiter — gingen nach dem Tode alle Christen ein, die bis in den Tod dem rechten Glauben, wie ihn der heilige Vater bewahrte, getreu geblieben, und dies Reich sei weit schöner und herrlicher als Walhalla. Da besannen sich die heidnischen Deutschen, wie schon in ihren uralten deutschen Liedern geweissagt worden sei, daß Walhalla mit allen Göttern einst untergehn und Allvater einen neuen Himmel aufthun werde; und sie wurden gläubig und ließen sich taufen.

Bei den Alemannen predigten Kolumban und Gallus, bei den Thüringern Kilian, bei den Baiern Emmeram und Ruprecht, bei den Friesen Willibrord das Evangelium. Der eifrigste aber von allen jenen frommen Männern, welche das Christenthum in Deutschland ausbreiteten, ist der Mönch Winfried gewesen. Er war zu Kirton ums Jahr 680 geboren, und wurde später Bonifacius, d. i. Wohlthäter genannt; noch bis zum heutigen Tag heißt er der „Apostel Deutschlands". Dieser hat besonders in Hessen und Thüringen gepredigt, gar Viele getauft und allenthalben unermüdlich die heidnischen Formen und Bräuche ausgetilgt. So ist er einstmals auch gen Geismar in Hessen gekommen, wo eine mächtige, weitschattende Eiche stand, die seit uralten Zeiten dem Donnergotte Thor heilig gewesen; zu diesem Baum wallfahrteten nicht bloß die Heiden, sondern auch die neubekehrten Christen noch immer gar gerne; denn er war ihnen lieb als Vermächtniß ihrer Väter, und sie brachten darunter ihren Göttern Opfer und erforschten die Zukunft. Wie nun die Heiden in großer Menge dort

Bonifacius predigt das Evangelium.

versammelt waren, trat Bonifacius unerschrocken mitten unter sie und schlug im Namen Jesu Christi die Art in die Eiche. Da erwarteten Alle, daß der Donnerer Thor seinen heiligen Baum beschützen und die Frevler zerschmettern werde. Aber Bonifacius und seine frommen Genossen blieben unversehrt und die Eiche stürzte, in vier gleiche Theile zerspalten, zu Boden. Jetzt ergriff alle Heiden ehrfürchtig Grausen vor der Macht des Christengottes, und ihr alter Glaube zerfiel gleich der Eiche. Aus dem Holze derselben aber erbaute Bonifacius ein Kirchlein zu Ehren des Apostelfürsten Petrus. Noch gar viele Kirchen und Klöster hat er in Hessen und Thüringen ge-

stiftet und auch vier Bisthümer eingesetzt; alles mit Bewilligung des Papstes; diesem hatte er einst zu Rom am Grab des heiligen Petrus Treue geschworen und hielt sie sein ganzes Leben lang. Drum begnügte er sich nicht bloß damit, daß er das Heidenthum ausrottete, sondern er untersuchte als Erzbischof von ganz Deutschland (dazu hatte ihn der Papst i. J. 731 gemacht) in jenen Gegenden, wo das Christenthum schon länger heimisch geworden war, wie z. B. in Baiern, die Glaubenssätze der Priester, ob diese mit den Lehren der römischen Kirche völlig übereinstimmten; wo er nun fand, daß die Priester davon abwichen, hielt er strenges Gericht über sie und entsetzte sie, als Ketzer, ihrer Würden. So brachte er es mit der Zeit dahin, daß unsre Väter, so wie das Heidenthum bei ihnen ausgetilgt ward, zu gleicher Zeit auch von der römischen Kirche abhängig wurden.

Während nun die deutschen Völkerschaften durch solche Unterwürfigkeit allmälig zur Einheit im Glauben kamen, ließen die Franken nicht ab, die alte Selbstständigkeit der einzelnen anzugreifen und auszurotten. Nur auf diese gewaltsame Weise konnten die Deutschen damals auch zu einer Einigung ihrer Kräfte gebracht werden, und nur die unumschränkte Herrschaft eines einzigen kühnen und klugen Mannes konnte die Einigung für die Dauer erhalten. Die Freiheit der einzelnen Völkerschaften mußte leider zu Grunde gehen, damit die Bruderkriege aufhörten, durch welche sich sonst alle aufrieben, damit aus dem Untergang sich ein edleres neues Leben entfalten konnte. Ein starkes deutsches Reich mußte zuerst entstehen, damit ein einiges deutsches Volk drin reif werden konnte für eine andre Freiheit, als die einfache der Väter in ihren wilden Thalschluchten und finstern Wäldern gewesen war, damit es reif werden konnte für die Erkenntniß und den Genuß jener erhabenen Freiheit, die, so fest wie der Himmel auf der Erde, auf dem Bewußtsein ruht: daß alle Menschen eines gleichen Ursprungs, nämlich des göttlichen, und also auch gleich in ihren ewigen Rechten sind.

Als die Macht der fränkischen Könige aus Chlodwigs Stamm durch Mord, Treulosigkeit und Wollüste gebrochen war, als die Sitten des fränkischen Volkes durch das Beispiel seiner Könige vergiftet waren und als die Bischöfe und die Edlen die allgemeine Verwirrung eigennützig vermehrten, — wo wäre da bei den Franken auch nur eine Scholle Erde zu finden gewesen, auf welcher für sie die Himmelspflanze Freiheit hätte gedeihen können?

Das ungerecht vergossene Blut, in welchem der Stamm der Merowinger verfaulte, düngte indessen einen jungen daneben, den Stamm der Pipine. Diese besaßen die Würde der „Hausmeierschaft", welche im Anfang nur eine höfische gewesen, aber mit der Zeit zu einer immer größern Macht im Reiche geworden war; denn weil die Hausmeier zunächst um die Person der Könige standen, so hatte der Adel sein Augenmerk auf

jene gerichtet, damit sie dessen Vorrechte wahren und dessen Ansprüche gegen die Könige selbst verfechten sollten; drum erwählte auch der Adel die Hausmeier aus seiner Mitte; er ahnte nicht, daß er sich in denselben seine künftigen Herren heranzog.

Der Erste aus jenem Geschlecht, welcher als Hausmeier mächtig wurde, war Pipin, zubenannt von Landen, ein tapfrer und kluger Mann aus Ostfranken, zur Zeit, als Dagobert, der Sohn Chlotars II., König war. Dieser Pipin hatte von seiner Tochter einen Enkel, welcher auch Pipin hieß, und von Heristall (das war sein Schloß) den Zunamen führte; der hatte den stolzen Geist seines Großvaters geerbt und erhielt auch dessen Würde, die Hausmeierschaft von Ostfranken.

Damals hatten die Westfranken noch ihre eigenen Hausmeier, welche durch ihr übermüthiges Regiment Krieg und Verwirrung über das Land brachten und so verhaßt wurden, daß die Großen den Pipin von Heristall aus Ostfranken um Hilfe wider ihre Machthaber anriefen. Und als er nun herbeigekommen war, geschah im Jahr 687 an den Wassern der Somme beim Dorfe Testri eine große Schlacht zwischen Ostfranken und Westfranken; Pipin gewann den Sieg und durch denselben auch alle Macht in Westfranken.

Nach ihm erhob sein Sohn Karl mit noch größerer Zuversicht das Haupt. Seine Stiefmutter hatte ihn zu Köln in Haft gehalten, damit die Hausmeierschaft ihrem Enkel verbliebe. Nun wollten es die Westfranken damals nicht länger dulden, von den Ostfranken abhängig zu sein und griffen diese an, und auch die Friesen halfen lustig dazu. Da hörte der junge Karl in seinem Kerker zu Köln von der Bedrängniß seiner Landsleute und entfloh aus der Haft. Wie ihn die Ostfranken erblickten, schaarten sie sich freudig um den Sohn Pipin's, und er trug ihnen die Fahne voran gegen ihre Feinde. Obwohl er nicht alsogleich den Sieg errang, verlor er den Muth doch nicht und schlug die Westfranken bald so völlig, daß ihr König ins Land Aquitanien floh, welches zwischen dem Loirestrom und den Bergen der Pyrenäen liegt, dort verband er sich mit dem Herzog, welcher über Aquitanien herrschte, wider den jungen Helden. Doch Karl überwand beide glorreich unfern von Soissons (im Jahre 719), und die Westfranken und Burgunder erkannten ihn nun als Hausmeier. Mit Weisheit benutzte er sein Glück; wohl ließ er sich „Fürsten seiner Ostfranken und Herzog" nennen, doch hütete er sich, die blutige Krone der Merowinger auf seinen Scheitel zu setzen, und gönnte vielmehr den ohnmächtigen Königen die eitle Würde und den leeren Namen; denn er durchschaute die Eifersucht der Großen und wollte diese nicht noch mehr reizen, sondern sie lieber für sich gewinnen, weil er das Volk gegen die Bedrückungen der Großen schirmte und immer fester an sich band.

Denn dies hatte den schwachen König, welcher nur noch den Titel der

Herrschaft besaß und auf einem öden Meierhof stumpfsinnig von einem Tag zum andern lebte, fast schon völlig vergessen, und wenn es ihn je wieder einmal sah, so konnt' es ihn nur auslachen. Das wußte Karl gar wohl, drum zeigte er den Franken ihren König zuweilen, damit sie ihn immer tiefer verachten lernen sollten. Das Volk aber sah den König nur bei der Heerschau, wo, anstatt der alten Volksversammlungen, alle Stände der Franken zusammenkamen, und wo die geistlichen und weltlichen Großen allein, statt des ganzen Volkes, ihre Zustimmung zu den Beschlüssen des Hausmeiers gaben. Dahin kam nun der König auf einem von Ochsen gezogenen Wagen gefahren, ein Knecht ging nach Bauernsitte nebenher und trieb das Gespann. Und wenn der König sich dann auf den Thron setzte, sah er, umwallt von seinen langen Haaren (dem alten Zeichen der Königswürde), blöd' gleich wie ein scheues Kind, rings um sich und sprach einige Worte, die man ihm mühsam eingelernt hatte. Neben einem solchen König nun, der gebeugt und furchtsam saß, als könnt' er sich nicht auf den Füßen erhalten, sah das Volk den Hausmeier, aufrecht, das Kriegsschwert in der Faust, Feuer im Blick, das Siegel der Kraft auf dem Antlitz; das freute das kriegslustige Volk, und ebenso wenig wie um seinen unwürdigen König, kümmerte es sich, in seiner Treu' zum Hausmeier Karl, darum, daß die alte Verfassung unvermerkt völlig umgewandelt worden war. Zumal war die Freiheit der Gerichte geschwunden, seit die Gaugrafen, welche dabei den Vorsitz führten, und die Rechtsbürgen („Rachinburgen" hießen sie), welche das Recht wiesen, königliche Beamte waren; daneben gab's auch „Sagibaronen", das ist Gesetzerklärer; freilich bestand noch das uralt-deutsche Wehrgeld, aber nach strengerer Abschätzung der verschiedenen Stände, die sich immer schroffer gegenüber traten. Der Freien wurden immer weniger; denn Viele aus ihnen, die arm waren, boten ihr Allod der Kirche oder den Mächtigen und empfingen es als Lehen zurück. Durch diese Ausbildung des Lehnwesens konnte Karl das Kriegswesen leichter überblicken und die Zügel seiner Macht schärfer anziehen. Auch mußte er's wohl, denn er hatte vollauf zu kämpfen. Da waren die Sachsen und Friesen, die sich gegen die Taufe aus fränkischen Händen wehrten; da waren die Schwaben und Baiern, die nicht länger zum Reich der Franken gehören wollten. Aber Karl ward nicht müde, die Sachsen und Friesen zu schrecken, und ließ die Baiern und Schwaben nicht höher aufkommen, als bis zur Spitze seines Schlachtschwertes, wenn er's schwang. So ward sein Ruhm aller Orten groß.

Zur selben Zeit verdroß es den mächtigen Herzog in Aquitanien, welcher bisher die Grenzen der Christenheit gegen die Araber gehütet hatte, daß er in Abhängigkeit von den Franken leben sollte, und drum verband er sich endlich gegen diese mit den Arabern. Doch die unnatürliche Freundschaft hielt nicht lange fest. Eh' sich's der Herzog versah, kamen die Söhne

der Wüste als ungebetene Gäste in sein Land, zertrümmerten sein Heer, drangen weiter und weiter hinter den Flüchtigen her, zerstörten die Kirchen und machten es offenkundig, daß sie das ganze Abendland mit dem Schwert in der Faust dem Islam unterwerfen wollten. Da wehklagte das flüchtige Volk auf den Heerstraßen, da zitterten die friedlichen Bürger in den Städten. Aber Karl vertraute auf seinen Gott und auf die Kraft der Deutschen, und so rief er (das war im Jahre 732) seine Landsleute, die Ostfranken, welche noch die deutsche Sprache ihrer Urväter redeten, (die Westfranken vergaßen sie schon,) und gewohnt waren, den Kampf so ruhig an sich hinantoben zu lassen, wie ihre heimischen Berge den schwellenden Rhein. Die kamen nun, wie sie hörten: „Für den heiligen Glauben gilt's!" in großen Haufen lustig heran; auch die Thüringer, die Schwaben, die Baiern bot Karl zum Heerbann auf, und nahm die Westfranken dazu und machte aus allen ein einziges Kriegsheer, das ihm gehorchte, wie die Glieder eines Leibes dem Gedanken im Kopfe. Das führte er gegen die Feinde der Christenheit ins Feld, und zog bis in die Landschaft, die zwischen den Städten Tours und Poitiers liegt; dort fand er die Feinde und zeigte sie seinen Schaaren. „Sind sie mit all' ihrem Stolz nicht von Fleisch und Blut, wie ihr auch?" sprach er; „seht sie euch an, ob ihr sie mit Gottes Hilfe nicht in ihr Blut niederwerfen könnt!" Da standen sich Christen und Araber sieben Tage lang gegenüber und maßen sich mit Blicken; am achten endlich (es war an einem Samstag im Oktober) hielten die Araber die Ruh' nicht länger aus und begannen mit Ungestüm die Schlacht. Gleichwie beim Brand einer Stadt die Flammen schnell wie Raubvögel hin und wiederschießen, bald hier verschwinden, bald dort wieder emporschlagen, so kämpften die Araber; die Deutschen aber standen mauerfest, und, wenn sie vorrückten, so zerschmetterten sie alles, was ihnen in den Weg kam; Karl selber, der beste Held von allen, ließ sein Schwert wie einen Hammer bis spät in die Nacht auf die heißen Schädel der Araber niedersausen und schmiedete drauf im Schweiß seines Angesichts den Sieg. Davon hieß ihn das Volk Karl Martell, d. h. den „Hammer". Am andern Morgen wollte er den Kampf fortsetzen, und wartete von Stunde zu Stunde, wann die braunen Kriegsgesellen aus ihren Gezelten hervorbrechen würden; endlich kamen Kundschafter und sagten: „das Lager ist leer, 300,000 von den Arabern sind erschlagen, die andern in der Nacht entflohen." Da pries Karl der Hammer den Herrn der Heerschaaren für die Rettung der Christenheit und diese hielt ihn als ihren ersten Ritter hoch in Ehren. Denn wie er den Arabern die Lust genommen, ihren Glauben im Abendland auszubreiten, so ließ er nicht ab, die Sachsen und Friesen mit dem Schwert zu dem seinigen zu bekehren. So waltete er mit starker Faust, und, indem er die Macht des Frankenreichs befestigte, sicherte er zugleich die seines Geschlechts. Seine Landsleute, die Ostfranken, ehrten ihn schon ganz als ihren

Fürsten; die Westfranken beherrschte er noch durch das Schattenspiel ihrer Könige. Als er aber fühlte, daß seine Kraft abnehme und daß seine Sterbestunde herannahe, rief er die Großen zusammen, und vertheilte mit ihrer Zustimmung, als wär' er König, das Reich unter seine drei Söhne. Dem ältesten, Karlmann, gab er Ostfranken, Schwaben und Thüringen, dem jüngeren, Pipin, Westfranken, Burgund und die Provence, seinem jüngsten Sohne Grifo einiges Land, das zwischen beiden in der Mitte lag.

Wie nun der theure Held zu seinen Vätern heimgegangen (das war im 9ten Jahre nach seinem glorreichen Sieg über die Araber, im Jahre 741), theilten seine beiden ältesten Söhne das Reich abermals und schlossen den jüngsten, Grifo, aus. Darüber erhob dessen Mutter Krieg, doch mit Unglück für sich und ihn; auch die Herzoge von Aquitanien und von Baiern konnten den zwei tapfern Brüdern nicht Widerpart halten; eben so fruchtlos kämpften die Sachsen und Schwaben gegen sie. Bald darauf ging Karlmann zu seinem Bruder Pipin und sprach zu ihm: „Mich ekelt's der eitlen Freuden dieser Welt; nimm Du, mein Bruder, mir die Last der Regierung von den Schultern, ich will nach Rom wallfahren und in einer Klosterzelle meine Sünden büßen." Wie gesagt, so gethan; und also war Pipin jetzt Alleinherrscher. Der hieß von seiner Leibesgestalt „der Kurze", war aber so stark, daß er einst einem Löwen mit einem Schwerthieb den Kopf abschlug. Noch stärker war er durch Klugheit, im Krieg wie im Frieden. Dadurch bracht' er's dahin, die Aussaat seiner Väter zu ernten; denn nicht bloß die Macht, auch das Hab und Gut der Merowinger war schon sein eigen, es fehlte ihm nichts mehr als ihre Krone. Aber bevor er auch diese gewann, erweckte ihm sein Stiefbruder Grifo gar viele Feinde und Kriege. Dieser zog von einem Volk zum andern umher und trieb sie alle, die Sachsen und Friesen, die Baiern und Schwaben, zum Kampf gegen Pipin und die Franken. Was wollte Grifo gegen die Uebermacht ausrichten? — Nur Unglück brachte er, wohin er kam; dennoch verschmähte er stolz die Gnade seines Bruders, und verlangte einzig sein gutes Recht. Dafür kämpfend fand er endlich in einer Alpenschlucht den Tod.

Um diese Zeit war der Papst Zacharias in großer Noth durch die Longobarden und konnte sich ihrer Uebermacht kaum erwehren. Denn sie wollten's nicht dulden, daß die römische Kirche eine andere Gewalt erlange, als lediglich die geistliche, und ihr König Aistulf, welcher die Römer haßte, demüthigte den Papst aufs allertiefste. Aber je größer die Gefahr, um so weniger wollte dieser das Ziel aufgeben, welchem all' seine Vorfahren mit erstaunlicher Ausdauer nachgetrachtet hatten, nämlich: alle Völker durch den Glauben zu einigen und über alle zu herrschen. In der härtesten Bedrängniß richtete nun der Papst das Auge auf Pipin und die Franken, daß sie ihn erretten möchten; Pipin aber erkannte: „Jetzt ist der günstige Augenblick für mich selbst gekommen"; und rasch benützte er ihn. So schickte er denn

zu dem Papst, als zu dem höchsten Richter der Gewissen, und ließ ihn fragen: „Sprich, o Vater der Christenheit, und ertheile uns Rath: ist es vor Gott und den Menschen recht, daß ein Mann die Königswürde habe, welcher nie als König gehandelt hat, oder gebührt sie dem, der sein Volk durch Rath und That groß gemacht?" Der Papst verstand den Sinn dieser Frage gar wohl, drum besann er sich nicht lange auf die Antwort und ließ dem Pipin wieder sagen: „Nur der soll die Krone tragen, welcher sie verdient." Als Pipin dies gehört, berief er einen Reichstag in der Stadt Soissons; da kamen die geistlichen und weltlichen Großen des Reiches und das Volk zusammen und erfuhren die Antwort des Stellvertreters Jesu Christi. „Das ist des Himmels Stimme!" riefen sie alle, und hoben Pipin empor, trugen ihn dreimal feierlich herum und setzten ihn dann auf den Thron der Merowinger. Pipin aber kniete in der Medarduskirche vor'm Altare nieder, und Bonifacius, als Gesandter des Papstes, salbte ihn im Namen Gottes zum Könige der Franken. Drauf wanderte der letzte Merowinger aus seinem öden Meierhof in ein Kloster; dort schnitten ihm die Mönche sein langes Haar ab und hielten ihn bis an sein Ende als Gefangenen. So stürzte im Jahr des Heils 752 die Herrschaft zusammen, welche Chlodwig vor 266 Jahren für seine Enkel auf Blut gegründet hatte, und ein neues Königthum entstand, das nicht mehr wie uranfänglich bloß auf freier Volkswahl, oder, wie später, auf dem vom Volk geduldeten Erbrecht, sondern vorzugsweise auf Gottes Gnade gestellt und dadurch verpflichtet war, die Kirche als höchste geistliche Macht anzuerkennen; diese aber heiligte hinwieder in den Gewissen des Volks das Königthum als höchste weltliche Macht.

Ein Jahr war vergangen nach Pipin's Erhöhung, da kam, wie er eben zu Dietenhofen (Thionville) von einem Sieg über die Sachsen ausruhte, ein Bote zu ihm, und meldete ihm einen hohen Gast. Dieser war Stephanus, dieses Namens der Zweite, welcher nach dem Tode des Zacharias zum Papst erwählt worden war. In äußerster Noth vor den Longobarden hatte sich Stephanus auf den Weg gemacht und war im Winter aus Italien nach Frankreich gekommen, um das Herz Pipin's zu bewegen. Karl, dessen Sohn, geleitete ihn nach Pontion; dort trat der geistliche Fürst der katholischen Christenheit, ein kranker Greis, im härenen Gewand, Asche auf dem Scheitel, vor den König, warf sich vor ihm zur Erde und flehte ihn an, daß Pipin, als ein getreuer Sohn, seine heilige Mutter, die Kirche, welche ihn erhöht und gesalbt, in ihren Nöthen nicht verlasse und sie von tiefer Schmach errette. Pipin gelobte es, und alle Franken schwuren voll Freude; dann führten der König, die Großen und das Volk den Papst mit großer Pracht nach Paris. Zu St. Denys brachte Stephanus II. den Winter zu, setzte dort dem König nochmals die Krone auf's Haupt, und machte ihn zum Patricius von Rom und zum Schirmvogt der Kirche. Pipin

hielt treulich seinen Eid. Zuerst mahnte er den Longobardenkönig in Güte, der Kirche zu geben, was der Kirche sei; als aber derselbe nicht drauf achtete, kam Pipin als Schirmvogt mit seinen Franken durch die Pässe der Alpen ins Longobardenland, drang rasch und unaufhaltsam voran und schloß den Feind der Kirche in der festen Stadt Pavia ein. Da redete der weise Papst nochmals zum Frieden; Aistulf nahm ihn an und beschwur mit allen Herzogen seines Volkes, daß er die Oberherrschaft der Franken und den neuen römischen Staat anerkennen wolle, dessen unsichtbarer Regent der heilige Petrus sei, gleichwie der Papst (unterm Schutz der Franken) fortan der sichtbare. Dies geschah im Jahre 754, in welchem Bonifacius bei den heidnischen Friesen den Märtyrertod fand.

Kaum war jedoch Pipin aus Italien heimgekehrt, so brach Aistulf den Eid und zog in Grimm aus, um den neu erstandenen römischen Staat zu zertrümmern. Bald stand er vor Rom und belagerte den Papst in dieser seiner Hauptstadt. Da schickte Stephanus abermals zu Pipin und dieser kam wieder und bezwang die Longobarden; Aistulf mußte nun das „Exarchat" (das ist: alles Gebiet an den Küsten des adriatischen Meeres, welches einst der Statthalter des morgenländischen Kaisers besessen) mit gar vielen herrlichen Städten abtreten; dies übergab Pipin dem heiligen Petrus als ewiges Eigenthum, und es wurde der Grund und Anfang des Kirchenstaates; so war das geistliche Oberhaupt der Christenheit nun auch ein weltlicher Fürst. Bald darauf (756) starb Aistulf; im nächsten Jahr wurde Desiderius König der Longobarden. Der Papst aber dachte nun eifrig daran, die Macht dieser seiner Nachbarn immer mehr zu schwächen. Drum brachte er's dahin, daß der Herzog von Spoleto für sich selbst mit den Franken ein Bündniß schloß. Darüber ergrimmte Desiderius, weigerte sich, die Städte Bologna, Imola, Osimo und Ancona zu räumen, und begann Krieg gegen die longobardischen Herzoge, welche dem Papst anhingen; Pipin vermittelte jedoch mit großer Klugheit den Frieden.

Während sich Pipin in solcher Weise mit der Kirche vertrug, war er zugleich bedacht, in seinem eigenen großen Reiche die unumschränkte Herrschaft immer mehr zu befestigen. Deshalb strebte er mit Eifer, daß die Herzoge der deutschen Völker, welche zu den Franken hielten, nicht mehr selbstständig bleiben, sondern seine Lehnsleute werden sollten. Mit seinem Neffen, dem jungen Herzog Thassilo in Baiern, machte er den Anfang; er führte ihn in die Versammlung der fränkischen Großen, als wäre Thassilo nur ihresgleichen, und übergab ihm die Regierung Baierns wie ein Gnadengeschenk; dafür zwang er ihn jedoch, ihm und seinem Geschlecht auf die Reliquien furchtbare Eide der Treue zu schwören. Den Herzog in Aquitanien wollte Pipin gänzlich unterwerfen, um dies Land in eine Provinz des Frankenreichs zu verwandeln. Unter einem nichtigen Vorwand begann er den Krieg und zwang auch den Thassilo kraft jener Eide zum Heerbann. Diesem

aber schien's eines deutschen Fürsten unwürdig, einem Gewalthaber zur Unterdrückung beizustehen; drum verließ er den Heerzug und lud dadurch schwere Verantwortlichkeit auf sein Haupt. Gleichwohl wurde Aquitanien nach 9 Jahren (768) völlig unterworfen, der Herzog flüchtig und bald darauf ermordet.

Pipin aber freute sich am Abend seines Lebens, daß er das Werk seiner Väter gekrönt und das Ziel, welches er sich selber vorgesetzt, erreicht hatte. In solchem Wohlbehagen versammelte er die Großen des Reiches um sein Krankenbette, zeigte ihnen seine zwei Söhne, Karl und Karlmann, und sprach: „Seht diese Beiden, die ich zeugte, und denen ich meinen Geist, meine Kraft und meine Liebe vererbte; befindet ihr sie würdig, das Reich zu verwalten, so erwäget, ob ihr sie nach meinem Tode zu Königen haben wollet." Und Alle sagten: „Wir wollen's, o Herr!" Durch jene Frage hatte Pipin offen kund gegeben, daß er das urdeutsche Recht des Volkes, sich seine Könige frei zu wählen, anerkannte, und daß dies Recht durch die lange Gewohnheit einer eigenwilligen Vererbung nun und nimmer entkräftet werden konnte. Und er theilte also mit Bewilligung der Großen (die damals gleichsam das ganze Volk vertraten) das Frankenreich unter seine beiden Söhne und gab dem Karl das Ostland und dem Karlmann das Westland. Dann starb er, im Jahre 768 nach Christi Geburt.

Zweites Buch.

(Vom Jahre 768 bis zum Jahre 1024.)

1.

. . . . Wie die Wolken zieh'n
Tief unter'm Rand der Sonne, also ziehen
Tief unter'm Kaiser alle Erdennebel,
Und ewig strahlt der Glanz der Majestät.

Immermann.

Drei Jahre lang blieb die Herrschaft des Frankenreichs zwischen den Söhnen Pipins getheilt, und es war Zwietracht unter ihnen auf Anstiften und zur Herzensluſt der Großen, welche dabei zu gewinnen hofften. Als nun Karlmann im Jahre 771 gestorben war, gedachte seine Wittwe dieses Zwistes und floh, weil sie von ihrem Schwager Karl Gewalt gegen ihre Kinder fürchtete, mit diesen und von wenigen Treuen begleitet, zu Desiderius, dem König der Longobarden. Da riefen die geistlichen und weltlichen Großen in Karlmanns Reich dessen Bruder Karl (geboren 742) als ihren König aus. So kam das ganze große Frankenreich wieder unter einen einzigen Herrn.

In Karl war der Geist seiner Väter, daß er das Werk, welches sie klug und tapfer begonnen hatten, vollendete, und die Macht der Kirche war mit ihm, welche dem Zweck seines ganzen Lebens das Siegel der göttlichen Weihe aufdrückte. Sein Zweck aber war die Einigung aller Völker des Abendlandes zu einem christlichen Reich. Diesen Zweck verfolgte er mit eisernem Willen, und zermalmend schritt er über jeden, der ihm in den Weg trat; diesem Zweck schlachtete er das Theuerste der Völker, die Freiheit, als Opfer. Fürs deutsche Volk aber ward er der Schöpfer einer neuen Zeit, und er machte es zum Mittelpunkt, von welchem die übrigen Völker, gleichwie von der Sonne, Licht, Wärme und Leben empfangen sollten.

Das erste Werk, welches ihm gelang, war die Vereinigung des longobardischen Reiches mit dem fränkischen; dadurch legte er den ersten Grund zu seiner späteren Herrlichkeit. Der Anlaß dazu war folgender: Desiderius,

der König der Longobarden, hegte großen Groll gegen Karl; denn dieser hatte die Tochter des Desiderius, mit der er vermählt gewesen war, auf dringende Mahnungen des Papstes verstoßen und ihrem Vater zurückgeschickt. Als nun die Wittwe Karlmanns zu Desiderius geflohen war, lag dieser aus Rachsucht dem Papst Hadrianus an, Karlmanns Söhne zu Königen der Franken zu salben; und weil Hadrianus aus Freundschaft für Karl sich dessen weigerte, bedrängte Desiderius das Gebiet der Kirche. Da sandte Hadrianus zu König Karl und forderte ihn auf, diese geistliche Mutter, welche um seinetwillen leide, zu schirmen und zu rächen. Nicht lange ließ sich Karl dazu bitten; ihn trieb nicht bloß die Pflicht der Schirmvogtei; — er wußte auch, daß seine Feinde bei Desiderius gut aufgenommen und im Groll bestärkt wurden; das wollt' er diesem vergelten, und als Preis der Rache ersah sich der junge Held die Krone der Longobarden. Also brach er im Jahre 773 mit zwei Heeren in ihr Land und stand, als wär' er aus der Erde gewachsen, plötzlich vor ihnen. Da kam nach dem ersten Angriff unsäglicher Schrecken über sie, und sie flohen, so schnell sie konnten; Desiderius warf sich in seine feste Stadt Pavia, sein Sohn Adelgis vertheidigte sich (mit Karlmanns Wittwe und Kindern) in Verona. Nun baute Karl rings um die steinernen Mauern Pavia's — eiserne aus seinem Kriegsvolk, daß Desiderius in seiner Hauptstadt wie in einem Kerker saß; dann trug Karl sein Schwert weiter durchs Longobardenland, und es wurde unter den Fersen seines Heeres sein eigen. Alle Städte öffneten ihm die Thore, und aus Verona führte er seines Bruders Hausfrau und Kinder heraus und wies sie nach Frankenland, wo sie in Vergessenheit starben; Adelgis aber war ihm entronnen. So zog Karl, als ob ein Engel vor ihm herflöge und ihm den Weg bahnte, unaufhaltsam in Welschland weiter und kam (im Jahre 774) zum erstenmal nach Rom. Dort feierte er das Osterfest, bestätigte der Kirche den Schenkungsbrief, welchen ihr sein Vater Pipin gegeben hatte, und legte einen neuen über großes Gebiet feierlich auf St. Peters Reliquie. Dann kehrte er vor die Mauern Pavia's zurück, sein Werk zu vollenden. Durch Hungersnoth und Seuche bedrängt, widerstand ihm die Stadt nicht länger mehr, und Desiderius ergab sich seiner Gewalt; Karl sandte ihn nach Frankreich, wo er in einer Klosterzelle starb. So war jetzt, nach des Königs Sturz, das ganze Longobardenreich bis auf das Herzogthum Benevent in Karls Gewalt, und Karl vereinigte es mit dem seinigen und nannte sich von jetzt an „König der Franken und Longobarden." Später (776) hat Adelgis mit Hilfe des Herzogs von Friaul die Selbstständigkeit des Landes wieder zu erringen versucht, aber nur dies ausgerichtet, daß Karl die alte Verfassung der Longobarden in Trümmer schlug und dem Lande die fränkische gab. Da ist es in Grafschaften zertheilt, da ist der Zwang des Heerbanns, da sind die Reichsversammlungen und Schöffengerichte eingeführt worden, wie bei den Franken; ihr hei-

misches Recht aber hat Karl den Longobarden gelassen und ein großer Theil Oberitaliens hat von ihnen den Namen Lombardei bis auf den heutigen Tag behalten. Um die Herrschaft Unteritaliens haben die mächtigen Herzoge von Benevent sich noch lange gegen Karl gewehrt und doch endlich seine Oberlehnsherrlichkeit anerkennen müssen.

Inzwischen hatte Karl jenen Hauptzweck seines Lebens nicht aus dem Auge verloren, wozu gehörte: die Sachsen im Glauben, wie in der Verfassung mit den übrigen Deutschen zu einigen, auf daß alle Deutsche fortan Glieder eines Leibes würden. Aber das edle Volk der Sachsen vertheidigte seinen alten Glauben immerfort um der heiligen alten Freiheit willen, und hat für alle Zeiten ein Beispiel gegeben, was ein Volk kann, wenn es nur will. Es breitete sich, in vier großen Stämmen, von der Elbe bis gen den Niederrhein aus und von den Mündungen der Ems und Weser bis zu den Grenzen der Hessen und Thüringer; zwischen dem Rhein und der Weser saßen die Westphalen, von diesem Strom bis an den Harz und den Diemelfluß die Engern, an der Saale und Elbe hinauf bis zur Trave die Ostphalen, und in Holstein die Nordalbingier. Diese alle lebten noch nach der uralten deutschen Verfassung, in drei Ständen (nämlich: Edle, Freie und Freigelassene) und erkannten nur im Krieg das Ansehen von Herzogen an. Aber die Edlen wollten gar gerne ein Uebergewicht über die bloß Freien erringen, und die Tapfersten unter jenen versammelten große Gefolgschaften um sich und brachen oft auf Abenteuer in das Land der verhaßten Franken ein. Dafür mußte das ganze Volk mitbüßen. Schon ein Jahr vor dem Kriege gegen die Longobarden (772) war Karl gegen die Sachsen ins Feld gezogen, und zwar so unvermuthet, daß sie dem Ueberfall nicht widerstehen konnten. Da mußte ihre starke Feste Eresburg an der Diemel (in der Gegend, wo heutzutage Stadtberg liegt) das Thor öffnen und Karl legte zum Trutz wider sie fränkisch Kriegsvolk hinein; ihr Heiligthum, die Irminsäule, wurde zerstört. Bis an die Weser kam der siegreiche Karl, dort friedete er mit ihnen, daß sie ihm Geißeln gaben. Aber wie er aus ihrem Lande wieder fortgezogen war, ergrimmten sie vor Scham, daß er so leichten Kaufs sollte gewonnen haben, und wählten sich tapfre Heerführer zum Kampf um die Freiheit. Die Edelsten von diesen waren Albion bei den Ostphalen und Wittekind bei den Westphalen. Dann brachen sie ins Land der Hessen ein und drangen bis gen Bierberg, nicht weit von Fritzlar. Wie aber Karl aus Italien wiederkehrte, sandte er vier Heerhaufen aus, welche die Sachsen zurück drängten; dann zog er selber (im J. 775) gegen sie ins Feld, von Bonn aus über Siegburg und Eresburg bis gen Brunisberg (nicht weit von Hörter) an der Weser; von dort aus verfolgte er sie bis an den Ockerfluß. Da gaben viele von den Ostphalen, und als er durchs Bückeburgsche zurückzog, gaben auch viele von den Engern ihm Geißeln, und zwei Anführer, Heßi und

Bruno ließen sich taufen; auch die Westphalen waren indessen in einer Schlacht bei Lübbecke an der Minde unterlegen. Aber schon im nächsten Jahre, während Karl abermals in Italien war, um den Herzog von Friaul zu bekämpfen, rief Wittekind das Volk wieder auf, die theure Freiheit zu rächen. Da eroberten die Sachsen ihre Eresburg wieder und bedrängten des Königs Feste Siegburg mit Macht. Kaum vernahm's Karl, so zog er, schnell wie immer, herbei; sie aber wichen klug zurück. Karl jedoch hielt sich an die, welche er friedlich auf ihren Höfen fand, und ließ diesen die Wahl, ob sie die Wassertaufe oder die Bluttaufe von ihm haben wollten. So bedrängt nahmen ihrer Viele das Christenthum an und gaben Geißeln. Hierauf stellte Karl die Eresburg wieder her, erbaute Karlstadt am Ursprung der Lippe, zu Paderborn eine Kirche und sich selbst ebendort eine königliche Pfalz; dadurch wollte er den Sachsen zeigen, daß er ohne Bang schon als Herr im Lande wohne. Nach Paderborn berief er auch im nächsten Jahre (777) den Reichstag und lud die Sachsen darauf; sie sollten in Frieden kommen und denselben beschwören. Da kamen viele Edle mit ihren Gefolgschaften, verbürgten den Frieden mit Hab und Gut, Freiheit und Leben, und nahmen die Taufe. Nur Wittekind kam nicht. Der konnt' es in der Luft der Knechtschaft nicht aushalten, drum war er zu seinem Schwager, dem Dänenkönig, geflohen, das treue Herz voller Beschlüsse, wie er seine Landsleute wider den fremden Machtherrn zur Eintracht bringe. Denn wenn sie nicht alle treu zusammenhielten, fürchtete er, daß sie endlich doch der Uebergewalt erliegen würden.

Auf jenen Reichstag zu Paderborn war auch ein Fürst der Araber gekommen, der zu Saragossa in Spanien herrschte; der hatte viel von Karls Macht und Heldenthum gehört und flehte um seinen Beistand gegen den Fürsten zu Cordova. Karl erkannte darin einen Fingerzeig Gottes, daß er, wie sein großer Ahnherr Karl „der Hammer" gethan, gegen die Ungläubigen ausziehen und den heiligen Glauben in Spanien ausbreiten solle, weil dies eines christlichen Königs erste Pflicht sei. Also zog er aus Sachsen fort, bot alle Deutschen, die zu seinem Reich gehörten, wie auch die Longobarden, zum Heerbann auf, und führte denselben (im J. 778) gen Spanien in den heiligen Krieg. In zwei große Arme theilte er den Strom seines Heeres; der eine schlang sich im Osten zwischen den Abhängen der Berge und dem mittelländischen Meere ins Land hinein; der andere wälzte sich von Westen her über die Höhen der Pyrenäen hin und brauste durch deren einsame Thalschluchten. Und es eroberte Karl die Städte Pampeluna, Huesca und Saragossa, und alsbald huldigte ihm alles Land bis an den Ebrofluß; hierauf verwandelte er die Landschaft Catalonien in eine Grenzmark des christlichen Frankenreichs gegen die Ungläubigen. Kaum hatte er wie im Sturm gesiegt, so kehrte er wie im Flug gen Deutschland heim; aber die Nachhut seines Heeres gerieth in der engen

Schlucht bei Roncesvalles in einen Hinterhalt der wilden, freiheitstrutzigen Basken, und diese erschlugen viele berühmte Helden Karls, mit dem besten von allen, dem Markgrafen Roland, von dessen wunderbaren Waffen und Thaten allerorten viele Lieder gesungen wurden.

Während nun König Karl in Spanien focht, war durch ganz Sachsenland auf einmal die Kunde geflogen: „der Wittekind ist wieder da!" Und der Wittekind flog wie ein Adler hinterdrein von Hof zu Hof und rief: „Rach' und Freiheit, Landsleute! Wer geht mit ins Frankenland?" Da sprangen sie von ihren Herden auf, schüttelten den Eid, welchen sie dem fremden Herrn geschworen, wie ein Joch von sich ab, und folgten dem Wittekind, wie die Wolken dem Sturm. Alle Burgen Karls und alle Kirchen bis Deutz am Rhein warfen sie nieder; dann zogen sie den Strom hinauf bis Coblenz, und erschlugen, der Rache vollauf zu thun, so viele Franken, als sie konnten, besonders die christlichen Priester. Wie Karl es erfuhr, schickte er eilig seine Schaaren gegen sie, aber die Freiheitsrächer waren derweil schon wieder an der Lahn hinauf heimgekehrt; nur wenige Haufen wurden von den Franken an der Eder erreicht und zermalmt. Wie nun Karl sah, daß er immerfort gleichsam mit unsichtbaren Feinden zu kämpfen hatte, welche sein Siegeswerk, so oft er den Rücken wandte, wieder einrissen, so bestand er erst recht hartnäckig auf der völligen Ausführung seines Plans. Drum kam er im andern Jahr (779) selbst und trotzte den Sachsen Frieden und Geißeln ab. Im nächsten Jahr bezwang er dann den Bardengau, der zwischen der Weser und der Elbe lag, setzte Priester ins Land, baute Gotteshäuser und Klöster, und gebot den Sachsen, daß sie der Kirche den Zehnten geben sollten, wie er's auch in seinen andern Ländern eingeführt hatte. Wohl ergrimmten die freien Sachsen darüber, aber, da des Königs Hand schwer auf ihnen lag, mußten sie ihren Grimm verbergen. Da wähnte Karl in freudigem Stolz: nun hätte er sie endlich doch unterjocht, und fuhr sorglos gen Rom. Dort taufte ihm der Papst Hadrianus seinen Sohn, welcher den Namen Pipin und die Herrschaft über das Königreich Italien erhielt; seinen andren Sohn Ludwig setzte er als König über Aquitanien; sein ältester Sohn Karl aber zog allenthalben mit dem Vater und focht dessen Schlachten mit.

Die Sachsen schliefen indessen nicht. Wie einst Hermann und die Cherusker die stolzen Römer getäuscht hatten, so machte jetzt Wittekind mit seinen Sachsen den König sicher, daß dieser dem Volke dessen eigene Edlen zu Grafen über die Gaue gab, und es (782) sogar zum Heerbann wider das slavische Volk der Sorben aufbot, welches zwischen der Elbe und der Saale saß und in Thüringen eingebrochen war. Die Sachsen kamen auch in Wehr und Waffen; aber plötzlich kehrten sie sich gegen die Franken um, denen sie helfen sollten, und schlugen sie an der Weser auf dem Süntelberg. Da schwur der König, es den Sachsen zu gedenken, und kam mit

ungeheurer Heeresmacht. Nicht mehr wie Feinde, sondern wie Sklaven, die sich empört hatten, behandelte er sie in seinem Zorn; er legte ihr Land wüst, und ließ an einem Tage 4500 gefangene Sachsen zu Verden, wo die Aller in die Weser rinnt, enthaupten. Das ist ein ewiger Schandflecken auf seinem Angedenken; seht: zu solchen Unthaten kann auch einen großen Mann der Besitz unbeschränkter Macht und das Bewußtsein verführen, daß er Niemandem auf Erden Rechenschaft zu geben braucht! Aber die Seele des Sachsenvolkes hatte er nicht tödten können; darin, gleichwie in einem Tabernakel, war die heilige Freiheit geborgen, — und auch Wittekind lebte noch. Ehe ein Jahr vergangen war, stand ganz Sachsenland in lichterlohem Kampf, wie nie zuvor, und der Wittekind, wie der Geist der Rache, an der Spitze des Landsturms. Auch die Friesen, die es immer mit den Sachsen gehalten hatten, erhoben sich jetzt wieder; doch erlagen sie bald. Bei Detmold geschah nun (im J. 783) eine furchtbare Schlacht zwischen Karl und den Sachsen, doch ohne andern Erfolg, als daß Karl nach Paderborn zurückwich, um neue Schaaren aus Frankenland herbei zu ziehen. Mit diesen verstärkt, wandte er sich jetzt zum zweitenmal gegen die Sachsen, traf sie beim Schlachtvörderberg an der Hase und besiegte ihr Heidenthum durch seine Kriegskunst und Uebermacht. Dennoch unterwarf sich das Volk ihm noch nicht, sondern focht zwei Jahre lang trutzig um die Freiheit fort, während Karl unabläßig das Land mit Feuer und Schwert verwüstete. Endlich erkannte er, daß er mit seiner ganzen Königsmacht gegen die unversiegbare Kraft, welche ein Volk von der Freiheit empfängt, nichts Besseres vermöge, als: wie ein Henker zu würgen, und nun stand er von dem Vorsatz ab, die milde Lehre Jesu Christi durch Menschenopfer einzuführen. Darum behandelte er jetzt die, so sich ihm unterworfen hatten, sanfter und gnädiger, schrieb einen Tag zu Paderborn aus, und gab den Sachsen ein Gesetz, welches in vielen Stücken klug erdacht und heilsam war, aber den Zweck dadurch verfehlte, daß die Strafen, durch deren Androhung Karl die Einführung des Christenthums und die Ehrfurcht davor sichern wollte, zu streng waren. Besonders erbitterte die Sachsen das Gebot, daß sie der christlichen Kirche (zum Unterhalt der Priester) den Zehnten geben sollten; diesen hielt Karl für eine heilige Pflicht, aber die Sachsen sahen nichts weiter drin als einen Tribut, den sie ihren Ueberwindern entrichten müßten. Gleichwohl waren sie jetzt für einen offenen Kampf allzu erschöpft; drum ließen sie das Harte über sich ergehen, um wenigstens ungestört ihre Kräfte wieder sammeln zu können. Von Paderborn aus schickte Karl auch zu dem Wittekind in den Bardengau und lud ihn zu einem Friedensgespräch zu sich; dafür versprach er ihm frei Geleit und gab ihm Geißeln zu dessen Bürgschaft. Und es kam der edle Held (im J. 785) zu Karl nach Attigny und freute sich, den Mann von Angesicht zu sehen, gegen welchen er so lange gekämpft hatte; Karl aber empfing ihn mit hohen Ehren und

sprach zu ihm von der Lehre des Heils so weise und eindringlich, daß Wittekinds Herz von der göttlichen Kraft derselben überwältigt ward. Da nahm Wittekind die Taufe an und Karl selbst ward sein Pathe; gar viele

Wittekinds Taufe.

Edle, auch Albion, thaten desgleichen, und viele Freie, die zu allen Zeiten auf den Wittekind, als ihr Vorbild, geschaut, ahmten auch jetzt sein Beispiel nach und wurden Christen. — Wittekind aber hat von da an nicht mehr gegen die Franken gefochten, weil er sah, daß das Schicksal seines Volkes erfüllet sei. Nachmals ist von seiner Bekehrung die Sage aufgekommen, daß er in der stillen Woche als Bettler verkleidet in Karls Lager gegangen sei und am Ostertage, da der Priester während der Messe die Hostie

erhob, in derselben ein lebendiges Kindlein von himmlischer Schönheit erblickt habe; und nach der Messe sei er erkannt und vor den König geführt worden, dem er das Wunder erzählt. Darauf habe er sich taufen lassen und auch die andern Herzoge der Sachsen bewegt, daß sie den Krieg aufgaben. — Anders hat Ratbod, der Fürst der Friesen, gethan; der ließ sich, auch als sein Volk unterlag, doch nicht taufen und ging lieber in die Verbannung. — Seit dieser Zeit hat das Christenthum im Sachsenland tiefer Wurzel zu fassen angefangen, und es sind Kirchen, Bisthümer und Klöster gegründet worden, damit der Trotz der freien Herzen durch die Lehren der Priester leise und unmerklich zum Gehorsam niedergebeugt würde. Aber das Volk vergaß dabei seine Freiheit noch nicht, ob auch die Edlen Volk und Freiheit aufgegeben hatten, um im ungestörten Besitz ihrer Güter bleiben zu können.

Bald darauf unterwarf Karl auch die Britonen, die den Franken schon lange zinsbar gewesen waren und sich nun hatten unabhängig machen wollen. Auch eine Verschwörung im Innern des Reiches erstickte er schnell. Dann fuhr er abermals nach Rom zu seinem Freunde, dem Papst Hadrianus, und zwang (787) den Arichis, Herzog von Benevent, einen Eidam des Desiderius, seine Oberherrlichkeit anzuerkennen.

Damals bangte auch dem andern Eidam des Desiderius, dem Baiernherzog Thassilo, vor dem Zorn Karls, weil er sich als freier Fürst unabhängig vom Frankenreiche behaupten und dem König nicht als Oberlehnsherrn gehorchen, noch den Heerbann leisten wollte; drum schickte er jetzt Gesandte an den Papst, um durch diesen des Königs Versöhnung zu gewinnen. Aber der König wollte sie ihm nur dann gewähren, wenn Thassilo auf den Reichstag nach Worms käme, und dort die Eide der Treue erneuere, welche er schon in jungen Jahren dem König Pipin hatte schwören müssen. Ueber dies Gebot erwachte jedoch Thassilo's fürstlicher Stolz wieder und er kam nicht gen Worms. Solche Verachtung der Königsmacht wollte Karl — schon um das schlimme Beispiel zu ersticken — mit allem Nachdruck rächen, und zog mit drei Heeren ins Baierland. Wie nun Thassilo sich rings umstellt und nirgends mehr einen Ausweg sah, übergab er, seinen Schmerz und Grimm verbergend, dem König sein bis dahin unabhängiges Herzogthum und empfing es von diesem als ein Lehen zurück. Hierauf ging der König nach Ingelheim am Rhein in seine Pfalz, und Thassilo voll Scham zu seiner stolzen Hausfrau heim; diese schalt ihn verächtlich wegen der großen Schwäche, die er bewiesen. Da raffte sich Thassilo wieder auf, verbündete sich heimlich mit den Sachsen und Schwaben, und rief seine Nachbarn gen Osten, die heidnischen Avaren, zu Hilfe. Aber des Königs Aug' und Ohr war überall. Wie Thassilo schon zum Kampf rüstete, lud ihn Karl (im Jahr 788) plötzlich aufs Maifeld nach Ingelheim. Hoffend, den Mächtigen durch erheuchelte Ehrfurcht abermals

zu täuschen, kommt Thassilo. Da läßt ihn der König greifen und stellt ihn waffenlos vor die Großen des Reichs; vergeblich sucht sich Thassilo zu vertheidigen; seine Baiern selber zeugen wider ihn. Nun bekennt er, vom Schicksal zermalmt, seine Schuld, und die Richter sprechen ihm das Todesurtheil. Der König aber will Gnade walten lassen für Recht und stellt ihm selber die Wahl der Strafe frei. Da bittet der gebeugte Fürst, daß er in ein Kloster gethan würde, um seine Schmach in Vergessenheit begraben zu können. Also geschah's. Aber auch seine Hausfrau und seine Kinder mußten sein Geschick theilen. So konnte Karl jetzt endlich das ins Werk setzen, wornach er schon lange getrachtet hatte; er vereinigte nämlich Baiern völlig mit dem Frankenreiche; kein unabhängiger Herzog sollte mehr in dem Lande herrschen, sondern ein Graf als Beamter des Königs es verwalten.

Im nächsten Jahre (789) breitete Karl den Ruhm seiner Waffen auch über die Elbe bei den heidnischen Wilzen aus und zwang sie zu Eid und Geißeln. Dann rastete er eine Weile und sann über die Ausdehnung des Reichs und die Verbreitung des Christenthums in jenen Ländern, welche von Baierland gegen Aufgang lagen. Dort schweiften die Erbfeinde der Deutschen und der Schrecken aller Christen, die wilden Avaren, von ihren Ringburgen aus, in welchen seit den Hunnenzeiten gar große Schätze zu Hauf lagen, weit umher; schnell wie der Blitz, waren sie bald hier, bald dort; heut überwunden und verschwunden, standen sie morgen wieder sengend und brennend mitten im Christenland. Dies wollte Karl nicht länger dulden, und so bot er zum erstenmal alle Deutschen, auch die Sachsen und Friesen, zum gemeinsamen Heerbann auf und führte sie (im J. 791) von Regensburg, wo sie sich versammelt hatten, zu Ehren Christi und deutschen Heldenthums, gegen die Avaren an den Ufern der Donau hinab. In drei Massen theilte er das Heer; die Ostfranken, Thüringer und Sachsen ließ er am linken Ufer des Stroms hinziehen, die Westfranken, Schwaben und Baiern führte er das rechte entlang, die Friesen aber fuhren zu Schiff zwischen beiden in der Mitte. Am Ennsflusse, welcher die Grenze zwischen den Baiern und Avaren machte, hielt das Heer Rast. Da kam gute Botschaft, daß Pipin, des Königs Sohn, der von Italien her gegen die Avaren ausgezogen war, sie furchtbar geschlagen habe. Karl betrachtete dies als ein glückliches Vorzeichen, daß Gott mit seinen Streitern sei. Nun betete das Heer drei Tage lang; dann überschritt es die Grenzen des Avarenlandes. Voll Schrecken floh das wilde Volk. Die Deutschen stürmten hinter ihnen her, zerstörten die Ringburgen und fanden drin die ungeheuren Schätze. Bis an den Raabfluß in Ungarn kamen sie und machten alles Land bis dorthin zu einem Theil des Frankenreichs; darnach zogen sie heim mit kostbarer Beute und mit vielen Gefangenen. Die Avaren aber, so schnell Karl sie auch besiegt hatte, gaben sich noch nicht für verloren und warteten, in

ihre Steppen zurückgezogen, bis der König wieder ferne war.

Damals kam schweres Herzeleid über Karl durch seinen unehelichen Sohn Pipin, welcher sich mit mehren Großen verschworen hatte, den Vater und die Brüder zu ermorden. Aber das böse Vorhaben wurde entdeckt; im Kloster Prüm büßte es der ungerathene Sohn. Ueber den Kummer vergaß jedoch Karl seine Pläne und das Wohl seiner Völker so wenig wie in den Kriegen; er faßte in jenen Tagen einen Plan, der ein rechtes Zeugniß giebt, wie tief er die Einigung Deutschlands im Herzen trug. Die Donau wollte er mit dem Rhein durch einen Kanal zwischen der Altmühl und der Rednitz verbinden und so dem Handel vom Morgenland bis zur Nordsee eine neue Straße anweisen, den Deutschen zu Nutz und Frommen. Mit Eifer begann er dies Werk und mit Beharrlichkeit förderte er es; aber die Ungunst der Witterung unterbrach den Fortgang und neue Kriege verhinderten die Vollendung.

Denn die Sachsen waren wieder aufgestanden, ergrimmt darüber, daß sie, wie pflichtige Knechte, in fernen Ländern des Königs Schlachten schlagen sollten, und hatten die christlichen Priester ermordet oder verjagt. Auch bedrängten die Araber das Gebiet der Franken in Spanien. Wie nun der König sein Heer aus Baiern zurückzog, um die Feinde in der Ferne zu bändigen, brachen auch die Avaren aus ihren öden Steppen wieder hervor und begannen ihr altes Wesen. In solcher Bedrängniß entfaltete Karl die ganze Kraft seines Charakters. Gen Spanien sandte er tapfre Grafen, welche die Furcht vor seiner Macht wiederherstellten, und später focht sein Sohn Ludwig dort siegreich gegen die Ungläubigen. Gegen die Sachsen zog er selbst (794) über den Main, (sein Sohn Karl über Köln,) und stellte die Ruhe her. Um ihnen fortan näher zu sein, und sich, so bald sie sich regten, mit ganzer Macht auf sie werfen und sie erdrücken zu können, schlug er seinen Hofhalt zu Aachen auf, welches er der warmen Quellen wegen liebte, und machte es zum Mittelpunkt seines großen Reiches. Einen wunderherrlichen Dom zu Ehren der heiligen Maria und einen prachtvollen Pallast ließ er von welschen Meistern dort bauen und richtete seinen Hof mit großem Prunk ein. Dorthin kamen zu ihm Gesandte Leo's III., welcher nach Hadrians Tode (im J. 795) den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, und brachten ihm die Schlüssel zu St. Peters Grab mit dem Banner der Stadt Rom. Auch Tudun, ein mächtiger Häuptling der Avaren, kam nach Aachen, ward ein Christ und huldigte dem großen Könige der Christenheit.

Bald darauf vollendete Karl die völlige Zerstörung der avarischen Herrschaft; dies vollbrachten sein Sohn Pipin (796), der tapfre Graf Gerold, welcher Baiern verwaltete, und Erich, der Herzog von Friaul. Und als die Mehrzahl des wilden Volks durchs Schwert aufgerieben, der Rest über die Wasser der Theiß zurückgescheucht war, nannte Karl das ganze

Land, wo es gehauſt hatte, die avariſche Mark, und es wurde die Oſtmark des Reiches; er verſetzte vieles Volk aus Baiern, Sachſen und Franken dahin und übergab dem Biſchof von Salzburg die geiſtliche Obhut und einem Grafen die weltliche. Und die neue Oſtmark gedieh und wurde ſpäterhin „Oeſterreich" genannt, und iſt zu allen Zeiten das feſte Bollwerk der Deutſchen gegen den Andrang aſiatiſcher Barbaren geweſen.

Inzwiſchen waren die Sachſen nicht müßig geblieben und hatten durch ihre Angriffe den König aufs Neue gereizt, ihre gänzliche Unterdrückung zu verſuchen. So kriegte er wieder 5 Jahre lang mit ihnen, ſchlug ſie öfters, verwüſtete ihr Land und verpflanzte ihrer gar Viele nach Franken, (ausgeriſſen aus ihrer heimiſchen Erde würde ihre Freiheitsluſt verwelken, alſo hoffte er,) viele Franken verſetzte er dafür nach Sachſen. Auch gab er ihnen im J. 797 ein neues milderes Geſetz auf den Grund ihres einheimiſchen alten. Darin gebot er ihnen abermals, ſeinem Heerbann zu folgen, die Kirchen zu ehren und Wittwen und Waiſen nicht zu kränken. Aber ſie raſteten immer noch nicht. Arm, erſchöpft, ohne gewaltige Heerführer, Niemand zu Bundesgenoſſen, als ihre Wälder und Ströme, trotzten ſie für die Freiheit dem weiſen, kriegserfahrenen König, deſſen Macht von Jahr zu Jahr alſo wuchs, daß die Fürſten der entlegenſten Länder ihm Botſchafter und Geſchenke ſandten, um ihm ihre Hochachtung zu bezeigen und ſeine Freundſchaft zu erhalten.

In ſolcher Herrlichkeit ſaß Karl im Jahre 799 zu Paderborn, und empfing Siegesnachrichten aus fernen Ländern. Da kam zu ihm der Papſt Leo III., als Flüchtling vor vielen Römern, welche ihn großer Vergehen angeklagt und grauſam mißhandelt hatten; von Karl, als dem Schirmherrn der Kirche, verlangte er jetzt Schutz und Gerechtigkeit. Karl gelobte ſie ihm: „er ſelbſt wolle nach Rom kommen, um zu unterſuchen und Gericht zu halten." Damals ſprach er noch außerdem manches Wort im Vertrauen mit dem Papſt und bereitete im Stillen ein Werk vor, deſſen Glanz bald darauf alle Völker des Abendlandes blendete. Als nun der Papſt mit großem Geleite von Biſchöfen und Grafen gen Rom wiedergekommen und dort wie ein Heiliger empfangen worden war, folgte ihm der König gar bald, und ſetzte ſich in der Peterskirche auf den Richterſtuhl, des Papſtes Sache zu unterſuchen. Da ſprachen alle Geiſtlichen, welche dazu verſammelt waren: „Das Haupt der Kirche dürfen die Glieder nicht richten." Leo aber beſtieg den Stuhl Petri und beſchwor aufs Evangelium ſeine Unſchuld.

Bald darauf war der König abermals in der Peterskirche zu ſchauen. Er feierte Weihnachten und kniete im Betſtuhl, verſunken in Andacht und in Gedanken an die Herrlichkeit des nächſten Augenblicks. Und wie er ſich wieder erhob, — ſiehe, da ſchritt vom Altare der Papſt, die Kaiſerkrone in den Händen tragend, auf ihn zu, ſalbte ihn und ſetzte ihm die Krone aufs Haupt. Frohlockend rief alles Volk: „Karolus Auguſtus! von Gott

gekrönter, frommer, großer, friedebringender Kaiser von Rom! Langes Leben sei ihm und Sieg!" Und der Papst fiel vor dem neuen Kaiser nieder und verehrte ihn als den höchsten Herrn der katholischen Christenheit. Das war im Jahre des Heils 800, und im 324sten, nachdem Odoaker das altrömische Kaiserreich zernichtet hatte. So entstand das neue deutsch-römische Kaiserthum. Mit ohnmächtigem Verdruß vernahmen davon die Kaiser in Konstantinopel, welche sich bis dahin noch immer als Erben des abendländischen Kaiserthums betrachtet hatten; ihrer leeren Eitelkeit war jetzt für immer jeder Anspruch genommen, und sie hießen bei allen Völkern nunmehr die „griechischen" Kaiser.

Die deutsch-römische Kaiserwürde aber galt mehr als ein bloß von Menschen übertragenes Amt, sie galt als unmittelbar von Gott stammend, und das Haupt des Kaisers umgab der geheimnißvolle Glanz der Majestät, wovon die freien Deutschen bis dahin nichts gewußt hatten. Durch unbedingten Gehorsam sollten sie dieselbe kennen lernen. Der Kaiser glaubte, nur Gott allein, der ihn als allerhöchsten irdischen Herrn eingesetzt, Rechenschaft schuldig zu sein; drum zieh er jeden, der seinen Plänen und Beschlüssen widerstrebte, oder sich an seiner gleichsam geheiligten Person vergriff, des Frevels an Gott selbst; das hieß nun „Majestätsverbrechen" und wurde so bestraft, wie früher in den Tagen der Freiheit Verrath an Volk und Vaterland. Und kraft dieser göttlichen Berechtigung dünkte sich der Kaiser auch als ursprünglichen Herrn alles Grunds und Bodens, also daß jeder Besitz nur gleichsam als „Lehn" von seiner Gnade ausging und abhängig blieb. Damit sich aber Niemand solcher Abhängigkeit entziehen könne, ließ sich Karl von Allen, die über 20 Jahre alt waren, einen Huldigungseid schwören. So war nun das deutsche Volk, das doch durch freie Wahl den König erhoben, auf einmal gleichsam in Unterthanen verwandelt worden. Aber auch die Kirche mit ihrem Oberhaupt stand damals unter dem Kaiser, und der Papst war damals nicht mehr, als der erste Bischof im neuen heiligen römischen Reich; diese Unterwürfigkeit hatte Leo durch seinen Kniefall in der Peterskirche ausgedrückt und Karl im Bewußtsein seiner Kraft angenommen. So eifrig dieser, aus Frömmigkeit und Weisheit, die Geistlichen, als Bekehrer und Lehrer, als Erzieher und Bildner des Volks, ehrte und an Ansehn und Gütern begünstigte, eben so streng wachte er doch darüber, daß sie der kaiserlichen Machtvollkommenheit nicht gefährlich würden, daß sie sich von allzu spitzfindigen Grübeleien über die Geheimnisse Gottes fern hielten, und daß sie dem Volk durch Sittenreinheit ein gutes Beispiel geben sollten. Er selbst wählte die Bischöfe, berief die Versammlungen, und wohnte denselben als Vorsitzer bei.

Daß nun dies neue Kaiserthum, bei so erhabenen Begriffen von seiner Bedeutung, nicht zur furchtbarsten Tyrannei ausartete, davor schützte damals bloß Karls Charakter das deutsche Volk. Karl wollte aufrichtig dessen

Bestes, obgleich er die Freiheit der Stämme unterdrückte, um sie zur Einigung zu bringen, in welcher er einzig und allein ihr Heil sah. Dennoch achtete er die Formen der alten Verfassungen; er sammelte die alten deutschen Volksrechte, ließ jene, welche bis zu seiner Zeit nur von Mund zu Mund fortgepflanzt waren, niederschreiben, und suchte sie zu verbessern. Wenn er neue Gesetze gab, so berief er die Stände zu einem Reichstag aufs Maifeld (wo die Heerschau gehalten wurde) und gebot den Freien, dahin zu kommen (dreimal im Jahr sollten sie in der Volksversammlung erscheinen); dann trug er die Gesetze vor, und erst durch die Zustimmung des Volks (d. i. der Freien) und der Reichsstände (d. i. der höheren Beamten, weltlichen wie geistlichen) wurden sie gültig. Der Hauptzweck der Gesetze aber, welche er gab, war: die Kriegsmacht unerschütterlich zu machen, die öffentliche Sicherheit und die Sittenzucht herzustellen und zu erhalten, die Ehrfurcht vor der Religion und ihren Dienern allgemeiner auszubreiten, Handel und Gewerbe zur Blüthe zu bringen, und endlich die Verwaltung des Reichs.

Höchst wichtig war es für Karl, zu allen Zeiten ein wohlgerüstetes Heer zur Hand zu haben; darum waren seine Gesetze über den „Heerbann" sehr streng. Jeder Freie, welcher vier Morgen Landes besaß, mußte sich nämlich auf eigene Kosten mit Waffen, Kleidern und Lebensmitteln auf drei Monate zum Kriege des Königs rüsten und ins Feld ziehn, wohin dieser es gebot; die, welche gar kein liegendes Gut besaßen, mußten je zu fünf zusammenstehn und gemeinschaftlich aus ihrer fahrenden Habe den sechsten Mann rüsten. Wer dawider handelte, wurde an seiner fahrenden Habe gebüßt, wer das Herr verließ, mit dem Tode bestraft. Weil nun Karl fast Jahr für Jahr in den entlegensten Ländern Kriege zu führen hatte (zu welchen er übrigens auch seine Lehnsleute und eine eigene Söldnerschaar heranzog), so wurde der strenge Heerbann den Freien eine unerträgliche Last, und Grund und Boden verödete bei der Entfernung der rüstigsten Männer. Die Grafen, welche als königliche Beamte in den Gauen, als deren Vorsteher, den Heerbann auszuschreiben hatten, mißbrauchten ihre Gewalt gar häufig zu ihrem eigenen Vortheil und plagten durch ihre Willkür die Freien oft so lang, bis diese verarmten und ihr Gut den Unterdrückern zu Lehn übergaben, weil sie dann von ihren neuen Herren günstiger behandelt wurden, oder gar als Eigenthum, weil sie nach dem Verlust der Freiheit nicht mehr zum Kriegsdienst gezwungen werden konnten. Um nun die Freien gegen die Beamtentyrannei zu schützen, ernannte Karl „Sendboten", welche alljährlich durch einen gewissen Bezirk reisen, und in jedem Vierteljahr eine Volksversammlung halten, die Mißbräuche einsehen und abstellen und dem Reichstag über den Zustand des Landes getreu berichten sollten. Solcher Sendboten waren für jeden Bezirk zwei bestellt, ein geistlicher und ein weltlicher. Dadurch erhielt das Volk

auch bei der Rechtspflege einen Rückhalt, weil jeder, der sich im Recht gekränkt glaubte, sich an die Sendboten wenden konnte. Das Gericht in den Gauen war also bestellt: der Graf (gewöhnlich ein im Gau begüterter Edler) oder sein Stellvertreter saß im Gau demselben vor, ihm zur Seite die Schöffen (nie weniger als 7), freie Männer, welche, statt der früheren Rachinburgen, unter der Aufsicht des Sendgrafen frei gewählt wurden; die wiesen das Recht und sprachen das Urtheil; der Graf vollzog es. Wo der König selbst zu Gericht saß, umgaben ihn die weltlichen und geistlichen Großen statt der Schöffen; an ihn oder seinen Stellvertreter, den „Pfalzgrafen", ging die letzte Berufung in Rechtssachen. Dreimal im Jahr hielt der Graf ein „ungebotenes Gauding"; außerdem gab es gebotene, zu welchen die Parteien vorgeladen wurden. Und weil der Graf gleichsam im Namen des Königs, als höchsten Richters, da war, so richtete er unter „Königsbann"; kam der Beklagte auf die dritte Ladung nicht, so verfiel sein Gut dem „Königsbann". Auch der „Blutbann" (die Todesstrafe) wurde damals eingeführt, und außerdem manche Leibesstrafen, zugleich aber auch das Recht des Königs, zu begnadigen; das Recht der Selbstrache wurde abgeschafft. Dagegen bestand noch das Wergeld; denn der Begriff von der Nothwendigkeit eines Schadenersatzes wurzelte gar tief im deutschen Rechtsgefühl. Als Beweismittel galten noch immer der Zweikampf, das Gottesurtheil und der Eid, der wurde (schon seit den Merowingern) noch durch „Eideshelfer" verstärkt, welche schwuren, daß sie an die Wahrhaftigkeit des Schwörenden glaubten. In den kleineren Bezirken der Gaue richteten „Centenare" grade so wie die Grafen in allen Sachen, welche nicht das Leben, die Freiheit oder das Grundeigenthum angingen. Damals ist auch das Kirchen- (kanonische) Recht in Deutschland allmälig aufgekommen, besonders in Beziehung auf Ehen und Testamente.

Mit bewunderungswürdiger Geisteskraft und warmer Liebe strebte Karl, das deutsche Volk zu bilden. Als Grundlagen der Bildung betrachtete er nicht bloß die Religion, die bürgerliche Ordnung durchs Gesetz und die Sittlichkeit, sondern auch den Wohlstand, und als Grundlagen dessen suchte er wieder die Landwirthschaft, den Handel und die Gewerbe herzustellen. In der Landwirthschaft ging er selbst (auf seinen Meierhöfen) mit dem besten Beispiel voran, und gab auch weise Gesetze, um sie wieder zur Blüthe zu bringen. Dem Handel zog er, nachdem der Kanalbau in Baiern unterblieben war, eine Landstraße von Norden mitten durch Deutschland bis an die Donau hinab; die führte über Bardewick, Magdeburg, Erfurt und Forchheim bis Regensburg. Allenthalben baute er dem Kaufmann Brücken und hielt ihm Märkte und Wege sicher. Gute Münze schuf er und schuf gleiches Maaß. Von Allem, was der Boden des deutschen Landes oder der Werkfleiß hervorbrachte, gab er die Ausfuhr frei; nur verbot er in schweren Zeiten die der Lebensmittel und zu allen Zeiten die der Waffen; auch die Einfuhr belastete er nicht, da kamen bald gar viele Kaufleute aus den Ländern der Slaven und Griechen

mit ihren Waaren gen Deutschland, und immer lebhafter wurde der Verkehr. In den alten Städten, in des Königs Pfalzen und Meiereien, in den Sitzen der Bischöfe wuchs auch schon die Gewerbthätigkeit rüstig heran; aber die Handwerker waren, wie auch die Bauern, noch Hörige, oder wenigstens von den großen Lehnsträgern abhängig.

Wie ein Vater für die Erziehung seiner Kinder, also sorgte Karl für die des Volks. Dazu verwandte er die Mönche, und sah streng darauf, daß sie in ihren Klöstern Schulen anlegten und denselben mit Eifer vorstanden. Viele geschickte Meister im Schreiben, Rechnen und Singen ließ er aus Italien kommen, um das Volk zu unterweisen, dessen einzige Kunst bis jetzt der Krieg gewesen war. Durch seine eigene Lernbegierde gab er demselben ein schönes Vorbild. Nach so vielen Siegen, in so großer Macht und Herrlichkeit, war's ihm die liebste Freude, in alten Schriften zu lesen, wie auch: gelehrte Männer um sich zu versammeln und im vertraulichen Gespräch ihres Rathes zu genießen. Am höchsten von allen diesen ehrte er den Alkuin, einen angelsächsischen Mönch von edlem Geist und sanftem Herzen, welchem er nebst den wichtigsten geistlichen Geschäften auch die Leitung des Schulwesens anvertraute. Neben Alkuin waren ihm auch Eginhard, sein Geheimschreiber, (welcher seine Lebensgeschichte aufgezeichnet hat,) und die gelehrten Männer Peter von Pisa und Paulus Diakonus, ein Longobarde, gar lieb und werth. Auch die schönen Künste, deren herrliche Werke er in Italien kennen gelernt hatte, suchte er in Deutschland heimisch zu machen, besonders die Baukunst. — Aber — Eins vor Allem ist's, wodurch er sein deutsches Herz recht kund gab, — die Liebe, mit welcher er die deutsche Sprache pflegte, dies theure Erbgut des Volks! Wie eine zarte Pflanze richtete er sie vom blutgedüngten Boden auf, und wartete ihrer als sorgsamer, treuer Gärtner, daß sie im Lauf der Zeiten zum starken vieläftigen Baum heranwuchs und mächtig rauschte, wie die heiligen Eichen. Und wie sich unsre Väter einstens um diese, zu Gebet und Opfer, zu Gericht und Berathung gemeinsamen Wohls, versammelt hatten, so fanden sich die Deutschen später, nachdem Karls ungeheures Reich wieder zerfallen war und grause Verwirrung hereinbrach, aus allen Gegenden an dem edlen, kerngesunden Stamm ihrer Sprache wieder als Brüder zusammen, als neugebornes, selbstständiges Volk. Deutsch sollten die Priester lehren und predigen, gebot Karl; — die deutschen Heldenlieder ließ er sammeln, und, indem er die freien Laute der deutschen Sprache festbannte in der Schrift, wie die Seele in den Leib, griff er werkthätig in die Zukunft hinein und bereitete es vor, daß die deutsche Schrift dereinst die deutsche Freiheit vom Tod erwecken könne.

So schaffte Karl als Kaiser für das Volk, dem er entstammt war, unerschütterlich wurzelnd im Vaterland, mit erhabenem Geist dessen Größe und Herrlichkeit wollend, durch die Kraft seines Willens alles mit sich fort-

reißend. So gelang es ihm auch, das Werk der Einigung Deutschlands, das er so blutig begonnen und dreißig Jahre lang fortgeführt hatte, unblutig zu enden. Als höchster Herr erkannte er da und bezeugte es aller Welt, daß nicht die Furcht eines Volks, sondern daß allein der Vertrag es sei, worauf ein Fürst sicher stehe. Und so lud er die Sachsen (im Jahre 803) auf einen Tag zu Selz und schlug ihnen vor, sie sollten sich friedlich mit dem Frankenreiche vereinigen. Weder ihre Gesetze, noch die Freiheit der Rechtspflege wolle er antasten, noch sie mit Steuern und Zins beschweren, sondern in Allem den Franken, wie deren leibliche Brüder, gleichstellen; also versprach er ihnen, dafür sollten sie auch den Glauben und den König der Franken annehmen und seine Bischöfe und Grafen erkennen, welche sie lehren und schützen würden; nur ihre — Volksversammlungen sollten sie nicht mehr halten! Da mochten sich die Sachsen wohl besinnen, ob sie sich nach mehr als 30 Jahren des Freiheitskrieges auf solche Bedingungen einigen sollten. Aber die Adeligen unter ihnen wollten endlich wieder in den ruhigen Besitz ihrer großen Güter kommen, und erwogen, daß die bloß gemeinen Freien das Meiste zu verlieren hätten; so brachten sie es dahin, daß der Friede geschlossen ward. Da wurde das Sachsenland in Bisthümer und Grafschaften getheilt und auch der Zehnte an die Kirche geboten. Dennoch scheute der mächtige Kaiser noch immer den Freiheitstrotz der Sachsen und verpflanzte im nächsten Jahr eine große Menge des Volks (ihrer 10000, Männer, Weiber und Kinder,) vom heimathlichen Boden nach Flandern und ins Frankenland am Rhein.

Nun war es seine Absicht, auch die slavischen Völker zu unterwerfen, zu Christen zu machen, und ihre Länder, welche ja in alten Zeiten von Deutschen bewohnt worden waren, dem deutschen Reiche einzuverleiben. Schon lange hatte er mit den slavischen Völkern gekämpft, welche die Deutschen haßten und keine Gemeinschaft mit ihnen haben wollten, ja, sie wohl gar gern zinsbar gemacht hätten. Nur die Obotriten hielten zu Karl und waren dafür bei allen andern Slaven übel angesehen; Karl aber hatte ihnen, weil sie ihm gegen die Sachsen treu beigestanden, das Land über der Elbe gegeben, woraus er die Sachsen versetzt, — das heißt heut zu Tage Meklenburg. Die Wilzen hatte er schon im Jahre 789 zur Huldigung gebracht, und bändigte sie später (812) abermals. Die Czechen konnte er nicht überwältigen; die bargen sich vor ihm in den böhmischen Wäldern. In den Jahren 805 und 806 besiegte Karl, des Kaisers Sohn, die Sorben (zwischen der Saale und der Elbe) und zwang sie, seinem Vater zu huldigen und Geißeln zu geben; da wurden wider sie zwei Grenzburgen gebaut, aus welchen nachmals die Städte Halle und Magdeburg entstanden sind, und Karl schuf die sorbische Mark.

Sein Hauptaugenmerk mußte er jedoch auf den Norden richten, von woher dem deutschen Reiche durch verwegene Seefahrer aus deutschem Blut

Gefahr drohte. Das waren die Dänen (welche auch „Normannen" hießen). Die hatten es immerdar mit den Sachsen gehalten und trotzten jetzt den Franken als Feinde. König Gottfried, ein gewaltiger Held, führte sie zu Abenteuern und vermaß sich gar: er wolle nach Aachen kommen und dort mit dem Schwert den Kaiser aus seiner Pfalz herauspochen. Als aber Karl, des Kaisers Sohn, ihm (808) entgegen gegangen war und dessen Bundesgenossen geschlagen hatte, zog sich der Dänenkönig zurück in sein Land, und warf an dem nördlichen Ufer des Eiderflusses, von der Nordsee bis zur Ostsee hin, einen Grenzwall auf, der hieß das Danewirk; Karl aber ließ ihm eine Trotzburg hinbauen. Nicht lange darnach sprangen jedoch die kecken Seefahrer plötzlich bei den Friesen wieder ans Land, schlugen sie und erzwangen sich Tribut. Da zog Karl gegen sie ins Feld und kam bis an die Weser; dort empfing er die Nachricht: der Dänenkönig sei todt; einer aus seinem Geleit hatte ihn erschlagen. Von da an (811) hielten die kriegslustigen Männer des Nordens mit den Franken Frieden, doch nur so lange als Karl lebte.

Am Abend seiner Tage saß nun der Kaiser endlich in Ruhe in seiner schönen Pfalz zu Aachen, konnte an seinem Werke vollenden, was noch der Vollendung ermangelte, und konnte der Fülle seiner Herrlichkeit genießen. Die höchste Würde der Christenheit hatte er auch mit der höchsten Pracht umgeben und sich einen Hof geschaffen, wie jener der alten Kaiser gewesen war. Gar viele hohe Würdenträger waren da zu schauen, und zuvörderst der Erzkapellan, welcher des Königs Beichtvater war und alle geistlichen Geschäfte so wie das Archiv unter sich hatte; dann der Kanzler, welcher die Urkunden ausfertigte, — der Oberhofmeister, welcher der Dienerschaft vorstand, und der Oberstkämmerer mit den Kammerherren, — der Marschall, welcher die Pflege der kaiserlichen Rosse, der Oberstjägermeister, welcher das Waidwerk, der Seneschall, welcher die Tafel und die Reisegeschäfte besorgte; der Pfalzgraf mit seinen Räthen pflegte das Hofgericht. Das war ein herrlicher Anblick, wenn alle diese Würdenträger in kostbaren Festkleidern den Kaiser umstanden. Aber er selbst überstrahlte sie Alle. Denn hoch von Gestalt war er, gewaltig von Gliedern, die Augen voll Glut, die Stirn voll Majestät; sein ehrwürdiges graues Haupt deckte die goldne Krone, von Gold und Edelsteinen starrte sein Kaisermantel, funkelte sein Schwert. Mit solchem Prunk umgab er sich aber nicht aus thörichter Eitelkeit, und nicht für gewöhnlich, sondern nur bei feierlichen Gelegenheiten, um dem Volke und den Gesandten fremder Könige, welche der Ruhm seiner Thaten sogar aus dem fernen Morgenlande herbeigelockt hatte, die Erhabenheit der Kaiserwürde deutlich auszudrücken. Für sich selbst hingegen liebte er nichts mehr als Einfachheit; gewöhnlich trug er Kleider nach vaterländischem Schnitt, von Linnen, so ihm seine Hausfrau oder seine Töchter selbst gesponnen, lange Beinkleider, mit seidnem Band umschnürt, — im Winter ein

schlichtes Wams von Otterfell, darüber den Mantel, dazu immerdar das Schwert. Im Genuß der Speisen und Getränke war er mäßig; bei Nacht unterbrach er gar oft seinen Schlaf, um entweder seines irdischen Reichs zu gedenken, oder zu dem himmlischen emporzublicken. Bis in sein Alter liebte er jede Art von Leibesübung, Reiten, Jagen und besonders Schwimmen, worin es ihm Keiner zuvorthat. Erst in den vier letzten Jahren seines Lebens kam Siechthum öfters an seinen festgebauten Leib; das hatte er aber weniger vom Alter, als vom Gram. Denn einsam war er allmälig in aller Herrlichkeit geworden, die liebsten Freunde seines Herzens, zumal sein theurer Alkuin, waren ihm gestorben und seine zwei tapfern Söhne Pipin und Karl hatte er bald nacheinander (810 und 811) ins Grab gelegt.

Und der Gedanke an die Vergänglichkeit aller irdischen Hoheit erschütterte den frommen alten Kaiser gar sehr, und oft erwog er mit schwerem Herzen, ob das mühsam vollendete Werk seines ganzen Lebens nach seinem Tode wohl Bestand haben würde? Da berief er (im J. 813) die Großen des Reichs alle gen Aachen in seine Pfalz, zu ihnen seinen einzigen noch lebenden rechtmäßigen Sohn Ludwig aus Aquitanien her, stellte ihnen denselben vor und ermahnte sie, ihm fortan treu zu gehorchen. Am andern Tage führte er, im vollen Kaiserschmuck angethan, seinen Sohn in die Kirche, wo jene abermals versammelt waren, und legt' ihm alle Pflichten eines Kaisers in rührenden Worten ans Herz; dann hieß er ihn die Kaiserkrone vom Altare nehmen und sich selbst aufs Haupt setzen. Darin sollte er und sollte die Welt erkennen, daß sie von keines sterblichen Menschen Hand verliehen werden könne, sondern daß der Kaiser sie von Gott habe. Dann schied er in tiefer Wehmuth von seinem Sohn, welcher in sein Königreich Aquitanien zurückreiste. Bald darauf (zu Anfang des nächsten Jahres, 814) wurde Kaiser Karl krank und fühlte die Nähe seines Endes. Und am achten Tage der Krankheit (dem 28. des Januars) gesegnete er sich wie einer, der sich zur Reise bereitet, mit dem Zeichen des Kreuzes, faltete die Hände und gab mit den Worten des Erlösers: „In deine Hände befehle ich meinen Geist!" seine Seele dem Schöpfer zurück, im zwei und siebenzigsten Jahre seines Lebens. Da war große Bestürzung im ganzen Reiche, wie wenn die festen Säulen der Ordnung jetzt zusammenbrechen müßten; die Armen und Bedrückten wehklagten um ihn, daß sie in ihm ihren Vater verloren, und alle stillen Tugenden seines Wandels, seine Milde und Barmherzigkeit zumal, kamen nun an den Tag. Die Leiche wurde kostbar balsamirt, im vollen Kaiserschmuck angethan, auf einen goldnen Stuhl aufrecht gesetzt und auf diesem hinabgesenkt in die Gruft der Liebfrauenkirche zu Aachen, welche er erbaut hatte. Dort saß nun Kaiser Karl, als wäre er noch lebendig, im golddurchwirkten Mantel, mit der Krone auf dem Haupte, goldne Schuhe an den Füßen, das Schwert und die Pilgertasche um die Lenden, Schild und Scepter zu seinen Seiten. Dann ward das Gewölbe

mit Spezereien erfüllt und verschlossen. Sein Ruhm blieb auf Erden unvergessen, und mit Recht haben ihn alle Völker „Karl den Großen" genannt.

2.

Der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter.

Göthe.

Voll guten Willens ergriff Karls des Großen Sohn, Ludwig, die Herrschaft. Aber mit dem guten Willen allein ist eines Fürsten Pflicht und Amt noch nicht erfüllt; Verstand muß er dazu haben, immer das Rechte zu erkennen, und Kraft, es durchzuführen. Grade diese beiden Eigenschaften aber gingen dem Sohne Karls des Großen ab; und so ward Ludwigs Milde zur Schwäche, und diese Schwäche dem Volk wie ihm selbst zum Verderben.

Als er zu regieren anfing, erschrak er, wie ihm von allen Seiten das Nothgeschrei des Volkes zu Ohren scholl. Da kamen viele Klagen, wie untreu die Beamten bis jetzt gewaltet hätten. So wenig also hatte sogar ein gewaltiger Herrscher das Volk vor der Willkür der Großen schützen können; — wie viel weniger konnt' es ein Schwächling! Dennoch strengte Ludwig im Anfang all' seine Kräfte an; er schickte Männer, die er für rechtschaffen hielt, als Sendboten in alle Marken des Reichs, um den Unterdrückten zu ihrem Recht zu helfen, und denen, die durch List oder Gewalt ihre liegenden Güter und ihre Freiheit an den Adel oder an die Geistlichkeit verloren hatten, beide wiederzuschaffen; auch gab er den Edelingen und Freien der Sachsen ihre Erbgüter wieder, welche ihnen sein Vater genommen hatte. Ueberdies sicherte er die Grenzen des Reichs gegen die slavischen Völker und gegen die Basken, und zwang den Herzog von Benevent, aufs Neue zu huldigen und Zins zu geben.

Ueber Italien herrschte damals Ludwigs Neffe, Bernhard, der Sohn Pipins, unter Oberhoheit des Frankenreichs, und zu Rom, nach dem Ableben Leo's, der Papst Stephan IV. Dieser ließ, als er den Stuhl seiner Vorfahren bestieg, sein Volk dem Kaiser schwören, und kam im Jahr 816 selber zu ihm nach Deutschland, um ihm zu huldigen. Da gewahrte er mit großen Freuden Ludwigs Frömmigkeit und Demuth, und beredete ihn, daß er sich die Kaiserkrone, die er sich einst selbst vom Altare genommen, nun von der Hand des Papstes aufsetzen ließe. Dies geschah auch wirklich zu Rheims im Jahre 816. Von der Zeit an ergab sich Ludwig immer mehr dem Einfluß der Geistlichkeit, besonders seit er zu Aachen auf wunderbare Weise aus Todesgefahr errettet worden war. Bald darnach (im J. 817)

theilte er das Reich unter seine drei Söhne, Lothar, Pipin und Ludwig, also: — Lothar, dem ältesten, gab er den Kaisertitel und nahm ihn zum Reichsgehilfen, dem Pipin verlieh er die Herrschaft über Aquitanien, und dem Ludwig die über Baiern und über die avarischen und slavischen Länder. Dadurch schuf er jedoch überall Mißvergnügen, am meisten aber in Italien. Dort stellten die Bischöfe und Großen dem König Bernhard vor, wie arg ihn sein Oheim, der Kaiser, bei der Theilung übervortheilt habe, und reizten ihn, sich von dem Frankenreich unabhängig zu machen. Aber bevor noch Bernhard zu solchem Endzweck seine Heeresmacht gesammelt hatte, zog Ludwig schon gegen ihn aus, und nun verließen plötzlich die Welschen zaghaft ihren König. Da warf sich dieser im vollen Vertrauen seinem Oheim zu Füßen und gab sich dessen Gnade heim. Aber Irmengard, die Kaiserin, wollte Italien einem von ihren Söhnen verschaffen, und lag ihrem schwachen Gemahl an, daß er seinen Neffen blenden ließ. Als dieser nun drei Tage nach dem Verlust des Augenlichts an den Folgen der Mißhandlung (818) starb, hatte Ludwig nicht mehr Rast noch Ruh, und, wie auch die Kaiserin bald darauf verschied, zitterte er verzweiflungsvoll vor dem Strafgericht Gottes. Da schenkte er mit vollen Händen an die Kirche und an die Armen, um Gottes Barmherzigkeit für seine arge That zu erwerben. Seinem Sohn Lothar aber gab er das Reich Italien, welches der verstorbene Bernhard gehabt hatte. Eben durch diesen Lothar ist er nachmals schwer gezüchtigt worden; denn keine Krone und kein Salböl schützen vor der Rache; an einem unsichtbaren Bande reißt der Schuldige selbst sie immer näher zu sich heran.

So bußeifrig nun der verwittwete Kaiser war, so widerstand er doch der Begierde nicht, und hielt gar bald Rundschau über die schönsten Frauen seines Reiches. Am besten gefiel ihm Judith, die Tochter des Welf, aus einem edlen alten Geschlecht, das in Schwaben und Baiern gar reich an Gütern war. Und er nahm Judith zur Hausfrau. Diese hatte ihn bald so fest in Liebe gefangen, daß er ihr thöricht alles zu Willen that; nur an ihr und an der Geistlichkeit hingen all' seine Gedanken, und darüber vergaß er völlig sein Reich. Da merkten die Völker, die an den Grenzen wohnten, daß Karls des Großen Schwert in der Scheide roste, und sie stürmten von allen Seiten her wider das Reich. Die Britonen verweigerten den Zins, die Normannen kreuzten an den Küsten Flanderns, im Süden schweiften die Araber mit Mord und Brand durch die spanische Mark, und im Osten ward der slavische Fürst Liudwit gewaltig; der schlug drei fränkische Heere, welche wider ihn über den Savefluß ausgezogen waren, und trotzte vier Jahre lang in seiner Felsenburg, bis er endlich durch Meuchelmord erlag. Zu gleicher Zeit unterdrückten und mißhandelten daheim die Grafen und Edlen das Volk, rissen das Land an sich, trieben Zölle für sich selber ein, schlugen eigne Münze, und thaten, als wären sie die Herren und kein

König und Kaiser mehr über ihnen. Bei solcher Willkür kam jeder drauf, sich selber Recht zu schaffen; da ward das Land voll Raub und wilder Gewalt, und niemand mehr sicher weder unterwegs noch daheim. Zu allem dem kam noch Hungers- und Wassersnoth. Der Kaiser aber griff nicht zum Schwert, sondern suchte den Zorn Gottes durch Buße und Gebet zu versöhnen. Ja, er vermehrte noch die Verwirrung, indem er aus Liebe zu seinem Sohn Karl, welchen ihm Judith im Jahre 823 geboren hatte, die Theilung, welche er zwischen seinen drei Söhnen aus erster Ehe gemacht, im Jahre 829 umstieß, um auch seinem Liebling Karl ein Reich zu schaffen. Da ergrimmten die drei Brüder Lothar, Pipin und Ludwig um ihr Recht. vergaßen, daß der, welcher sie drum kränken wollte, ihr Vater sei, und zogen als Feinde wider ihn aus; das Volk entsetzte sich über den Frevel, aber die Großen frohlockten im Stillen. Und es geschah im Jahr 830 das Unerhörte, daß das Heer den Kaiser plötzlich verließ, und der Vater in Gefangenschaft seiner drei Söhne kam. Diese verstießen ihre Stiefmutter, die Kaiserin, in ein Kloster, und Lothar, der ruchloseste von ihnen, übergab seinen Vater den Geistlichen, welche ihn überreden sollten, dem Reiche zu entsagen und Mönch zu werden. Aber die Geistlichen gedachten, wie der Kaiser ihnen immer ganz und gar ergeben gewesen war und es auch künftig sein werde; drum bewegten sie die Herzen der zwei andern Brüder, Pipins und Ludwigs, und das Mitleid des Volkes für den Kaiser, und also kam dieser wieder auf den Thron. Da verbannte er den Lothar von seinem Antlitz nach Italien und gönnte ihm wohl dieß Reich, doch nicht mehr den Kaisertitel. Aber die Noth hatte ihn nicht klug gemacht, und die Liebe zu seinem jüngsten Sohne Karl verführte ihn bald zu neuer Ungerechtigkeit gegen Pipin und Ludwig; er theilte ihre Reiche, um Karl ausstatten zu können. Darüber vereinigten sich nun Pipin und Ludwig plötzlich wieder mit Lothar (833), und der Papst, Gregor IV., heiligte den Bund. Bei Colmar erwarteten die drei feindlichen Söhne ihren Vater, den Kaiser Ludwig; dieser aber stand mit seinem Heer bei Worms; dorthin kam der Papst zu ihm und beredete ihn, sich den Söhnen zu unterwerfen; zugleich wichen alle seine Krieger treulos von ihm, bis auf wenige, welche noch Ehr' und Gewissen hatten; zu diesen sprach er in seinem bittren Herzleid: „Warum harret ihr aus bei mir aufgegebnem alten Mann? O geht zu den Glücklichen, damit euch die Treue nicht verderbe!" Darauf ging er selbst zu seinen Söhnen hinüber, und sie nahmen ihn wieder gefangen; das geschah auf einem Feld im Elsaß, nicht weit von Thann, das heißt das „Lügenfeld" zum ewigen Andenken der Untreu. Darauf führte der ruchlose Lothar seinen Vater nach Soissons und verschloß ihn in einem Kloster. Dort drängten sich, auf Lothars Geheiß, viele Geistliche an den tiefgebeugten Kaiser und bestürmten bei Tag und Nacht sein schwaches Gewissen und seinen schwachen Verstand so lange, bis daß er endlich zerknirscht nach sei-

Kaiser Ludwig in der Kirche zu Soissons.

nes Sohnes Willen that. Im Gewand eines Büßers schritt er in die Kirche, und las dort, auf einem härenen Sack knieend, unter heißen Thränen ein Verzeichniß seiner Sünden vor allem Volke ab. Hierauf ward er der Waffen entkleidet, und so glaubte Lothar, daß er auch zur Herrschaft fortan unfähig sei, und verlangte, daß er sich das Haupt scheren lasse und ein Mönch werde. Da flammte die Scham in dem herabgewürdigten Kaiser noch einmal auf, und die Liebe zu seinem Sohne Karl, um dessen willen er dies Alles gelitten hatte, gab ihm Kraft, sich des Ansinnens zu wehren. Auch fürchteten seine zwei andern

Söhne, Ludwig und Pipin, daß ihr Bruder Lothar, wenn auch dies Aeußerste vollbracht sei, die Alleinherrschaft ergreifen möchte; denn sie kannten sein treuloses Gemüth. Drum kamen sie jetzt zur Rettung ihres Vaters, und das Volk, über Lothars Frevel empört, stand ihnen bei. So wurde der alte Kaiser abermals befreit und Herr im Reich. Doch sein erstes Geschäft war, — es wieder zu theilen; nur daran dachte der thörichte Greis, nicht an die Nöthe des Reichs durch die Normannen und Araber, nicht an die Unterdrückung des Volks durch eben die treulosen Sendboten, welche es vor der Willkür der Grafen schützen sollten, nicht daran dachte er, wie die Geistlichkeit, deren Güter er von Abgaben befreit, und der er eigene Gerichtsbarkeit gegeben hatte, schon so hoch emporgewachsen war, daß der Arm der weltlichen Macht sie nicht mehr erreichen konnte; für alles dies gab sie ihm nichts als den Beinamen des „Frommen"! Als aber sein Sohn Pipin gestorben war (838), wollte der alte Kaiser, von seiner Gemahlin verführt, zwischen Lothar, dem er Alles verziehen hatte, und seinem Liebling Karl theilen; Pipins Söhne sollten ausgeschlossen sein und Ludwig blos Baiern behalten. Aber die Aquitanier erhoben sich für den Sohn ihres todten Königs Pipin, und Ludwig zog (840) gegen seinen Vater ins Feld. Da ward der alte Kaiser plötzlich krank, und starb auf einer Insel im Rhein, Ingelheim gegenüber, so erbärmlich, wie er gelebt hatte; im Irrsinn glaubte er den „bösen Feind" vor seinem Todbett zu sehen und wollte ihn verscheuchen. Er konnte es nicht. Der böse Feind aber war die Zwietracht; die goß an seiner Leiche den Fluch der Ohnmacht über sein Geschlecht aus, dafür, daß es Land und Leute grad nur wie einen Blutacker zerstückelte.

3.

. . . Das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein.

Schiller.

Nach dem Tode Ludwigs des Frommen kam die Treulosigkeit Lothars erst recht an den Tag, und dessen Bruder Karl erkannte, daß Lothar es mit ihm eben so falsch meine wie mit seinem andern Bruder Ludwig, welcher der „Deutsche" hieß, und daß Lothar, weil er den Kaisertitel führte, auch alle Länder weiland Karls des Großen für sich vereinigen wolle. Darum verbanden sich nun die Brüder Karl und Ludwig gegen Lothar, dieser aber schloß mit seinem Neffen, dem jungen Pipin von Aquitanien, Bundfreundschaft. So standen sich die Könige eines Bluts feindlich gegenüber. Und es geschah im Jahre 841 bei Fontenaille eine große Schlacht; da haben vierzigtausend Menschen für die bösen Gelüste der Könige ihr Leben lassen müssen; Lothar aber floh nach Deutschland, welches Ludwig beherrschte, um diesen in seinem eigenen Reiche zu verderben. Zum Deckmantel seiner Bosheit mißbrauchte Lothar die Freiheitsliebe des Sachsenvolks und erklärte,

daß alle Adligen dort im Lande keine Güter mehr haben, aber die Freien und Freigelassenen (Frilinge und Lite), welche zu Zeiten des Kaisers Karl meistens hörige Leute geworden waren, ihre alten Rechte jetzt wieder bekommen sollten. In heller Freude erhoben sie sich nun und es ward ein großer Bund geschlossen, der der „Stellinger" (d. i. der Wiederhersteller der alten sächsischen Stammverfassung und der Unabhängigkeit von den Franken). Diese vertrieben nun die ihnen um des Zehnten willen verhaßten christlichen Priester und viele Edelinge. Darüber zürnten aber die Bischöfe und der Adel dem Lothar, weil er's mit dem Volke (d. h. mit den Freien) halte, allenthalben und wichen von seiner Parthei (842) zu seinen Brüdern Ludwig und Karl. Diese beiden kamen mit ihren Heeren bei Straßburg zusammen und es standen die Deutschen, welche dem Ludwig folgten, am rechten Ufer des Rheinstroms, die aus Westfranken, welche es mit Karl hielten, am linken, und die Fürsten und Völker schwuren sich wechselseits einen Bundeseid zum Kampf gegen den Kaiser Lothar. Wie nun dieser einsah, daß er allein einer solchen vereinigten Macht nicht widerstehen könne, suchte er Frieden mit ihnen, und um diesen zu erhalten, verließ und verrieth jetzt der falsche ehrlose Mann das Sachsenvolk. Nun brach König Ludwig gegen dasselbe auf, und flugs zogen die Edelinge freudig mit ihm, um die Freien zu unterdrücken. Leider gelang's auch ihrer Uebermacht; und Ludwig verfuhr mit unmenschlicher Strenge gegen die Besiegten. Einhundert und vierzig von den Stellingern wurden hingerichtet, zahllose Andere grausam verstümmelt; so büßten sie's, daß sie, auf ein Fürstenwort vertrauend, ihre alte Verfassung und Unabhängigkeit herzustellen unternommen hatten. Nun erst friedeten Ludwig und Karl mit Lothar und alle drei Brüder schlossen (im Jahre 843) in der Stadt Verdün unter einander einen Theilungsvertrag. Da vereinigte Ludwig alle Länder diesseits des Rheinstroms, wo deutsch geredet ward, (dazu auch jenseits desselben die Städte Mainz, Speier und Worms mit ihren Gebieten), und zwar als ein eigenes, selbstherrliches Königreich. Die Länder jenseits des Rheins, Niederland, Burgund und Italien empfing Lothar; dazu behielt er die Kaiserwürde. Alles westfränkische Land, das hinter Lothars Reich lag, fiel dem Karl zu (welcher den Beinamen des „Kahlen" hatte) und sein Reich wurde später Frankreich genannt. Und die Brüder machten aus, daß jedes der drei Reiche vom andern unabhängig sein sollte, aber wenn ein Feind von außen das eine bedrohen würde, sollten die andern Beiden es treulich beschützen. So ist aus der verdorrten Blüte des weiland großen Frankenreichs jetzt plötzlich das deutsche Reich, wie eine reifende Frucht, hervorgekommen; und die Deutschen haben sich nun von den Westfranken (oder Franzosen), welche in Sprache und Sitte schon längst nichts Deutsches mehr hatten, völlig geschieden, als wären sie nie eines Stammes mit ihnen gewesen.

So hatten denn die drei Fürsten das Reich getheilt; aber es blühte ihnen für die Dauer kein Heil daraus; auf Jedem von ihnen lag ja der Fluch des Bruderkrieges. Den Lothar und Ludwig verfolgte noch dazu die Rache für ihren Frevel am Vater; wie sollten die Schwerter, die wider sein Leben gezückt waren, Ruhm und Sieg erfechten, die Hände, die nach seinem grauen Scheitel gegriffen hatten, Völker segnen und Gerechtigkeit aufrecht halten? Wo Lothar ging und stand, sah er schaudernd das Antlitz seines alten Vaters, bleich vor Gram, die Lippen noch immer zur Verzeihung geöffnet, welche ihm Lothar stets mit Undank gelohnt hatte! Keine ruhige Stunde ließ ihm das böse Gewissen und alle Kraft zehrt' es ihm auf; mit der Kraft aber schwand auch sein kaiserlich Ansehen zum Schatten ein. Indessen hausten die Normannen lustig in seinem Reich. Diese, unbändig in uralter Freiheitsluft, hatten es daheim vor der steigenden Macht des Königthums und Christenthums nicht mehr ausgehalten, waren in immer größerer Zahl auf kleinen Schiffen fortgezogen und hatten sich eine neue Heimath auf der freien deutschen See gegründet. Da war jetzt der Mast ihre heilige Eiche, da war das Segel ihr Dach, das Ruder ihr Pflug und das Schwert ihr Spaten; auf dieser neuen Heimath umherschwimmend, trugen sie den Haß gegen das Christenthum an die deutschen und französischen Küsten und fuhren von den Mündungen der Ströme hinauf ins tiefe Land, zerstörten die Klöster, erschlugen das Volk und nahmen mit, was sie fanden. Da wurden sie bald so gefürchtet, wie die Wetter des Himmels, gegen welche des Menschen Hand auch nichts ausrichten kann. — Im Süden wurden zu gleicher Zeit die Araber immer verwegener, drangen in Frankreich ein, schifften nach Welschland hinüber und drohten von Sicilien aus dem Papst gen Rom hinauf. In solchen schweren Bedrängnissen des Reiches theilte Lothar dasselbe (855) unter seine drei Söhne also, daß Ludwig Italien und die Kaiserwürde, Lothar II. das Land zwischen dem Rhein, der Maas und der Schelde, das nach ihm Lotharingien (Lothringen) hieß, und Karl Burgund erhielt. Dann floh der alte Lothar ins Kloster Prüm in der Eifel und hoffte dort Ruhe zu finden. Aber der innere Richter schlüpfte mit ihm in die Clausur hinein und brach ihm den Stab. Verzweifelnd starb der sündhafte Kaiser in der Zelle noch im selben Jahre. Wo aber der Stamm faul ist, da grünen auch die Zweige nicht lang. So ging's seinen drei Söhnen; keiner von ihnen war werth ein König zu sein; thatenlos und schmachvoll verwelkte Lothars Geschlecht mit Ludwig (als Kaiser dem Zweiten) im Jahre 875. — Auch Ludwigs des Frommen andrer Sohn, Ludwig „der Deutsche" ward in Sorgen und Herzeleid grau. Ihm und dem deutschen Volk ließen die slavischen Völkerschaften keine Ruh, die Nachbarn der Deutschen gegen Aufgang von der Ostsee bis nach Kärnthen und Krain hinab. Ebenso verderbliche Kriege erwuchsen Ludwig dem Deutschen aus der Herrschsucht seines Bruders, Karls des Kahlen, welcher

nach dem Tode Lothars II. (869) die Herrschaft von Lothringen ergriffen hatte, und nach dem Tode Ludwigs II. (875) auch die Kaiserkrone erhaschte. Und weil die Kriege der Fürsten fast ganz mit „Gefolgen" von Lehnsleuten geführt wurden, erlosch auch die Kraft des Heerbanns der Freien, welcher der Schutz des Reichs gegen auswärtige Feinde gewesen war. Zu dem Allen mußte Ludwig der Deutsche im Alter durch seine eigenen Kinder eben solchen Kummer erfahren, wie er selbst ihn einst seinem Vater gemacht. Um nun die Zwietracht seiner drei Söhne zu vertilgen, theilte er 872 das deutsche Reich unter sie und zerrüttete es dadurch noch mehr. Lebensmüde und in der trostlosen Ueberzeugung, daß all' sein Kämpfen fruchtlos gewesen, starb er 876 in seiner Pfalz zu Frankfurt am Main, wo er gegen seinen Bruder Karl den Kahlen in Waffen stand. Da traten Ludwigs des Deutschen Söhne im Sualifeld im Nordgau zusammen und theilten das deutsche Reich abermals, also: Karlmann nahm Baiern, Kärnthen und Mähren, Ludwig (der „Jüngere" zubenannt) Ostfranken, Sachsen, Thüringen und Friesland, Karl Schwaben vom Main bis zu den Alpen. Aber der ländergierige Karl der Kahle wollte das schöne Deutschland seinen Neffen nicht gönnen. Da zog Ludwig der Jüngere an den Rhein und schlug mit zwar geringer Heereskraft (aber deutsche Schwerthiebe fielen da wie Wetter auf die Franzosen) die zahllosen Schaaren seines treulosen Oheims bei Andernach. Bald darauf starb dieser (877) und Ludwig der Jüngere brachte nun Lothringen wieder zu Deutschland. Doch schon 882 starb auch er, zwei Jahre nach dem Tod seines Bruders Karlmann (880), und nun vereinigte Ludwigs des Deutschen letzter Sohn, Karl, (der „Dicke" zubenannt) alle deutschen Länder wieder.

Während dieser Zeit war in Deutschland das königliche Ansehen tief gesunken und die Macht der Großen um so höher gestiegen. Die Grafen und Vögte machten nämlich ihre Beamtenwürde erblich und betrachteten die Landestheile, über welche sie gesetzt waren, wie ihr Eigenthum. Weil nun die königlichen Sendboten wider die Anmaßungen der Großen nichts mehr ausrichteten, ja sogar oft auch mit denselben gemeinschaftliche Sache machten und doch eine starke Hand noth that, um die Anfälle der Feinde Deutschlands abzuwehren, kamen damals die Stammherzogthümer allmälig wieder auf; und zuerst haben die Sachsen einen eingebornen Herzog bekommen, den Ludolf aus dem Geschlecht des Helden Wittekind, dann (ums Jahr 847) erhielten auch die Thüringer und die Lothringer Herzoge. Und diese Herzoge wurden nun die natürlichen Vertreter der einzelnen deutschen Völkerschaften, aus deren Mitte sie hervorgingen, und bewahrten, wie unabhängige Fürsten, gar eifersüchtig die alten Ehren und Vorrechte je ihrer Völkerschaften gegen andere. Dadurch ist aber auch zugleich die alte deutsche Gauverfassung allmälig zu Grunde gegangen und der Anfang gemacht worden, daß das Reich später in viele Erbgebiete („Territorien")

zerfiel, — solche, über welche einzelne geistliche oder weltliche Herren (Bischöfe und Aebte, Grafen und Edelinge) eine bleibende Landesherrlichkeit gewannen, und solche, welche von der Gewalt der Grafen ganz losgekommen waren, ihre eignen Vögte hatten, und „Reichsvogteien" hießen (wie z. B. gewisse königliche Pfalzen). Dabei hat nun das Adelswesen unvermerkt eine andere Gestalt bekommen. Die Edelinge aus alten Zeiten waren entweder erbliche Herzoge, Landgrafen, Markgrafen geworden, — oder „Herren", wenn sie nicht unter der Gewalt von jenen standen und ihr eigen Stück Land mit eigenen Leuten hatten, — oder „Ritter", welche hauptsächlich den Kriegsdienst betrieben und in der Kriegsehre einen Ersatz für die alte Freiheit fanden. Die Ritter waren nun entweder freie Grundeigenthümer und nur dem König und dem Reich zum Kriegsdienst verpflichtet oder „Lehnsmannen" (d. i. persönlich frei, aber einem Herrn, von dem sie irgend ein Gut oder Recht zu Lehn trugen, zu gewissen Kriegsdiensten pflichtig) oder „Dienstmannen", diese mußten ihren Herren allen und jeden Dienst, im Krieg wie zu Hof, leisten. Und die Herren und Ritter bauten sich in jenen Zeiten des wilden Faustrechts immer mehr feste Burgen im Land, und fingen an, sich unter strengen Gesetzen als ein besondrer Stand zusammen zu thun. So haben sich also von den Freien der alten Zeit nur gar Wenige in „Landgemeinden" (am meisten noch in der Schweiz und in Westphalen), oder als Bürger in den alten Städten erhalten; denn die Handwerker in den Königspfalzen und Bischofssitzen waren noch immer größtentheils hörige Leute; am allerschlimmsten ging's dem Bauernstand, da doch die Landwirthschaft die rechte Grundlage aller Landeswohlfahrt sein soll; die deutschen Bauern gehörten damals meistens zum Grund und Boden der Gutsbesitzer, wie die Frucht, die drauf wuchs, und wie das Vieh, das drauf weidete, und wurden, leider Gottes, auch nicht anders behandelt. Zur größten Macht über Güter und Gemüther kam die Geistlichkeit, weil sie einträchtig blieb, während sich die weltliche Macht so vielfach vertheilte. Der Papst, als Haupt der Geistlichkeit, erhielt damals eine neue Stütze seines Ansehens durch eine Sammlung von „Dekretalen" (d. i. Satzungen aus den ältesten Zeiten des Christenthums), welche die Grundlehre enthielten, daß er nicht blos über allen weltlichen Fürsten, sondern auch über den Kirchenversammlungen stehe, kurz, daß alles, was er beschließe und sage, untrüglich, und daß er der allerhöchste irdische Richter sei. Diese Dekretalen waren aber nicht wirklich so alt, als sie ausgegeben wurden, sondern das Machwerk eines Geistlichen zu Mainz, Benedikt Levita, zwischen 830 und 845. Damals lag der Aberglaube über den rohen Sitten, wie schwere Nebel im Herbst auf dem Stoppelfeld. Da lenkte ein frommer Mönch von Corvei, Paschasius Radbert, die Blicke des deutschen Volks von den Gräueln auf Erden gen Himmel empor und schloß ihnen in schwärmerischer Verzückung die Geheimnisse desselben auf. Nun

suchte sich jeder Bedrängte unter der zahllosen Schaar von Heiligen seinen Schutzpatron, und hing an diesem, wie das Kind am Vater; gleichwie aber der Mond über allen Sternen, so leuchtete die reine gnadenreiche jungfräuliche Mutter des Heilands über allen Heiligen und alle irdische Sehnsucht strebte mächtig zu ihr hinauf. Der Erzbischof von Mainz hingegen, Rhabanus Maurus, ein Schüler des gelehrten Alkuin, hat dieser hingebungsvollen Begeisterung des Gemüthes die Kühnheit der forschenden Vernunft entgegengestellt. Er und der Mönch Otfried von Weißenburg haben sich auch der deutschen Sprache mit treuer Liebe angenommen und sie mit der Religion in eine innige Verbindung gebracht. Und gleichwie Fruchtbäume und Reben an schützenden Mauern großgezogen werden, so pflegten die Mönche Wissenschaften und Künste im traulichen Gottesfrieden der Klöster.

Karl der Dicke bekam, bald nachdem er Herr von ganz Deutschland (bis auf Kärnthen) geworden war, auch alle übrigen Länder, welche Karl der Große einst vereinigt hatte, Italien mit der Kaiserkrone und Frankreich (im Jahre 884), wo das Volk den letzten Enkel Karls des Kahlen, Karl (mit dem Zunamen des „Einfältigen"), nicht zum König haben wollte; aber die Franche Comté und Provence, das Languedoc, die Gebiete von Chalons und Maçon in Burgund, Vienne und Lyon hatte Boso, ein mächtiger Graf, im Jahre 879 von Frankreich abgerissen und ein eigenes Königreich draus gemacht, welches das burgundische oder arelatische hieß. — So viele Länder bedurften nach so schweren Zeiten eines weisen und kräftigen Herrn; aber Karl der Dicke besaß von allen Eigenschaften, die ein König haben soll, keine einzige und wurde gar bald bei Feinden wie Freunden gleich verächtlich. Als im Jahr 882 die Normannen den Rhein und die Mosel hinauf gekommen waren, hatten sich gar viele edle deutsche Kriegsmänner mit ihren Lehnsleuten aufgemacht, um das Vaterland von den nimmersatten Feinden zu befreien, und Karl der Dicke führte sie bis an die Maas. Dort trieben sie die Normannen so in die Enge, daß diese dem Verderben nicht mehr entrinnen konnten. Da bot Karl den Feinden plötzlich den Frieden an, wenn sie ihm versprechen wollten, sich taufen zu lassen und nicht wiederzukommen. Wohl versprachen sie dies gern, um aus der Noth zu kommen, ans Halten dachten sie freilich nicht; ihrem König Gottfried gab Karl noch obendrein viel Land bei den mannhaften Friesen zum Lehn. Bald graute ihm jedoch vor dem gefährlichen Vasallen, und nun ließ er ihn meuchlings erschlagen. Da schrieen die Normannen um Rache und tobten (886), in zwei Heere getheilt, Verderben drohend, heran, — das eine Heer an den Rhein, das andere an die Seine, dort belagerte es Paris. Jenen, die am Rhein standen, warf sich ein tapfrer fränkischer Graf aus dem Geschlecht der Babenberger entgegen und hielt sie auf; der Stadt Paris, welche der tapfre Graf Odo vertheidigte, eilte Karl der Dicke selbst

zu Hilfe. Aber was für eine Hilfe bracht' er der edlen Stadt? Er gab den Normannen 700 Pfund Silber, damit sie abzögen, und lud sie ein, in Burgund zu überwintern; dadurch gedachte er zugleich die Burgunder zu züchtigen, welche einer solchen Memme von König wie Karl nicht huldigen wollten. Nicht glücklicher war Karl in Italien gewesen; dort behaupteten die Vasallen die großen Lehen wie ihr Eigenthum und achteten seiner Kaiserwürde nicht mehr als Schall und Wind, weil nicht die Würde den Mann, sondern nur der Mann die Würde macht. So kam's dahin, daß der Papst den kleinen Fürsten Italiens das Kaiserthum gleich wie ein Lehen verlieh.

So unwürdig wie als Fürst war Karl der Dicke auch als Mensch; er hielt sich vom Teufel besessen, und er war's auch, nämlich vom Teufel des Argwohns. Böse Zwischenträger flüsterten ihm zu, seine schöne Hausfrau hege sündhafte Liebe zu seinem Kanzler, dem Erzbischof von Vercelli, welcher das Reich für ihn verwaltet hatte, und Karl war schamlos genug, seine Gattin öffentlich der Treulosigkeit anzuklagen. Aber die edle Frau erwies ihre Unschuld durch ein Gottesurtheil, unversehrt schritt sie über glühende Pflugscharen. Der Kanzler hingegen ging nun zu dem Herzog Arnulf, der als freier Mann in Kärnthen auf der Moosburg saß, und erzählte ihm, wie auch er beim Kaiser verläumdet worden und in Gefahr sei. Dieser Arnulf war ein unrechtmäßiger Sohn Karlmanns (des Bruders Karls des Dicken), schön und stark von Leib, hoher Gedanken voll, der einzige vom Geschlecht Karls des Großen, welcher für die Würde des Kaiserthums und die Ehre Deutschlands noch ein Herz hatte. Zürnend erhob er sich jetzt, mit ihm alle Deutschen, bis auf die Schwaben, und erwogen, daß in dem uralten Recht des deutschen Volks, sich den König zu wählen, natürlicherweise auch das Recht begriffen war, einen untauglichen König abzusetzen. Drum hielten die Deutschen (im Jahre 887) zu Trebur am Rhein einen Reichstag und riefen: „Karl der Dicke ist nicht werth, unsere Krone zu tragen!" Also setzten sie ihn ab und wählten statt seiner den Arnulf zu ihrem König. Wohl zog Karl wider diesen zu Feld, aber alle Großen wandten sich mit Verachtung von ihm; da that Karl der der Dicke, weil er's mußte, auf die Herrschaft Verzicht und bat sich von Arnulf nur einige Güter in Schwaben aus. Dort starb er schon im nächsten Jahr (888) und zwar, wie es heißt, von seinen eigenen Leuten erwürgt.

Mit scharfen Blicken erkannte Arnulf die Gebrechen und Gefahren des Reiches, mit Muth und Ausdauer suchte er abzuhelfen; aber die Aufgabe, welche er zu lösen hatte, war für die Kraft eines einzigen Mannes zu groß und die Dauer seines Lebens dafür zu kurz. Im Nordwesten standen die Normannen, im Osten die Slaven drohend wider Deutschland. In Italien stritten die Herzoge von Spoleto und von Friaul um die Kaiser-

krone. In Frankreich war die Herrschaft vom Geschlecht Karls des Großen genommen worden und in der Hand des Grafen Odo von Paris; im Niederburgund herrschte Ludwig, der Sohn Boso's, als König, im Hochburgund (das umfaßte Savoyen und die Schweiz) Graf Rudolf unabhängig und voller Lust nach Lothringen. Allüberall sollte nun Arnulf zugleich zugegen sein, die Ehre der Krone retten, die Verwirrung lösen, die Ordnung herstellen; und doch war die Kraft des deutschen Heerbanns erloschen, — die weltlichen Großen sowohl unter sich, als auch gar oft mit der Geistlichkeit im Streit, und nicht geneigt, die Macht des Königs zu unterstützen. Aber, wenn auch von allen Seiten so in Anspruch genommen und zugleich gehemmt, rang Arnulf mit ungebeugtem Muth nach dem Ziele. Dem Grafen Odo von Paris gebot er, ihm als Kaiser zu huldigen; Odo that's; dafür bestätigte Arnulf ihm klug die Königswürde Frankreichs. Indem sich Arnulf so den Rücken gedeckt hielt, konnte er auch daran denken, Lothringen mit dem deutschen Reiche zu vereinigen.

Im Jahre 891 brachen die Normannen wieder ein und erschlugen ein deutsches Heer. Rasch zog ihnen Arnulf zur Rache entgegen. An der Dyle, bei Löwen, hatten sie sich verschanzt und lachten die deutschen Reiter aus. „Nun denn, Landsleute, zu Fuß, Mann wider Mann!" ruft Arnulf den Seinigen zu, springt vom Roß und faßt die Fahne, alle Deutschen ihm nach; so rennen sie, zu Fuß fechtend, gegen die Normannen an, erstürmen deren festes Lager, erobern ihre Fahnen, säen viel tausend Feindesleichen auf den blutigen Plan und treiben die Flüchtigen in den Strom. Da sahen die von den Normannen, welche am Leben blieben, es dem Vater Rhein an, daß er müde sei, fremde Siegeszeichen ins Meer hinab zu tragen, und die verwegenen Freibeuter ließen von nun an die deutschen Küsten in Ruhe und bedrängten dafür die französischen.

Nach diesem glorreichen Sieg bekämpfte Arnulf die widerspenstigen Großen in Deutschland und nahm dem Thüringer Herzog, der aus dem Geschlecht der Babenberger stammte, das Herzogthum. Dann wandte er sich gegen die Slaven. Bei diesen hatte der mächtige Fürst Zwentibold seit dem Jahr 871 ein Reich gegründet, welches von der Morawa bis gen Gran reichte und das „großmährische" hieß. Arnulf selbst hatte den Zwentibold früher begünstigt und ihm, nachdem sich derselbe hatte taufen lassen, (890) sogar das Herzogthum Böhmen zu Lehen gegeben, um durch dies Band der Treue den Mächtigen in Frieden zu halten. Aber Zwentibold konnte als Slave seinen heißen Volkshaß gegen die Deutschen nicht ersticken und barg ihn tückisch bis zu gelegener Zeit. Je mehr der deutsche König nachgab, um so stolzer wurde der Slavenfürst, weil er Arnulfs schwierige Lage wohl erkannte; endlich wies er sogar dessen Gesandte zurück und trat offen mit dem Plan hervor, sich der deutschen Oberherrschaft zu entledigen. Nun bot auch Arnulf alle Kräfte auf; aber, überall ge-

hindert, griff er verblendet zu einem unseligen Mittel, das dem deutschen Volk viel Blut gekostet hat. Er rief nämlich (im J. 892) einem kriegerischen Reitervolk von finnischer Abkunft, das fernher aus den weiten Steppen, durch welche die Wolga hinrauscht, in das Land gekommen war, wo früher die Hunnen und später die Avaren gehaust hatten; — das waren die Ungarn (oder wie sie sich selber nannten: Magyaren), klein von Gestalt, braun von Farbe, häßlich von Angesicht, scheußlich roh von Sitten; diese sollten ihm den Uebermuth Zwentibolds beugen und die Macht der Slaven zertrümmern helfen. Während nun Arnulf selbst mit einem Heere verwüstend in das großmährische Reich einbricht, fliegen seine grausigen Bundesgenossen in hellen Haufen heran, sengen und brennen, rauben und morden darin nach Herzenslust. Tapfer widersteht Zwentibold den Deutschen; bald zieht er sich listig in Wälder und Bergschluchten zurück, bald stürzt er wild wie ein Wolf draus hervor und zerfleischt die Glieder des deutschen Heeres. Da stehen plötzlich die Böhmen wider ihn auf, und nun verläßt ihn sein Muth. Wohin er sich wendet, ist alles Wüste; und so muß er denn endlich (im J. 894) mit den Deutschen Frieden schließen. Doch diese Demüthigung nagte wie ein Wurm an seinem Herzen; er floh vor'm Aug' der Welt ins Dunkel eines Klosters, und starb darin noch im selben Jahr. Seine Söhne aber herrschten in Zwietracht, welche die Ungarn rasch und so trefflich benützten, daß endlich das ganze großmährische Reich ihre Beute ward.

Inzwischen hatte Arnulf auch Italiens und der Kaiserkrone nicht vergessen und war (schon 893) über die Alpen gezogen; damals richtete er nichts aus und mußte nach Deutschland wiederkehren, aber den Muth gab er darum noch nicht auf, und fuhr im Jahre 895 abermals nach Italien. Diesmal ging er gradaus auf Rom los, wohin ihn der Papst Formosus gerufen hatte, weil die Anhänger des verstorbenen Herzogs von Spoleto denselben arg bedrängten. Rom aber verschloß den Deutschen die Thore, und die Italiener höhnten sie von den Mauern herab. Das schoß den Schwaben und Franken wie Feuer ins Blut; wüthend stürmten sie die Mauern hinan, schlugen die Stadtthore ein, zogen kämpfend durch alle Straßen und befreiten den Papst; dieser setzte die Kaiserkrone auf Arnulfs Haupt (896). Aber dessen Kraft war bereits zur Neige gegangen. Krank kehrte er nach Deutschland zurück und starb schon im Jahre 899 zu Oettingen in Baiern.

Kaum ruhte seine Leiche im Stift Sankt Emmeram zu Regensburg, so brach grausenhafte Verwirrung über Deutschland herein. Da kamen die Großen des Reiches (im J. 900) zu Forchheim zusammen und rathschlagten, was nun in so schwerer Zeit zu beginnen sei. Denn Ludwig, der einzige rechtmäßige Sohn Arnulfs, war noch ein Kind von 6 Jahren und das Reich brauchte einen Mann. Trotz dem wählten sie nach langem

Bedenken, aus alter Ehrfurcht vor dem Geschlecht Karls des Großen und aus langer Gewohnheit der Erbfolge, jenes Kind zu ihrem Herrn und König, und bestellten als dessen Vormünder den strengen und klugen Hatto, Erzbischof zu Mainz, und den gewaltigen Otto, Herzog von Sachsen. In Lothringen herrschte ein unebenbürtiger Sohn Arnulfs, Zwentibold, welcher den mächtigen Großen des Landes ein gar ungnädiger Herr war. Dafür haßten sie ihn, und als er einst im Zorn den Erzbischof von Trier geschlagen hatte, empörten sie sich alle gegen ihn und lieferten ihm (im J. 900) eine Schlacht an der Maas, in welcher er fiel. Statt seiner behauptete sich Rainer, welcher früher sein vertrauter Rath gewesen war, als Herzog in Lothringen.

Damals war die deutsche Erde voller Gräuel und die deutsche Treue schien davon verschwunden; das hatten die Großen auf dem Gewissen, welche in ihrer wechselseitigen Eifersucht den Frieden brachen; der junge König vermochte ihre Eigenmacht nicht zu bändigen. Die allergrimmigste Fehde wurde in Ostfranken geführt. Dies war das Land, wo der größte Theil der alten Rheinfranken saß; es erstreckte sich bis an den Mittelrhein hin, bis gen Sachsen und Thüringen und bis zum Schwarzwald, am Main bis zum Westerwald und zum Spessart, und jenseits des Rheins umfing es die Gebiete der Städte Mainz, Worms und Speier. Nun waren in Ostfranken damals zwei Geschlechter an Land und Leuten vor allen mächtig, das babenbergische und das sogenannte salische. Diese stritten in großer Wuth mit einander und der edle Graf Adelbert von Babenberg, welcher an den salischen Grafen zwei erschlagene Brüder zu rächen hatte, vertrieb (903) Rudolph, den stolzen Bischof zu Würzburg, und tödtete (906) dessen Bruder Konrad, den ältesten von den salischen Grafen, in einer Schlacht bei Fritzlar. Da klagten die Söhne und die Brüder Konrads bei Ludwig dem Kinde, welcher ihr Vetter war, um Rache, und der König ließ ein Reichsheer wider Adelbert von Babenberg rüsten; dies belagerte den Grafen in seinem festen Schlosse Theraffa (dem nachmaligen Kloster Theres bei Würzburg). Aber Adelbert vertheidigte sich unerschrocken, und trotzte lange aller Uebermacht, bis er endlich erlag. Eine Sage meldet, dies sei durch folgende List des Erzbischofs Hatto von Mainz geschehen, eines Mannes, dessen durchgreifender Einfluß jedenfalls unbeliebt war, und an dessen Namen die Ueberlieferung noch manchen Frevel, sowie das Gottesgericht im Mäusethurm bei Bingen knüpfte. Hatto ritt (der Sage zu Folge) zum Babenberger ins Schloß und versprach ihm, daß er ihn mit dem Könige versöhnen wolle, doch müsse der Graf selber zu diesem ins Lager kommen, um seine Aufrichtigkeit kund zu geben, er (der Erzbischof) wolle ihn sicher wieder in sein Schloß heimgeleiten, darauf gab er dem Grafen sein Wort. Da öffnete dieser das Thor und ritt mit dem Erzbischof gen das Lager des Königs. Aber kaum waren Beide unterwegs, so klagte der Erzbischof plötz-

lich über Hunger und begehrte einen Morgenimbiß, den er noch kurz vorher verschmäht hatte. Arglos führte ihn der Graf nochmals ins Schloß zurück und herbergte ihn als seinen Gast gar gut; dann ritten sie wieder fort ins Lager des Königs. Kaum aber war der Graf dort angekommen, so wurde er gefangen gesetzt; voll guten Vertrauens mahnte er den Erzbischof an sein Wort: „daß er ihn frei auf seine Burg zurückbringen wollte." Der böse Hatto aber lachte laut auf und sprach: „Mein Wort hielt ich dir auch; einmal bracht' ich dich sicher heim; fürs zweitemal war's nicht gemeint." Also spielte er mit der Heiligkeit des Worts; darüber entsetzte sich das deutsche Volk und verfluchte Hatto's Andenken auf ewige Zeiten. Die Großen aber sprachen dem Babenberger das Leben ab, weil er den Landfrieden gebrochen, und er wurde enthauptet (906).

Während Deutschland durch solche Fehden zerrüttet ward, brachen die Ungarn, welche den Deutschen gegen die Slaven geholfen hatten, jetzt als Feinde in jene deutschen Länder, welche ihnen zunächst lagen, in die Ostmark und Baiern ein und ergossen sich in die Thäler Kärnthens. Daraus läßt sich recht erkennen, daß ein Volk verloren ist, wenn es sich je auf fremde Hülfe verläßt. Es war aber ein edler Herzog im Baierland, Luitpold, der Ahnherr des Hauses Wittelsbach; der verwaltete auch den Nordgau als Markgraf gegen die Slaven und die Ostmark, und baute dort am Flusse Enns eine Grenzburg gegen die Ungarn. Aber lachend sprengten diese wilden Reiter dran vorbei und schossen sich, wie im Flug, die Bauern vom Feld, die Krieger von den Mauern herab; Männer, Weiber und Kinder fingen sie, wo sie sie fanden, koppelten sie an den Haaren zusammen und trieben sie wie Heerden ins Ungarland heim. Rückte ein deutscher Heerhaufen in Reih' und Glied zu regelrechtem Kampf gegen sie aus, so stoben sie plötzlich aus einander; und hieß es: „Gott sei Dank, sie sind fort", so waren sie schon wieder da, den Deutschen im Rücken. Nur im Gräuel der Zerstörung war den Ungarn warm und wohl, wenn sie die Bärte ins Blut der Deutschen tauchten, oder wenn sie in Gotteshäuser und Klöster die Brandfackeln warfen, daß die Flammen hoch aufwirbelten. Da dachten viele fromme Leute in ihrer Verzagtheit: „So will die Hand des Herrn das deutsche Volk für die Frevel seiner Fürsten treffen und will es austilgen bis auf die letzte Wurzel?" Und viele Andere riefen jammernd: „Wehe dem Land, dessen König ein Kind ist!" und legten verzweifelnd die Hände in den Schooß. Aber der edle Luitpold schwang jetzt (im J. 907) sein Schwert, dessen Schneide schon die Normannen verkostet hatten, und rief ein großes Heer zu den Waffen; dies führte er an der Donau hinab, auf ein weites Schlachtfeld, nicht weit von Preßburg, und bot den Ungarn die Schlacht. Da sank der theure Held, von ihren Pfeilen getroffen, und starb einen seligen Tod, den Opfertod fürs deutsche Volk, mit ihm viele Grafen und edle Herren, auch tapfere Bischöfe und Aebte,

welche mit ausgezogen waren. Wie der junge König, der bei der Ennsburg auf Luitpold harrte, das große Unglück vernahm, floh er in Eil, kaum schnell genug vor den Rossen der Ungarn. Denn diese brachen jetzt mit dreifacher Lust ins deutsche Land, das ihnen nun schutzlos offen lag, und streiften mit Mord und Brand zuerst durch Baiern, dann im nächsten Jahr durch Franken und Thüringen (da fiel der tapfre Herzog von Thüringen), hierauf (909) durch Schwaben und (910) durchs Frankenland am Rhein und Viele von ihnen schwammen sogar über den Rheinstrom und holten sich Beute am andern Ufer. Da ward alles Volk in deutschen Landen immer muthloser und glaubte: Gott habe seine Deutschen wirklich verlassen; niemand wollte mehr gegen die Ungarn ins Feld ziehen. In solchem Jammer starb König Ludwig im Jahr 911, noch nicht 18 Jahre alt, ohne Leibeserben; mit ihm erlosch Karls des Großen Geschlecht in Deutschland.

4.

. . . Frei durch die Gnade Gottes
Ist Deutschlands Krone, und die freie Wahl
Der Deutschen überträgt sie . . .

Grabbe.

So mußten die Deutschen denn jetzt wieder auf ihr uraltes Recht zurückkommen, nämlich: sich selbst einen König zu wählen. Aber nicht mehr das ganze Volk wählte, sondern die Fürsten, das ist: die mächtigen eingebornen Herzoge der verschiedenen deutschen Volksstämme erkoren sich den König aus ihrer Mitte, weil sie erkannten, daß sie vereinzelt gegen die Feinde Deutschlands nichts ausrichteten; und weil ein König durch ihren freien Willen erhöht wurde, so war's natürlich, daß sie als freie Glieder des Reiches auch ihre Rechte dabei wahrten, so wie die alte Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit je ihres Volksstammes. Es waren damals vier deutsche Hauptvolksstämme, die Franken, die Sachsen (mit den Friesen und Thüringern), die Schwaben und die Baiern; diese alle traten zusammen und ihre Herzoge und Großen beschlossen endlich in der Reichsversammlung: jenem aus ihrer Mitte die Herrschaft zu übergeben, welcher die größte Macht habe, um das Reich am besten zu schützen. Da wurde die deutsche Krone dem alten Sachsenherzog Otto angetragen. Doch Otto sprach zu den Fürsten, welche ihm die Wahl verkündigten: „Ich stehe schon mit einem Fuß im Grab, das Reich aber braucht einen starken Arm. Drum wählet statt meiner Konrad, den Herzog der Franken; der ist mächtig am Rhein und am Main, tapfer und mild, gerecht und weise, und wird das Reich redlich schützen." Auf solchen treuen Rath wählten sie (im J. 912)

den Konrad von Franken zum König, einen Sohn jenes Grafen Konrad, welchen Adalbert von Babenberg 906 bei Fritzlar erschlagen hatte.

Mit treuem Muth wollte König Konrad Deutschland aus Noth und Schmach wieder aufrichten. Deßhalb beschloß er, vor allen Dingen das Ansehen des Königthums herzustellen, um die Kräfte des Reiches gegen dessen Feinde zu vereinigen; nur in der Einheit Deutschlands war Rettung und Heil. Nun war aber das schöne und große Lothringen, welches alle deutschen Länder am linken Ufer des Rheinstroms vom Elsaß bis Westfriesland umfaßte, von dem deutschen Reich abtrünnig geworden; und es lag dem König vor allen Stücken am Herzen, es damit wieder zu vereinigen. Aber der Herzog Rainer in Lothringen war allzumächtig und in zwei Feldzügen erreichte Konrad nicht mehr, als, daß wenigstens das Elsaß, das Westrich und Utrecht wieder zu Deutschland kamen. — Bald darnach brach die von alten Zeiten her eingewurzelte Stammfeindschaft zwischen den Sachsen und den Franken aus. Denn als der Sachsenherzog Otto gestorben war, folgte ihm sein Sohn Heinrich in der herzoglichen Würde; den liebte jeder Sachse wie seinen Augapfel, weil Heinrich große Thaten wider die Slaven vollbracht hatte. Aber eben dieser Ruhm und jene Liebe machten die Franken besorgt, daß Heinrich dem König am Ende wohl gar zu mächtig werden möchte, und sie lagen diesem an, den großen Besitz Heinrichs zu schmälern und ihm wenigstens Thüringen zu nehmen, welches er auch innehatte. Diesem Rathe folgte der König und ließ dem Sachsenherzog zwar seine Erbgüter, aber viele Lehen nahm er ihm, welche sein Vater Otto vom Reiche gehabt hatte, und übergab Thüringen einem Grafen mit Namen Burkhard. Darüber ergrimmte der Herzog Heinrich, zumal wie er hörte, daß jener Rath von dem Bischof Hatto von Mainz gekommen war. Alsogleich warf er sich nun auf die Güter und Einkünfte, welche das Erzstift Mainz in Sachsen und Thüringen hatte, dann trieb er den Grafen Burkhard aus Thüringen. Nun sandte König Konrad seinen Bruder Eberhard wider Heinrich aus, und dieser ließ ihn herankommen bis zur Eresburg; dort schlug er ihn. Nun zog König Konrad selbst wider den Sachsenherzog und schloß ihn in seiner Veste Grona mit großer Macht ein, so daß Heinrich schon mit dem König unterhandeln wollte, als ihn die List eines ostsächsischen Grafen Thiatmar rettete, der mit fünf Männern zu ihm stieß, aber den König glauben machte, er wäre mit dreißig Fähnlein gekommen. Da hob Konrad die Belagerung der Veste auf und verließ die sächsischen Lande. — Zur selben Zeit war auch in Schwaben Unfrieden; dort walteten zwei Grafen Erchanger und Berthold, die mit Konrad verschwägert waren, als königliche Kammerboten (d. i. Aufseher der königlichen Güter). Sie hatten eine Fehde mit dem Bischof von Kostnitz und bedrängten ihn hart; der König aber hielt es mit dem Bischof, wie mit allen Geistlichen, um an ihnen einen Widerhalt gegen die Uebermacht der

weltlichen Großen zu haben. Also berief er (916) einen Reichstag und sprach die Acht des Reiches über die zwei Kammerboten, weil sie den Landfrieden gebrochen hatten, und als sie bald darnach gefangen wurden, ließ er sie, ohne Rücksicht auf seine Verschwägerung mit ihnen, enthaupten. Hierauf machte er Schwaben wieder zu einem Herzogthum und verlieh es dem tapfern Grafen Burkhard. Nun wandte er sich gegen Baiern, um den trotzigen Herzog Arnulf zu beugen, den Sohn des edlen Luitpold. Dieser Arnulf hätte Baiern gern als König beherrscht; nun aber mußte er vor dem König mit Weib und Kind zu den Ungarn fliehen und reizte sie, daß sie abermals ins Reich einbrachen, durch Baiern und Schwaben bis über den Rhein. Mit tiefem Kummer sah König Konrad die Verwüstung und wie er keinen Heerbann gegen die Feinde mehr aufbringen konnte, sondern die Kraft seines ganzen Lebens im Kampf gegen die Fürsten hatte vergeuden müssen. Schwer verwundet war er aus Baiern wieder gekommen; wie er nun zu Limburg an der Lahn im Sterben lag, dachte er noch immer nur an die Rettung des Vaterlandes, und bat seinen Bruder Eberhard: „Eins versprich mir, damit ich ruhiger sterben kann: trachte du nicht nach der Krone, sondern wende Alles an, damit sie dem Sachsenherzog Heinrich zu Theil werde; der allein ist gewaltig genug, Deutschland zu retten, mög' ihm Gott dazu helfen!" Als ihm Eberhard gelobt hatte, dies zu thun, starb König Konrad leichteren Herzens (im J. 918).

5.

. . . Heinrich, Perle deutschen Ritterthumes,
Der Heerbannsmuth, Volkssitten heim gebracht,
Der treu die Schwellen seines Heiligthumes
Mit feuersprüh'ndem Cherubsschwert bewacht!

A. L. Follen.

Eberhard hielt auf gut deutsch sein Wort; er trug die Reichskleinodien (Krone und Mantel, Schwert und Armringe) gen Fritzlar und berief die Fürsten und Edlen der deutschen Völkerschaften zur Königswahl. Und sie kamen, bis auf die Herzoge von Schwaben und Baiern, welche daran dachten, ihre Länder vom Reiche zu trennen, und bis auf Heinrich den Herzog von Sachsen. Auf diesen lenkte Eberhard die Wahl und die Fürsten erkoren denselben im Jahre 919 zum deutschen König. Heinrich saß (wie in Sagen erzählt wird) eben im Harzgebirge am Vogelheerd, seiner Lust des Vogelfangs pflegend, als ihm die Botschaft kam. Ohne langes Bedenken nahm er die Krone an, denn, die Hand aufs Herz, getraute er sich wohl das deutsche Reich zu schützen. Weil nun Heinrich die deutsche Krone

am Vogelherd empfangen haben soll, hat er den Beinamen des Vogelstellers (oder „Finklers") erhalten.

Das deutsche Volk freute sich, wie es seines neuen Königs ansichtig ward; denn er war ein Mann so recht nach des Volks Herzen, groß und stark, majestätisch anzuschauen, voller Weisheit und Milde dazu. Nach der Wahl wollte der Erzbischof von Mainz ihn salben und krönen, doch Heinrich dankte fein dafür; die Geistlichkeit legte ihm dies als Bescheidenheit aus, aber er hat es aus Klugheit gethan, um ihr nichts verdanken zu müssen. Sein erst Geschäft war, die Fürsten des Reichs zur Anerkennung des königlichen Ansehens zu bringen; er begann's mit dem tapfern Schwabenherzog Burkhard, welcher gegen ihn schon gerüstet hatte. Und nicht blos die Furcht vor Heinrichs Macht, sondern dessen Weisheit und Milde zugleich bewegten den Schwaben so mächtig, daß er das Schwert in die Scheide stieß und freudig huldigte. So geschah's auch (920) dem Baiernherzog Arnulf. Der kam aus seiner festen Stadt Regensburg heraus, wo er sich verschanzt hatte, und erkannte den König als obersten Lehnsherrn; Heinrich aber gab ihm das Recht, daß er in Baiern die Bischöfe nach eigenem Belieben wählen und mit Ring und Stab einsetzen durfte. Dessen war der Herzog gar froh; denn dies war ein Königsrecht. Der König aber hatte wohl ermessen, wie nöthig ihm, um des Vaterlandes willen, der Beistand der Herzoge sei, und außerdem achtete er sie als freie deutsche Männer; drum that er ihnen, unbeschadet des königlichen Ansehns, viel zu Gefallen. Bald darnach (924) vereinigte er auch Lothringen, das sich von Frankreich wieder abgewandt hatte, mit dem deutschen Reich und gab dem Herzog Giselbert seine Tochter zur Hausfrau; zum Pfalzgrafen in Lothringen ernannte er den Frankenherzog Eberhard. Von da an kam die Pfalzgrafenwürde als Reichsamt immer mehr auf. Es hatte aber ein Pfalzgraf drauf zu achten, daß der Herzog nichts wider des Königs Vortheil that, hatte auch die Krongüter zu überwachen und den Königsbann zu pflegen (d. i. das peinliche Recht und die Gerichtsbarkeit über Alle, welche durch des Königs Gnade von dem Bann der Herzoge und Grafen befreit waren) in des Königs Namen und wenn dieser ferne war. Um die Eintracht zu festigen, begünstigte der König die Franken auf alle Weise und gab nach Burckhards Tode das Herzogthum Schwaben dem Grafen Hermann, einem Vetter des Eberhard. Und um wegen Lothringens die Freundschaft mit Burgund zu erhalten, trat er dem burgundischen König ein Stück Landes in der Schweiz ab, welches früher zu Schwaben gehört hatte; dafür erhielt er von Burgund die sogenannte „heilige Lanze", welche für dieselbe gehalten wurde, womit Christus am Kreuze durchstochen worden war: diese wurde von jetzt an ein Reichskleinod.

Während dieser Zeit waren die Ungarn abermals auf Beute ins deutsche Land ausgeritten, und viele böse Gesellen von ihnen hatten Baiern

mit Mord und Brand heimgesucht, zahlreiche andre Haufen Thüringen und Sachsen. Da geschah's im Jahre 924, daß König Heinrich der Vogelsteller im Harz einen gewaltigen Geier fing, nämlich einen der mächtigsten von den Ungarfürsten, Namens Zoltan; das erschrockene Ungarvolk bot ihm für denselben ungeheures Lösegeld. Aber Heinrich wies Gold und Gut zurück und sprach zu den Ungarn: „Euren Fürsten will ich euch wohl wieder geben; aber dafür sollt ihr meinem Lande den Frieden geben und ehrlich halten, neun Jahre lang." Das versprachen sie und empfingen für diese Frist ihren Zins wie vor und eh'. Sein Plan aber war: während dieser Zeit das deutsche Volk von Grund aus wieder stark und wehrhaft zu machen, damit es nach Ablauf der Frist die langerduldete Schmach rächen und seine Selbstständigkeit glorreich herstellen könne. In den unglückseligen Tagen der inneren Fehden war nämlich der allgemeine Heerbann allmälig abgekommen, weil die Kriege nur von den Dienstleuten der Großen ausgefochten wurden. Den Heerbann (die Volksbewaffnung) wieder herzustellen, war jetzt Heinrichs erste Sorge; da mußte Jeder, der über 13 Jahre alt war, den Waffendienst lernen und die Waffen tragen, und alle freien Landbesitzer, nicht blos die Dienstleute, mußten auf des Königs Gebot binnen 3 Tagen erscheinen; auf Ausbleiben oder Widerspenstigkeit setzte er den Tod; denn jetzt galt's: „Einer für Alle, Alle für's Vaterland!" Sodann veränderte Heinrich die bisherige Kriegskunst der Deutschen. Ihre Stärke war nämlich bis dahin vornämlich das Fußvolk gewesen; dies konnte jedoch mit seinen ungeheuren Schlachtschwertern, mit seinen schweren Spießen und Streithämmern den pfeilschnellen ungarischen Reitern nichts anhaben. Drum übte Heinrich sein Volk im Reiterdienst und ordnete Kampfspiele zu Roß an, damit es gewandt würde und sich mit den Ungarn messen könne; zugleich spornte er dabei durch sein eignes Beispiel das Ehrgefühl der Ritter, daß einer den andern an Geschicklichkeit übertreffen wollte; aus diesen Kampfspielen sind später die „Turniere" entstanden. Sodann änderte der weise König die alte deutsche Schlachtordnung, daß die Heerhaufen nicht mehr im dichten Keil, sondern in gestreckten Linien sich aufstellten; so konnten sie wie eine lange Mauer die ganze Macht der Feinde aufhalten und sicherten sich zugleich vor einem Ueberfall von hinterrücks. Ferner baute der König viele zerstörte Schutzburgen und Städte wieder auf und neue dazu, besonders an der Saale und Elbe; da wuchsen Merseburg, Goslar und Quedlinburg stolz und herrlich heran. Und den Dienstleuten gebot er, daß je der Neunte von ihnen um die Flecken und Weiler, die bisher im offenen Lande lagen, Mauern, Wälle und Thürme aufbauen helfen und Gräben drum ziehen sollte, damit sie in Kriegszeiten sichre Zufluchtsorte würden, alle Vorrathskammern und Lebensmittel sollten darinnen sein und alle Gauversammlungen und Märkte darinnen gehalten werden. Solche Orte hießen „Burgwarten", und er setzte bewaffnete Männer zur Vertheidi-

gung hinein; daraus sind gar bald viele deutsche Städte geworden, in denen nachher das deutsche Bürgerthum die Volksfreiheit wieder erhoben hat und durch dieselbe groß geworden ist.

So rüstete König Heinrich das deutsche Volk zum Rettungs- und Rache-Kampf gegen die Ungarn, und, um es im Krieg einstweilen auch zu üben und zugleich die Grenzen zu sichern, führte er es gegen die slavischen Völkerschaften, welche über der Elbe und Saale von der Ostsee bis nach Böhmen hinein wohnten. Sie waren noch immer dem Heidenthum ihrer Väter treu und hatten es stets gern mit den Ungarn gehalten, wenn diese in Sachsen und Thüringen eingebrochen waren; denn sie haßten die Deutschen als ihre Feinde und Unterdrücker. Binnen 5 Jahren nun (von 927 bis 931) bezwang das deutsche Volk die Heveller, die an der Havel wohnten, und eroberte ihre Hauptstadt Brennabor (Brandenburg), dann die Daleminzier (in Meißen), die Böhmen, die Redarier und Obotriten, und es huldigten die Landschaften Brandenburg und Meißen, Lausitz und Böhmen dem deutschen Reich. Zum Schutz und Trutz wider die Slaven errichtete Heinrich Marken und bestellte Grafen darüber.

Unter solchen Kämpfen war das letzte von jenen neun Jahren verflossen, binnen welcher die Ungarn Frieden gehalten hatten; hoch klopfte Heinrichs Herz jetzt der Stunde der Entscheidung entgegen. Und als nun im Jahre 933 die Gesandten derselben wieder vor den König kamen und ihren Zins wie sonst holen wollten, da rief er ihnen vor Zorn glühend zu: „Die Zeit der Schmach ist aus! Bisher gaben wir euch Gold; jetzt will euch das deutsche Volk mit Eisen ausbezahlen.“ Und ein räudiger Hund ward ihnen zum Schimpf vor die Füße geworfen (so erzählt die Sage). Wüthend gingen die Ungarn von dannen. Doch bald kamen sie wieder, wie zahllose Raubvögel, in zwei Geschwadern herangeflogen. Auf das eine Heer machten zwei sächsische Grafen Jagd und sprengten es bei Sondershausen auseinander; das andere größere schwärmte an der Saale bis Merseburg hin und legte sich dort vor eine Burg, worin des Königs Schwester und Schwäger waren. Da zog der König mit dem Reichsheer von der Reither Haide gen Keuschberg und stellte es dort in Schlachtreih'. Und wie es des andern Tags (8ten September 933) mit auferhobenen Waffen im Morgenroth dastand, ritt der fromme König an Allen vorbei und rief ihnen zu: „Wohlauf, deutsches Volk! Mit Gott wird's gelingen!“ Und Alle sah'n mit hellen Freuden aufs Reichsbanner; da stand der Erzengel Michael drauf, wie er den Drachen schlug. Beim Elsholz brach die Schlacht los. „Kyrieeleison“ war der Deutschen Losung; „Hui!“ brüllten die Ungarn und flogen heran und stürzten zurück und sprengten wieder heran; alles umsonst; wie aus Eisen gegossen standen die Deutschen. Als aber die Ungarn wichen, fingen die Deutschen an, sich zu rühren, und machten ihr Meisterstück; da ward vor Waffengeklirr und Geheul von Sterbenden das Wörtlein Gnade

nicht gehört, aber wie Donner scholl's über das Feld: „Deutschland für immer!" Da schweifte manch ein ledig Ungarroß über den Plan und suchte unter den Todtenhaufen seinen Herrn; viele andre flogen wie Pfeile daher und dahin, die ungarischen Reiter drauf duckten sich tief an die Mähnen hinab, daß kein deutscher Edelfalk sie gewahr werde; doch es nützte ihnen nichts. Erst in der Nacht machten die fleißigen Deutschen Feierabend; Lager, Fahnen und aller von den Ungarn zusammengeschleppte Raub waren ihr Preis, der schönste Fund aber, den sie machten, waren die gefangenen Christen, welche sie der Bande erledigten. Jauchzend riefen sie auf dem Schlachtfeld ihrem König zu: „Hoch, Vater des Vaterlandes!" und er dankte in tiefsinniger Andacht dem großen Vater droben für Deutschlands Befreiung. — Nur noch drei Jahre lebte König Heinrich nach diesem glorreichen Tag zum Segen der Ordnung und des Rechts, und war der Stolz aller Deutschen, die er in Ehr' und Ruhm wieder zu Brüdern gemacht. Seine letzte Kriegsthat war ein Zug gegen die Dänen, wider deren Raubzüge er das deutsche Reich schützen wollte. Er schlug sie (934) bei Schleswig und errichtete die Mark Schleswig.

Vier Söhne hatte er, — den einen, Thankmar, von seiner ersten Hausfrau, welche schon Nonne gewesen war, drum wurde derselbe nicht als rechtmäßiger Sohn anerkannt, — die drei andern, Otto, Heinrich und Bruno, von seiner zweiten Frau, der frommen Mathilde, welche von dem Geschlecht des Helden Wittekind abstammte. Von diesen dreien wurde Bruno geistlich, also blieben nur Otto und Heinrich, welche den Thron zu besteigen befähigt waren; der König liebte beide gleich und beide hätte er gerne bedacht. Aber noch mehr als seine Kinder liebte er das deutsche Reich und wollte dessen Kräfte durch keine Trennung schwächen, wie es die Könige vor ihm so oft gethan hatten. Also empfahl er auf dem Todbette den Fürsten nochmals seinen Sohn Otto, welchen sie selbst schon früher zu seinem Nachfolger gewählt hatten, als König. Darnach starb er am 2ten Juli 936 in der güldnen Au zu Memleben an der Unstrut und wurde in seiner liebwerthen Stadt Quedlinburg begraben.

6.

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth.

Klopstock.

Alsobald huldigten die Fürsten und edlen Herren dem Königssohn Otto; von ihnen begleitet brach dieser von Quedlinburg auf und fuhr nach

Aachen. Dort erneuerten die Herzoge von Baiern, Schwaben, Franken und Lothringen mit den andern Großen des Reichs in einer Halle neben dem Dom am 8ten August 936 die Wahl und schwuren dem Otto Treue und Lehnspflicht. Dann schritten sie mit ihm in den Dom, wo die Geistlichkeit und das Volk versammelt waren. Und der Erzbischof Hildibert von Mainz, als erster Kirchenfürst von Deutschland und als Erzkanzler, nahte dem jungen König mit der Inful auf dem Haupt und dem Hirtenstab in der Hand, führte ihn in Mitten des Doms, zeigte ihn allem Volk und sprach: „Seht hier Otto, welchen Gott zum König ausersah, weiland Herr Heinrich dazu empfahl und die Fürsten des Reiches erkoren haben. Gefällt euch die Wahl, so erhebe jeder von euch seine rechte Hand!" Da hob das Volk frohlokkend die Hände auf und nun führte der Erzbischof den König zum Altare, wo die Reichskleinodien lagen. Er umgürtete ihn mit dem Schwert Kaiser Karls des Großen und sprach zu ihm: „Nimm und führ' es den Feinden Christi zum Schrecken, der Christenheit zum Heil." Dann that er ihm den Kaisermantel und die Armringe an mit den Worten: „Bleibe, in den heiligen Glauben gehüllt, getreu bis in den Tod und erhalte den Frieden." Hierauf legte er ihm das Scepter und den Stab in die Hände, salbte ihn mit dem geweihten Oele und sprach dazu: „Herrsche recht als Vater über deine Unterthanen, schütze die Diener Gottes, die Wittwen und die Waisen; das Oel der Barmherzigkeit gehe dir nimmer aus!" Nach diesem setzte er mit Hilfe der Erzbischöfe von Köln und Trier dem König die Krone aufs Haupt, und alle drei führten ihn zwischen zwei Marmorsäulen auf den Thron hinan; dort erblickte ihn alles Volk im vollen Glanz der Majestät. Otto aber dachte, während das Hochamt gesungen wurde, an Karl den Großen, welcher unten in der Gruft des Doms auf seinem goldnen Stuhle saß, und schwur sich's zu, dessen Reich wieder herzustellen. Nach Beendigung des Gottesdienstes zog der König mit allen Fürsten, Grafen und Edlen, Bischöfen und Aebten in den kaiserlichen Palast und setzte sich an einen Marmortisch; da ward das Krönungsmahl vor ihm aufgetragen und die Herzoge bedienten ihn dabei, der von Franken als Truchseß, der von Schwaben als Mundschenk, der von Baiern als Marschall und der von Lothringen als Kämmerer. Von dieser Zeit schreiben sich des Reichs vier Erzämter her, wodurch die höchste Herrlichkeit des Königs über alle Fürsten ausgedrückt ist, welche ihn aus ihrer Mitte erwählt haben, da er zuvor ihres Gleichen gewesen war.

Bald zeigte Otto dem deutschen Volk durch die That, daß er die Krone verdiente. — In Böhmen hatte damals der wilde Heide Boleslav seinen Bruder, den Herzog Wenzeslav, welcher ein frommer Christ war, an der Pforte der Veitskirche zu Prag erschlagen und weigerte die Huldigung. Da rüstete Otto, als Oberlehnsherr Böhmens, gegen den Brudermörder und sandte einen tapfern Mann, den Hermann Billung, das Gericht zu voll-

strecken. Dieser kam mit einem Heer kampfrüstiger Sachsen, schlug den Boleslav und zwang ihn, daß er die Lehnspflicht erneuerte und Zins gab. —

Bald darauf hielt der König das königliche Ansehen auch in Baiern aufrecht. Dort war Herzog Arnulf (937) gestorben und die drei Söhne desselben wollten das Land von dem König nicht zu Lehn haben, sondern es unabhängig beherrschen. Da kam Otto plötzlich nach Baiern, sprach sie des Landes verlustig, und übergab es ihrem Oheim Berthold, einem treuen Mann, welcher bis dahin Markgraf an der Etsch gewesen war. Während dieser Zeit aber waren die Ungarn wieder in Sachsen eingebrochen. Schnell zog nun Otto aus Baiern gegen sie heran, schlug sie, kehrte nach Baiern zurück, bezwang (938) die drei Brüder und verbannte Eberhard, den trotzigsten von ihnen, nach Schwaben; einen andern aber, den Arnulf, machte er zum Pfalzgrafen, und zu Regensburg, in der alten Hauptstadt Baierns, setzte er als seinen besondern Stellvertreter einen „Burggrafen" ein, damit durch diesen die Willkür des Pfalzgrafen eben so in Schranken gehalten werde, wie die des Herzogs durch jenen.

Indessen war die Eifersucht der Franken und der Sachsen wieder erwacht. Die Franken hatten's noch nicht vergessen, daß das Reich von ihnen ausgegangen war, zu dessen Gedenken der König ja auf fränkischer Erde gekrönt ward; und nun mußten sie es mit ansehen, wie die Sachsen durch die Gunst des Königs täglich an Ehre, Gütern und Macht zunahmen. Von allen Franken verdroß dies am meisten ihren Herzog Eberhard, und weil er sich auch noch für seine Person übervortheilt glaubte, hatte er (schon 936) den Landfrieden gebrochen und auf eigne Faust eine Fehde erhoben. Dafür büßte der König ihn um schweres Geld, und dessen Kriegsgesellen dadurch, daß sie zu schimpflicher Strafe Hunde tragen mußten. Wie nun der König in Baiern war, erneuerte Eberhard mit seinen Freunden die Fehde und reizte auch Thankmar, des Königs Halbbruder, welcher um den Verlust seiner väterlichen Erbschaft und besonders deßhalb grollte, weil der König dem gewaltigen Markgrafen Gero die Grafschaft Merseburg zu Lehen gegeben hatte. So hielten jetzt Eberhard und Thankmar in der Rache treu zusammen und erhoben offnen Krieg im Sachsenland. Eberhard fing des Königs jüngeren Bruder, Heinrich, und brachte ihn nach Franken; Thankmar zog an die Diemel, eroberte die Eresburg und setzte sich darin fest. Als Otto davon Kunde bekam, mahnte er seinen Halbbruder zuerst in Lieb' und Güte mit Bitten, dann mit Drohungen zum Frieden. Als aber auch diese nichts fruchteten, zog er wider ihn zu Feld und schnell eroberte sein Heer die Eresburg. Thankmar flüchtete in die Kirche. Aber, wie er am Altare stand, flog ein Spieß durch's Fenster und traf ihn, daß er zur Stelle hinsank und den Geist aufgab. Eberhard verlor darüber zwar den Muth nicht, wohl aber sein deutsches Herz, das er einst so schön kundgegeben hatte, und trachtete im Stillen selbst nach der Krone. Er verführte den jungen Bru-

der des Königs, Heinrich, welchen er noch in Gefangenschaft hatte, und reizte ihn zur Empörung. Um aber den König einstweilen sicher zu machen, gab ihm Eberhard den jungen Heinrich aus der Gefangenschaft zurück, und dieser verstellte sein böses Trachten gar schlau und legte nebst dem Erzbischof Friedrich von Mainz, der heimlich zu ihm hielt, Fürbitte für Eberhard ein, daß Otto diesen wieder zu Gnaden aufnahm. Nun reifte die Verschwörung erst recht, und Giselbert, der Herzog von Lothringen, ein Bruder des Erzbischofs Friedrich von Mainz, trat in den Bund; in Lothringen wollten sich alle Feinde Otto's versammeln und den Krieg zu dessen Sturz erheben. Das thaten sie im Frühjahr 939 und riefen nun auch den König von Frankreich zur Hülfe herbei, wofür dieser das Land Lothringen erhalten sollte. So machte thörichte Herrschsucht deutsche Fürsten Ehr' und Treu' und Vaterland vergessen. König Otto war damals in großer Noth und Gefahr, und weder dessen Tapferkeit noch Großmuth vermochte die trotzigen Herzen seiner Widersacher zu überwinden. Wie aber seine Bedrängniß am höchsten war und er dennoch nicht wankte, sprang das Glück, wie ein Löwe, ihm plötzlich bei und zerriß alle Netze seiner Feinde. Das geschah (im Jahr 939) also: Es lagen Eberhard und Giselbert bei Andernach am Rhein und wollten hinüber steuern; die meisten von ihren Kriegsleuten waren schon am andern Ufer. Die zwei Herzoge aber saßen noch auf dem schönen Feld beim Bretspiel und freuten sich der vielen Beute, welche sie sich aus des Königs Erblanden geholt. Da stürmten auf einmal der Schwabenherzog Hermann und zwei fränkische Grafen, welche dem König getreu waren, Udo von der Wetterau und Konrad vom Oberlahngau, genannt der Kurzbold, auf die zwei Herzoge heran, und es fiel Eberhard im Gefecht, Giselbert aber ertrank im Rhein (939). Als der junge Heinrich dies vernahm, floh er zum König von Frankreich; Otto aber benützte rasch sein Glück, drang in Frankreich ein und drängte den König, bis dieser um Frieden bat. Da unterwarf sich ganz Lothringen dem siegreichen Otto und dieser übte Gnade gegen Alle, welche sich an ihm vergangen hatten. Heinrich war jedoch von seiner Herrschsucht noch nicht genesen und spann bald nachher (941) mit vielen mißvergnügten sächsischen Grafen, welchen des Königs Regiment zu streng war, eine neue Verschwörung an; sie wollten Otto zu Quedlinburg, wenn er dort das heilige Osterfest beging, ermorden und Heinrich sollte dann die Krone erhalten. Gerade noch zu rechter Zeit entdeckte Otto den ruchlosen Plan und richtete die Verschwornen. Heinrich selbst entrann jedoch und schweifte flüchtig umher; nirgends fand er Herberg und Schutz. Endlich kam er reuvoll nach Sachsen zurück und warf sich dem König zu Füßen; mild wie immer verzieh ihm dieser auch jetzt; ja er übergab ihm später (945) sogar das Herzogthum Baiern, als dieß nach dem Tode Bertholds ledig wurde. Von da an blieb Heinrich seinem Bruder endlich getreu, aber seine Ränke konnte er doch nicht lassen und stiftete dadurch noch

gar viele böse Händel. Nachdem nun die schlimme Zeit vorüber war, gab Otto dem fränkischen Grafen Konrad, dem Rothen zubenannt, der Burggraf zu Worms war, das Herzogthum Franken und verheirathete ihn mit seiner Tochter; später (943) gab er demselben auch das Herzogthum Lothringen. Schwaben verlieh er nach dem Tode des Herzogs Hermann seinem Sohne Ludolf, welcher die Tochter Hermanns zur Hausfrau erhalten hatte. Sein Stammherzogthum Sachsen aber, welches er bisher selbst verwaltet hatte, übertrug er dem tapfern Hermann Billung, welcher auch mit ihm verwandt war. So suchte er durch Bande des Bluts die Treue der Herzoge mit der Königsmacht zu verknüpfen, damit die Kraft des deutschen Reiches nicht mehr durch Zwiste im Innern schändlich zersplittert würde, sondern allen äußeren Feinden furchtbar sei.

Gleichwie Karl der Große, welchen Otto stets zum Vorbild nahm, die Bekehrung der Sachsen und ihre Verschmelzung mit allen übrigen Deutschen erstrebt hatte, also trachtete Otto sein ganzes Leben hindurch nach dem Ruhm, die Slaven zu Christen und zu Deutschen zu machen. Das war ein ungerechtes Werk, wiewohl Otto es für ein gottgefälliges hielt; denn keinem Fürsten der Welt giebt Gott das Recht, ein Volk zu unterdrücken. Und gleichwie die irrige Absicht verwerflich war, so war auch die Ausführung schändlich. Wider die Slaven focht nämlich der Markgraf Gero, welcher ein gewaltiger Kriegsmann, aber roh und grausam war und die Slaven wie Hunde ansah, die nur durch die Peitsche in Treue zu halten seien. So hat er einmal dreißig ihrer Fürsten zu einem Gastmahl laden, und, während sie sorglos zechten, überfallen und ermorden lassen. Darnach hat Gero (940) alle Wenden bis an den Oderfluß unterworfen, daß sie Zins geben mußten. Und Otto stiftete die Bisthümer Magdeburg und Havelberg. Aber durch die Unmenschlichkeit der deutschen Christen wurden die unterdrückten Slaven erst recht verstockt und heimtückisch.

Auch die nördlichen Nachbarn des Reichs, die kriegerischen Dänen, empfanden Otto's Arm. Ueber diese herrschte König Harald, mit dem Zunamen „Blauzahn"; der hatte die Mark Schleswig, welche König Heinrich gestiftet, (um's Jahr 948) erobert und mit Mord und Brand verwüstet. Da ist Otto wider die Dänen ausgezogen, über das „Danewirk" gestiegen und hat sein Heer siegreich bis zur äußersten Spitze Jütlands hinaufgeführt. Dort warf er, zum Wahrzeichen, daß nur das Meer seinem Sieg Grenzen setze, seinen Speer in die Wogen hinab; davon heißt der Meerbusen dort der „Ottensund." Nach einer Schlacht bei Schleswig bat Harald „Blauzahn" endlich um den Frieden und erhielt ihn unter der Bedingung, daß er sich taufen ließ und sein Reich Dänemark dem deutschen König zu Lehen übergab. Da stiftete Otto drei Bisthümer in Jütland zur Bekehrung des Volks; denn die Religion war ihm ein heiliger Ernst, wenn er auch in der Wahl der Mittel zum Zweck nach der Ansicht seiner Zeit oft irrte. Aber

der gute Zweck soll nie ein schlechtes Mittel heiligen.

Durch so viele kühne Thaten hatte Otto, da er erst 38 Jahre zählte, das Ansehen der deutschen Königswürde und die Grenzen des Reiches weit ausgebreitet; mit freudigem Stolz sah das deutsche Volk auf ihn, wie er es bei allen andern Völkern zu hohem Ruhme brachte. Die Freien kamen wieder zu Ansehen; der Heerbann hielt sie fest zusammen, und der Stern der Ehre leuchtete ihnen zu kühnen Thaten. Auch die Geistlichkeit hielt den König Otto gar hoch, weil er nicht blos den Glauben durch Schwertesmacht ausbreitete, sondern auch die Kirche durch reiche Gaben und kostbare Rechte trefflich versorgte. In den Städten wuchs indessen das Bürgerthum still und unbeachtet, aber kräftig heran, vom ersten Morgenschimmer der neuen Freiheit begrüßt. So war im Innern des Landes ein schönes Einverständniß zwischen allen Ständen, und hochoben auf der Spitze der Ordnung stand der König, gerecht, kühn, fromm, mild und weise, das deutsche Herz voll stolzer Hoffnungen auf noch größere Herrlichkeit.

Damals lebte nun in Italien ein treuloser Tyrann, Berengar, Markgraf zu Ivrea. Dieser hatte Lothar, den jungen König von Italien, vergiftet und dessen Wittwe, die schöne Adelheid, welche von Geburt eine Königstochter aus Burgund war, gefangen genommen, weil sie sich weigerte, Berengars Sohn Adalbert zum Mann zu nehmen. In dem finstern Thurm eines Schlosses am Garda-See hielt sie dieser verschlossen. Da saß Adelheid vier Monden lang in ihrem Leid, und betete inbrünstig zu Gott, daß er ihr einen Retter sende. Ihr getreuer Kaplan brach endlich heimlich ein Loch in die Mauer des Thurms und grub einen Gang in der Erde ins Freie; auf diesem flüchtete er die schöne Wittwe und brachte sie glücklich bis an den See bei Mantua, wo sie ein Fischer von Almosen pflegte; von dort kam sie auf das feste Schloß Canossa, das auf einem hohen Felsen stand, um welchen ringsher Wasser floß. Azzo, der Herr des Schlosses, nahm sie mit Freuden auf und vertheidigte sie getreulich gegen Berengar, als dieser in seinem Grimme heranzog und das Schloß belagerte. Nun hatte Adelheid gar viel von dem Ruhm des deutschen Königs Otto vernommen, drum sandte sie jetzt zu ihm und bat ihn, er möge als christlicher Ritter ihre fräuliche Ehre rächen; dafür bot sie ihm ihre Hand und das Reich Italien. Wie Otto, welcher Wittwer war, diese Kunde vernahm, rief er alle Freien und Treuen zusammen und ermahnte sie, ihm zum Schutz der bedrängten Unschuld beizustehn. Das war deutschen Herzen ein lieber Klang; schnell ritt ein edles Heer mit dem König, seinem Sohn Ludolf und seinem Bruder, dem Baierherzog Heinrich, im J. 951 gen Welschland. Als sie herankamen, floh Berengar voll Schrecken von den Mauern des Schlosses Canossa hinweg, während die Stadt Pavia sich dem deutschen König mit Freuden ergab. Alsobald huldigte ihm das Reich Italien, wo seit Arnulf kein Deutscher mehr als König oder Kaiser geherrscht hatte. Die schöne Adelheid aber zog

nun ihrem deutschen Ritter entgegen und gab ihm als seine Hausfrau die Hand. Zu Pavia wurde die Hochzeit mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert, und es strahlte die Kraft des Königs wie Sonnenglanz, und wie Mondenschimmer leuchtete die Holdseligkeit der Königin.

Im nächsten Jahre beschloß Otto, mit Adelheid nach Deutschland zurückzukehren; doch zuvor übergab er dem Herzog Konrad von Franken und Lothringen die Vertheidigung des welschen Reichs gegen den Berengar. Und es gelang der klugen Rede Konrads, daß Berengar beschloß, dem König nach Deutschland zu folgen und sich zu unterwerfen; denn Konrad hatte ihm versprochen, sich bei dem König für ihn zu verwenden, daß er in Ehren und Gnaden aufgenommen würde. Wie aber Berengar zu dem König nach Deutschland kam, hatten Adelheid, welche ihr Leid noch nicht vergessen konnte, und der Baierherzog Heinrich, welcher der schönen Frau gerne schmeichelte, des Königs Herz also eingenommen, daß er den Berengar drei Tage lang ungehört warten ließ. Darob zürnte Konrad dem Könige schwer und trug es ihm nach, obgleich Berengar nachher auf einem Reichstag zu Augsburg das Reich Italien zu Lehen erhielt. Aber die Marken Verona und Aquileja bekam Herzog Heinrich von Baiern.

Diesem war sein wackrer Neffe Ludolf schon lang ein Stein im Wege gewesen, denn er fürchtete, daß der tapfre Königssohn einst die Krone erhalten werde; und er hatte Zwist mit ihm, welchen der König zu Gunsten des Baierherzogs vertrug. Dadurch fühlte sich Ludolf hart gekränkt, und wie er sah, daß seine Stiefmutter mit dem ränkevollen Oheim wider ihn sei, verband er sich mit dem Herzog Konrad; alle Fürsten und Edlen, welche den Herzog Heinrich schon längst im Stillen haßten, schlossen sich an diese Beiden, zumal Arnulf, der Pfalzgraf in Baiern, welcher den Gedanken nicht ertragen mochte, daß sein uraltherrliches Geschlecht, die Nachkommenschaft Luitpolds, in Baiern eingeboren, durch den sächsischen Heinrich von der Herrschaft in Baiern verdrängt bleiben sollte! Bald kam die Empörung zum Ausbruch, in welcher viel Blut vergossen ward; so oft auch zum Frieden geredet wurde, trat der böse Heinrich mit Stachelworten zwischen das Herz seines Bruders, des Königs, und die der Fürsten, daß die Versöhnung immer gehindert ward. Endlich kam's dahin, daß sich Ludolf und der Pfalzgraf in Regensburg vertheidigten. Konrad aber floh gen Lothringen und rief, von seinem Zorn gegen den König und gegen Heinrich von Baiern verblendet, die Ungarn zu Hülfe; diese zogen eilig heran und sengten und würgten bis Frankreich hin. Der König aber brach rächend in Baiern ein. Jetzt erst kam Konrad zur Besinnung, erkannte schaudernd, welchen Frevel er am ganzen Vaterland begangen, und unterwarf sich. Bald darauf wurde der Pfalzgraf bei einem Ausfall aus Regensburg erschlagen; Ludolf floh in sein Herzogthum Schwaben zurück, Regensburg kam in des Königs Gewalt und der Aufstand wurde unterdrückt. Nun nahm der König dem Herzog

Konrad Lothringen und theilte dies Land, doch ließ er jenem, um seiner Reue willen, gnädig das Herzogthum Franken. Und als Ludolf sich seinem Vater reumüthig zu Füßen warf, verzieh dieser auch ihm von Herzen; doch nahm er ihm das Herzogthum Schwaben ab und gab es einem getreuen Mann, Burkhard, dem Eidam seines Bruders Heinrich.

Kaum war (im J. 954) der Friede zur Freude aller Wohlgesinnten geschlossen, so kamen im nächsten Jahre die Ungarn aus Frankreich zurück ins Baierland, und drohten übermüthig, daß ihre Rosse die deutschen Ströme austrinken sollten. Zahlloses Volk (es wird erzählt, daß ihrer 100,000 gewesen) tobte gegen Baiern heran und legte sich an den Lech vor Augsburg. In dieser Stadt war der Bischof Ulrich, ein gar frommer und muthiger Mann; der machte die Augsburger wehrhaft und stärkte sie im Vertrauen auf Gott. Wie nun die Ungarn eines Morgens zu den Mauern aufschauten und sie von lauter Harnischen und Schwertern leuchten sahen, ward ihnen plötzlich Botschaft, daß der König mit dem deutschen Heerbann wider sie aufs Lechfeld herangezogen sei; das breitet sich zwischen dem Lech und der Wertach zehn Wegstunden lang aus. Da mochten die Ungarn vor Kampflust nicht länger vor Augsburg liegen bleiben und ritten dem König entgegen an den Lech. Schnell zogen nun auch die Augsburger mit dem Bischof Ulrich zu dem Heerbann hinaus. Der König theilte denselben in acht Haufen: drei davon waren lauter Baiern, die führte Graf Eberhard von Sempt und Ebersberg an (weil der Herzog Heinrich krank lag), den vierten Haufen bildeten die Franken, an ihrer Spitze stand Herzog Konrad, der voll Scham über seinen Verrath war und vor Begier brannte, ihn durch einen ehrlichen Tod in der Schlacht zu büßen; der fünfte Haufe bestand aus den edelsten Kampfhelden des ganzen Heeres, der König selbst war ihr Vorfechter und vor ihm her flog der Erzengel Michael, wie vor seinem Vater bei Merseburg; den sechsten und siebenten Haufen bildeten die Schwaben mit ihrem Herzog Burkhard und den achten die Böhmen; — alle diese Völker schwuren sich unter einander Treu' und Hülfe wie leibliche Brüder. Das war am 9ten August 955. Wie nun die Ungarn das deutsche Heer in Schlachtordnung erblickten, schwammen sie, voll Ungeduld, auf ihren Rossen durch den Lech ans linke Ufer; dort umringten sie die Schlachtordnung der Deutschen und warfen sich plötzlich mit wildem Geheul auf die Böhmen. Diese hielten den Pfeilregen nicht lange aus, flohen und überließen voll Schrecken den Ungarn den Troß. Da brachen die Sieger schnell auch auf die Schwaben los, welche sich mannhaft wehrten, aber endlich dennoch weichen mußten. Wie der König diese große Gefahr sah, winkte er dem Herzog Konrad von Franken; wie ein gereizter Löwe sprang dieser den Ungarn entgegen, warf sie zurück, befreite alle Deutschen, welche sie gefangen hatten, und brachte sie dem König. Am andern Morgen (es war der Festtag des heiligen Laurentius) betete der König inbrünstig zu

Gott und gelobte, wenn Christus ihm die Feinde des Glaubens und des Vaterlandes überwinden helfe, dem heiligen Laurentius ein Bisthum in Merseburg zu stiften. Dann las der Bischof Ulrich dem Heer die Messe und reichte dem knieenden König den Leib des Herrn. Wie sich Otto wieder erhoben, sprach er zu den Deutschen: „Seht um euch! Zahllos sind die Haufen der Heiden, aber mit uns ist der mächtigste Helfer, Christus mit seinen Schaaren. So laßt uns aushalten und lieber sterben, als weichen. Doch wozu viel Worte? Statt der Zunge rede das Schwert!"

Otto vor der Schlacht auf dem Lechfelde.

Hoch zu Roß, den Schild am Arm, die heilige Lanze schwingend, sprengt er jetzt, im Glanz der Morgensonne, seinen Deutschen voran. Nun beginnt die Schlacht. Unwiderstehlich rückt das deutsche Heer, Mann an Mann, gegen die Ungarn heran; vor deutscher Einigkeit und deutscher Begeisterung wird ihr blinder Ungestüm zu Schanden. Schon weichen sie auseinander; um so heißer wird ihre Wuth; viele deutsche Helden müssen sie büßen. Da sinken Graf Theobald (der Bruder des Bischofs Ulrich) und sein Vetter Reginald; Herzog Konrad von Franken löst sich in der Hitze den Helm los, da trifft ihn ein Pfeil in die Kehle, und so löst ihn der Tod von seiner Schuld. Wie nun die Ungar-Haufen zersprengt werden, schreiten die Deutschen über die, welche noch widerstehn wollen, zermalmend hinweg. Jetzt wird die Verwirrung der Ungarn allgemein, ihr Entsetzen wächst; die weite Ebene wimmelt von Flüchtlingen; die Deutschen über sie herein, wie der Zorn Gottes! Heulend sprengen die Ungarn in den Lech, aber der ist gut deutsch und läßt weder Rosse noch Reiter los; Leichen füllen das Flußbett, die blutgefärbten Wasser schwellen über. So wird das übermüthige Volk vernichtet; nur Wenige entrinnen dem heißen Tag. Noch am Abend zieht Otto mit dem Bischof Ulrich glorreich in Augsburg ein und dankt dem Herrn für Deutschlands Befreiung. — Am andern Tage ritt er aufs Schlachtfeld hinaus, seine Todten zu zählen; da fand er Konrads Leiche und weinte um den tapfern Mann. Dann zog er über den Lech und ließ allerorten in Baiern gebieten, auf die Flüchtigen zu fahnden. Wo sie sich blicken ließen, schlug sie das erbitterte Baiervolk wie Wölfe todt; drei gefangene Ungarfürsten ließ Herzog Heinrich vor dem Osterthor in Regensburg aufhängen. Nur sieben Männer von den hunderttausend, die gekommen waren, sollen die Botschaft der Niederlage nach Ungarn heimgebracht haben. Darnach hielt Herzog Heinrich zu Regensburg ein strenges Gericht über alle Verräther des Vaterlandes, welche sie herbeigerufen, der Bischof von Salzburg wurde geblendet und der von Aquileja entmannt. Das war des Baierherzogs letztes Werk auf Erden; er starb noch im selben Jahr. Die Ungarn aber wagten sich seit der Zeit nicht weiter vor als bis zu ihrer Grenzfestung, welche die Eisenburg hieß; diese stand gar trutzig auf einem Felsen am rechten Donauufer, auf der Stelle, wo nachher das stattliche Kloster Mölk erbaut worden ist.

Indessen hatten sich die Wenden um ihre Freiheit wieder erhoben und den Sachsenherzog Hermann Billung hart bedrängt. Schnell zog Otto, der allüberall war, wo das Reich seiner bedurfte, in ihr Land und lagerte am Fluß Dossa, wo dieser in die Havel rinnt; da umgingen ihn die Obotriten und Ukern mit andern slavischen Völkern und schlossen ihn ein, daß er in große Gefahr kam; obendrein schlichen sich zwei böse Gäste, Hungersnoth und Seuche, in sein Heer. Grad noch zur rechten Zeit kam der Schrecken aller Slaven, der Markgraf Gero, herbei, und schlug die Feinde

am 16ten October desselben Jahres, in welchem Deutschland der Ungarn ledig geworden; ihr Fürst Stoinef kam auf der Flucht um. Aber die Kriege der Deutschen mit den Slaven hatten damit noch kein Ende. Später 958 und 959 hat Gero den Polenherzog Miesiko bezwungen.

Während dieser Zeit hatte Berengar in Italien, welches er vom deutschen Reich zu Lehn trug, seines Lehneides spottend, — mit unerträglicher Willkür und Grausamkeit gewaltet; er wähnte sich sicher, weil König Otto mit den Ungarn und Wenden zu kämpfen hatte. Da riefen die welschen Fürsten dessen Hülfe an. Und Otto übergab seinem Sohne Ludolf ein wohlgerüstetes Heer, daß er sich die Herrschaft der Lombardei erkämpfe. Wie nun der Königssohn dahin kam, thaten sich ihm alle Herzen und Städte auf und Berengar hatte bald nirgends mehr einen Zufluchtsort. Durch Verrätherei ward er sogar dem tapfern Ludolf überliefert, aber dieser ließ ihn schwören: sich dem König Otto wieder zu unterwerfen, und gab ihn dann großmüthig frei; auch über Adalbert gewann Ludolf den Sieg. — Doch bald darauf starb er (957) jähen Todes, und die Welschen sagten, Berengar habe ihn vergiften lassen. Dieser aber fiel jetzt frohlockend sogar in den römischen Kirchenstaat ein. Da beschloß König Otto, auf die vielen Bitten des Papstes und der Großen Italiens, selbst nach Italien zu kommen, um den Berengar zu züchtigen, Ordnung und Gerechtigkeit herzustellen, und das Kaiserthum endlich mit dem deutschen Königthum zu vereinigen, wie Karl der Große, Otto's ruhmreiches Vorbild, es gethan. Darum berief er im Jahre 961 die deutschen Fürsten auf einen Reichstag zu Worms und sie billigten seinen Vorsatz und wählten seinen Sohn, den siebenjährigen Otto, welchen er ihnen vorgeschlagen hatte, zu ihrem Könige; dann zog er mit ihm nach Aachen zum Fest der Pfingsten, dort wurde der Knabe gekrönt. Hierauf brach der König mit einem großen Heere, und von seiner Gemahlin Adelheid begleitet, von Deutschland auf und fuhr gen Welschland, in voller Pracht und Herrlichkeit, wie es der Würde eines Königs der Deutschen geziemte. So kam er nach Pavia. In Mailand erklärten alle geistlichen und weltlichen Fürsten den Berengar und sein ganzes Geschlecht, als verflucht, für ewige Zeiten der Herrschaft unwürdig und erwählten den Otto zum König. Dann holten sie diesen nach Mailand. Der Erzbischof dieser Stadt salbte ihn und setzte ihm die „eiserne Krone" der Lombarden auf; die war von Gold und hieß also von einem eisernen Reif im Innern, welcher aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet worden.

Als König von Lombardien zog nun Otto im Januar des nächsten Jahres (962) nach Rom. Dort wallten ihm der Senat, die Ritter und das Volk, seinen Ruhm lobsingend, zum goldnen Thore heraus entgegen, und er ritt auf einem weißen Roß zum Vatikan und stieg die Stufen zur St. Peterskirche hinan. Vor ihren silbernen Pforten schwur er, daß er die römische Kirche immerdar schirmen werde, wie Kaiser Karl es gethan. Am

andern Tage (dem Fest Mariä Lichtmeß) salbte ihn der Papst Johannes XII. in der Peterskirche zum Kaiser und setzte ihm die Krone auf. Zahlloses Volk aus den verschiedensten Ländern der Christenheit jauchzte ihm zu und alle Großen Roms beschwuren ihm auf die Reliquien St. Peters ihre Treue. Otto wollte aber nicht bloß dem Namen nach Kaiser sein, sondern waltete auch als solcher in Italien. Da wurden die ersten Grundsteine der freien städtischen Verfassungen gelegt; besonders aber ließ sich's der Kaiser angelegen sein, sowohl sein Verhältniß zu dem Papst, als auch das des Papstes zu den Römern festzustellen. Doch bald mußte er erfahren, daß die Römer das Kaiserthum nur als eine leere Würde ohne Macht betrachteten und ihre Selbstständigkeit der Fremdherrschaft nicht aufopfern wollten. Mit Strenge trat er denn als oberster Richter mitten unter die Römer, und sie beugten ihre stolzen Nacken; aber so oft er wieder ferne war, richteten sie sich grimmig empor und rüttelten an der deutschen Oberherrschaft. Die Deutschen nannten dies Wankelmuth und schalten die Welschen untreu; doch das ist der Fluch jeder Fremdherrschaft, daß sie rings um die unvertilgbaren Wurzeln des edlen Freiheitsdranges das Unkraut der Heimtücke großzieht. Der Kaiser aber bändigte die Widersacher seines Ansehens, endlich (964) bekam er auch den ruhlosen Störefried Berengar in seine Gewalt und ließ ihn nach Deutschland auf die feste Babenburg bringen, wo derselbe starb. Otto selbst ging im nächsten Jahre dorthin zurück. Dort hatte indessen Markgraf Gero (964) die Slaven in der Niederlausitz unterworfen, aber in der Schlacht seinen einzigen Sohn verloren, für dessen künftige Hoheit er sein langes Leben hindurch so tapfer gekämpft; dies Herzleid hatte er jetzt zum Lohn für seine Unmenschlichkeit gegen die Slaven. Verzweifelnd pilgerte der narbenvolle Greis nach Rom, legte sein Schwert auf den Altar St. Peters, that Buße, zog auf der Heimkehr zu St. Gallen ein Mönchsgewand an und starb (965) in der Heimath.

Während nun der Kaiser in Deutschland war, hatte Adalbert, der Sohn Berengars, in Italien den Kampf alsogleich erneuert; zur selben Zeit stritten in Rom die mächtigen Adelsgeschlechter um die Herrschaft, daß große Verwirrung war. Da schickte der Kaiser zuerst den Herzog Burkhard von Schwaben nach Italien; dann kam er selbst (966) hin und hielt ein furchtbar Gericht über Alle, welche das kaiserliche Ansehen keck verachtet hatten. Erschrocken huldigten ihm die Fürsten von Benevent und Capua; der Kaiser aber trachtete nun auch darnach, das untere Italien, welches bis dahin noch unter der Oberherrschaft der griechischen Kaiser gestanden, zu gewinnen, damit das römische Kaiserthum in der ganzen Fülle der alten Macht und Herrschaft wieder aufblühe. Er hoffte, dies friedlich ins Werk zu setzen. Darum berief er seinen Sohn Otto II. nach Rom, ließ ihn von dem Papst zum Kaiser krönen, und warb für ihn um Theophanien, die Stieftochter des griechischen Kaisers Nikephoros. Durch diese Vermählung gedachte er die

Landschaften Unteritaliens von den Griechen als Brautschatz der Prinzessin zu erhalten. Aber Nikephoros war voll thörichten Dünkels und betrachtete sich selbst als einzigen rechtmäßigen Erben des römischen Kaiserthums so wie des ganzen Reichs Italien, den deutschen König hingegen blos als einen Räuber jener Würde und dieses Landes. Also mißhandelte er dessen Gesandte, schlug ihm die Prinzessin Theophania ab und verbündete sich heimlich mit Adalbert. Da gab Otto in Unteritalien durch Waffenthaten kund, daß sich der deutsche Name nicht ungestraft schimpfen lasse, am wenigsten von einem so entnervten und verderbten Volk, wie die Griechen waren. Bald darauf (969) wurde Nikephoros zu Konstantinopel ermordet; sein Nachfolger, Johannes Tzimiskes, welcher den Frieden suchte, sandte Theophanien als Braut des jungen Otto II. nach Italien und Otto I. ließ nun den Griechen die Landschaften Apulien und Calabrien bis auf Benevent und Capua.

Mit großer Pracht wurde die Hochzeit Ottos II. (972) mit Theophanien zu Rom gehalten. Dann kehrten die beiden Kaiser, Vater und Sohn, nach Deutschland zurück und begingen das heilige Osterfest (973) zu Quedlinburg. Da saß Otto I. in seiner Pfalz, welche, auf lieblicher Anhöhe ragend, auf die wogenden Waldwipfel des Harzes weithin schaute; rings um den alten Kaiser saßen sein Sohn Otto II., die edlen Frauen Adelheid und Theophania, die Herzoge von Sachsen, Schwaben, Franken, Baiern, Lothringen, Polen und Böhmen, nebst vielen Markgrafen, Grafen und edlen Herren, dazu alle geistlichen Fürsten des Reichs, und Gesandte kamen herbei aus Ungarn und Griechenland, Rußland und Bulgarenland, aus Dänemark und Italien, brachten Geschenke und suchten die Bundfreundschaft des mächtigen Kaisers, dessen Ruhm wie Windesweh'n über die Erde ging. Also genoß er mit vollem Behagen das höchste irdische Glück, daß er, zufrieden mit sich selber, sein Lebenswerk überschauen konnte. Denn in Deutschland war Friede und Einigkeit, Wohlfahrt und Segen bei großem Waffenruhm, und es war für die andern Länder Europas das, was das gesunde hochklopfende Herz für die Glieder eines Leibes ist. Nach jenem Osterfest zog Otto I. nach Merseburg, und von dort in die güldene Au, nach Memleben, wo sein Vater Heinrich gestorben war. Dort verschied auch er, sanft und ruhig, 973, seines Alters im 61sten Jahr.

7.

. . . . . Wie oft schon zog das deutsche Heer,
Erles'ne Männer, schmucke Jünglinge,
Des Vaterlandes Stolz, der Ihren Wonne,
Die Alpen nieder, um auf Welschlands Ebnen
Dahin zu schwinden wie das Sommergras!
Uhland.

Otto II. war bei dem Tode seines Vaters noch nicht 20 Jahre alt; da bestätigten ihn die deutschen Fürsten und Edlen in der Würde. Strotzend

von Kraft, voller Sehnsucht nach Ruhm, strebte er vom deutschen Boden fort, nach Welschland hin, um Calabrien und Apulien wie einen Brautschatz seiner Gemahlin an sich zu bringen; bis Sicilien hinüber sollte der kaiserliche Reichsadler seine Flügel ausbreiten; dies hatte der junge Kaiser im Sinn. Aber vielfache Fehden hielten ihn wider Willen noch länger in Deutschland zurück.

In Baiern war nämlich nach dem Tode Heinrichs dessen Sohn, welcher den Namen seines Vaters und dessen Herrschsucht geerbt hatte, zum Herzogthum gekommen; und wie sein Vater auf den tapfren Ludolf, so war er auf Ludolfs Sohn, Otto, eifersüchtig, welcher das Herzogthum Schwaben besaß. Weil nun der Kaiser diesen wider ihn begünstigte, so warb Herzog Heinrich von Baiern bei den Polen, Böhmen und Dänen um Hülfe und wollte offnen Krieg beginnen, um Baiern vom deutschen Reich loszureißen. Gleich standen alle Baiern zu ihrem Herzog Heinrich und wohl Mancher mochte im Stillen hoffen, daß ihr Aller eingebornes liebwerthes Herzoggeschlecht (das der Schyren) wieder zum Regiment käme. Aber der Kaiser bekam (975) den Baierherzog in seine Gewalt und schlug die Böhmen, daß sie demüthig die Oberhoheit des deutschen Reichs wieder anerkannten; schnell wie der Blitz war er gleich drauf in Schleswig und zwang auch den Dänenkönig, Huldigung und Zins zu erneuern. Indessen war Heinrich aus seiner Haft entronnen, kam nach Baiern und ließ sich in aller Eil durch den Bischof von Freising in Regensburg zum König der Deutschen krönen. Aber der echte König kam ebenso geschwind ins Baierland, fing ihn in Passau, schlug ihm mit dem Schwert den angemaßten Scepter aus der Faust, und ließ ihn nach Utrecht in sichere Haft führen; das Herzogthum Baiern gab er dann seinem Vetter Otto, dem Schwabenherzog.

Zur selben Zeit gelüstete es den König von Frankreich und dessen Bruder nach dem Besitz Lothringens, und die Franzosen kamen unversehens gen Aachen. Dort stand der Reichsadler auf dem Schloß nach Sachsen zugekehrt; den drehten die Franzosen um, daß er jetzt nach Frankreich hinsah, als säße dort der Herr, welchem Lothringen gehöre; drauf kehrten sie heim, als hätten sie was Großes gethan. Aber der Kaiser kam geschwind hinterdrein bis Paris, und steckte die Vorstädte in Brand, daß sich die Franzosen den rechten Herrn Lothringens beim Licht besehen konnten. Nicht lange darnach (980) kam der König von Frankreich an den Fluß Chair zu Otto II. und schwur diesem einen Eid, daß Lothringen nun deutsch bleiben sollte. Und es blieb's auch von damals an, 700 Jahre lang.

Nun aber hielt Otto II. es in der Heimath nicht länger mehr aus; ruhmdürstend ritt er noch in demselben Jahre mit seiner Gemahlin und vielen Fürsten nach Italien. Damals kämpften in Rom zwei Partheien um die Herrschaft und setzten nach Willkür die Päpste ein und ab. Die eine Parthei wollte die Selbstständigkeit des römischen Staats wiederherstellen;

an der Spitze derselben stand ein gewisser Crescentius, welcher alles, was deutsch war, grimmig haßte. Die andere Parthei aber hielt es mit dem Kaiser. An diesem Streit nahmen alle adligen Geschlechter mit furchtbarer Wuth Theil. Als Otto II. nach Rom kam, hatte die kaiserliche Partei dort eben gesiegt; ungeduldig zog er nun mit einem stattlichen Heer von Schwaben, Franken und Baiern in die Landschaften Apulien und Calabrien hinab. Wo er nur den Fuß hinsetzte, kam ihm das Glück entgegen, und lustig, als wär' es nur Kinderspiel, eroberte er die Städte Salerno und Tarent. Indessen hatten die Griechen die Araber von der Insel Sicilien herübergerufen; freudig eilte der junge Kaiser diesen entgegen und gewann im ersten Treffen wieder den Sieg. Nun aber verblendete ihn das Glück so ganz und gar, daß er sich durch eine verstellte Flucht der Feinde täuschen ließ; da wurde das deutsche Heer bei Basantello, nicht weit von Tarent, (982) überfallen und fast völlig erschlagen, Kaiser Otto II. selbst entrann mit genauer Noth ans Ufer des Meeres; dort ritt er mit dem Schwabenherzog und wenigen Treuen auf und ab und sah rings umher nach Rettung; feindliche Reiter waren ihm dicht auf den Fersen. Endlich gewahrte er ein griechisches Schiff und spornte sein Roß ins Meer, schwamm an Bord und kam unentdeckt glücklich bis gen Rossano. So hatte er Leben und Freiheit gerettet; aber ein tödtlicher Gram zehrte an ihm, daß er so viele tapfre Deutsche verloren und den Ruhm der deutschen Waffen noch dazu, der jetzt den feigen Griechen zum Gespött sein sollte. — Zur selben Zeit waren auch viele Sachsen durch die Slaven erschlagen worden, welche von jenen nicht länger wie „Hunde" mißhandelt sein wollten; aber die Slaven unterlagen zuletzt doch wieder.

Im Frühjahr 983 kamen die deutschen Fürsten zu dem Kaiser nach Verona auf den Reichstag, rissen die Schwerter aus den Scheiden und riefen: „Frisch auf, o Kaiser! Führ' uns hinab gegen die Griechen und Heiden; wir wollen mit ihnen Rechnung halten." Da blühte des Kaisers Hoffnung wieder frisch auf; und er rüstete mit Macht. Zuvor aber bestellte er des deutschen Reichs Geschäfte und verlieh die erledigten Herzogthümer Franken, Schwaben und Baiern. Damals war auch die Markgrafschaft Oesterreich zu Lehn erledigt; um diese warb Leopold, ein edler Graf im Donaugau, vom Geschlecht der Babenberger, beim Kaiser, indem er ihm einen zerbrochenen Bogen vorwies, welcher einst Otto I. gehört hatte. Denn vor vielen Jahren hatte Leopold, damals noch ein Jüngling, den Kaiser Otto I. ganz allein auf der Jagd getroffen, wie sich derselbe eines angeschossenen Ebers nicht erwehren konnte, weil ihm der Bogen zerbrach. Da hatte Leopold den wüthenden Keiler erlegt und vom Kaiser den zerbrochenen Bogen erhalten, daß er ihn als Wahrzeichen vorweise, „wenn ein Reichslehen erledigt sei." Also gab Otto II., um dies Versprechen seines Vaters zu erfüllen, jetzt dem Babenberger die Markgrafschaft Oesterreich. Und Leo-

pold verwaltete sie als rechter Grenzhüter des deutschen Reichs, brach die stolzen Thürme der Eisenburg, worin die Ungarn dem deutschen Lande noch Trotz boten, und jagte diese bis übers Kahlengebirg, daß das Land Oesterreich endlich wieder deutsch ward, wie einst in uralten Zeiten, und auch deutsch blieb. — Wie nun der Kaiser das Reich so besorgt hatte, empfahl er, in trüber Vorahnung, den deutschen Fürsten als Reichsständen seinen Sohn Otto, ein dreijähriges Kind, zu seinem Nachfolger; und als sie dazu ihre Zustimmung gaben, vertraute er ihn dem Erzbischof von Köln zur Erziehung. Dann zog er nach Rom, um den Kampf aufs Neue nach Unteritalien zu tragen. Aber der Tod trat ihm in den Weg und zerbrach ihm Schwert und Herz (983).

Gerade hatten die Erzbischöfe von Mainz und Ravenna das Kind Otto III. zu Aachen gesalbt, als dort die Todesbotschaft anlangte. Schnell kam jetzt Herzog Heinrich aus seiner Haft hervor und nahm das Königskind, als dessen nächster Blutsverwandter, in seine Obhut; das that er nur, um unter einem so schönen Vorwand selbst herrschen zu können; durch diese Herrschsucht hat er viel Zank und Streit über Deutschland gebracht, und davon den Beinamen des „Zänkers" erhalten. Gleich waren auch die Slaven bei der Hand, um während der Partheiung das harte Joch der Knechtschaft abzuschütteln. Aber der Schwabenherzog Konrad und besonders der Erzbischof Willigis von Mainz hielten treu zu dem Königskind und zwangen (984) Heinrich den Zänker, daß er es seiner Mutter Theophania und seiner Großmutter Adelheid zur Erziehung übergab. Heinrich mußte froh sein, daß er sein verlornes Herzogthum Baiern wiederbekam; aber das Herzogthum Kärnthen wurde davon getrennt; dies bekam Hezilo, aus dem babenbergischen Geblüt, welcher bis dahin Baiern gehabt hatte.

Otto III. wuchs indessen bei den Frauen stattlich heran und lernte von ihnen griechische und welsche Sprache und Sitten und von dem gelehrten Abt Gerbert gar viel in den Wissenschaften. Dabei war er frühzeitig voll ritterlichen Muths und voll Lust zu Abenteuern. Schon als Kind von 6 Jahren zog er (986) gegen die Wenden mit ins Feld; wider diese ist abermals 9 Jahre lang Krieg geführt worden. Aber bei gar vielen Trefflichkeiten ward dem jungen König das Allerbeste fremd, das Vaterland, und, wie er kaum das Jünglingsalter erreicht hatte, begehrte er mit noch viel heftigerer Sehnsucht als weiland sein Vater nach Welschland.

Indessen hatte Crescentius zu Rom fast völlig wie ein unumschränkter Herr regiert. Da riefen die Römer den jungen König (996) herbei. Er kam mit großer Freude, und setzte, weil die deutschen Könige das Recht hatten, die Päpste zu wählen, einen deutschen Geistlichen (seinen Vetter) als Papst ein, welcher den Namen Gregor V. annahm. Dieser krönte ihn zum Kaiser und legte für den überwundenen Crescentius ein Fürwort ein als Otto III. denselben verbannen wollte.

Nachdem nun Otto III. die Ordnung in Rom hergestellt hatte, ging er nach Deutschland zurück. Kaum war er jedoch dort angelangt, so rief der wilde Crescentius zu dem römischen Volk: „Schlaft ihr, Männer von Rom? Unsere Urväter haben einst die ganze Welt beherrscht, und wir sollen jetzt einen Fremden, einen Barbaren aus jenem Volk, das einst den Römern um Sold diente, über uns als Herrn anerkennen? Wer will's dulden?" So entzündete er den Stolz des römischen Volkes und brachte es ganz auf seine Seite; dann vertrieb er den deutschen Papst, ließ einen schlauen Calabresen statt dessen erheben und wollte die Stadt Rom ganz vom abendländischen Kaiserthum trennen und sie lieber dem griechischen unterwerfen. Kaum hatte Otto III. dies vernommen, so rückte er (998) mit Heeresmacht vor Rom, drang ein, und belagerte den Crescentius in einem starken Thurm, welcher später die Engelsburg genannt worden ist. Als sich der Trotzige nach langem Widerstand ergab, sprach der Kaiser ihm das Urtheil und ließ ihn nebst zwölf Andern enthaupten. Dann stellte er Ruhe und Ordnung wieder her und setzte seinen Lehrer Gerbert (unter dem Namen Sylvester II.) auf den Stuhl Sankt Peters. Je länger er aber in der Stadt Rom zwischen den Trümmern der alten Herrlichkeit wandelte, um so heftiger ward seine Liebe zu ihr und er faßte den Entschluß, für immer in Rom zu bleiben und es wieder zum Mittelpunkt der Weltherrschaft zu machen.

Als frommer Christ wallfahrte er indessen mit vielen vornehmen Römern, die er mitgenommen, nach Polen, wo der heilige Adalbert, Bischof von Prag, begraben lag, welchen die heidnischen Preußen erschlagen hatten, wie er ihnen das Evangelium predigte; und stiftete dem Märtyrer zu Ehren ein Erzbisthum zu Gnesen. Dann zog er durch die Gaue des Sachsenlandes an den Rhein, und zeigte den Römern, wie ganz anders Deutschland geworden war seit der Zeit, da Hermann den Varus im Teutoburger Wald geschlagen. Dann fuhr er gen Aachen und hielt dort einen Reichstag. Da wandelte ihn die Begierde an, das Grab Karls des Großen zu eröffnen. Nachdem nun das Gewölbe erbrochen worden war, fand er jenen noch unverwes't auf seinem Throne aufrecht sitzend, das Scepter in der Hand, den Heerschild des deutschen Reichs zur Seite, als bewache er dies noch im Tod, das majestätische Antlitz finster, als zürne er seinem jungen Nachfahr, daß er um Italiens willen sein deutsches Vaterland vergessen habe. Nachts darauf soll ihm, wie das Volk sich erzählte, Karl der Große erschienen sein und seinen nahen Tod geweissagt haben.

Voll stolzer Hoffnungen ging Otto III. hierauf (im J. 1000) von Aachen wieder nach Rom und erfuhr dort alsogleich den Wankelmuth der Italiener. Die römische Adelsparthei, welche in der Stadt Tivoli wohnte, hatte nämlich während seiner Abwesenheit den kaiserlichen Statthalter daselbst erschlagen, konnte sich aber Ottos III. nicht erwehren, bat deßhalb um Gnade und empfing sie auch. Darüber zürnten jedoch die Feinde dieser

Kaiser Otto III. im Grabe Karls des Großen.

Parthei in Rom dem Kaiser, erhoben dort einen Aufstand gegen ihn, und belagerten ihn in seinem eigenen Palast drei Tage lang, so daß weder Speise noch Trank zu ihm kam. Jetzt endlich erkannte Otto III., daß diese Treulosigkeit der Römer für ihn eine gerechte Züchtigung war, weil er sein Vaterland bisher geringer gehalten als die Fremde; und wie die Römer seinen Palast stürmten, trat er voll bittern Schmerzes auf die Zinne und rief zu ihnen hinab: „So lohnt ihr mir all' meine Liebe, daß ich um eurer willen meine treuen Deutschen, mein eigen Fleisch und Blut, von mir warf, und blos euch angehören und den Namen eurer Herrschaft wieder glorreich ausbreiten wollte bis an die äußersten Grenzen der Erde?" Dennoch mußte er vor den Römern heimlich entfliehen. Wie er aber außerhalb

der Mauern in Sicherheit war, fürchteten die Römer seinen Zorn, veränderten plötzlich ihren Sinn und baten um Gnade. Doch auch des Kaisers Herz war dadurch völlig umgewandelt und er rief seine Deutschen zur Rache auf. Zu spät! Die welsche Luft war ihm schon zu Gift geworden. So mußte er denn auf fremder Erde, 22 Jahr alt, sterben (1002); in deutscher Erde wollt' er wenigstens ruhen. Die Deutschen trugen seine Leiche aus Italien fort; die Italiener aber verfolgten sie bis an die Grenze; so vergalten sie ihm noch nach dem Tod seine blinde Liebe.

8.

. . . Noch regt sich mit Adlerschwung
Der vaterländ'sche Geist.

Körner.

Ottos III. Ahnen hatten eifrig dahin getrachtet, die Einheit Deutschlands durch die Macht des Königthums zu festigen und das Reich für ihr Geschlecht erblich zu machen. Nachdem nun Otto III. gestorben war, ohne Kinder zu hinterlassen, trat sowohl der alte Freiheitsdrang der einzelnen deutschen Völkerschaften, als auch das gute alte Wahlrecht wieder in voller Kraft hervor.

Drei Fürsten bewarben sich damals um die Krone, nämlich Heinrich, Herzog von Baiern, (der Sohn Heinrichs des Zänkers, also ein Urenkel Heinrichs des Vogelstellers,) sodann Hermann von Schwaben (aus fränkischem Geblüt) und der tapfre Markgraf Eckhard von Meißen. Den Ersten von diesen begünstigten die Geistlichen, besonders der Erzbischof Willigis von Mainz, vor den andern beiden; denn Heinrich war freigebig und demüthig gegen die Kirche. Außerdem kam es ihm zu statten, daß er bei Gelegenheit, wie die Leiche Ottos III. durch Baiern getragen wurde, die Reichskleinodien in seine Gewalt gebracht hatte. Bald befreite ihn der Tod von seinem mächtigen Nebenbuhler Eckhard, und nachdem ihn Viele von den sächsischen Großen zu Werla zum König erkoren hatten, kam er, — dem Schwabenherzog Hermann zum Trotz, welcher ihm den Weg verlegen wollte, — glücklich nach Mainz. Dort krönte und salbte ihn der Erzbischof Willigis (am 11. Juni 1002); und im nächsten Jahr unterwarf sich dann Hermann von Schwaben. Bevor sich jedoch Heinrich zu Aachen auf den Stuhl Karls des Großen setzen durfte und dadurch allgemein als der zweite deutsche König seines Namens anerkannt werden konnte, mußte er den Thüringern eine herkömmliche Abgabe erlassen, und den Sachsen, so wie den Lothringern feierlich beschwören, daß er ihre alten einheimischen Rechte und Gesetze nicht antasten wollte. Diese Bedingungen nun, welche die deutschen Völkerschaften dem König machten, bevor sie ihn als solchen

anerkannten, sind die ersten Spuren der „Wahlkapitulation", durch welche in nachfolgenden Zeiten die königliche Macht heilsam eingeschränkt worden ist, damit die Einheit Deutschlands nicht auf Kosten der Freiheit erhalten werde. Gleichwie nun die Fürsten als Reichsstände dem König gegenüber die Selbstständigkeit und die Rechte ihrer Völkerschaften bewahrten, so war's natürlich, daß sie selbst in ihren eigenen Ländern durch die Landstände, als Vertreter der untergebenen Völkerschaft, in Schranken gehalten wurden; denn dieser stand nach uralter deutscher Sitte ebenso das Recht zu, sich die Herzoge zu wählen, wie die Herzoge das Recht der Königswahl ausübten. Dies sah auch König Heinrich II. ein und sprach's in klaren Worten aus. Bevor er nämlich König geworden war, hatte er dem Markgrafen Hezilo von Schweinfurt das Herzogthum Baiern versprochen; als ihn nun nach seiner Erhebung Hezilo an dies Versprechen mahnte, gab er demselben folgende Antwort: „Die Baiern haben das Recht: sich ihren Herzog selbst zu wählen, und der König darf ihnen keinen geben ohne Gutheißung der Stände im Land." Und so verlieh er Baiern seinem Schwager, dem Grafen Heinrich von Luxemburg. Darüber ergrimmte Hezilo und verbündete sich gegen den König mit dessen Bruder Bruno, mit dem grausamen Polenherzog Boleslav und mit Ernst, dem Sohn des Markgrafen von Oesterreich. Das Kriegsglück war jedoch mit König Heinrich II.; Markgraf Hezilo mußte flüchtig wandeln und sich endlich unterwerfen; da ließ ihn der König (1004) gefangen nehmen und hielt ihn auf dem festen Schloß Giebichenstein bei Halle ein Jahr lang in Haft. Aber der Polenherzog setzte den Kampf mit größerem Glück Jahre lang fort, bis er endlich 1013 die Oberherrschaft des deutschen Königs anerkannte; dafür gab ihm dieser noch weit mehr Land zu Lehen, als er bisher inne gehabt hatte. Der Krieg zwischen den Polen und Deutschen wurde jedoch mit großer Erbitterung fortgeführt; erst im Jahre 1018 kam zu Bautzen ein aufrichtiger Frieden zu Stande.

Während dieser Zeit zeigte sich auch im Westen des Reiches, besonders in Lothringen, die Lust der Fürsten: nicht bloß ihre Würden erblich, sondern auch sich vom Königthum unabhängig zu machen, wogegen Otto I. und seine beiden Nachfolger das Königthum dadurch gesichert hatten, daß sie die Herzogthümer solchen Männern verliehen, deren Treue zum Königshause durch Bande des Bluts oder der Verschwägerung festgehalten wurde. Nun suchten aber die Fürsten auch die Grafen, welche doch eigentlich eben so gut königliche Beamte waren, wie sie selbst, und alle freien großen Herren, ihrer Macht zu unterwerfen. Dies hatte zur Folge, daß nun auch die Grafen ihre Würden erblich zu machen strebten; ebenso die Ritter ihre Lehen.

Zu gleicher Zeit eiferten die weltlichen Großen gegen die Macht der Geistlichen, welche nicht bloß der Frömmigkeit der Könige aus dem säch-

fischen Hause immer mehr Güter und Vorrechte zu verdanken hatten, sondern auch durch die Strenge, mit welcher sie auf den Kirchenversammlungen die Sittenzucht bewachten, endlich durch die Einführung der „Ohrenbeichte" so wie des „Kirchenbanns" und des „Interdikts" einen bis dahin unerhörten Einfluß gewonnen hatten. Denn durch die Ohrenbeichte hatten sie den Schlüssel zu den Gewissen in der Hand, und lasen darin die allerverborgensten Gedanken. Und wen sie in den Bann thaten, der war von der Gemeinschaft aller Christen und von Gottes Gnade ausgeschlossen, so lang bis er die Vergebung der Kirche erlangte; ein Land, auf welchem das Interdikt lag, war in der Meinung der Welt wie von Gott verflucht, da durfte kein Gottesdienst gehalten, kein Sakrament ausgespendet werden, da waren alle Lebendigen unselig und die Todten mußten in ungeweihter Erde begraben werden. Das war für die Gemüther der Menschen bei weitem furchtbarer als alle Macht der irdischen Gewalthaber, und diese, welche sonst oft vor keinem heiligen Recht der Menschen Scheu trugen, zitterten vor dem Fluch der Kirche; so wurde diese dadurch der Schutz und Schirm der Unterdrückten. Auch war es noch immer einzig und allein die Geistlichkeit, welche die Wissenschaften und Künste in Schulen, Schriften und Werken pflegte; besonders zeichneten sich die Benediktiner-Mönche dadurch aus, daß sie die deutsche Sprache durch Uebersetzungen der heiligen Schriften ausbildeten; das Kloster Sankt-Gallen that sich darin vor allen rühmlich hervor. Von den Künsten wurden vornehmlich die Musik und die Baukunst im Dienste der Religion gepflegt; damals wurden viele Kirchen, welche noch heutzutage stehen, zu bauen begonnen, und zwar im sogenannten Halbkreisbogenstyl; zu solchen Bauwerken steuerten alle Klassen des Volkes mit frommer Begeisterung bei; denn tiefinnerlichst hatte die christliche Religiosität alle durchdrungen und alle menschlichen Vorstellungen, das Volksleben, die Jahrs- und Tagszeiten sogar, und die Feste hatten durch den Einfluß des Christenthums und der Kirche eine tiefere Bedeutung erhalten. Dies alles ist unter der Herrschaft der Könige aus dem sächsischen Volksstamm zu Stande gekommen, welcher doch einst der Einführung des Christenthums in Deutschland am längsten und heftigsten widerstanden hatte. Zu gleicher Zeit strebten die einzelnen deutschen Völkerschaften empor, eine vor der andern, ja sogar eine wider die andere. Das war eine heftige Eifersucht, wie schon einst in den Römerzeiten, und sie entsprang, wie damals, aus dem edlen Freiheitstrieb, der allen Deutschen angeboren ist; doch brachte sie den verschiedenen deutschen Völkerschaften jetzt keinen solchen Schaden mehr, wie damals, weil diese in den Tagen gemeinsamer Noth gelernt hatten, sich zur rechten Stunde doch immer wieder als treue Brüder an einander zu schließen für die Ehre und Herrlichkeit ihres großen theuren Vaterlandes. Vielmehr diente diese Eifersucht jetzt dazu, daß jede Völkerschaft ihre Eigenthümlichkeit immer kräftiger aus-

bildete. Und weil jede dies that, so mußte natürlich auch das ganze deutsche Volk dadurch allmälig von Neuem stark werden, gleichwie der ganze Leib nur dann recht tüchtig wird, wenn sich jedes einzelne Glied von früh auf frei regen und ausbilden konnte.

Diesem Freiheitsdrang nun, der sich in jeder einzelnen Völkerschaft mächtig regte, war das Trachten der Herzoge, Grafen und andern großen Herren nach Erblichkeit der Reichslehen und nach Vergrößerung ihrer Macht eben so gefährlich wie dem Königthum, welches da war, um die Einheit Deutschlands kräftig aufrecht zu halten, wofür König Heinrich I. so wie seine Nachkommen (besonders Otto I.) so eifrig gestrebt hatten. Jener Gefahr zum Trotz war jedoch die deutsche Volksfreiheit bereits trefflich geborgen. Sie hatte sich ja eine neue Zufluchtsstätte auserwählt, nämlich das edle Bürgerthum, welches unter den deutschen Königen aus sächsischem Stamm in den Städten herangewachsen und zu Kräften gekommen war. Denn wie die Freien hinter den festen Mauern neben einander wohnten, war das Bewußtsein in ihnen wieder erwacht, daß nur treue Eintracht sie und die Freiheit wider jede Unbill schützen könne. Drum bildeten sie Gemeinden und schufen sich dafür ein gutes Bollwerk: die Verfassung. Freudig sahen sie zu den Königen als Schirmherren der jungen Bürgerfreiheit hinan, und die Könige erkannten es auch gar wohl, daß ihr eignes Ansehn in freien Bürgern den besten Schutz gegen die gefährlichen Bestrebungen der Fürsten und des Adels habe. Darum gaben sie den Städten mit Freuden viele kostbare Freibriefe, sprachen sie von der Gerichtsbarkeit ihrer früheren geistlichen oder weltlichen Herren los und untergaben sie unmittelbar der kaiserlichen. Den Stamm der Bürgerschaft bildeten jene wehrhaften freien Männer, welche zuerst zur Vertheidigung der Städte in dieselben gekommen waren; die hießen auch „Königsleute", und in der Folge „Altbürger" oder „Geschlechter". Und die Bürger erwählten aus ihrer eigenen Mitte einen „Schultheiß", welcher die niedere Gerichtsbarkeit übte. Für den Blutbann und die Heerführung war im Anfang noch ein „Reichsvogt" da, welchen die Könige einsetzten; in der Folge übertrugen diese dessen Amt gleichfalls dem Schultheißen. Die erste Beschäftigung der freien Bürger in den Städten war der Handel, durch diesen gelangten sie schnell zu großer Wohlhabenheit; je größer diese, um so mehr durften sie sich zutrauen. Lange hielten es die Deutschen, wie seit urältesten Zeiten, eines freien Mannes für unwürdig, irgend ein Gewerbe zu treiben, womit sich bisher nur unfreie Leute beschäftigt hatten. Mit der Zeit aber schwand auch dies thörichte Vorurtheil und sie erkannten, daß der Gewerbfleiß, als Grundlage des Besitzes, eben so ehrenwerth sei wie das Grundeigenthum (Allod), worauf die Freiheit früher gefußt hatte. Gleichwie nun die „Geschlechter" fest zusammenhielten, so bildeten in der Folge auch die Handwerker unter sich Genossenschaften (Zünfte); dieser Drang, sich zu vereini-

gen, ist ein gar edler, uralter Zug im deutschen Wesen und sollte die Deutschen zu allen Zeiten mahnen: echter Brüderlichkeit untereinander treu zu bleiben. Wie sie sich aber einmal mit den Gewerben zu beschäftigen angefangen hatten, regte sich auch gar bald der erfinderische Geist, welcher im deutschen Volkscharakter bisher unterm Waffengetöse geschlummert hatte. Mit derselben Ausdauer, mit welcher ihre Urväter einst tagelang in den finstern Wäldern dem Wild oder den Feinden der Freiheit nachgestellt hatten, lagen sie nun, der Freiheit im Schutz des Rechts genießend, wichtigen Erfindungen ob. Unterm segenvollen Sonnenschein gesetzlicher Freiheit gediehen die Künste, welche bis dahin ausschließlich von den Geistlichen gepflegt worden waren, allmälig auch im Schooße des Bürgerthums; es athmete aus ihnen derselbe religiöse Geist, welcher sich in Deutschland eingepflanzt hatte. Bei allem Fleiß in Handel und Gewerben und bei aller steigenden Wohlhabenheit vergaßen jedoch die Bürger ihre alte Liebe, die Waffen, nicht, denn alte Lieb' rostet ja nie; und so war's ihre beste Lust, sich für die Tage der Noth im Waffendienst zu üben. So kamen nun im Bürgerthum alle alten Trefflichkeiten des deutschen Charakters, Treu' im Handel und Wandel, Ehrbarkeit in der Familie, Rechtsgefühl, Gastfreundschaft, Muth und edler Freiheitsstolz, wie neugeboren, zum Vorschein.

Auf eine andere Art zeigten sich die Grundzüge des deutschen Charakters im Ritterthum, das wie ein üppiger Baum in voller Pracht seine Krone reich an Blüthen zu entfalten begann. Die Liebe zu Abenteuern, die seit uralten Zeiten in des deutschen Mannes Brust nie erloschen war, brach jetzt erst recht an den Tag hervor, seit statt der alten Freiheit fast bloß die Ehre galt; da stürmte der begeisterte Ritter jeder Gefahr entgegen, und die größte war ihm die liebste, um den Preis vor seines Gleichen zu erringen. Gleichwie einst die Gefolgschaften ihren Herzogen treu in Noth und Tod nachgezogen waren, so ging jetzt dem Ritter neben der Ehre die Treue gegen seinen Lehensherrn über alles (das Lehenswesen beruhte ja einzig auf dem Fundament der Treue); und die Treue war ihm zugleich die allerhöchste Ehre. Aber nicht bloß seinem Lehensherrn bewahrte er solche Treue bis in den Tod, sondern in schwärmerischer Begeisterung auch dem heiligen Glauben und der Frauenliebe. Schon unsre Urväter hatten ja die Frauen gleich höheren Wesen verehrt, den Rittern erschienen sie nun recht wie lichte Engel, rein und makellos nach dem Vorbild der Himmelskönigin Maria, und erfüllten die Nacht des irdischen Lebens mit hehrem Glanz. Drum gingen die deutschen Ritter für die Ehre der Frauen mit Freuden in den Tod.

In diesem Zustand einer beginnenden neuen Entwickelung fand König Heinrich II. das deutsche Volk. Es war eine Entwickelung aller Grundstoffe des Nationalcharakters, es war ein Kampf der Vielherrschaft mit der wiedergebornen Freiheit, und der Einzelnen um ihre Selbstständigkeit, es

war zugleich ein Hinstreben der Freien zum Königthum, als zum Mittelpunkt aller nationalen Einheit, so wie ein Drang der Machthaber, sich davon zu entfernen, endlich war's eine empfindliche Spannung zwischen geistlicher und weltlicher Macht. Alle diese Gegensätze hätte König Heinrich II., sanft von Herzen, wie er war, gern friedlich ausgeglichen. Doch eben darin irrte er sich sehr. Denn kein Fürst, sei er auch noch so mächtig, vermag die Entwickelung eines Volkes aufzuhalten oder eigenwillig zu lenken; aus jedem Volke wirkt dessen eigner urmächtiger Geist frei und unwiderstehlich, und führt es durch alle Hindernisse und Nöthe auf jene Stelle hin, die es in der Menschheit einnehmen soll; einzig darin liegt das Verdienst großer Könige, daß sie den Geist des Volkes richtig erkennen und dessen Gebote treu vollstrecken. König Heinrich II. aber trachtete kurzsichtig nur dahin, das Streben einer jeden Parthei zu begünstigen; so hoffte er alle im Frieden zu vereinigen; gerade dadurch förderte er jedoch den Unfrieden sein ganzes Leben lang und verwickelte sich in Widersprüche. Von diesem Grundsatz geleitet, begünstigte er das Streben der einzelnen deutschen Völkerschaften nach Wahrung ihrer Selbstständigkeit und ihrer Rechte, ebenso aber auch das der Fürsten nach Erblichkeit und Unumschränktheit. Und dennoch versuchte er in Kärnthen das königliche Recht festzuhalten: die Herzogswürden als Beamtenstellen zu vergeben. Aus wahrer Herzensfrömmigkeit demüthigte er sich vor den Geistlichen, welche doch die Nebenbuhler der Fürsten waren; so warf er sich einst in Frankfurt am Main vor den Bischöfen zu Boden, um von ihnen die Erlaubniß zu erlangen, daß er zu Bamberg ein Bisthum stiften dürfe. Und dennoch leistete er einst, ebenfalls aus Frömmigkeit, dem Domkapitel zu Trier kräftig und unbeugsam Widerstand, als dieses, um seiner Gemahlin Kunigunde wohlgefällig zu werden, ihren Bruder Adalbert zum Erzbischof gewählt hatte, welchen er noch allzujung und zur Würde unfähig befand; darüber ward im Reich ein großer Zwiespalt, welcher Jahre lang dauerte, und er entsetzte darüber sogar seinen andern Schwager, den Baierherzog Heinrich, des Herzogthums, weil derselbe dem Adalbert beistand. Mit aller Macht wollte er, gleich seinen Vorfahren, das königliche Ansehen in der sturmvollen Zeit aufrecht halten; und, je eifriger er dafür kämpfte, um so weniger gelang es ihm doch. So rieb er sich im Kampf gegen lauter augenblickliche Verlegenheiten auf.

Indessen gaben's die Italiener immer deutlicher zu erkennen, daß sie nicht länger von den Deutschen abhängig sein mochten, sondern sich als selbstständiges Volk behaupten wollten. Gleich nach dem Hinscheiden Ottos III. hatten sie den Markgrafen Harduin von Ivrea zu ihrem König gewählt. Aber die italienischen Bischöfe waren gegen ihn und riefen (1004) den König Heinrich II., der als Freund und Beschützer der Geistlichkeit bekannt war, aus Deutschland herbei, empfingen ihn mit großen Freuden und krönten ihn in der Stadt Pavia als König Italiens. In

der Nacht nach dem Krönungstag standen jedoch die Bürger Pavia's gegen die wenigen Deutschen auf, welche beim König in der Stadt waren, und stürmten Heinrichs Palast, daß er sich durch einen Sprung durchs Fenster retten mußte; die Deutschen um ihn deckten ihn fechtend mit ihren Herzen, bis die, welche draußen im Lager waren, zum Kampf und zur Rache herbeisprangen. Ein so schlimmer Willkomm verleidete ihm Welschland, und er zog alsobald wieder nach Deutschland heim. Als er aber fort war, mißachteten die Italiener sein königliches Ansehen erst recht und Harduin waltete nun aufs Neue als Herrscher bis zum Jahr 1013. Eben so lang blieb auch der Kaiserthron ledig; denn bei den Völkern stand nun die Meinung fest, daß das deutsche Königthum die Grundlage der Kaiserwürde sei. In Rom aber übte die Parthei des Patriciers Johannes (eines Sohns des hingerichteten Crescentius) großen Einfluß und bedrängte den Papst Benedikt VIII., bis dieser den deutschen König um Schutz anrief. Mit größerer Macht, als das erstemal, kam nun Heinrich II. 1013 nach Italien, verscheuchte den Harduin in ein festes Schloß und zog 1014 nach Rom, wo ihn der Papst zum Kaiser krönte. Schon nach acht Tagen ließ jedoch auch das römische Volk seinem Haß gegen die Fremden freien Lauf und der Kaiser kehrte abermals nach Deutschland zurück, ohne sein Ansehen in Italien befestigt zu haben. Da begann Harduin in Italien das alte Spiel aufs Neue; doch bald siegte ihm die deutsche Parthei ob; siech und am Glück verzweifelnd ward Harduin ein Mönch im Kloster Fruttuaria und starb darin im Jahr 1015. Sechs Jahre darnach entschloß sich Kaiser Heinrich (abermals auf Bitten des Papstes) zu einem dritten Heerzug nach Italien, um die Griechen in Unteritalien zu bekämpfen, wo diese, im Verein mit den Arabern (oder Sarazenen), über die Nachkommen der Longobarden gewaltig geworden waren und die Besitzungen des Papstes bedrohten. Er focht mit Glück, eroberte mehrere Städte in Apulien und bestellte treue Männer als Statthalter. Kurz vorher waren Normannen als Wallfahrer nach Unteritalien gekommen und hatten den longobardischen Fürsten daselbst gegen die Griechen und Sarazenen tapfer geholfen; ihre Landsleute saßen jetzt in Frankreich, in einer Landschaft am Meeresufer, welche noch heutzutage von ihnen die Normandie heißt; diese besaßen sie seit dem Jahre 912, da ihr Herzog Rollo Christ geworden war, in der Taufe den Namen Robert und die Tochter des Königs von Frankreich zur Gattin erhalten hatte. Als nun Kaiser Heinrich durch Seuchen gezwungen ward, mit seinem Heer den Rückzug nach Deutschland anzutreten, übertrug er's den Normannen, den Kampf in Unteritalien fortzuführen und ließ ihnen einiges Land daselbst.

In der Zeit zwischen der zweiten und der dritten Heerfahrt nach Italien (im J. 1018) schloß Kaiser Heinrich II. mit dem König Rudolf III., seinem Oheim von mütterlicher Seite, welcher Burgund nebst Helvetien be-

herrschte, einen Vertrag, kraft dessen dies Reich nach Rudolfs Tod mit Deutschland vereinigt werden sollte. Aber früher als Rudolf starb Kaiser Heinrich (im Jahr 1024), ohne Kinder zu hinterlassen, — der letzte Zweig des glorreichen sächsischen Stammes, welcher über 100 Jahre lang die deutsche Krone getragen hatte. (127 Jahre nach seinem Tode wurde Heinrich II. von der dankbaren römischen Kirche heilig gesprochen.)

Voll gespannter Erwartung sahen jetzt Geistliche und Laien, Fürsten und Freie in deutschen Landen vor sich. Da das Reich plötzlich ohne Oberhaupt und die Entwicklung so vieler neuer Verhältnisse im vollen Drange war, sahen sie ein, daß grade jetzt ein kräftiger König als Mittelpunkt der Einheit noth that. Dies Bewußtsein der National-Einheit durchbrach wie Sonnenglanz alle Verwirrung der Partheien. Die fromme Kaiserwittwe Kunigunde aber bewahrte indessen die Reichskleinodien, bis das Volk den rechten Mann gefunden habe, der sie tragen sollte.

Da zogen in der achten Woche nach Kaiser Heinrichs Abscheiden (im September 1024) die deutschen Völkerschaften mit ihren Fürsten und Edlen an den grünen Rhein, und lagerten sich an seinen beiden Ufern bei Lörzweil, zwischen Mainz und Oppenheim, wo der Königsstuhl auf fränkischer Erde stand, um sich einen König zu wählen, und steckten die wallenden Banner auf ihre Zelte. Auf dem linken Ufer lagen die Ober- und Niederlothringer, die von der Mosel und von der Maas herbeigekommen waren, — auf der Ebene am rechten die Sachsen (mit den Böhmen und den andern slavischen Völkerschaften, welche zum deutschen Reich gehörten), die Franken, Schwaben, Baiern und Kärnthner. Oppenheim gegenüber stand damals ein Ort Kamba, welchen später die Wasser des Rheins hinweggeschwemmt haben; dort pflegten die Fürsten des Raths. Und nach langem Bedenken fanden sie zwei Männer von altadliger fränkischer Abkunft als die Würdigsten; beide hießen Konrad und waren Urenkel jenes Herzogs Konrad, welcher in der Schlacht auf dem Lechfeld fürs Vaterland gefallen war; der ältere von beiden saß als ein hochfreier Mann auf seiner Veste Limburg (zwischen Speier und Worms); der jüngere Konrad lebte als Herzog von Franken in Worms. Für den älteren Konrad stimmten die meisten Fürsten und Geistlichen; denn sein Muth, seine Klugheit und seine Rechtschaffenheit waren allgemein bekannt. Dem jüngeren Konrad war das Volk besonders hold, und die Lothringer hätten ihn gern zum König erhoben, damit der Aeltere nicht die Krone erhalte, welchem sie abgeneigt waren, weil er sie früher hart befehdet hatte. Wie nun der ältere Konrad wahrnahm, daß so lange keine Einigung zur Wahl zu Stande kam, trat er zu seinem Vetter, dem jüngeren Konrad, und sprach: „Auf uns beide ist die Wahl gefallen; darum ziemt es uns vor allen, einträchtig zu sein. So denk' ich, daß keiner von uns die Wahl des Andern hindern soll, vielmehr jeder treu und redlich dem, welchen die Fürsten erküren, seine Stimme gebe." Dies

versprach ihm der Jüngere mit Handschlag und Friedenskuß; stolzfreudig sahen die Fürsten ringsum das edle Vorbild der Eintracht. Nun stand der Erzbischof Aribo von Mainz auf und gab seine Stimme dem älteren Konrad, alle geistlichen Fürsten desgleichen; der jüngere Konrad rief, zuerst von

Die beiden Konrade.

allen weltlichen Fürsten, seinen Vetter zum König aus. Froh faßte ihn dieser an der Hand und hieß ihn neben sich setzen; nun folgten auch alle weltlichen Fürsten dem Beispiel des jüngeren Konrad, selbst die Lothringer; — laut jauchzten die deutschen Volkerschaften, so viele und verschiedene

ihrer da waren, der Eintracht ihrer Fürsten zu, und im Sturm der Begeisterung ward manche alte Eifersucht vergessen. Da trat die edle Kaiserwittwe Kunigunde in den Kreis und übergab die Zeichen der Königswürde, die sie bis zu diesem Augenblick getreulich bewahrt hatte, dem neuen König. Nun brach dieser mit den Fürsten auf, und ritt gen Mainz; mit hellem Liederschall zogen die Völkerschaften beide Ufer des Rheinstroms entlang. Als aber der König im Dom zu Mainz stand und der Krönung harrte, ermahnte ihn der Erzbischof, daß er zuvor seinen Feinden vergebe. Mit frohem Herzen übte Konrad alsobald der Könige schönstes und heiligstes Recht, das der Gnade. So alles irdischen Grolls ledig, als stünd' er vor Gott, empfing er dann die Krone auf sein reines Haupt, und die Gnade erhöhte den Glanz seiner Majestät.

Drittes Buch.

(Vom Jahre 1024 bis zum Jahre 1273.)

1.

Erst gilt's, den Mittelpunkt euch zu erstreiten!
Rückert.

Das Band der National-Einheit zu befestigen, war Konrads II. eifriges Bestreben; dafür, dachte er, sei er König, und darum wollte er das königliche Ansehen wieder in voller Macht herstellen, zugleich aber auch Recht und Ordnung, ohne welche das Königthum fürs Volk todt und unfruchtbar ist. Mit klarer Umsicht erkannte er, in welchen Theilen des Reiches die Eintracht noch nicht gedeihen wollte; das war in Ober- und Niederlothringen wegen jenes alten persönlichen Grolls gegen Konrad, und besonders in Sachsen, wo sich das Volk in seinem Stolz (weil aus seinem Stamm fünf deutsche Könige hervorgegangen waren) und in alter Eifersucht mit den Franken maß. Ueberdies lauerte an der einen Grenze des Reichs der König von Frankreich, welchem das schöne Lothringen ins Auge stach; auf der andern Grenze stand, auf sein blankes Schwert gestützt, der stolze Polenfürst Boleslav Chrobri, welcher den Königstitel angenommen hatte, und blickte lüstern auf die zum deutschen Reich gehörigen slavischen Länder, deren Bewohner, noch immer gar hart gedrückt, den Deutschen nur ungern und voll heimlichen Grolls gehorchten. In Italien hielten nur die Bischöfe zur deutschen Parthei; die weltlichen Großen hingegen wollten die Krone lieber aufs Haupt eines Franzosen setzen, nämlich des Grafen von Poitiers (Sohn des Herzogs Wilhelm von Aquitanien), um nur ja nicht die Deutschen ins Land zu bekommen. In Burgund endlich zürnten die Stände, weil König Rudolf III. das Reich, ohne sie um ihre Einwilligung zu fragen, grad' als wär's sein festes Erbgut, an Heinrich II. abgetreten hatte; nun wollte der charakterlose Rudolf selbst diesen Vertrag nicht mehr halten und gab vor, daß derselbe durch den Tod des Kaisers ungültig geworden sei.

Den deutschen König aber schreckten alle Schwierigkeiten seiner Lage nicht; ja, nur um so höher und stärker wuchs ihm der Muth, Deutsch-

lands Einheit herzustellen, und dadurch Frieden und Ordnung, Glück und Ruhm. Zu diesem Zwecke reiste er, nachdem er in Aachen auf dem Throne Karls des Großen das Reich bestellt und Recht gesprochen hatte, ein halbes Jahr lang durch die Länder Sachsen, Thüringen, Ostfranken, Baiern und Schwaben, forschte überall fleißig nach den Gebrechen der Verwaltung und übte strenge Gerechtigkeit. Dadurch erwarb er sich das Vertrauen und die Liebe des deutschen Volkes; denn Gerechtigkeit und Freiheit gehören so innig zusammen, daß ein König, welcher bei seinem Volk von Grund aus die Gerechtigkeit schützen will, auch dessen Freiheit schützen muß gegen Alle, die es darum kränken wollen. Wie nun Konrad II. die drückende Eigenmacht der großen Herren erkannte, war er eifrig bemüht, dieselbe einzuschränken und unschädlich zu machen. Dadurch aber erleichterte er nicht blos die Lage der niederen Lehensträger und der Freien, sondern machte diese zugleich zu eifrigen Anhängern des Königthums. Dies aber war damals in Deutschland etwas Höheres und Edleres als eine bloße Willkürherrschaft (so weit ließ es auch der uralte Freiheitsdrang in deutschen Herzen gar nicht kommen); es war der Inbegriff aller Herrlichkeit des ganzen Volks, es war der Mittelpunkt der Nationaleinheit.

Schon in demselben Jahr, da Konrad II. das Reich durchreist hatte, war sein Ansehen so hoch gestiegen, daß die mißgünstigen Herzoge von Ober- und Nieder-Lothringen zu ihm nach Aachen kamen und sich ihm unterwarfen. Aber auch die Ansprüche des deutschen Reiches auf Burgund wollte Konrad durchaus nicht aufgeben. Es war in den Burgundern (ob sie gleich nicht mehr die deutsche Sprache redeten) noch immer so viel urdeutsches Wesen in Sitten und Gesetzen, daß es ihnen gar wohl anstand, sich brüderlich an die Deutschen anzuschließen; überdies gedachte Konrad der alten Lehensherrlichkeit, welche weiland das ostfränkische Reich über Burgund geübt hatte. Darum sprach er: „kraft des Vertrags Rudolfs III. mit Heinrich II. gehört Burgund jetzt dem deutschen Reich; vor diesem höchsten Recht sind alle Erbansprüche der Verwandten Rudolfs null und nichtig." Aber heftig widersprachen ihm darüber die Letzteren, nämlich der Graf Odo von Champagne (ein Sohn von Rudolfs zweiter Schwester) und der Herzog Ernst von Schwaben, ein edler Held voll hoher Gedanken. Er war Rudolfs Enkel von dessen dritter Schwester, der Sohn der tugendhaften und weisen Gisela, welche weit und breit als die Zierde aller deutschen Frauen gepriesen ward. Mit ihr hatte sich (nach dem Tode ihres ersten Gatten, des Schwabenherzogs,) Konrad, noch bevor er König wurde, vermählt; so war Herzog Ernst dessen Stiefsohn geworden.

Bevor nun König Konrad II. das Recht des Reichs auf Burgund bis zur Entscheidung durchfechten wollte, hielt er's für wichtig, zuerst die Krone Italiens und die Kaiserwürde zu gewinnen. Da versöhnte die edle Gisela ihren Sohn Ernst mit ihrem Gatten und dieser gab ihm die große Reichs-

abtei Kempten zu Lehen. Dann fuhr er im Jahr 1026 mit dem Reichsheer gen Italien, sein Stiefsohn Ernst mit ihm. Zu Mailand empfing Konrad II. die eiserne Krone, und in Rom (1027) aus der Hand des Papstes Johann XIX. am Osterfest die kaiserliche. Zwei Könige standen dabei, der Schwächling Rudolf von Burgund und der gewaltige Kanut von Dänemark; mit dem letzteren schloß Konrad ein Freundschaftsbündniß und, um dasselbe dauernd zu befestigen, überließ er ihm die Mark Schleswig, welche einst zum Schutz des deutschen Reiches gegen die Einfälle der heidnischen Dänen eingerichtet, nun aber unnöthig geworden war, weil die Dänen seither das Christenthum angenommen hatten und sich friedlich in ihrem Lande hielten. — Kurze Zeit nach der Kaiserkrönung entbrannte der alte Haß der Römer gegen die Deutschen um geringer Ursach willen lichterloh. Da brach bei den Deutschen eine solche Kampfwuth los, daß den Welschen vor Grausen das Blut in den Adern gefror; vor dieser „deutschen Wuth" hielt's auch der tapferste Welsche nicht aus. Als sich nun die Römer besiegt gaben, forderte der Kaiser sie vor seinen Richterstuhl; barfuß, nackte Schwerter am Halse tragend, wie Missethäter, mußten sie vor ihn kommen und schwere Buße thun. Hierauf zog er nach Unteritalien und stellte das kaiserliche Ansehen auch dort wieder her. Da unterwarfen sich ihm die Fürsten von Benevent und Capua, nebst vielen Städten, und er bestätigte den Normannen den Besitz der Landstriche, welche sie eingenommen hatten. Seit dieser Zeit (1027) blieben die Normannen in Unteritalien und breiteten ihre Herrschaft daselbst gar bald weit aus.

Indessen war Herzog Ernst von Schwaben auf Geheiß seines Stiefvaters, des Kaisers, aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt, um dort Frieden und Ordnung zu bewachen. Aber nicht an diese Pflicht dachte er, sondern einzig an sein Erbrecht auf Burgund; und im stolzen Vertrauen auf seinen Muth und seine große Macht wollte er Alles dransetzen, um es zu behaupten. Mit seinen vielen Vasallen stürmte er denn ins Elsaß und brach ins burgundische Reich. Von einer alten Veste aus, die bei Zürich stand, befehdete er die reichen Stifter St. Gallen und Reichenau. Wer irgend von den Fürsten und großen Herren dem strengen Kaiser abhold war, hielt offen oder insgeheim zu Ernst von Schwaben. Offen thaten's der Graf Werner von Kyburg, sein liebster Freund, und der Graf Welf, einer seiner gewaltigsten Vasallen, reichbegütert im Baier- und Schwabenland, aus demselben uralten Geschlecht, von welchem Judith, die zweite Gemahlin des Kaisers Ludwig des Frommen, entstammt war; dieser Welf verwüstete das Gebiet des Bischofs von Augsburg, welcher sich bei dem Kaiser in Welschland befand. Insgeheim waren besonders Herzog Friedrich von Oberlothringen und der jüngere Konrad (der Frankenherzog) dem Ernst von Schwaben zugethan. Auf die erste Kunde des Aufstandes eilte der Kaiser nach Deutschland. Noch auf der Grenze sprach er den

Welf aller Lehen verlustig, dann berief er seinen Stiefsohn Ernst vor ein offnes Gericht, und fuhr nach Regensburg; dort wählten die Landstände Baierns, dessen Herzog (der Schwager weiland Kaiser Heinrichs II.) gestorben war, an dessen Stelle den minderjährigen Sohn Konrads zum Herzog. Hierauf berief er (1027) einen Reichstag und lud seinen Stiefsohn Ernst dahin zur Rechenschaft, und zwar nach Ulm in Schwaben; denn es war ein uralt Recht, daß kein Fürst anderswo gerichtet werden dürfe, als auf seinem heimischen Boden. Mit allen seinen Vasallen und auf seine Macht trotzend erschien Ernst vor dem Kaiser; er hatte nicht Lust, sich seines Anspruchs zu begeben, sondern dachte bloß zu unterhandeln; drum ermunterte er seine Vasallen: „Wohlauf, ihr meine Mannen! Jetzt bezeugt mir die alte Schwabentreu', und wahrlich: reich will ich euch vergelten!" Aber unerwartet gaben sie ihm diese Antwort: „Gegen jedermann, o Herzog, sind wir dir treu und zu jedem ehrlichen Werk, nur nicht gegen den Kaiser, denn freie Männer sind wir, der Freiheit höchster Schirmherr ist aber der Kaiser. Wollten wir also ihn aufgeben, so verlören wir ja die Freiheit, und diese gibt kein Ehrenmann auf bis in den Tod." Hierauf verließen ihn Alle bis auf seinen Freund Werner von Kyburg; da mußte er sich dem Kaiser auf Gnad' und Ungnad' unterwerfen; dieser ließ ihn als Gefangenen auf die Burg Giebichenstein an der Saale bringen. Hierauf hielt er Gericht über Ernst's Anhänger. Graf Welf mußte für allen Schaden Genugthuung geben, und das Land meiden. Die festen Schlösser der Andern fielen, eins nach dem andern, gar rasch; nur die Kyburg vertheidigte der treue Werner drei Monden lang, bis er endlich dennoch draus entfliehen mußte.

Indessen richtete Kaiser Konrad sein Auge auch wieder auf Burgund. Gisela, die edle Kaiserin, vollbrachte durch kluge Rede eine Uebereinkunft ihres Oheims Rudolf mit ihrem Gatten, daß Rudolf schwur: der Kaiser und sein Sohn sollten Burgund erhalten. Hierauf nahm der Kaiser dem jüngeren Konrad (wegen des Einverständnisses mit Ernst) das Herzogthum Franken; doch gab er es ihm später wieder, und von da an war ihm dieser mit fester Treue zugethan. Dann empfahl er den versammelten Fürsten zu Aachen (1028) seinen elfjährigen Sohn Heinrich zum König und sie erwählten ihn. Der Erzbischof von Köln setzte dem Knaben die deutsche Krone auf.

Mittlerweile hatte der Kaiser auch die Grenzen des Reiches gegen Aufgang nicht außer Acht gelassen, welche von den Polen und Ungarn bedroht wurden. Ueber die Letztern herrschte damals König Stephan, welcher das Christenthum angenommen und in seinem Lande eingeführt hatte; über die Ersteren Miecislav (ein Sohn des Boleslav Chrobri), welcher die angrenzenden slavischen Länder, die zum deutschen Reiche gehörten, so furchtbar bedrängte, daß die luitizischen Slaven (1028) des

Kaisers Hilfe anriefen. Schnell war dieser bereit; bevor er jedoch gegen den Polenkönig ins Feld zog, versöhnte er sich, durch die Bitten seiner geliebten Hausfrau bewegt, mit seinem Stiefsohn und gab ihm, aus kluger Vorsicht, zwar nicht Schwaben oder gar Burgund, wohl aber die Anwartschaft auf die Herzogswürde Baierns. Dann brach er gegen Miecislav auf und drang durch die Lausitz bis Bautzen vor, worin die Polen lagen. Diese vertheidigten sich mit solcher Tapferkeit, daß sich Konrad einstweilen nach Sachsen zurückziehen mußte. Dafür brach er gegen die Ungarn auf, welche mit dem Markgrafen von Oesterreich Krieg hatten; da zog auch der junge Brzetislav, der Sohn des Herzogs Ulrich von Böhmen, freudig mit seinen Mannen herbei, um sich in Ungarn Waffenruhm zu holen und drang siegreich bis gen Gran. Aber sein Vater, ein Freund des Königs Stephan, rief ihn zürnend zurück, und Stephan selbst zog, sobald er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, ein Heer zusammen; so geschah's, daß der Kaiser das seinige zurückführen mußte. Während dieser Zeit war der Polenfürst Miecislav über die Elbe gekommen und hauste mit furchtbarer Grausamkeit in den Ländern zwischen jenem Fluß und der Saale. Dies forderte strenge Rache und der Kaiser schickte sich dazu an.

Um aber die Kraft des Reichs zu vervollständigen, erledigte er seinen Stiefsohn Ernst endlich der Haft, nahm ihn in Gnaden auf und gab ihm auf einem Reichstag zu Ingelheim (1030) das Herzogthum Schwaben wieder, jedoch unter der Bedingung, daß Ernst sich eidlich lossage vom Grafen Werner von Kyburg, welchen der Kaiser als Urheber der Empörung betrachtete, und daß er denselben als Feind des Reichs aus Schwaben austreibe und vertilge. Aber Ernst gedachte der großen Treue, mit welcher Werner zu ihm gehalten, damals, wie ihn alle seine Mannen verlassen hatten, und lieber wollt' er jetzt Land, Hab' und Gut aufgeben, als seinen Freund. So ging er vom Reichstag hinweg. Da sprach der Kaiser: „Gerechtigkeit muß vor allem bestehn," erklärte ihn des Herzogthums Schwaben für immerdar verlustig, und ächtete ihn als einen Feind des Reichs; Schwaben gab er Ernst's jüngerem Bruder Hermann. Auf des Kaisers Geheiß riefen die Bischöfe auch noch den Kirchenbann über Ernst aus. Nun war diesem der Werner nochmal so lieb als Land und Leute, als Mutter und Bruder, und keiner der beiden wich mehr vom Andern. Nur einen einzigen Willen hatten diese zwei Freunde, wie oft ein einzig Brod. Da kamen sie, beide vogelfrei, zu des Kaisers Feind, dem Grafen Odo von Champagne, und flehten ihn um Beistand an; aber Odo wies sie unedel von seiner Thüre fort. Nun zogen sie, von aller Welt verlassen, in den Schwarzwald; da stand auf einem Felsen ein einsames Schloß, der Falkenstein; drin lebten sie wie zwei Löwen in finstrer Höhle; weil jedermann wider sie war, zogen sie wider jedermann aus, um wenigstens von einem Tag auf den andern nicht verhungern zu müssen. Aber der Bischof von Kostnitz, welcher

das Schwabenland für den jungen Hermann verwaltete, hatte den Klostervogt von Reichenau, den Grafen Mangold, ausgesandt, auf die zwei geächteten Freunde zu fahnden; und Mangold fing ihnen die besten Rosse von der Weide weg. Da gaben sich die zwei Freunde die Hand drauf, lieber im ehrlichen Kampf zu sterben, als länger wie Räuber zu leben, und stürzten aus dem dunklen Wald auf ein lichtes Feld hervor, wo Graf Mangold vieles Kriegsvolk wider sie heran geführt hatte. Voller Verzweiflung fochten sie, und starben (1030 am 17ten August) Einer für den Andern, treu wie sie gelebt hatten. Von dieser Freundestreu' bis in den Tod ist

Herzog Ernst von Schwaben und Graf Werner von Kyburg fallen von der Hand des Grafen Mangold.

im deutschen Volk viele hundert Jahre lang Wunderbares erzählt und gesungen worden, wie noch heutzutag im Volksbuch zu lesen ist; walte Gott, daß für alle Zeiten solche Treu' in deutschen Herzen zu finden sei!

Bald darauf schloß der junge König Heinrich mit den Ungarn, gegen welche er den Krieg fortgeführt hatte, Frieden, und sein Vater, der Kaiser, bestätigte denselben. Nun wendete sich Konrad mit voller Kraft gegen den Polenfürsten und schlug ihn. Miecislav flehte um Frieden, mußte die Oberlausitz abtreten und flüchtete dann vor seinem eigenen herrschsüchtigen Bruder zu seinem Freunde, dem Böhmenherzog Ulrich. Da wollt' ihn dieser falsche schandbare Mann dem Kaiser ausliefern, um sich dadurch bei dem Mächtigen beliebt zu machen. „Das sei mir fern!" rief Konrad, als er den Antrag vernahm, voll Verachtung, „ich will den Feind nicht vom Feinde kaufen"; so wies er als deutscher Mann das niederträchtige Anerbieten von der Hand und ließ das böse Beispiel des Verraths nicht als Pest ins deutsche Vaterland eindringen. Bald darauf wurde der Bruder des Miecislav vom Volk erschlagen, und dieser erlangte nun die Herrschaft wieder; da unterwarf er sich dem Kaiser mit aufrichtigem Herzen und entsagte dem Königstitel, den er bisher geführt; Konrad aber drittheilte nun (1032) Polen, damit es dem deutschen Reiche nicht mehr gefährlich sei.

In demselben Jahre starb König Rudolf III. von Burgund. Alsogleich erhob jetzt Graf Odo von Champagne seine Erbansprüche und rüstete mit vielen Großen, um Burgund an sich zu reißen. Der Kaiser lag damals gerade gegen die aufrührerischen Luitizen zu Felde, brach aber schnell auf, kam nach Straßburg und drang noch im Winter in Burgund ein. Da kamen die meisten Stände dieses Reichs zu Peterlingen zusammen, wählten ihn frei (um ihr altes Volksrecht zu behaupten), und krönten ihn zum König. Weil aber Graf Odo noch immer heftig widerstand, so brach der Kaiser in dessen Land und drängte es schwer mit Kriegsgewalt. Da kam Graf Odo besorgt zu ihm und gelobte ihm fest, Burgund zu verlassen. Doch that er's nicht. Nun zog der Kaiser (1034) das Reichsheer wider ihn zusammen; da erschrak der Graf und wich aus Burgund. So gewann also der Kaiser nach so vielen Schwierigkeiten durch seine Beharrlichkeit Burgund endlich doch fürs deutsche Reich. Er ließ den Burgundern ihre eigene Verfassung; ihre Stände (welche auch die „arelatischen" hießen) kamen jedoch stets auf den deutschen Reichstag.

Im nächsten Jahre brachte Konrad II. die Ueberwindung der luitizischen Slaven zu Stande, welche vom Christenthum abtrünnig geworden waren und ein Bild des Heilands verhöhnt hatten. Dies entflammte den Glaubenseifer der Deutschen bis zur blinden Wuth und in solcher hausten sie unmenschlich im slavischen Lande, bis das Volk unterlag.

Während dieser Zeit war in Italien schwerer Zwiespalt zwischen den Großen und ihren Vasallen ausgebrochen. Das kam so: Der stolze Erz-

bischof Heribert von Mailand, welcher in Lombardien das meiste Ansehen genoß, hatte einem seiner Vasallen nach Laune und Willkür dessen Lehngut genommen; da waren plötzlich alle niederen Vasallen grollend aufgestanden und hatten die Erblichkeit ihrer langbesessenen Lehen für ihre Familien gefordert; nun riefen sie den Kaiser als obersten Schirmherrn der Gerechtigkeit an. Heribert trotzte darauf, daß Konrad seinem Ansehn und Einfluß die Krone Italiens zu verdanken hatte. Der Kaiser aber ließ sich durch diese Rücksicht durchaus nicht abhalten, die niederen Vasallen in Schutz zu nehmen, was ihm nicht bloß (wegen der alten Gewohnheit) recht und billig schien, sondern auch obendrein sein Vortheil war. Darum zog er, als er (1037) nach Italien gekommen war, den Erzbischof zur Rechenschaft. Stolz weigerte ihm dieser den Gehorsam; da ließ der Kaiser mitten in der Versammlung Hand an den Trotzigen legen und ihn gefangen nehmen. Heftig erschraken alle Fürsten über diese Kühnheit, als wäre sie ein Frevel an der Kirche. Aber der Kaiser wankte nicht und griff durch, denn er wußte, daß er in seinem guten Recht war. Weil nämlich damals die Kirche noch unter dem Staate stand, hing die Verleihung aller kirchlichen Würden und also auch die Entsetzung von denselben von dem König und Kaiser als dem Oberhaupte des Staates ab. Bald darauf entfloh der Erzbischof durch List aus seiner Haft nach Mailand, wo die Bürger ihn frohlockend aufnahmen. Standhaft vertheidigten sie ihn gegen den Kaiser, als dieser mit dem Reichsheer vor ihren Mauern lag, so zwar, daß Konrad nach Ablauf eines Monats die Hoffnung aufgab, Mailand erstürmen zu können. Noch im Lager aber (am 28. Mai 1037) verkündigte er ein wichtiges Gesetz zum Schutz der niederen Vasallen dieses Inhalts: „Jeder niedere Vasall soll fortan von Rechts wegen den erblichen Besitz seiner Lehengüter haben und kein Lehnsherr darf sie ihm nach Willkür nehmen, außer wenn der Vasall sie durch ein Verbrechen verwirkt; aber auch dann muß der Vasall zuvor von seines Gleichen gerichtet werden, und wem dabei Unrecht geschieht, der soll weiter gehen an den Kaiser." Durch dieses Gesetz, welches bald auch für Deutschland galt, stellte also der Kaiser die niederen Vasallen den freien Eigenthümern von Grund und Boden gleich und machte die ersteren, so wie die gemeinen Freien, zu Freunden des königlichen Ansehens; zugleich wurde dadurch die übermäßige Macht der Fürsten und Großen (als Lehnsherren der niedern Vasallen) geschwächt, daß sie dem Königthum nicht mehr so gefährlich werden konnten. So fest hielt Kaiser Konrad II. immerdar seinen Zweck im Auge: die Macht des Staates durch die des Königthums zu befestigen; in keinem Sturm und Kampf vergaß er's. Aus diesem Grund begünstigte er auch die Bischöfe, um in diesen gleichfalls eine Stütze wider die gefährliche Macht der weltlichen Großen, besonders der Herzoge, zu haben, zog die Herzogthümer Franken, Baiern und Schwaben für sein Haus ein und gab die zwei letzteren, so wie das Reich Burgund

seinem Sohn, dem jungen König Heinrich, zur Verwaltung. Dagegen begünstigte er die Markgrafen in den Grenzländern des Reichs, damit sie es treu gegen jeden Feind von außen vertheidigten.

So kühn er aber in Italien waltete, um so weniger vermochte er den glühenden Volkshaß der Italiener gegen die Deutschen auszulöschen; allenthalben mußte er dort kämpfen. Er hatte den stolzen Erzbischof entsetzt, dafür wollte ihn nun dieser seine verachtete Macht wieder fühlen lassen und dem Grafen Odo von Champagne das Reich Italien verschaffen. Dieser blieb jedoch (1037) in einer Schlacht wider den Herzog von Lothringen. Hierauf entsetzte der Kaiser (1038) in Apulien den Fürsten von Capua, welcher tyrannisch gewaltet hatte, belehnte den Normannen-Fürsten Rainulf mit der Grafschaft Aversa und stellte Recht und Ordnung auch in Unteritalien wieder her. Krank kehrte er hierauf nach Deutschland zurück und starb im nächsten Jahre (1039) zu Utrecht. Seine Leiche nahm der Dom zu Speier auf, welchen er gegründet hatte; seine hohen Pläne erbte sein Sohn Heinrich.

2.

Hochauf in edler Reinheit
Gedeih', o deutsche Saat!
Zum Ruhm und Segen Einheit
Umschlinge Kirch' und Staat!
Auf daß der Kirche Weihe
Das Recht des Volkes schützt,
Auf daß der Staat, der freie,
Des Glaubens Freiheit stützt!
Deutschland, das eine, ganze, —
Nicht immer war's ein Traum!
Wer brach im Mittagsglanze
Die Krone von dem Baum?

In der Fülle der Mannskraft stieg Heinrich (der dritte deutsche König dieses Namens) auf den Thron. In Gottesfurcht und Tugend hatte ihn seine edle Mutter Gisela auferzogen und gleichmäßig seinen Geist durch viele Kenntnisse gebildet; davon war die allerwichtigste gewiß die der alten heimischen Gesetze und Rechte der verschiedenen deutschen Völkerschaften; daraus sollte ein deutsches Fürstenherz schon früh die rechte Lebensnahrung gewinnen! Sein Vater Konrad, klug und unbeugsam, hatte ihm den Weg der Macht gebahnt; weise, kühn, unaufhaltsam schritt nun Heinrich III. darauf weiter. „Deutschland über Alles!" dies war sein Ziel, und das Königthum machte er, wie Keiner vor ihm, zur Grundfeste, auf welcher sich

das deutsche Reich, ehrfurchtgebietend wie ein erhabener Dom, weithinleuchtend über alle andern christlichen Völker erheben sollte.

Als er die Regierung antrat, fand er die Macht der Herzoge tief erschüttert in Folge der Maßregeln, welche sein Vater Konrad II. mit großer Beharrlichkeit gehandhabt hatte. Er selbst dachte nun an nichts Geringeres, als: jene Macht völlig auszutilgen. Da nun die Herzoge, ihrer bisherigen Stellung nach (nämlich als Mittelmänner zwischen dem König und dem Volk), oft beiden gleich gefährlich und eben so oft geneigt waren, nach unten hin zu drücken, wenn sie selber von oben her beschränkt wurden, so wäre die Aufhebung ihrer Würde fürs Volk allerdings von Nutzen gewesen, jedoch nur dann, wenn ein gerechter König, welcher die Freiheit des Volkes achtete, für diese eine neue Gewährleistung gab; denn ursprünglich waren ja die Herzoge die Vertreter ihrer Völkerschaften, aus denen sie entstammten, und sollten also eigentlich die Freiheit und Selbstständigkeit derselben bewahren. Aber Macht bei einem Einzigen und Freiheit für Alle vertragen sich nicht lang; das zeigte sich selbst bei Heinrich III., so sehr er auch sonst Gerechtigkeit und feste Ordnung aufrecht zu erhalten strebte. Denn auch in ihm erwachte (wie schon in den Kaisern aus sächsischem Geblüt) die Lust, die Herrschaft über das deutsche Reich als eine erbliche an sein Geschlecht zu bringen. Gleichwohl erkannte auch er (wie jene Kaiser) die uralte Berechtigung des Volkes: sich den König frei zu wählen, gar wohl (darum hatten ja die deutschen Könige bisher bei ihren Lebzeiten ihre Söhne den Fürsten zur Wahl empfohlen, so auch sein Vater Konrad selbst). Nun war nach uraltem deutschen Rechtsbegriff nur der freie Grund- und Landbesitz eines freien Mannes (das „Allod") für dessen Mannsstamm erblich; wollte also ein deutscher König das deutsche Reich an sein Geschlecht vererben, so mußte er vor allem den Reichsboden gleichsam zu seinem Allod machen. Darum war es also für den König wichtig, die erledigten Herzogthümer nicht aufs Neue zu verleihen, sondern sie, eins nach dem andern, als wie Güter seines Hauses verwalten zu lassen, damit der König selbst dadurch ihr Besitzer würde. Dahin ging nun, wenigstens im Anfang seiner Regierung, sein Trachten, und die günstige Gelegenheit ermunterte ihn dazu; denn alle deutschen Herzogthümer bis auf Sachsen und Lothringen waren damals durch den Tod der Besitzer erledigt und also unmittelbar in des Königs Gewalt.

Gleich wie sein Vater Konrad, so richtete auch König Heinrich III. sein Augenmerk auf die Länder Böhmen, Ungarn und Polen, und strebte mit Macht, die Herrlichkeit des deutschen Reiches darüber auszubreiten. In Böhmen herrschte damals der kühne Brzetislav; dieser gedachte des vielen Unglücks, welches Polen lange genug über Böhmen gebracht hatte. Um es zu rächen, war er (1039) nach Polen gezogen, hatte Krakau zerstört, Posen verheert und aus Gnesen den Leichnam des heiligen Adalbert mit

großen Schätzen nach Prag gebracht. Dabei hatte er es jedoch versäumt, dem König der Deutschen die Huldigung zu leisten. Darüber zürnte ihm Heinrich, noch mehr jedoch über die Gewaltthat, welche Brzetislav, als Vasall des deutschen Reichs, gegen ein Land geübt hatte, das gleichfalls unter deutscher Oberhoheit stand. Drum zog er nun das Reichsschwert gegen den Brzetislav und trug den Krieg ins Böhmenland, — anfangs mit wenig Glück, dafür aber mit um so größerer Beharrlichkeit, so daß Brzetislav endlich (im J. 1042) von allen Seiten hart bedrängt, nach Regensburg kam und dem deutschen Reiche huldigte. Von da an blieb ihm der kühne Herzog auch treu. — Während dieser Zeit hatten die Ungarn ihren König Peter, welcher nach Stephans Tod 1038 auf den Thron erhoben worden war, wegen seiner Zügellosigkeit und Tyrannei verjagt (1041) und statt seiner den Aba erhöht, welcher das Heidenthum wieder herstellen wollte. Peter floh zu seinem Schwager, dem Markgrafen von Oesterreich, und flehte auch die Hilfe des Königs Heinrich III. an. Dieser versprach sie ihm. Während jedoch Heinrich den Trotz der Großen in Burgund und Lothringen bändigte, verwüstete der wilde Aba Oesterreich und jenen Theil des damals noch großen Herzogthums Kärnthen, welcher später die Steiermark geheißen worden ist. Eilig zog König Heinrich (1042) zur Rache heran, zerstörte Haimburg, eroberte Preßburg, überwand die Ungarn in offener Feldschlacht, verwüstete alles Land bis an den Granfluß und setzte statt des Aba einen andern Ungarfürsten ein. Kaum war jedoch Heinrich zurückgekehrt, so verjagten die Ungarn jenen Fürsten, und Aba schickte nun zu Heinrich III., welcher gerade in Goslar Hof hielt, um von ihm den Frieden zu erhalten. Da bewogen Peter und dessen Freunde, der Böhmenherzog und der Markgraf von Oesterreich, den König Heinrich, daß er (im J. 1043) abermals gen Ungarn fuhr. Diesmal zwang er den Aba, alles Land vom Leithafluß bis an den Kahlenberg an Deutschland abzutreten; dafür und für große Schatzung und Geißeln gab er ihm den Frieden; über das neu gewonnene Grenzland setzte er hierauf einen eigenen Markgrafen, doch schon nach zwei Jahren vereinigte er es mit der Markgrafschaft Oesterreich. Nun ließ Aba seinen verbissenen Grimm über seine Demüthigung an den Ungarn selbst aus, so daß viele aus ihnen seine Tyrannei nicht länger ertragen konnten und aufs Neue den König der Deutschen herbei riefen. Heinrich kam abermals (1044), jedoch mit geringer Heeresmacht, und verfolgte den Aba; dieser hatte sich schlau bis an die feste Stadt Raab zurückgezogen; und plötzlich rückte er jetzt mit einem bei weitem größeren Heer bis Menfö auf die Deutschen los, welche den Fluß und Sümpfe hinter sich hatten. „Nun hab' ich sie in der Falle; sie entkommen mir nicht!" frohlockt Aba. Verrechnet! Ist die Anzahl der Deutschen gering, ist ihr Muth dafür um so größer. Ihr König sprengt vor ihnen her, stürmt wider die Ungarn, so viel ihrer sind, und läßt sein Schwert nicht rasten, als bis sie, nach tapfe-

rem Widerstand, ihre Fahnen hinwerfen und fliehen. Da ward solch ein blutig Werk auf dem Schlachtfeld gethan, daß dies noch viel hundert Jahre lang nach dem Sieg der Deutschen „Vestnemti" benannt worden ist. Hierauf eroberte Heinrich III. Raab und gab in Stuhlweißenburg den Ungarn den vertriebenen Peter wieder zum König. Den Aba erschlugen seine eignen Landsleute auf der Flucht. Im nächsten Jahr (1045) kam dann Peter zu Heinrich III., schwur ihm Treue und übergab Ungarn dem deutschen Reich; als Lehen empfing er's zurück. So standen also die Ungarn jetzt unter der Oberherrlichkeit der Deutschen, die ihnen vor 113 Jahren noch Tribut gezahlt hatten! Zwar währte dieser Lehensverband nicht lang; dafür ist aber der Geist deutscher Verfassung ins Ungarvolk eingedrungen, denn sie hatten ein deutsches Gesetz (das baierische) angenommen.

Während dieser Kriegsfahrten nach Ungarn war in Lothringen und Burgund immerwährende Unruhe, und auch in Schwaben und Baiern Verwirrung, — eine Folge der Rechtlosigkeit, und diese hatte wieder darin ihren Grund, daß die oberrichterliche Gewalt der Herzoge fehlte; während der König, bei seinen vielen und schnellen Fahrten durchs Reich, sich der Gerechtigkeit auch nicht überall in Person annehmen konnte. Da bedrückte nun jeder, welcher die Macht in Händen hatte, den Schwächeren und jeder suchte sich durch eigne Kraft zu helfen. Von Alters her lag im deutschen Charakter der starke Trieb: kein Unrecht zu dulden, vielmehr Gleiches mit Gleichem zu vergelten; die uralte Sitte der Blutrache lebte noch in den Zweikämpfen fort. Zu dieser Verwirrung durchs Fehdewesen und Faustrecht kamen nun auch noch Mißwachs und eine furchtbare Hungersnoth. Da berief der König, voll Kummer ums Vaterland, (1043) die geistlichen und weltlichen großen Herren nach Kostnitz, trat in ihre Mitte und sprach: „Wahrlich, das ist Gottes Hand, die schwer auf den deutschen Landen liegt. Warum? Weil ihr den Frieden draus verscheucht habt. Drum laßt uns Gott versöhnen, dadurch, daß wir selbst uns mit unsern Feinden versöhnen, auf daß Friede und Segen wieder einziehe ins theure Vaterland! Ich selber vergebe jedem, der die Hand wider mich erhob, von Herzen, und so vergebe auch jeder von euch seinem Feinde, um Gottes Gnade willen!" Diese Worte und dies Beispiel bewegten alle Herzen, und es wurde ein allgemeiner Landfriede aufgerichtet, welcher der „Gottesfriede" hieß. Dadurch wurde der Selbsthilfe und dem Fehdewesen kräftig Einhalt gethan; denn wer den Gottesfrieden frevelhaft brach, mußte nicht bloß vor dem weltlichen Gericht hart büßen, sondern lud auch den Fluch der Kirche auf sich, welcher die Gemüther tiefer erschreckte als jede irdische Strafe und Noth. Im Morgenroth dieses Gottesfriedens freite nun der König frohen Herzens die edle Agnes von Poitiers, die Tochter des frommen und gelehrten Herzogs Wilhelm von Aquitanien, und hielt in der Pfalz zu Ingelheim mit ihr Hochzeit.

Da er sich nun überzeugt hatte, daß sein Trachten nach völliger Aufhebung der herzoglichen Würden und Einziehung der Herzogthümer für sein Geschlecht der Aufrechthaltung der Gerechtigkeit und des Friedens, mithin auch der Wohlfahrt der deutschen Völkerschaften, nachtheilig sei, so gab er dasselbe auf und fing an, die Herzogthümer wieder an Fürsten zu verleihen; (schon im Jahr 1042 hatte er Baiern an den Grafen Heinrich von Luxemburg vergeben.) Doch zu ihrer früheren allzugroßen Macht wollte er die Herzoge keineswegs wieder aufkommen lassen; nur Beamte des Königs

sollten sie sein und die Herzogthümer nur Preise für geleistete treue Dienste; auf diese neue Art suchte er denn jetzt das Königthum zu stützen, ein Zweck den er nie vergaß. Dadurch aber schuf er sich unter den Fürsten viele Feinde, wenn auch wenige offne, um so mehr heimliche. So theilte er nach dem Tode des Herzogs Gozelo I. von Lothringen (1044) dies Land unter dessen beide Söhne, und setzte den älteren, Gottfried (den „Bärtigen" zubenannt), über Oberlothringen, den jüngeren, Gozelo II., über Niederlothringen. Dadurch glaubte sich Gottfried der Bärtige, ein kühner, trutziger Held, schwer gekränkt und erhob offnen Aufstand gegen den König; zu gleicher Zeit begann auch der Graf Reinbold von Hochburgund eine Fehde. Aber rasch war der gewaltige König zur Hand, brach Gottfrieds Burg Böckelheim (unfern von Kreuznach) und drang in Burgund. Da unterwarf sich ihm Gottfried zu Solothurn (1045); der König ließ ihn auf den hohen Giebichenstein gefangen setzen, nahm ihm das Herzogthum und gab es ihm erst 1046 wieder. — Das Herzogthum Schwaben gab er (1045) seinem Treuen, dem Pfalzgrafen am Rhein, Otto, die Pfalzgrafschaft am Rhein dessen Bruder Heinrich. Das Herzogthum Kärnthen erhielt (1047) der reiche und mächtige Graf Welf (der Sohn jenes Welf, welchen Konrad II. einst des Landes verwiesen), dessen Treue er sich durch diese Verleihung zu sichern suchte, doch wurden zur Verminderung seiner Macht verschiedene wichtige Marken von Kärnthen abgerissen und selbstständig. Baiern verlieh er nach Heinrichs von Luxemburg Tod an Otto von Schweinfurt (1048), dann an Konrad von Zütphten (1049), endlich, nachdem er diesen (1053) wegen eines Zwists mit dem Bischof von Regensburg willkürlich entsetzt hatte, (1053) sogar an eine Frau (was bis dahin unerhört gewesen), an seine Gemahlin Agnes. Nur den Sachsenherzog Bernhard wagte er nicht anzutasten, denn dessen Macht und Ansehen wurzelten allzufest im kernhaften Sachsenvolk, das seine Selbstständigkeit fort und fort mit Eifersucht gegen die Franken behauptete. Daraus ist klar, wie stark ein angestammter Fürst sein kann, wenn er treu zu seinen Landsleuten halten will! Um aber Bernhards allzugroße Macht einzuschränken, setzte der König Ludwig den Bärtigen, einen unbekannten Mann, welcher als Pilger nach Thüringen gekommen war, zum Grafen über dies Land; dieser Ludwig der Bärtige, von dem man meint, er sei aus Karls des Großen Geschlecht entsprossen gewesen, ist der Ahnherr der späteren Landgrafen von Thüringen. Mit solcher Beharrlichkeit verfolgte Heinrich III. seine Pläne gegen die Herzoge, um das Königthum über alle bisherigen Beschränkungen zu erheben. Dennoch täuschte er sich, so weise er war. Er wollte zu Gunsten einer festen Ordnung die Willkür brechen und dachte nicht daran, daß er selbst nach bloßer Willkür zugleich auch an den Grundpfeilern einer Verfassung rüttelte, welche volksthümlich geworden war. Er selbst trachtete darnach, die deutsche Krone als erblich auf sein Geschlecht zu bringen und beschützte die

niedern Vasallen fest in ihrem Erbrecht. Um so weniger konnten es ihm seine unmittelbaren Vasallen, die Fürsten, vergeben, daß er gegen sie allein einen entgegengesetzten Grundsatz befolgte.

Außerdem erfüllte ein anderes hohes Streben sein kühnes Herz. Er wollte das Christenthum glorreich ausbreiten, aber zugleich auch die Kirche aus ihrer furchtbaren Verderbniß erretten und in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder erheben; denn bei all seinem hohen Streben war er so ganz und gar von echter Gottesfurcht durchdrungen, daß er (im Geist seiner Zeit) nie die Krone auf sein Haupt setzte, wenn er sich nicht vorher durch die Beichte seiner Sünden entladen hatte. Für die Ausbreitung des Christenthums im deutschen Norden bei den slavischen Völkern, die an der Ostsee wohnten, und bei den Schweden und Norwegern arbeitete besonders der Erzbischof Adalbert von Bremen mit unermüdlichem Eifer, im treuen Einverständniß mit dem slavischen Fürsten Gottschalk und mit dem König von Dänemark. Da steuerten unerschrockene Glaubensboten bis nach dem fernen Island und nach Grönland hinauf und brachten den ewigen Frühling des göttlichen Wortes auf die glänzenden Eisfelder. Dabei leitete jedoch den Adalbert von Bremen auch das Streben nach weltlicher Größe; er wollte die Macht seines Erzbisthums erweitern, sein Bremen sollte für Deutschland das werden, was Rom für Italien war, und er selbst nichts Geringeres als ein selbstständiger Patriarch des Nordens, dem alle Kirchen dort untergeben würden.

Für die Kirchenverbesserung wollte der König selbst sorgen und zwar von Grund auf. Drum sah er in Deutschland auf die Erziehung junger Männer zum Priesterstande. Indem er nun zu diesem Zweck die Klosterschulen mit großer Sorgfalt pflegte, kamen dabei auch Wissenschaften und Künste zu allgemeinem Nutz und Frommen recht in Flor; da schrieben viele tüchtige Männer emsig die Geschichte ihrer Zeit, unter diesen zeichneten sich vor allen Wippo, der Kapellan weiland Kaiser Konrads II., und Hermann, der Lahme, von Geburt ein Graf von Veringen, aus.

Anders mußte der König in Italien eingreifen, um die Kirchenverbesserung herzustellen; dort mußte er mit aller Strenge seine richterliche Gewalt handhaben, und mit der Reinigung des Papstthums mußte er beginnen. Der päpstliche Stuhl war nämlich im Lauf der Zeiten ein bloßes Spielwerk für die Partheien des römischen Adels geworden und diese hoben nach Willkür, wie ihr Vortheil es erheischte, ihre Günstlinge darauf, unbekümmert, ob diese durch Sittenreinheit und Tugenden würdig waren, das Oberhaupt der Kirche zu sein, oder nicht. Wie das Haupt, so die Glieder; — Verderbniß war überall. Alle geistlichen Würden von der höchsten bis zur untersten wurden verkauft und hatten sogar ihre bestimmten Preise; dieses Verfahren hieß die Simonie und war nicht bloß in Italien, sondern auch in Deutschland bis dahin allgemein gäng und gebe. War's nun ein

Wunder, daß alle Zucht und Ehrbarkeit zu Grunde ging, wo die Bestechung für erlaubt gehalten und die Erpressung schamlos geübt wurde? Da mußten die Gemüther der Gläubigen alle Ehrfurcht vor den Priestern verlieren, und mit der Ehrfurcht vor diesen verloren sie auch die vor dem Glauben selbst, welchen dieselben predigten. Ja, es war damals so weit gekommen, daß drei Männer zu gleicher Zeit sich Päpste nannten, da doch die Kirche nur ein unfehlbares Oberhaupt haben sollte; jeder von diesen Dreien verfluchte den andern, und die Bischöfe selbst wußten nicht mehr, welcher der rechtmäßige sei. Da richteten sich die Blicke jedes Frommen auf den König der Deutschen, daß dieser die furchtbare Verwirrung löse. Er kam nach Italien (1046), voll Begeisterung für die Würde der Kirche, fest und unbeugsam im Bewußtsein seines guten Rechts und seiner heiligen Pflicht. Schmeichelnd empfing ihn der reiche und gewaltige Bonifacius, Markgraf von Toskana, einer von den vielen welschen Fürsten, welche den schmachvollen, aber einträglichen Handel mit geistlichen Würden trieben; kein Kirchengut war ihm heilig. Heinrichs Scharfblick durchschaute dieses Mannes falsche Freundlichkeit und er nahm sich vor, dessen gefährliche Macht zu zerbrechen. Doch für jetzt hatte er nur das Heil der Kirche im Auge, drum hielt er zu Pavia eine Versammlung deutscher, welscher und französischer Bischöfe. Da erschien der eine von den drei Päpsten, Gregor VI., und bekannte reumüthig, daß er durch Bestechung zu seiner Würde gekommen und deren unwürdig sei. Darum mußte er sich zu Sutri selbst von derselben absetzen; die beiden andern Päpste wurden in ihrer Abwesenheit gleichfalls entsetzt. Hierauf zog Heinrich III. nach Rom; da schwuren ihm die Römer, daß sie nie ohne Erlaubniß der deutschen Könige einen Papst wählen wollten; das war ein altes Recht der deutschen Könige und von den Römern schon öfter bekräftigt worden. Heinrich erwählte denn jetzt einen neuen Papst, und zwar war's ein Deutscher, der Erzbischof Suidger von Bamberg, welchen er zu der höchsten geistlichen Würde in der katholischen Christenheit erhob; dieser gab sich den Namen Clemens II. und krönte den König zum römischen Kaiser. Als solcher strebte nun Heinrich III. mit Weisheit, Kraft und Beharrlichkeit nach dem hohen Ziel: die Einheit des Staates und der Kirche festzustellen. Und durch die deutsche Geistlichkeit hoffte Heinrich die Wiedergeburt der Kirche zu vollbringen.

Während nun der neue Papst in Rom mit echt apostolischem Eifer für die Verbesserung der Kirche arbeitete, war der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt, um auch dort die Simonie abzustellen. Er hatte den abgesetzten Papst Gregor VI. mit sich genommen, welchem sein Schüler Hildebrand dahin folgte. Dieser Hildebrand war ein Priester von großen Geistesgaben und von erstaunlicher Willenskraft, welcher die Kirche so stolz liebte wie ein Bräutigam seine Braut; darum war ihm der Gedanke einer Einheit der Kirche und des Staates unerträglich, denn er sah darin nur

eine schmachvolle Dienstbarkeit der Kirche unter der weltlichen Macht, und schwur es sich und ihr zu, sie für Jahrtausende vom Staate loszureißen. All seine Gedanken hingen an der Ausführung dieses kühnen Plans und sein ganzes Leben setzte er dafür ein.

Indessen mochten die Welschen, diese alten Feinde der deutschen Herrschaft, es nicht ertragen, daß nun auch noch die römische Kirche, welche bisher für die Mutter der ganzen Christenheit gegolten hatte, vom deutschen Reich abhängig sein sollte; doch grollten und untergruben sie nur im Stillen, denn des Kaisers Macht war zu groß und vor seiner Beharrlichkeit zerstob jeder Widerstand. Als Papst Clemens II. schon im ersten Jahr seiner Erhebung starb, erwählte Kaiser Heinrich abermals einen Deutschen, den Bischof von Briren, zum Papst. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Rom starb jedoch auch dieser (1048); und nun verbreitete sich das Gerücht: die Welschen hätten ihn vergiftet; da scheute sich jeder deutsche Bischof, den päpstlichen Stuhl zu besteigen; jeder glaubte, den Meuchelmord dahinter lauern zu sehen. Nur mit Mühe gelang es dem Kaiser, welcher nicht haaresbreit nachgeben wollte, daß sein Verwandter, der Bischof Bruno von Toul, welchen er zum Papst ernannte, diese Würde annahm. In Begleitung Hildebrands, welcher bis dahin im Kloster Clügny streng nach der Ordensregel gelebt hatte, ging nun Bruno nach Rom, und zwar nicht im vollen Prunk und Glanz seiner Würde, sondern demüthig im Pilgergewand. In Rom aber begab sich Bruno vor dem Volk und der Geistlichkeit freiwillig der Würde, „weil nicht diese beiden, sondern der Kaiser sie ihm übertragen hätte," und forderte sie zu einer neuen freien Wahl auf. Das thaten sie mit Freuden, und wählten nun abermals ihn zum Papst. Unter dem Namen Leo's IX. bestieg er den päpstlichen Stuhl und arbeitete eifrig für die Kirchenverbesserung, indem er sowohl die Simonie aufs strengste untersagte, als auch allenthalben die verfallene Sittenzucht der Geistlichen herzustellen suchte.

Gewaltiger als irgend einer seiner Vorfahren stand indessen Kaiser Heinrich III. im deutschen Reiche da, so stolz und sicher in seiner kühn errungenen höchsten Machtvollkommenheit, daß er sein Trachten nach Vererbung der Krone bereits offen kund gab. Als ihm nämlich 1050 ein Söhnlein geboren worden war, konnten sogar die sächsischen Fürsten, die ihm doch wegen seiner Härte gegen sie heimlich grollten, nicht anders, als: das noch ungetaufte Kind für seinen Nachfolger anzuerkennen. Es empfing den Namen Heinrich und ward im dritten Jahr seines Alters als Vierter dieses Namens zu Aachen gekrönt.

Dennoch schreckte Heinrichs ganze Macht den kühnen Herzog Gottfried von Lothringen nicht. — Eben so trotzten ihm die Ungarn, welche ihren aufgedrungenen König Peter (schon 1046) verjagt und geblendet und statt seiner den Andreas auf den Thron erhoben hatten; ihre Unabhängigkeit wollten sie wieder erringen. Zürnend entsetzte der Kaiser den Herzog

Gottfried seiner Würde und vertrieb ihn; und als er sich aufs Neue erhob, schleuderte der Papst, auf des Kaisers Betrieb, (1050) den Bannfluch auf ihn. Da unterwarf sich Gottfried endlich und erhielt wohl Gnade, aber das Herzogthum Lothringen nicht wieder; seinen Haß verschloß er bis auf gelegnere Zeit fest in der Brust. — Gegen die Ungarn aber mußte der Kaiser bis zum Jahre 1052 ohne Entscheidung kämpfen, bis der Papst endlich zwischen dem Kaiser und dem Ungarkönig den Frieden vermittelte. Doch erst 1056 konnte derselbe ins Werk gesetzt werden. Aber vom Lehnsverband mit dem deutschen Reich war Ungarn jetzt frei.

Während dieser Zeit hatten sich die Normannen, bald Soldkrieger, bald Räuber, immer keck auf jedes Abenteuer und listig zugleich, in Unteritalien gar gewaltig ausgebreitet und selbst das Gebiet der Kirche nicht verschont; umsonst warf der Papst über sie den Bann; das erschreckte sie nicht. Da erbat sich der Papst vom Kaiser deutsche Kriegsleute und zog an deren Spitze gegen die unbändigen Söhne des Nordens ins Feld. Aber sie gewannen (1053) den Sieg und bekamen den Papst in ihre Gewalt. Wie er nun, der höchste Herr über alle Gewissen, als Gefangener in der Mitte roher Sieger stand, warfen sich diese plötzlich demüthig vor ihn hin, küßten ihm die Füße und flehten um Lösung vom Bann. Der Papst ertheilte sie ihnen und belehnte sie überdies (wiewohl er kein Recht dazu hatte) mit allem Land, welches sie in Unteritalien schon erobert hatten und dort so wie auf der Insel Sicilien noch erobern würden. Da wurden sie aus seinen Feinden zu seinen Freunden und blieben fortan die treuen Beschützer des päpstlichen Stuhls. Schon im nächsten Jahre (1054) starb der Papst Leo IX. und der Kaiser ernannte nun — der Parthei Hildebrands zum Trotz (welcher das Recht der römischen Geistlichkeit zur Wahl eines Papstes behaupten wollte) — auf einer Kirchenversammlung zu Mainz abermals einen Deutschen, den Bischof von Eichstädt, zum Papst, welcher sich Viktor II. nannte. Mit ihm fuhr er gen Welschland. Dort fand er seinen alten unbeugsamen Feind, Gottfried von Lothringen, welchen er schon völlig vernichtet zu haben wähnte, froh und stolz in neuer Macht und Herrlichkeit. Der reiche Markgraf Bonifacius von Toscana war nämlich ermordet worden, und seine Wittwe Beatrix hatte dem Gottfried ihre Hand gereicht. Wohl ließ er dem Kaiser mit vielen schönen Worten seine Treue betheuern, aber er selbst vermied dessen Angesicht. Da war der Kaiser voll Grimms und verhehlte ihn nicht. Aber kühn trat Beatrix vor den Gewaltigen hin, vor dem Alle erzitterten, und sprach: „Du zürnst mir. Doch warum? Als Freie gab ich nach meines Herzens Wahl einem freien Mann meine Hand, meinem verwaisten Haus einen Beschützer; wer auf Erden hat das Recht, mich drüber zur Rechenschaft zu ziehen?" Da konnte der König nicht anders, als den Gottfried von dem Verbrechen der Untreue loszusprechen; aber aus Vorsicht entzog er dem Sohn der Beatrix aus erster Ehe

alle Lehen, um Gottfrieds gefährliche Macht wenigstens etwas zu beschränken, und dessen Gattin nebst ihrer Tochter Mathilde führte er, gleichsam als Geißel, mit sich nach Deutschland, wo sein persönliches Auftreten dringend nothwendig geworden war.

Während seiner Abwesenheit war nämlich dort allenthalben Fehde entbrannt. Nach dem Tode des treuen Brzetislav hatte dessen Nachfolger, Herzog Spitignew, alle Deutschen aus Böhmen vertrieben. Die luitizischen Slaven waren gegen die Sachsen aufgestanden. Die Sachsen verbargen ihren Groll über des Kaisers strenges Walten nicht länger, und überdieß lag ihr Herzog Bernhard im Zwist mit dem allzusehr begünstigten und hochfahrenden Erzbischof Adalbert von Bremen. Eben so klagten die Baiern. Der Bischof von Regensburg und Herzog Welf von Kärnthen hatten sich empört. In Lothringen war Herzog Gottfried wieder eingefallen und bekämpfte mit dem Grafen Balduin von Flandern den Herzog von Niederlothringen; der König von Frankreich endlich machte Ansprüche auf dies Land. Aber kaum erschien der Kaiser wieder in Deutschland, so stellte er mit gewaltiger Faust Frieden und Ordnung wieder her und das Glück schmiegte sich augenblicklich, wie ein gezähmter Löwe, zu den Füßen des Gewaltigen. Herzog Welf starb (sein reiches Erbgut fiel an Welf, den Sohn seines Schwagers Azzo von Este); der Bischof von Regensburg wurde gefangen; Gottfried und Balduin mußten den Sieg lassen; den Sachsen zum Trotz endlich schlug der Kaiser seinen Hofhalt zu Goslar auf, um sie für sein Schwert in der Nähe zu haben, wenn sie die Häupter allzuhoch erhoben. So hielt er die Einheit des Reichs kräftig zusammen, und um dessen Würde auch gegen die Ansprüche eines trotzigen Nachbars zu behaupten, ging er nach Ivoi, zur Zwiesprach mit dem König von Frankreich. Da hob dieser das vermeintliche alte Recht Frankreichs auf Lothringen in vielen Worten hervor; darauf rief ihm aber der Kaiser voll edlen Zorns zu: „Deutsch ist's, und deutsch, bei Gott! soll's bleiben! Wohlan, auf ein Gottesurtheil! Als König der Deutschen kämpf' ich mit dir, Mann gegen Mann, um Deutschlands Recht; mein Sieg wird's erweisen!" Da bangte dem König von Frankreich vor des Kaisers Schwert und er entfloh zu seiner großen Schmach noch in derselben Nacht.

So stand jetzt Heinrich stolz auf dem Gipfel seiner Macht und glaubte, gleichwie er den Landfrieden aufrecht hielt, (sein schönstes Werk!) so auch die unumschränkte Macht des Königthums und die Einheit von Staat und Kirche für alle Zeiten befestigt zu haben. Da vernahm er, daß die Luitizier die Sachsen geschlagen hatten. Diese unerwartete Nachricht erfüllte ihn mit solchem Grimm und Kummer, daß er auf den Tod krank ward. Da empfahl er seinen unmündigen Sohn noch eilig dem Papst, versöhnte sich mit Gottfried und starb 1056, erst 38 Jahr alt, allzufrüh für des deutschen Reiches Ruhm und Herrlichkeit, zu Botfeld im Harzgebirg, nicht weit von Blanken-

burg. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so wankte sein Werk schon in den Grundfesten; in Italien aber lebte der Mann, der bereits die Hand ausstreckte, um es völlig niederzureißen. Im Dom zu Speier ward Kaiser Heinrich III. beigesetzt, einer der gewaltigsten Herren, die je über die deutsche Erde schritten.

3.

Gewaltherrschaft ward nie bei uns geduldet.
Schiller.

Kaiser Heinrich III. hatte die Macht des Königthums so hoch emporgebracht, daß ein Schritt weiter davon schon zur Tyrannei führen mußte. Darum war die Unzufriedenheit der Herzoge und Grafen, welche seinen eisernen Arm am schwersten gefühlt hatten, bei seinem Tode reif; sie wollten nicht länger willkürlich behandelt und zugleich an der Unterdrückung des Volks gehindert sein; eilfertig gürteten sie sich jetzt die Schwerter um die Hüften, um den günstigen Augenblick nicht zu versäumen. Denn der neue König, Heinrich IV., war ein sechsjähriges Kind, und die Regierung des Reiches befand sich in den Händen seiner Mutter Agnes, einer Frau, welche zwar hohe Tugenden und Klugheit, nicht aber jene feste Entschiedenheit der Willenskraft besaß, welche in einer so schwierigen Lage, so vielen trotzigen Fürsten gegenüber, zur Erhaltung der Ordnung durchaus nöthig war. Von allen Fürsten waren die sächsischen am meisten erbittert, und zwar nicht ohne Grund. Sie sprachen jetzt zum Sachsenvolk, in dessen Herzen der Trieb nach Freiheit noch eben so mächtig war, wie zu den Zeiten Karls des Großen, also: „Nehmt euch bei Zeiten vor diesem Königskind in Acht; das hat fränkisch Blut in den Adern, und treibt's noch weiter als sein Vater; denn Art läßt nicht von Art. War doch die Sachsenfreiheit den Franken immerdar ein Stein im Weg!" Als nun zur selben Zeit Otto, der Stiefbruder des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von der Nordmark, ein wilder verwegener Mann, einen Aufstand begann, weil er sich in seinem Recht gekränkt glaubte, verhießen ihm die sächsischen Fürsten ihren Beistand, und wollten den jungen König ermorden. Otto ward jedoch bald in einem Gefecht erschlagen; da gaben auch jene ihren Plan auf.

Bekümmert erkannte die Kaiserin die schwierige Lage und beschloß, den Großen Länder zu verleihen, um sich dadurch ihrer Treue zu versichern. So hatte sie Schwaben an den Grafen Rudolf von Rheinfelden, Kärnthen an den Grafen Berthold von Zähringen gegeben, und nun verlieh sie das Herzogthum Baiern einem der reichsten und mächtigsten sächsischen Fürsten, dem tapfern Grafen Otto von Nordheim. Aber sie erreichte ihre Absicht keineswegs. Die deutschen Fürsten bemerkten nämlich mit Eifersucht und Neid, daß der Bischof von Augsburg großen Einfluß auf die Kaiserin und die

Regierung hatte; um nun dies Verhältniß aufzulösen, verläumdeten sie den guten Ruf der Kaiserin, so daß diese die Achtung und folglich auch die Liebe des Volkes verlor. Das war den Fürsten jedoch nicht genug; sie verschworen sich sogar, ihr den jungen Heinrich IV. zu rauben, um in dessen Namen selbst die Herrschaft ergreifen zu können. Dazu besprachen sich heimlich der Erzbischof Anno von Köln, ein Mann von strenger Sittenzucht und großem Eifer gegen die schrankenlose Macht des Königthums, der Baierherzog Otto von Nordheim und Graf Ekbert von Braunschweig, ein Vetter des Königs; der Erzbischof von Mainz und viele Andre wußten um den Plan. Als nun die Kaiserin mit ihrem Sohn das Pfingstfest auf der Insel des heiligen Suidger (heutzutag Kaiserswerth genannt, bei Neuß) beging, kamen die verschwornen Fürsten den Rhein daher gefahren und der Erzbischof Anno beredete den jungen Heinrich, ein gar herrliches Schiff anzuschauen, das er eigens mit großer Kunst habe erbauen lassen. Da stieg der Königsknabe an der Hand Anno's auf das Schiff; augenblicklich griffen jetzt die Knechte zu den Rudern und trieben es mitten in den Strom hinein. Der junge Heinrich glaubte, es sollte ihm was Ungebührliches geschehn, und sprang beherzt in den Rhein — Graf Ekbert ihm eilig nach und holte ihn heraus. Voll Jammers stand die edle Kaiserin, voll Zorns das Volk rings an den Ufern des Rheins und verfluchte die Fürsten, besonders den Anno. Dieser aber brachte den jungen Heinrich sicher nach Köln. Gleichwohl bangte ihm heimlich vor dem Volk, noch mehr aber vor jenen Fürsten, welche nicht mit ihm verschworen waren. Um nun seine Gewaltthat zu beschönigen, gab er vor, daß er der Mutter ihren Sohn nur deshalb genommen habe, damit derselbe besser erzogen werde, und erließ zugleich das Gesetz, daß stets jener Bischof, in dessen Sprengel sich das Königskind befände, die Geschäfte des Reichs besorgen sollte. Er hatte aber kein Recht, ein Gesetz zu geben; das stand einzig und allein dem deutschen Reichstag zu, welcher anstatt der uralten deutschen Volksversammlung da war. Ueberdies umging Anno auch dies Gesetz; denn er ließ den jungen König nicht aus seinen Händen, noch aus jenen seiner Mitverschwornen. Heinrich IV. aber, welcher von Natur sehr leidenschaftlich war, fühlte seine Abhängigkeit schmerzlich und warf deswegen einen heftigen Haß auf den strengen Anno.

Als Anno dies bemerkte, sah er sich klüglich nach einem Theilnehmer an der Vormundschaft um, welcher den üblen Eindruck mildern könne. Niemand schien ihm dazu so tauglich, wie der Erzbischof Adalbert von Bremen, welcher sich durch sein gewandtes Wesen gar bald in das volle Vertrauen des Knaben einzuschmeicheln verstand, es jedoch gewissenlos mißbrauchte. Denn, statt die heftigen Leidenschaften und den Eigensinn desselben zu zügeln, that er ihm Alles zu Willen und umgab ihn stets mit Vergnügungen jeder Art; dadurch suchte er sich ihm unentbehrlich zu machen. Ueberdies

Heinrich IV. und Graf Ekbert.

prägte er ihm noch den Grundsatz ein: „ein König darf Alles thun, weil er König ist." Solche Worte der Verführung hörte der junge Heinrich lieber, als manche ernste Anno's, welcher die königliche Gewalt zu Gunsten der Großen zu beschränken gehofft hatte. Und so wuchs der junge König, von elenden Schmeichlern umgeben, in Lüsten und Ausschweifungen heran, ohne Achtung vor der Tugend, ohne jenen inneren Kern der Sittlichkeit, wodurch der Mensch allein stark wird und im Glück wie im Unglück seine Würde behaupten kann. Weh über die, welche ein junges Fürstenherz ver-

führen! Auf ihre Rechnung schreibt der ewige Richter jeden Fluch des Volks über Tyrannei. Bald zeigte sich auch, in welchen traurigen Zustand die schlechte Regierung das Reich gebracht hatte. Die Reichsgüter wurden schamlos verschleudert; der Landfrieden, für welchen Konrad II. und Heinrich III. so unermüdlich gewirkt hatten, war dahin, aufs Neue erhob sich die furchtbare Selbsthilfe, und die Großen, welche das königliche Ansehen keck verachteten, unterdrückten das Volk, wo sie konnten. Adalbert von Bremen aber benahm sich im Gefühl seines ausschließlichen Einflusses von Tag zu Tag übermüthiger, als wäre er selbst der König. So machte er bald das Maaß des Hasses gegen sich voll. Um so mehr suchte er sich bei dem jungen König festzusetzen und den strengen Anno ganz und gar auszudrängen. Drum ließ er (1065) Heinrich IV. zu Worms wehrhaft machen; dadurch wurde derselbe nach uralter deutscher Sitte mündig; doch kümmerte er sich nur um seine bösen Lüste, nicht um die Geschäfte des Reichs. Diese besorgte Adalbert jetzt erst recht nach seiner Willkür; sein thörichter Ehrgeiz hatte ihn so verblendet, daß er nicht bloß all' seine früheren Tugenden, sondern auch seine Klugheit noch dazu verlor und keinen Schritt seiner Feinde beobachtete.

Anno von Köln stand an der Spitze derselben, und die Herzoge von Baiern und Schwaben schlossen sich fest an ihn; alle drei arbeiteten längst im Stillen an einem Plan zur Umänderung des Regiments. Indessen schwelgte der junge König mit seinen zuchtlosen Genossen zu Goslar in rasender Verblendung leichtsinnig fort. Auf einmal weigerten sich nun die sächsischen Fürsten, ihm Lebensmittel zu liefern; (die Könige hatten nämlich damals noch immer keine festen Hofsitze, sondern pflegten von einer Stadt oder Pfalz zur andern im Reich umher zu ziehen, und da, wo sie jedesmal Hof hielten, wurden sie entweder von den Einkünften ihrer Pfalz oder von den Gaben der geistlichen und weltlichen Herren unterhalten.) Der Aufenthalt zu Goslar ward nun dem König, so wie dem Erzbischof Adalbert bald lästig; plötzlich scheuchte jedoch beide die Nachricht empor, daß die Fürsten einen Reichstag nach Trebur berufen hätten. Der König ritt (1066) mit dem Adalbert von Bremen dahin; da sprachen alle versammelten Fürsten zu ihm: „Entscheide dich, o König: was willst du lieber lassen, deinen bösen Rathgeber Adalbert oder die Krone?" Ueber solchen Ernst erschrak der König und suchte Zeit zu gewinnen; er wollte auf Adalberts Rath mit den Reichskleinodien heimlich entfliehen. Aber sein Vorsatz wurde verrathen, der Palast mit Wachen umstellt, Adalbert von seinen ergrimmten Feinden verhöhnt und schmählich vom Hof verjagt. Mit genauer Noth konnte er sich in sein Erzstift retten. Nun brach die Rache der sächsischen Fürsten (besonders des Herzogs Ordulf und seiner Söhne, welche den stolzen Adalbert schon lang unversöhnlich haßten,) furchtbar über ihn los. Sie verwüsteten sein Erzstift mit Raub, Mord und Brand und nahmen ihm all'

seine Güter, daß er plötzlich arm wie ein Bettler dastand. Zur selben Zeit wurde auch das große Werk, das er noch in besseren Tagen begründet hatte, nämlich die Bekehrung der Slaven, zerstört. Die Tyrannei der Bekehrer hatte die Slaven bis zur furchtbarsten Wuth gereizt; drum erschlugen sie den frommen Fürsten Gottschalk, verwüsteten Stormarn, brachen Hamburg und Schleswig, und stellten jauchzend das Heidenthum und ihre alte Unabhängigkeit von den Deutschen wieder her.

Der junge König, — von frühester Kindheit auf zum Theil gedrückt, aber noch mehr verwöhnt, und noch vor Kurzem in seinem zügellosen Walten so völlig unumschränkt, — hegte nun einen immer heftigeren Haß gegen die Fürsten; jede Unbill, die ihm je von ihnen widerfahren war, brannte ihm aufs Herz. Da raffte er sich aus dem Pfuhl seiner Ausschweifungen empor und brütete Rache. Von solcher Leidenschaft verblendet, dachte er nicht daran, die Würde des Königthums aufrecht zu erhalten, sondern bloß daran: eine unumschränkte Macht zu gewinnen, um die Fürsten, deren Widerstand ihm unerträglich war, völlig zu unterdrücken. Aufs glühendste haßte er vor Allen die Sachsen; ihnen zum Trotz baute er nun immer mehr feste Schlösser in ihrem Lande, um sie dadurch im Zaum zu halten. Sie empörten sich, er bezwang sie mit Waffengewalt; unauslöschlich glimmte dafür ihr Haß unter der Asche. Bald kam die Gährung zum Ausbruch.

Die Fürsten hatten auf Betrieb Anno's den König gezwungen, sich mit seiner verlobten Braut, Bertha (der Tochter des Markgrafen von Susa) zu vermählen. Die Liebe dieser edlen Frau sollte ihn, wie Anno hoffte, von seinen wilden Ausschweifungen abhalten. Unwillig hatte er sich dem Zwang gefügt und die Vermählung war 1066 zu Trebur gefeiert worden. Aber wie ein Blinder mißkannte Heinrich IV. die Tugenden und die Liebe seiner Gattin, fühllos vor Zorn stieß er sie von sich und wollte um jeden Preis von ihr geschieden werden. Er wandte sich deshalb an den Erzbischof Siegfried von Mainz, und bat diesen, ihm dazu behülflich zu sein; dafür versprach er jenem hinwieder: die Thüringer zu zwingen, daß sie dem Erzstift Mainz den Zehnten entrichteten; (dies hatte schon Bonifacius bei der Bekehrung der Thüringer so angeordnet, aber das Erzstift Mainz hatte den Zehnten nie erhalten können.) Siegfried von Mainz war unter dieser Bedingung bereit, den Wunsch des Königs zu erfüllen, und redete ihm auf einer Fürstenversammlung zu Worms das Wort. Nichts fehlte mehr als die Bestätigung des Papstes. Aber als dessen Gesandter kam (1069) der fromme und strenge Bischof Petrus Damiani nach Frankfurt am Main, wo die deutschen Fürsten versammelt waren, und sprach also zu dem König: „Gott verhüte, daß du eine Handlung begehst, welche eines Christen und gar eines Königs so unwürdig ist; denn ein König soll an Sitte und Zucht Allen vorleuchten, wie ein reiner Stern, nicht aber sie durch sein böses Beispiel vergiften. Drum warnt dich jetzt die Kirche als treubesorgte Mutter. Gehorchst du ihr aber nicht, so

wisse, daß der heilige Vater einem König, welcher so unchristlich handelt, nie die Weihe zur Kaiserwürde ertheilen wird." Auf diese Worte des päpstlichen Gesandten hin baten und ermahnten alle Fürsten den König, den Gedanken an die Ehescheidung aufzugeben, damit die Majestät nicht entwürdigt und die mächtige Verwandtschaft seiner Gemahlin nicht zur Rache gereizt würde. Der König verbarg seinen Zorn in falscher Demuth und erwiederte scheinbar gelassen: „Wohlan, so will ich meine Bürde tragen!" Eilig ging er jedoch nach Sachsen, um den Anblick seiner Gemahlin zu meiden; sie aber folgte ihm in herzlicher Treue dahin. Als er sie nun, nach langem Widerstreben, endlich wiedersah, da drang ihm stiller Gram tief ins Herz, und die Augen gingen ihm auf über die große Lieb' und Treue, womit sie alle Kränkungen verzieh und vergaß. Und er nahm sie später als seine Hausfrau auf; sie gewann seine Achtung und sein Vertrauen, gebar ihm Kinder und theilte später all' sein Unglück getreu bis an ihren Tod.

Noch bevor jedoch diese Versöhnung Heinrichs IV. mit seiner Gemahlin zu Stande kam, sahen die Großen zu ihrem Erstaunen plötzlich den Adalbert von Bremen wieder am Hof erscheinen und sich mit der vollen Gunst des Königs brüsten. Mit falscher Freundlichkeit kam er seinen Todfeinden entgegen, das Herz voll Rache, den Kopf voll Pläne, sie alle zu verderben (besonders die Sachsen), und reizte heimlich des Königs Zorn gegen jene noch heftiger. Da kam (1070) ein gewisser Egino, ein Mensch, der im übelsten Leumund stand, vor den König, wies ihm ein Schwert und sprach dazu mit frecher Stirne: „Sieh, mit diesem Schwert sollt' ich dich ermorden, o Herr! Und weißt du, wer mich dazu gedungen? Otto von Nordheim, der Baierherzog." Voll heftigen Zorns entbot der König den Angeklagten nach Mainz vor die Fürsten zum Gericht. Otto läugnete den angemutheten Frevel; da befahl ihm der König, nach Goslar zu kommen und dort mit dem Egino auf ein Gottesurtheil zu kämpfen. Dessen weigerte sich Otto, weil ihm der König nicht freies Geleit zusichern wollte, und ritt mit seinen Getreuen ins Sachsenland. Da berief der König die sächsischen Großen, um über den Herzog Otto zu richten, und da derselbe unter jenen viele Feinde hatte, so ward er des Herzogthums Baiern für verlustig erklärt. Darüber entstand jetzt eine furchtbare Fehde zwischen dem König und Otto, welchem Magnus, der Sohn des Sachsenherzogs Ordulf, eifrig beistand. Der König aber belehnte Otto's Eidam, Welf, mit Baiern; und Welf verstieß um eitle Königsgunst schamlos seine Hausfrau und schickte sie ihrem Vater zurück. Immer dichter zogen sich jetzt die Wetterwolken des Kriegs zusammen. Schon stand der König, zur Schlacht bereit, dem Otto und Magnus gegenüber; da überredete Graf Eberhard von Nellenburg jene beiden, sich der Gnade des Königs zu übergeben. Sie thaten's vertrauensvoll, Heinrich IV. aber hielt sie gefangen; es kam ihm gerade gelegen, den Magnus in seiner Gewalt zu haben, denn da dessen Vater gestorben war,

wollte er das Herzogthum Sachsen ihm und seinem Stamm, den Billungen, nehmen. Da schwelgte auch der greise Adalbert, schon am Rande des Grabes, noch in voller Freude an der Demüthigung seiner Todfeinde. Schon im nächsten Jahre (1072) starb er und kein Auge weinte um ihn, denn das Andenken an alle seine früheren Verdienste hatte der gewissenlose Eigennutz, womit er des Königs junges Herz verderbt, völlig ausgelöscht. Eine schlimme Saat ließ er im deutschen Reich zurück, Treulosigkeit und Aufruhr, Mißtrauen und Willkür.

Nun ergriff Anno wieder das Regiment; jedoch schon nach einem Jahre zog er sich zurück, wofür er sein hohes Alter zum Vorwand nahm; — er sah die unsägliche Verwirrung allerorten emporschlagen und wollte den Tag der Entscheidung nicht erleben. Dem König aber wuchs dafür der trotzige Muth mit jedem Tage höher; je mehr Gefahren sich rings um ihn thürmten, grad' um so hartnäckiger trachtete er, seine Feinde zu zerschmettern und eine schrankenlose Herrschaft aufzuschlagen. Mißtrauisch beobachtete er die Herzoge von Schwaben und Kärnthen, wie sie ihrerseits auch ihn. Kaum brachte es seine fromme Mutter dahin, daß er sich mit Rudolf von Schwaben noch friedlich vertrug; dem Berthold von Zähringen hingegen nahm er das Herzogthum Kärnthen ohne Untersuchung und Vertheidigung und verlieh es dem Grafen Markward von Eppenstein. Am schwersten drückte er aus Herzenslust die Sachsen und Thüringer, und zwar nicht bloß die widerspenstigen Großen, sondern auch das edle freiheitsstolze Volk, das sich derselben annahm. Immer mehr feste Burgen baute er dort, deren Besatzungen das Volk übermüthig mißhandelten; die Thüringer insonderheit wurden so lange gequält, bis daß sie endlich dem Erzstift Mainz den Zehnten entrichteten; aber Siegfried von Mainz wurde dem König deswegen doch nicht treu. Ja, um es bis aufs Aeußerste zu treiben, bot der König ein Heer auf, angeblich gegen die Polen, und schloß sogar ein heimliches Bündniß mit den Dänen zur Verknechtung der Sachsen. Durch die Verhöhnung aller ihrer Rechte trieb er sie bis zum Aeußersten. Es blieb ihnen nichts mehr übrig, als Gewalt durch Gewalt abzutreiben.

Plötzlich standen ihrer sechszigtausend zum Schutz der Freiheit in Wehr und Waffen da. Dennoch wollten sie diese wider ihren König nicht erheben, ohne ihn zuvor noch einmal getreu, aber ernst ermahnt zu haben; und sie sprachen also zu ihm: „Du hast uns gegen die Polen aufgeboten, o Herr! Laß uns daheim, damit wir uns gegen unsere bösen Nachbarn, die Luitizen, vertheidigen können. Mit starken Burgen hast du uns rings umfangen; brich sie bei Zeiten, und gib unsern Fürsten ihr Hab' und Gut wieder, das du ihnen wider alle Gerechtigkeit nahmst. Bessere deinen Wandel und wirf deine Schmeichler und Müßiggänger, die unser Land aussaugen, von dir, wie schmutziges Gewürm, das frech an deinem Königsmantel hinaufkriecht und ihn befleckt. Herrsche nicht nach blinder Will-

für, sondern zieh' die Fürsten zu Rath, wie dir's zukommt. Dann wollen wir, freie Männer, dich von Herzen als unsern Herrn und König ehren. Doch fährst du fort, jedes Recht mit Füßen zu treten, — dann sei Kampf wider dich!" Aber der König achtete nicht auf diese Worte und hob leichtsinnig das Schwert; „sie stehen mir im Weg," dachte er in seinem Uebermuth, „so mögen sie fallen." Er bedachte nicht, daß ein König, welcher das Schwert frevelnd gegen sein Volk erhebt, zugleich auch alle heiligen Bande ihrer Treue damit durchhaut. Da kamen die Sachsen mit großer Macht gen Goslar heran, wo er Hof hielt. Nun sah er doch ein, daß sie es ernsthaft meinten, und flüchtete eilig mit seinen Getreuen und mit seinem Schatz in die feste Harzburg, die er sich erbaut hatte. Aber wie sein Schatten kamen sie hinter ihm her und verlangten ihr Recht. Grimmig erkannte er, daß er gegen die Uebermacht nichts vermochte; dennoch wollte er nicht nachgeben. Drum hielt er's für keine Schande zu fliehen; drei Tage irrte er im dunkeln Walde umher, bis er endlich nach Eschwege und Hersfeld kam. Dort versammelten sich die deutschen Fürsten wegen des Kriegs gegen Polen. Um seinen Plan durchzusetzen, schien ihm nun kein Mittel zu gering. Er gab den gefangenen Sachsenherzog Magnus frei, warf sich den deutschen Fürsten zu Füßen und rief zu ihnen: „Laßt diese Schmach nicht über mich ergehen, daß die Sachsen euren König, den ihr selbst erwählt habt, verhöhnen! Duldet ihr's, so seid ihr selbst verhöhnt!" Da bedachten sie die Würde der königlichen Majestät und boten ihm die Hand zur Rettung. Nun begab er sich eilig an den Rhein, um zu rüsten, und warb durch's ganze Reich auf und ab Kriegshülfe gegen die Sachsen; indessen verbanden sich jedoch diese mit den Thüringern und begannen die Burgen des Königs in ihrem Lande zu stürmen. Da warb Heinrich IV. selber bei den Luitizen gegen sie; aber die Sachsen boten diesen noch mehr Werbgeld, so daß die Luitizen unter sich uneins wurden.

Indessen gewann Heinrich IV. die Hilfe des Dänenkönigs und dieser zog mit vielem Volk heran; aber die Dänen weigerten sich, ihre Schwerter zur Unterdrückung der Sachsen zu heben. Nun wandte sich Heinrich an die Erzbischöfe von Mainz und Köln, so wie an mehrere geistliche und weltliche Fürsten, auf daß sie mit den Sachsen einen Frieden zu Stande brächten. Zu Gerstungen kamen die Fürsten mit diesen zusammen (1073), aber statt den Frieden zu bestellen, vereinigten sie sich plötzlich mit denselben dahin, daß sie Heinrich IV., als der deutschen Krone unwürdig, absetzen und statt seiner einen neuen König wählen wollten. So wuchs ihm die Gefahr über's Haupt. Da trat auch noch ein gewisser Reginger auf, welchen Heinrichs Feinde gedungen hatten, und verkündete schamlos folgende Lüge: „Auf des Königs Geheiß sollte ich die Herzoge von Schwaben und Kärnthen ermorden." Voll Scham und Zorn über diese falsche Anklage forderte der König den Schwabenherzog Rudolf zum Zweikampf; — doch Rudolf wei-

gerte sich dessen; ein getreuer Mann, Ulrich von Kosheim, wollte für den König fechten; aber Rudolf verweigerte abermals den Kampf. Heinrich IV. war damals schon so tief in der Meinung des Volkes gesunken, daß es ihn der Schandthat wirklich fähig hielt; so rächte sich an ihm die Macht der öffentlichen Meinung, welche er übermüthig verachtet hatte. Schon wollten die Fürsten sich in Mainz zu einer neuen Wahl vereinigen. Er eilte ihnen nach und gelobte ihnen Besserung. Sie glaubten's nicht. Da ward er in Ladenburg (bei Worms) todkrank. Mit Ungeduld warteten sie auf seinen letzten Athemzug. Aber zu ihrem Verdruß genas er und beschloß, voll neuer Lebenskraft, durchaus nicht nachzugeben. Da fand er beim deutschen Bürgerthum warme Treue. Die Bürger von Worms zogen ihm stattlich gerüstet entgegen, zeigten ihm ihre blanken Schwerter und riefen freudig: „Dir zu Schutz schwingen wir sie; sei Du auch unser Schutz gegen der Fürsten und des Adels Gewalt!" Aehnlich thaten die Bürger in vielen andern Städten, und freuten sich, daß sie jetzt nach alter deutscher Sitte ihre Freiheit durch das Recht, Waffen zu tragen, aller Welt kundgeben konnten. Als nun auch der falsche Ankläger Reginger bald darauf im Wahnsinn starb, sprach das Volk: „Den traf Gottes Hand für die Lüge wider den König!"

Trotzdem sah Heinrich IV. mit blutendem Herzen endlich ein, daß ihm nichts mehr übrig blieb, als nachzugeben, und so schloß er (1074) zu Gerstungen mit den Sachsen einen Frieden ab, worin er ihnen gestattete, seine Burgen in ihrem Lande niederzureißen.

Dieser glückliche Erfolg verführte jedoch das Sachsenvolk zum Uebermuth. Jauchzend brach es Heinrichs stolze Zwingburgen, und als es vor die stattliche Harzburg kam, deren Erhaltung dem König besonders am Herzen lag, ließ es, trunken von Glück und Stolz, keinen Stein auf dem andern, zerstörte das Kloster und verbrannte die Kirche, welche innerhalb der Ringmauern standen, ja selbst die Reliquien der Heiligen und die Gruft verschonte es nicht, es riß die Gebeine des Bruders und Sohnes des Königs aus den Särgen und streute sie rings umher. Als die Fürsten von dieser Gewaltthat des Volkes vernahmen, erschraken sie heftig und ließen dem König sagen, daß dies ohne ihr Wissen und Wollen geschehen sei. Er aber schwur Rache und that im Sturm der Leidenschaft einen Schritt, der ihn noch bitter reuen sollte. Er rief nämlich gegen die Sachsen die Hilfe des Papstes an. Dadurch gestattete er also einem Fremden die oberrichterliche Entscheidung im deutschen Vaterlande.

Zum Glück für Heinrich IV. waren Herzog Rudolf von Schwaben und mehrere andere Fürsten über die Sachsen erzürnt, weil diese ohne ihre Beistimmung zu Gerstungen Frieden gemacht hatten, und schlossen sich nun an die Parthei des Königs. Dieser benutzte sein Glück und rüstete so gewaltig, daß die Sachsen voll Besorgniß Gesandte an ihn schickten, um sich bedingungsweise zu unterwerfen. Heinrich IV. verlangte jedoch durchaus un-

bedingte Unterwerfung, und zersplitterte zu gleicher Zeit die Kraft der Sachsen, indem er mit großer Schlauheit viele von ihren Großen auf seine Seite brachte. Wie er nun seinen Plan reif glaubte, führte er plötzlich ein ungeheures Heer an die Unstrut wider die Sachsen. Da ward (1075) bei Hohenburg eine furchtbare Schlacht geschlagen; 8000 Sachsen und 5000 Königliche blieben todt auf dem Plan. Auf flüchtigen Rossen entrannen die sächsischen Fürsten in gute Sicherheit; da schrie das Volk entrüstet: „Sie reizten uns zum Aufstand, und jetzt verlassen sie uns!" Die Fürsten schickten indessen bangend Gesandtschaften an den König und versuchten zugleich eifrig, das Volk wieder für sich zu gewinnen; Alles umsonst. Es blieb ihnen endlich nichts mehr übrig, als sich dem König zu unterwerfen. Da vermittelten der Herzog von Lothringen und die Bischöfe von Mainz, Salzburg, Würzburg und Augsburg den Frieden und sicherten den sächsischen Fürsten in des Königs Namen zu, daß sie an Leib und Leben, Ehr' und Freiheit nicht gekränkt werden sollten; hierauf gaben sie sich in des Königs Gewalt. So stand dieser plötzlich am Ziel seiner Wünsche; nach der tiefsten Demüthigung hatte ihn das Glück rasch auf die höchste Höhe emporgehoben und seine Macht war jetzt fast unumschränkt. Aber sein allerschlimmster Feind war noch nicht bezwungen, nämlich die unbändige Leidenschaft in der eignen Brust. Diese ließ ihm nicht Rast noch Ruh', bis daß er sein Wort brach, den sächsischen Großen ihre Güter nahm und sie selbst gefangen weit fort vom lieben Sachsenlande hinführen ließ, nach Schwaben, Baiern und Franken, Welschland und Burgund. Dann baute er seine Burgen wieder auf und seine Beamten drückten die Sachsen und Thüringer furchtbarer als je. So wollte er jetzt seine Macht zur Tyrannei mißbrauchen.

4.

. . . . „Alles ird'sche Regiment sei Lehen
Des höchsten, göttlichen! Von diesem leite
Der Kön'ge Scepter erst sein wahres Recht
Und seine Würde ab!"

Immermann.

Seit dem Jahre 1073 saß der kühne und kluge **Hildebrand**, unter dem Namen: **Gregor VII.**, auf dem päpstlichen Stuhl. Bis dahin hatte er als Rathgeber seiner Vorfahren nur im Stillen gewirkt. Jetzt, da er selbst die dreifache Krone auf dem Scheitel trug, trat er mit seinem Plane offen hervor. Mannichfache Schicksale und Erfahrungen hatten seinen Charakter gestählt; drum schreckte ihn kein Hinderniß; er wollte lieber untergehen, als sein beschlossenes Werk aufgeben. Er hatte die **Freiheit** und

Selbstständigkeit der Kirche zu erringen gestrebt. Wie er aber jetzt mit rechtem Adlerblick die Schwäche des Königthums erkannte, begnügte er sich nicht mit jenem Plane mehr, und wollte der Kirche nicht bloß die Freiheit, sondern auch die Herrschaft erkämpfen. Er dachte darüber also: „Was sind denn diese Könige der Erde mehr als Geschöpfe Gottes? All' ihre Kronen haben sie bloß von seiner Gnade. Jesus Christus aber hat die Kirche auf Erden eingesetzt und den Papst als seinen Stellvertreter, und hat ihm die Schlüsselgewalt über alle Lebendigen gegeben. Weil nun die ganze Erde ein Werk aus Gottes Hand, so beherrscht sie der Papst als Gottes Statthalter. Folglich kann kein irdischer Mann ein Reich nach göttlichem Recht besitzen, wenn ihn der Papst nicht damit belehnt hat. Gleichwie der Mond sein Licht von der Sonne empfängt, so hat also auch der Kaiser seine Würde und Gewalt erst vom Papst, der ihm die Krone aufsetzt. Darum kann nach göttlichem Recht weder das römische Volk noch der Kaiser (wie bisher) einen Priester zum Papst wählen, sondern es bestimmt diesen der heilige Geist selbst, welcher einen besonderen Ausschuß von Erzpriestern („Kardinälen") dazu erleuchtet. Nur dem Papst, als obersten Herrn des Gottesreiches, welches den ganzen Erdkreis umfaßt, steht mithin die Besetzung aller geistlichen Würden darin zu, nicht dem Kaiser oder König. Den Papst kann auch Niemand richten und absetzen, selbst keine Kirchenversammlung, das wär' ja eine Sünde gegen den heiligen Geist, welcher ihn eingesetzt hat. Wer sich also gegen den Papst auflehnt, empört sich gegen Gott selbst, und wie Gott die Frevler ohne Unterschied des Standes richtet, gleichviel ob Könige oder Bettler, so darf's auch der Papst." Dies waren die Grundsätze, von denen Gregor VII. ausging, als er die völlige Unabhängigkeit der geistlichen Macht von der weltlichen und die Herrschaft der Kirche (die „Hierarchie") erringen wollte.

Um nun diesen großen Plan ins Werk zu setzen, ergriff Gregor VII. drei Mittel. Das erste war die Abschaffung der Simonie (d. i. des Verkaufs der geistlichen Würden); dies war vor Allem nöthig, um die Reinheit und sittliche Würde der Kirche wieder herzustellen, damit die geistlichen Aemter nur an die Edelsten und Tüchtigsten kämen. Das zweite Mittel bestand darin, die Investitur (d. i. das Recht der Einsetzung der Bischöfe und Aebte mit Ring und Stab und ihrer Belehnung mit Kirchengütern) den Laien zu nehmen. Nun aber hatte das Recht der Investitur bisher der König geübt, weil er allein als Oberhaupt des Staates liegende Güter, als Theile des Reichs, zu Lehen ertheilen konnte; die Weihe zum geistlichen Amt hingegen hatte das Oberhaupt der Kirche den Bischöfen gegeben, jedoch bisher erst nach geschehener Investitur. Wurde nun die Investitur den Laien genommen, so standen die Bischöfe und Aebte nicht bloß in ihren geistlichen Verrichtungen, sondern überhaupt völlig unter dem Papst und waren unbedingt an dessen Interesse gebunden; überdies wurden

die Staatsgüter durch die Verlehnung aus der Hand des Papstes in Kirchengüter umgewandelt, und dadurch auch die weltliche Herrschaft des Papstes immer fester begründet. Das dritte Mittel endlich, welches Gregor VII. anwendete, setzte dem stolzen Gebäude der Hierarchie die Krone auf. Es war das Gebot des Cölibats, d. i. daß alle Geistlichen fortan ehelos leben sollten. Dadurch beabsichtigte Gregor, daß die Priester, gleich den Mönchen, gänzlich losgerissen von aller Gemeinschaft mit den Laien, sich nicht mehr als Mitglieder des Staates, sondern bloß als Glieder der Kirche fühlen, und als abgeschlossene geistliche Macht sich dem Staat gegenüber stellen sollten, um ihre gemeinsamen Ansprüche gegen denselben auf Leben und Tod zu vertheidigen. Aber das Gebot des Cölibats erregte bei den Geistlichen selbst einen furchtbaren Widerstand; die meisten von ihnen hatten Frauen und Kinder und riefen laut: „Das Gebot der Ehelosigkeit ist wider die menschliche Natur, wider den Geist Jesu Christi, wider die Aussprüche der heiligen Schrift, wider die Gewohnheit eines ganzen Jahrtausends." Aber keine Vorstellung, kein Flehen, kein Trotz vermochte Gregor VII. irre zu machen; er wußte, daß er die zahllose Schaar der Mönche für sich hatte, und mit eiserner Willenskraft griff er durch. Es war der Geist der Zeit, der aus seinem Munde redete, wie rollende Donner, daß die Völker glaubten, sie hörten das Wort des richtenden Gottes selbst, welcher die feste Burg der Kirche als einen Zufluchtsort der Freiheit wider die Gewaltherrschaft gegründet habe.

Es war im Jahre 1076, als die Gesandten, welche Heinrich IV. an den Papst geschickt hatte, ihm folgenden Brief desselben brachten: „Der König soll nach Rom kommen, um sich dort über die Verbrechen zu rechtfertigen, deren er angeklagt ist; denn er übt das Recht der Investitur mit Ring und Stab wie vor und eh, und befleckt sich mit der Simonie; kommt er aber nicht, so trifft ihn der Bann." Ergrimmt sprach Heinrich IV.: „Soll der König der Deutschen aus Welschland Befehle annehmen? Nimmermehr! Uns steht das uralte Recht zu, den Papst zu wählen, also dürfen wir ihn auch absetzen, sobald er sich wider uns auflehnt." Und er versammelte die deutschen Bischöfe in Worms; dort setzten diese auf sein Geheiß den Papst ab. Aber Gregor VII., welcher den Zustand in Deutschland kannte, baute fest auf die Zwietracht zwischen dem König und den Großen des Reichs und sprach jetzt den Bann über Heinrich IV., als Feind der Kirche. Er that noch mehr, er entband alle Deutschen des Eides der Treue zu ihrem König, und setzte diesen ab. Dies Recht aber stand Niemanden als einzig dem Willen des ganzen deutschen Volkes zu, wenn es den König, welchen es durch freie Wahl erhoben hatte, der Krone unwürdig befand. Die Feinde des Königs frohlockten. Bald war in Sachsen eine mächtige Verschwörung gegen ihn reif. Nun traten denn die Herzoge Rudolf von Schwaben, Berthold von Kärnthen und Welf von Baiern

zusammen und beriefen die sämmtlichen deutschen Fürsten zu einem Reichstag nach Trebur (1076); dahin kamen auch zwei Gesandte Gregors VII. und saßen der Versammlung vor. Und die Fürsten sprachen ungescheut aus: „Der Papst hat das Recht, den deutschen König abzusetzen"; so opferten sie, von ihrem Haß verblendet, gewissenlos das Entscheidungsrecht des ganzen deutschen Volks auf. Umsonst verschwendete Heinrich IV. Bitten und Drohungen an sie; schon bereiteten sie sich zur Wahl eines neuen Königs. Kaum erlangte Heinrich noch einen Aufschub von ihnen. Sie sprachen: „Der Papst möge zur Entscheidung auf einen Reichs- und Kirchentag nach Augsburg kommen. Hast du, o König, dich nicht binnen Jahresfrist vom Bann gelöst, so bist du der Krone verlustig. Bis dahin sollst du jedoch kein Zeichen der königlichen Würde tragen, noch königliche Gewalt ausüben. Handelst du dem zuwider, so wissen wir auch ohne des Papstes Entscheidung, wie wir zum Besten des Reichs handeln sollen."

So bitter kam's dem König heim, daß er sich vor einem Jahr im Glück nicht hatte mäßigen können. Gebannt, ohne Krone, verlassen, gedemüthigt, stand er jetzt da, gefoltert von ohnmächtigem Grimm und von der Furcht, daß auch die Hoffnung verloren sei, sobald der Papst zu seinen Feinden nach Deutschland käme. Da wich der Sinn für Deutschlands Ehre von ihm, nur seine Schlauheit nicht, — ein armseliger Ersatz für die allzufrüh verlorene sittliche Würde. Um das Aeußerste anzuwenden, lag ihm jetzt Alles daran, daß er vom Kirchenbann ledig werde. Da zog er (1076) im strengen Winter durch Burgund über Genf und den Mont Cenis nach Italien, um den Papst zur Lösung vom Bann zu bewegen, nur wenige Treue folgten ihm, darunter das allertreueste Wesen, das er auf Erden besaß, seine Hausfrau Bertha, mit ihrem Sohn; die scheute weder Sturm noch Frost, noch die Gefahr der Wege, und wich nicht von seiner Seite. So kam er, allen Nachstellungen seiner Feinde zum Trotz, glücklich nach Vercelli hinab. Als nun die Lombarden, welche dem Papst abhold waren, ihn so unerwartet in ihrer Mitte sahen, hofften sie, daß er sich an ihre Spitze stellen werde, aber Heinrich IV. traute ihnen nicht. Gregor VII. wollte nach Mantua reisen, als er jedoch die Kunde von Heinrichs Ankunft erhielt, schlug er eilig den Rückweg ein, und begab sich auf die feste Felsenburg Canossa; diese gehörte der reichsten Erbin in ganz Italien, der frommen Markgräfin Mathilde (einer Tochter des Markgrafen Bonifacius und seiner kühnen Gattin Beatrix), welche, voll Bewunderung vor Gregors VII. erhabenem Geist, ihr ganzes Leben dem Dienst der Kirche weihte.

Nun schickte Heinrich IV. zu Gregor VII. nach Canossa, um eine Versöhnung zu erwirken. Hartnäckig verweigerte anfänglich Gregor jeden Vergleich mit Heinrich IV., als einem von der Kirche Verfluchten. Endlich beschied er ihn vor sich; da kam Heinrich IV. im Januar (1077) vor's Thor von Canossa und bat demüthig, daß es ihm aufgethan werde. Als

er nun eingelassen worden, fiel das Thor hinter ihm zu, aber der Papst wollte ihm noch kein Gehör geben. Da mußte nun der König der Deutschen, bei der strengen Kälte, drei Tage lang im Schloßhofe warten, barfuß und im wollenen Büßerhemde, er, welcher mit blinder Leidenschaft nach unumschränkter Macht gestrebt hatte, jetzt ärmer, als ein Bettler, gefangen und verflucht! Am 28. Januar erlöste ihn Gregor auf Bitten der Markgräfin Mathilde vom Bann, jedoch nur unter der Bedingung, „daß er schwöre, den Spruch seiner Richter, nämlich des Papstes und der Reichsversammlung, in Geduld zu erwarten und sich demselben zu unterwerfen." Dem tiefgebeugten Heinrich war jedes Mittel recht, und er gelobte Alles, was Gregor verlangte.

Als die Kunde von dieser unerhörten Demüthigung in Lombardien und Deutschland erscholl, zürnten die Lombarden dem König heftig, daß er ihrem Feinde, dem Papst, nachgegeben habe. Das deutsche Volk war entrüstet über die Unbill, die ihm selbst in der Person des Königs widerfahren, und so groß auch die fromme Ehrfurcht vor dem geistlichen Oberhaupte der Christenheit war, so hob sich doch in den schlichten Herzen des deutschen Volks der edle Freiheitstrotz gegen das fremde Machtgebot. Die deutschen Fürsten hingegen waren bestürzt und unschlüssig, was nun zu beginnen sei; sie wollten und konnten nicht mehr zurücktreten; um ihrer eigenen Sicherheit willen mußten sie einen neuen König haben, und doch fühlten sie, daß das Recht nicht mehr auf ihrer Seite war. Also traten sie (im März 1077) in Forchheim zusammen, gestatteten den Gesandten des Papstes, ein Wort mitzusprechen, und ließen sich's gefallen, daß diese folgendes Gesetz vorschrieben: „Die Wahl der Bischöfe soll fortan in Deutschland nicht mehr vom König abhängig sein und die Investitur unentgeltlich geschehen. Die deutsche Krone aber soll nicht durch Erbrecht vom Vater auf den Sohn kommen, sondern lediglich freier Wahl vorbehalten sein." So ließen sich die Deutschen (durch die letztere Bestimmung) ihr uraltes, heimisches Recht von Fremden als Gesetz auferlegen! Nun erkoren sie Rudolf den Schwabenherzog zum König und dieser beschwor jene Bedingungen. Aber das Volk in den meisten Städten wollte ihn nicht anerkennen und hielt standhaft an Heinrich IV.

Diesen hatte indessen die erlittene Demüthigung zu neuem Muth aufgestachelt. Als er nun die Wahl Rudolfs erfuhr, beschloß er, um die Krone auf Leben und Tod zu kämpfen. Freudig erhoben sich jetzt die Lombarden für ihn, und als er nach Deutschland wieder kam, empfingen ihn die Bürger mit Jubel; auch viele von den Fürsten traten, voll Scham, daß sie Deutschland verläugnet hatten, zu ihm, ebenso manche andre, welche seine wachsende Macht fürchteten. Vorsichtig zog sich Rudolf nach Sachsen zurück; Heinrich aber entsetzte ihn, so wie die Herzoge Welf und Berthold, und zwar zu Ulm auf schwäbischer Erde, weil alle drei Schwaben waren.

Da entbrannte in Deutschland ein furchtbarer Zwiespalt um das Recht der beiden Gegenkönige, Heinrich IV. und Rudolf, Gräuel war in allen geistlichen und weltlichen Dingen, alle Zucht und Sitte verfiel, und alle Ordnung ward zertrümmert. Vergeblich berief der Papst beide Könige, wie zwei ungetreue Knechte, vor sich zur Rechenschaft; keiner wollte Gregors Befugniß dazu anerkennen, und das Sachsenvolk schrie, voll gesunden Sinnes für deutsche Ehre: „Weh über dich, o Gregor, daß du auf deutscher Erde Unfrieden gesät!" Gregor aber spähte vorsichtig, welchem der beiden Könige das Glück günstig sei. Als er nun erfuhr, daß Rudolf gesiegt habe, sandte er ihm eine Krone, worauf die stolze Inschrift stand: „Kraft göttlichen Rechts gab St. Petrus die Krone dem Rudolf." Dadurch wollte er kund geben, daß Rudolf das deutsche Reich nur als Lehen vom päpstlichen Stuhl habe.

Nun erkannte Heinrich IV., daß die Königsmacht nicht in der Gunst der Fürsten, sondern einzig in der Freiheit des Volks wurzele. Weil die freien Bürger größtentheils für ihn waren, so wandte er sich jetzt auch an die freien Bauern (in Franken) und gab ihnen ritterliche Waffen zur Anerkennung ihrer Freiheit. Da kam's endlich (am 7. August 1078) bei Mellrichstadt an der Streu zur Schlacht, doch ohne Entscheidung; die Herzoge Welf und Berthold aber besiegten am selben Tage die Bauern-Landwehr am Neckar und ließen ihrem Zorn gegen die Bauern, daß diese Ritterwaffen getragen, mit scheußlicher Grausamkeit freien Lauf.

Unerschrocken setzte Heinrich IV. den Kampf gegen seine Feinde fort. Er verlieh das Herzogthum Schwaben erblich seinem Getreuen, dem Grafen Friedrich von Büren, welcher sich auf einem hohen Berg der schwäbischen Alp das stattliche Schloß Hohenstaufen gebaut hatte, und vermählte ihn mit seiner schönen Tochter Agnes. Dann ließ er auf zwei Kirchentagen, zu Mainz und in Lombardien, Gregor VII. absetzen und den Erzbischof Wibert von Ravenna unter dem Namen Clemens III. zum Papst ausrufen. Hierauf zog er an den Elsterfluß und bot dem Rudolf (am 15. Oktober 1080) abermals die Schlacht. Da gewann zwar Otto von Nordheim den Sieg, aber Rudolf, der Gegenkönig, fiel. Gottfried von Bouillon, damals Markgraf von Antwerpen, ein frommer Held von hohen Tugenden und dem König allzeit getreu, hatte dem Rudolf im Gefecht mit dem Schwert die rechte Hand abgehauen. Sterbend betrachtete Rudolf seine blutige Rechte und sprach dabei, daß alle Bischöfe, die um ihn standen, ein Grau'n ankam: „Das ist die Hand, die ich aufhob, als ich Heinrich IV. Treue schwur! Nun muß ich fort von Reich und Leben. Auf euch, die ihr mich so weit gebracht, falle die Verantwortung!" Erschüttert erkannte das Volk in Rudolfs Tod ein Gottesurtheil. Aber Otto von Nordheim, der jetzt selbst nach der Krone trachtete, und der gewaltige Gregor VII. gaben nicht nach, und der Letztere ermahnte die Deutschen eifrig, sich einen

neuen König zu erwählen, welcher der Kirche treu und gehorsam sei.

Heinrich IV. war indessen in der Schule der Erfahrung ein ganz anderer Mann geworden, als wozu er in der Schule seiner eigennützigen Erzieher herangebildet worden war. Er sah ein, daß Gregor VII. nicht seine Person allein, sondern das Königthum und die Selbstständigkeit der deutschen Nation bekriegte. Drum beschloß er kühn, seinen Gegner in dessen eigner Heimath aufzusuchen und zu bekämpfen. Gerade damals war Gregors VII. mächtige Freundin, die Markgräfin Mathilde, durch die kaiserliche Parthei hart bedrängt, und auf die Hilfe der Normannen in Unteritalien konnte Gregor nicht fest rechnen. Heinrich IV. wußte dies und zog gegen Rom. Dreimal belagerte er diese Stadt, beim vierten Male (1084) eroberte er sie endlich, und bot jetzt dem Papst die Hand zur Versöhnung, damit er ihm die Kaiserkrone aufsetzen wolle. Aber Gregor, auch im Unglück muthig und standhaft, gab ihm zur Antwort: „Nimmermehr! Frevel ist's, einen Verfluchten zu salben und zu weihen! Lieber leid' ich den Tod, als ich solch Unrecht thu'!" Da ließ Heinrich IV. den Clemens III. feierlich als Papst anerkennen und empfing aus dessen Hand die Kaiserkrone. Hierauf schloß er den Papst in der Engelsburg ein und belagerte ihn, bis daß die Normannen zu Gregors Befreiung heranstürmten. Da sah sich der Kaiser gezwungen, Rom zu verlassen. Nun aber hausten die wilden Normannen so übel in der Stadt, daß die Römer sich zum Kampf gegen sie erhoben; da ließ der Normannenfürst Robert Rom in Brand stecken.

Gregor aber traute den Römern nicht mehr und entfloh nach Salerno; dort schleuderte er aufs Neue den Bannfluch über Heinrich IV. Weder Alter noch Unglück vermochten die feste Willenskraft Gregors zu erschüttern. Er blieb sich selbst und seinem Werk getreu bis in den Tod. Und als er zu Salerno in seiner Verbannung schwer erkrankte, erledigte er, kraft der Gewalt zu binden und zu lösen, alle Gebannten vom Kirchenfluch, nur Heinrich IV. und den Gegenpapst Clemens III. nicht; hierauf nahm er sämmtlichen Bischöfen, die um sein Todbette standen, Wort und Handgelöbniß drauf ab, daß sie jene Beiden nie vom Bann erledigen sollten, außer wenn sie ihre Würde niedergelegt und sich der Kirche völlig unterworfen hätten. Sterbend sprach er noch aus tiefster Ueberzeugung: „Ich liebte Gerechtigkeit und haßte Gottlosigkeit; drum sterb' ich in Verbannung." So schied sein kühner, hochgewaltiger Geist am 25. Mai 1085 ungebeugt und beharrlich vom irdischen Leben. Sein ungeheures Werk aber, die Herrschaft der römischen Kirche, überlebte ihn.

Während Heinrich IV. sich in Welschland befand, hatten seine Feinde in Deutschland anstatt Rudolfs (1081) den Grafen Hermann von Luxemburg als neuen Gegenkönig erhoben. Das war ein reicher und tapferer Herr; demungeachtet vermochte er dem Kaiser nicht die Spitze zu bieten. Denn obwohl auf Heinrich der Fluch der Kirche und der Haß aller

Mächtigen lag und obwohl die päpstlichen Gesandten allenthalben das Volk gegen ihn aufwiegelten, so kämpfte er doch mit eben so großer Klugheit und Beharrlichkeit, um die geschändete Majestät wieder zu Ehren zu bringen, und das deutsche Volk ließ sich von den fremden Lehren nicht so leicht verführen; es empfand die böse Folge derselben, das unsägliche Elend, das durch den Bürgerkrieg über's Vaterland kam. Wie nun aber die fremden Lehren durch zahllose Schriften vertheidigt wurden, entstand jetzt noch ein andrer Kampf. Mit altem deutschen Freimuth erhoben sich nämlich viele fromme und gelehrte Männer und ergriffen dieselben Waffen, deren sich die päpstliche Partei gegen den Kaiser bediente, nämlich das Wort und die Schrift, um Deutschlands Unabhängigkeit gegen die fremde Bevormundung zu vertheidigen. Das war der erste große geistige Kampf, der in deutschen Landen um die Freiheit der Gewissen, der Meinungen und aller Rechte, welche dem Menschen angeboren sind, gekämpft ward. Er befestigte eine wichtige Grundlage der Freiheit, die öffentliche Meinung. Dem Kaiser kam dies zu Gunsten, noch mehr aber der Tod Ottos von Nordheim (1082) und des Erzbischofs von Mainz (1084). Hermann von Luxemburg hingegen verlor gar bald alles Ansehn, — das Volk nannte ihn spottweise nur den „Knoblauchskönig." Vor Scham und Unlust, länger ein König ohne Reich und bloß das Werkzeug einer Partei zu sein, that Hermann endlich (1087) die Krone vom Haupt und unterwarf sich der Gnade des Kaisers, der ihm seine Güter wiedergab. Rasch hob nun Markgraf Eckbert die weggeworfene Krone auf und stellte sich dem Kaiser gegenüber; doch schon im Jahre 1089 fiel er durch Meuchelmord. Nach so vielen Kämpfen ward das Glück jetzt endlich Heinrich IV. wieder hold. Die sächsischen Fürsten, Herzog Magnus an ihrer Spitze, wandten sich zu ihm; treu wie Gold war ihm Friedrich der Hohenstaufe; Lothringen, Franken und Kärnthen erkannten ihn an; selbst der alte Welf schien zur Versöhnung geneigt, wenn Heinrich ihm das Herzogthum Baiern wiedergäbe.

Als der neue Papst, Urbanus II., erfuhr, daß der Kaiser auf deutscher Erde wieder zu Kräften komme, erneuerte er den Bannfluch über ihn, beschloß alle Feinde desselben auf welschem Boden zu vereinigen, und überredete die verwittwete Markgräfin Mathilde, welche damals schon 43 Jahre zählte, daß sie dem achtzehnjährigen Welf, dem Sohn des Baierherzogs Welf, Herz und Hand anbot. Dem jungen Welf lüstete es nach ihrem ungeheuren Gut, drum führte er sie (1089) zum Altar; er wußte jedoch nicht, daß sie all' ihr Hab' und Gut bereits heimlich der römischen Kirche vermacht hatte. Als nun Kaiser Heinrich IV. die Absicht des Papstes merkte, fuhr er (1090) eilig gen Welschland, um die Macht seiner Feinde zu zertrümmern. Aber in Welschland kehrte ihm das Glück, seit seiner Demüthigung in Canossa, höhnisch den Rücken. Drei Jahre lang kämpfte er mit verlorner Müh' gegen die Markgräfin Mathilde; ihre zahlreichen festen

Schlösser trotzten seinem Grimm. In einer Schlacht verlor er gar seine Fahne; sie ward im Triumph nach Canossa gebracht.

Dem Papst und seiner Partei genügte jedoch das neue Unglück des Kaisers nicht, sie suchten eine Stelle im Herzen des Kaisers, wo er noch nicht verwundet worden war, und fanden eine solche gar bald. Heinrich IV. hatte zwei Söhne, Konrad und Heinrich; von diesen war Konrad, der ältere, schön von Leib, fromm und sanft von Herzen. Sein Vater hatte ihn schon 1087 zum deutschen König wählen und krönen lassen, und übertrug ihm nun, da er Welschland verließ, die Verwaltung dieses Reichs. Diesem Konrad sprachen jetzt die Priester eifrig ins Gewissen, daß er einen großen Frevel begehe, wenn er einem Gebannten, ob's auch sein Vater sei, Treue halte; um seines Seelenheiles willen also solle er ihn verlassen und dem Papste gehorsamen, dafür werde ihm dereinst im Himmel ein reicher Lohn, aber auch schon hier auf Erden wolle ihm die Kirche vergelten, und ihm die Krone Italiens geben, unabhängig von seinem Vater. Da ließ sich der fromme Konrad verführen, verrieth seinen Vater und ward (1093) zu Monza als König von Italien gekrönt; hierauf schwur er dem Papst Gehorsam, und nun brachte ihm (1095) der reiche Normannenherzog Roger, welcher über Sicilien herrschte, seine schöne Tochter als Braut. Als der Vater dies vernahm, stemmte er in Verzweiflung sein Schwert auf und wollte dawider rennen; mit Mühe hielten ihn seine Freunde zurück. Aber die Kraft seines Lebens, Muth, Hoffnung und Freude waren dahin. Er ging in ein einsames Schloß in Lombardien, warf den Kaiserschmuck von sich und brütete über seinem Schmerz. So lag er lang' wie todt für alle Welt.

Da rief ihn plötzlich der alte Welf an: „Wach' auf, Heinrich, ich bin da; laß uns deinen Feinden Trutz bieten!" Wie aus einem schweren Traum erhob sich der Kaiser aus seinem Gram und erfuhr, was geschehen sei. Der junge Welf hatte nämlich entdeckt, daß seine Hausfrau Mathilde ihr vieles Land und reiches Gut der römischen Kirche vermacht; drauf hatte er sich von ihr scheiden lassen, und nun war der alte Welf aus Deutschland zum Kaiser gekommen und forderte denselben auf, die Markgräfin Mathilde zum Widerruf des Testaments und zur Ueberantwortung ihrer Besitzungen an seinen Sohn zu zwingen. Dafür warben die beiden Welfen, der alte wie der junge, dem Kaiser in Deutschland eifrig Freunde. Das that ihm auch Noth, denn manche Treuen waren ihm einstweilen gestorben. Aber weder in Welschland noch in Deutschland hatte er für die Dauer mehr Glück.

5.

Fern über Meer und Lande von Libans Zederhöh'n
Erklang am Abendstrande ein wunderbar Getön:
„Gott will's!" so scholl's im Volke; da stieg die Kreuzesfahn'
Und Wolke zog auf Wolke zum heil'gen Grab heran.

A. L. Follen.

Um diese Zeit erscholl im ganzen christlichen Abendland die Kunde: „Das heilige Grab, worin der Leib Christi lag, ist in der Gewalt der seldschuckischen Türken; das ist ein wildes, räuberisches Volk, welches an den Propheten Mohammed glaubt, die frommen Wallfahrer verfolgt und mordet und die Heiligthümer schändet." Und es kam ein Pilger aus dem gelobten Lande zurück, Petrus von Amiens, genannt der Einsiedler; der war so hager, wie der leibhaftige Tod, aber seine Augen leuchteten aus tiefen Höhlen, wie Feuerflammen. Auf einem Esel zog er durch die Länder der Christenheit, in der einen Hand ein Bild des gekreuzigten Heilands und in der andern einen Brief vom Patriarchen Jerusalems an die Könige und Fürsten und alle Männer des Abendlands, die Waffen trugen, daß sie auszögen, um das heilige Grab aus der Gewalt der Türken zu befreien. Wo Petrus von Amiens hinkam, erzählte er mit lauter Stimme die Leiden der Christen im gelobten Land und sprach: „Christus, der Herr, ist mir erschienen und hat zu mir geredet: Wohlauf, Petrus, richte aus, was du begannst, und ich werde mit dir sein, denn die Stunde ist gekommen, daß mein Tempel gereinigt werde." Da übermannte in jener harten Zeit voll Raub, Mord, Fehde und wilder Gewalt alle Herzen ein mächtiger Drang. Jung und Alt, Mann und Weib, Reich und Arm, Adel und Knechte standen auf, um ins gelobte Land zu ziehen, zum Krieg gegen die Ungläubigen. Wer mit Blutschuld oder sonst Sünden beladen war, hoffte durch heiligen Kampf oder Märtyrertod Gottes Gnade zu erwerben; wer daheim nicht Ruhm, noch Schätze gewinnen konnte, dachte sie im Morgenland zu finden; die unfreien Leute, welche von ihren Herren gedrückt wurden, hofften dort durch edles Waffentragen Freie zu werden.

Dieser allgemeinen Bewegung bemeisterte sich nun der Papst, Urbanus II. Er berief (1095) eine große Kirchenversammlung nach Clermont. Da waren 14 Erzbischöfe, 225 Bischöfe, 400 Aebte, und Laien ohne Zahl. Mit begeisterter Rede forderte er das Volk zur Befreiung des heiligen Grabes auf. Und es horchte, hingerissen, in Thränen und mit Seufzern, und rief wie aus einem Munde: „Gott will's! Gott will's!" Da heftete sich Jeder ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter und machte sich zur kriegerischen Wallfahrt bereit, welche davon der „Kreuzzug" hieß. Da schenkte

mancher reiche Herr all' sein Hab' und Gut an Kirchen und Klöster und wollte kein Eigenthum mehr haben, als das Schwert zu Christi Ehren. Es war, als ob ein heiliger Wahnsinn alle Gemüther ergriffen hätte, daß Niemand mehr an Haus, Hof und Vaterland, Aeltern und Kinder dachte, Jedermann nur ans ferne Morgenland.

Bald hatten sich viele Haufen gemeinen Volks gesammelt, ohne rechte Waffen, wie ohne Zucht und Ordnung, und folgten einem Abenteurer, Walter, zubenannt der „Habenichts", und dem Petrus von Amiens aus Frankreich gen Deutschland. Da sahen die Deutschen anfangs mit Erstaunen auf sie und konnten, so fromm sie selber waren, doch das Treiben der wilden Haufen nicht begreifen. In der Raserei ihres blinden Eifers zertrümmerten diese jede Schranke. Die Reichthümer der Juden reizten ihre Habsucht; da schrien sie in roher Wuth: „Verflucht ist dies Volk, das den Heiland gekreuzigt! drum Rache an den Juden für Christi Blut!" Und sie erschlugen die Juden in Deutschland unter grausamen Martern, wo sie dieselben fanden. Als sie aber weiter hin kamen in die Länder gen Aufgang, mußten sie diesen Frevel sowie ihre Zuchtlosigkeit büßen und wurden allenthalben wie Straßenräuber erschlagen.

Indessen hatte jene religiöse Begeisterung allmälig doch auch die deutschen Herzen durchdrungen, und zugleich erwachte in ihnen der Trieb nach kühnen Abenteuern, wie er schon in unsern Urvätern gewesen, mit voller Macht. Da schaarte sich (im Jahre 1096) ein zahlreiches Heer von Kreuzfahrern, wohlgerüstet und in guter Zucht, rings um den frommen Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen; mit ihm zogen seine Brüder, Balduin und Eustach, sein Neffe Balduin, Robert von Flandern und Raimund von St. Gilles. Auch die Normannen Boemund (der Fürst von Tarent) und sein Neffe Tankred, ein Held voll ritterlicher Tugenden, nebst vielen Männern des kriegerischen Volkes vereinigten sich mit jenen. So stand fast eine halbe Million Menschen in Wehr und Waffen, alle von einem einzigen Gedanken durchdrungen, alle im festen Vertrauen, daß Gott ihnen den Sieg geben werde. So zogen sie in die Länder gen Aufgang.

Da zitterte der griechische Kaiser in Konstantinopel für seinen eignen Thron, doch vergebens wandte er List und Gewalt gegen die Kreuzfahrer an. Sie erreichten glücklich Kleinasien und kamen nach Joppe und Gaza. Aber Seuchen, Hungersnoth und das Schwert der Türken hatten ihre Reihen so gelichtet, daß ihrer nur noch 21,000 am Leben waren. Dennoch vollbrachten sie hohe Kriegsthaten zum Erstaunen der Welt. Sie eroberten die festen Städte Edessa und (1098) Antiochien. Diese behielt Boemund von Tarent als Sitz eines eignen Fürstenthums. Die Uebrigen zogen weiter gen Mittag und erblickten nach vielen Gefahren endlich von einem Berge herab die Zinnen Jerusalems. Da stürzten sie zu Boden, küßten die heilige Erde und weinten vor Freuden. Klein war ihre Zahl, aber die Kraft

des Glaubens verdoppelte ihren Muth und begeisterte sie, Alles zu wagen; weder die festen Thürme und ragenden Zinnen, von denen die blitzenden Geschosse der Türken niederzischten, schreckten sie, noch der Mangel an Heergeräth, noch Hunger und Durst. „Zum Sturm, zum Sturm!" rufen sie voll Ungeduld, und mit furchtbarem Ungestüm toben sie wider die Mauern. Mit gleicher Tapferkeit vertheidigen sich jedoch die Türken; da regnet es Pfeile und Flammen auf die Häupter der Kreuzfahrer herab. Aus vielen Wunden blutend, von Flammen umleckt, fechten sie fort. Wohl sinkt hie und da schon ein tapfrer Held vor Ermattung hin. — Da zeigt sich plötzlich auf dem Oelberg ein hoher Ritter in schneeweißer, leuchtender Rüstung; er winkt ihnen nach der heiligen Stadt hin. „Ein Cherub mit flammendem Schwert, den uns Gott zum Mitstreiter gesandt!" rufen sie begeistert, und jauchzend sprengen sie abermals gegen die Mauern heran. Nun ist kein Halt mehr vor ihnen, vor ihrem Anprall gehn die Thore in Trümmer. Tankred der Normanne und Robert von Flandern stürmen in die Stadt, Gottfried von Bouillon fliegt wie ein Adler die Zinne hinan und pflanzt die Kreuzesfahne auf. — So ward Jerusalem von den Christen wieder gewonnen, am 15. Juni des Jahres 1099 nach Christi Geburt. Darauf erkoren die Kreuzfahrer ihren Feldherrn, den frommen Helden Gottfried von Bouillon, zum König von Jerusalem. Er aber sprach demüthig: „Das verhüte Gott, daß ich eine irdische Krone trage, wo mein Heiland mit Dornen gekrönt worden ist"; und nannte sich bloß „Schirmvogt des heiligen Grabes." Dies dünkte ihm die höchste Ehre.

6.

Herabzusteigen von der Wünsche Gipfel,
Des Lebens höchstem Ziele zu entsagen,
Und wie ein Aar, gebrochnen Fittiches,
Zum Himmel aufzublicken, — o es ist
Ein großer Schmerz und nicht entehret hier
Den Mann die Thräne.

Uhland.

Während dieser große Kampf der abendländischen Fürsten und Völker im Morgenland geschah, war Kaiser Heinrich IV. (1097) aus Italien nach Deutschland wiedergekehrt und hoffte, endlich dort Ruhe, Frieden und Ordnung herstellen zu können. Denn nicht bloß die Gedanken und Leidenschaften der Parteien waren jetzt hauptsächlich auf den Kreuzzug gerichtet, sondern auch die Kräfte zum Bürgerkrieg waren durch den Abzug so vieler streitbarer Männer geschwächt. Das viele Unglück hatte den Kaiser vor der Zeit alt gemacht und tief gebeugt, aber zugleich auch seinen Charakter

geläutert; seine unbändigen Leidenschaften und sein gewissenloses Streben nach Gewaltherrschaft waren dahin; alle edlen Eigenschaften seines Charakters hingegen, welche durch schlechte Erziehung und Schmeichelei lang' unterdrückt gewesen waren, kamen jetzt immer heller ans Sonnenlicht. Nicht mehr nach Tyrannei strebte er, sondern seine Königspflicht hatte er erkannt und einsehen gelernt, daß das Königthum wankt, wenn es nicht auf die Grundlage sittlicher Würde gestellt ist. Ohne Stolz und eitlen Prunk, mild und leutselig gegen seine Freunde, großmüthig gegen seine Feinde, durchreiste er sein Reich und nahm sich allenthalben der Armen und Unterdrückten an. So stellte er die verfolgten Juden unter seinen besondern Schutz und erlaubte denjenigen von ihnen, welche durch die wüthenden Eiferer gewaltthätig zur Annahme des Christenthums gezwungen worden waren, den Glauben ihrer Väter wieder frei zu bekennen; da kam die Vorstellung auf: die Juden gehörten mit Leib und Gut dem Reich als „Kammerknechte" des Kaisers. — Sodann suchte Heinrich IV. klug die Zahl seiner Freunde und Anhänger zu mehren. Den alten Welf belehnte er aufs Neue mit dem Herzogthum Baiern und zwar erblich. Schwaben behielt sein getreuer Hohenstaufe. Berthold von Zähringen aber bekam (im Jahre 1097) seine Grafschaft im Breisgau wieder und dazu die Reichsvogtei über alles Land von Zürich bis an die Grenze Burgunds. Lothringen gab der Kaiser später (1100 nach dem Tode Gottfrieds von Bouillon) dem Grafen Heinrich von Lüneburg, welcher früher sein Feind gewesen war. Die Thronfolge aber bestellte er also, daß die deutschen Fürsten auf einem Gericht zu Köln (1098) den Konrad wegen seiner Untreu' absetzten und den andern Sohn des Kaisers, Heinrich, als Fünften dieses Namens, zum König erkoren. Dieser schwur seinem Vater, daß er, so lang' dieser am Leben sei, nicht nach der Krone trachten wolle. Konrad erkannte jammernd zu spät, daß er verführt und bloß mißbraucht worden war; vor Gram und Reue brach ihm zu Florenz (1101) das Herz.

Inzwischen war der Papst Urbanus II. gestorben und über seinem Grabe ging die Hoffnung auf, daß endlich Friede würde zwischen der weltlichen und geistlichen Macht. Aber gar bald schleuderte der neue Papst, Paschalis II., ein Schüler Gregors VII., abermals den Kirchenbann auf den Kaiser und entflammte alle Herzen zum Kampf gegen ihn. Da glaubten seine Feinde, ein Recht zu haben, ihrem Haß wieder vollen Lauf zu lassen; mit Verläumdung, Schmach und Hohn übergossen sie sein ergrauendes Haupt. Zugleich drängten sich viele Schmeichler und Ohrenbläser an seinen Sohn, Heinrich V., und flüsterten ihm zu: „Dein Vater ist im Bann und verflucht; greife Du nach der Krone! Warum willst du zögern?" Schon lang' hatte Heinrich der V. mit stillem Grimm die Entwürdigung und Schwäche des Königthums betrachtet; er traute sich's zu und beschloß, es hoch über jegliche Anmaßung wieder emporzurichten. Voll Willenskraft

und Verschlagenheit, aber ohne Gewissen, bebte er selbst vor dem Verbrechen nicht zurück, um nur zum Ziele zu kommen. Wie er nun die bösen Anschläge der Feinde seines Vaters und des Königthums merkte, verstellte er all' seine Pläne gar meisterlich, und je mehr ihm geschmeichelt ward, um so demüthiger zeigte er sich, daß ihn Alle für ein lenksames Werkzeug hielten. Gleichsam wie gezwungen und aus Gehorsam gegen die Kirche, gab er ihren Aufforderungen und Bitten endlich nach, als er's an der Zeit glaubte, und fiel dann (1104) offen von seinem Vater ab. Da gab ihm Paschalis II. im Namen des Apostels Petrus seinen Segen und verhieß ihm Nachlaß aller seiner Sünden, nicht bloß hier auf Erden, sondern auch dereinst vor Gottes Richterstuhl am jüngsten Tag. Alle Rechte und Pflichten waren nun frevelhaft zerrissen und der ruchlose Krieg eines Sohnes gegen seinen Vater begann; augenblicklich schlossen sich alle Mißvergnügten an den Sohn, dessen Glück im Aufgang war, während der Glücksstern des alten Kaisers unterging; sie schauderten vor der Gemeinschaft mit einem Eidbrüchigen nicht. Heinrich V. aber hüllte sich noch immerfort scheinheilig in den Deckmantel der Gottesfurcht und sprach: „Mit Freuden will ich die Krone niederlegen, sobald mein Vater sich mit der heiligen Kirche versöhnt." Indessen nahm er seine Schwester Agnes (deren Gatte, der treue Friedrich von Hohenstaufen, gestorben war) nebst ihren zwei Söhnen in seine Gewalt. Umsonst wollte der Kaiser, tieferschüttert, mit seinem Sohn unterhandeln. Heinrich V. wies jeden Vorschlag zurück, so lang' sein Vater im Banne sei. Da rüstete der Kaiser endlich gegen ihn, um die Ehre der deutschen Krone zu vertheidigen, und abermals waren's jetzt die edlen Bürger, die, über das Unrecht entrüstet, dem Gekränkten ihre Hülfe anboten. Am Regenfluß in Baiern stießen die Heere des Vaters und des Sohnes auf einander (1105). Da erschrak der Sohn, wie er sah, daß sein alter Vater doch noch so manche Freunde hatte. Aber er war auf der Bahn des Verbrechens schon so weit gegangen, daß er nicht mehr zurück konnte. Da suchte er, ein Meister in allen Listen, dem Vater die Freunde abwendig zu machen, ging zu dem Markgrafen Leopold von Oesterreich und versprach diesem die Hand seiner schönen Schwester Agnes. Um diesen Preis verließ der Markgraf in bedauernswerther Schwäche den alten Kaiser; hierauf ließ Heinrich V. seinem Vater, als ob er ihn warnte, sagen: „die Fürsten hätten sich gegen ihn verschworen." Dadurch brach er ihm allen Muth und alle Hoffnung. Wie betäubt entrann der alte Kaiser von seinem Heer hinweg nach Böhmen, wo ihn der Herzog mit Ehrfurcht vor seinem Unglück empfing. Von dort floh er gen Mainz. Da ward ihm abermals die deutsche Bürgertreue zum Labsal im tiefen Leid. „Bau' nur fest auf uns," riefen die Mainzer ihm zu, „wir verlassen dich nimmermehr!" Also thaten auch die andern Städte am Rhein und boten ihm 20,000 gewaffnete Männer zum Schutz. Aber der ungetreue Sohn gewann Speier durch eine

Kriegslist. Da floh der Vater nach Köln. Als er aber erfuhr, daß zu Mainz ein Reichstag gehalten werden sollte und zwar im Beisein der päpstlichen Gesandten, ermannte er sich wieder und wollte mit Heeresmacht dahin zurückkehren.

Sein Sohn erschrak und versuchte nun wieder eine böse List. Er ging ihm nach Koblenz entgegen. Wie der Kaiser dort seiner ansichtig ward, fiel er ihm zu Füßen und sprach flehend: „Wenn mich Gott für meine Sünden züchtigen will, o so bedenke doch du, mein Sohn, beim Heil deiner Seele die Ehre deines Namens. Heinrich! Heinrich! kein göttliches Gebot gibt's, das dem Sohne das Schwert der Rache gegen den Vater in die Hand legt!" Da rief der Sohn in falscher Demuth weinend: „Verzeih mir, was ich that. Treu will ich dir ja als guter Sohn gehorchen, nur löse dich vom Fluch der Kirche!" Der tiefgebeugte Kaiser versprach's, der Sohn aber beredete ihn heimtückisch, daß er im vollen Vertrauen sein Heer entließ und mit ihm nach Mainz zog. Als sie nun nach Bingen kamen, sprach der Sohn: „Höre, mein Vater: Mir ist Botschaft gekommen, daß dich der Erzbischof Ruthard in Mainz nicht aufnehmen will, weil du noch gebannt bist, und ich wage es nicht, dich in die Mitte deiner Feinde zu führen. Drum laß uns aufs feste Schloß Böckelheim ziehn, dort begehe das heilige Weihnachtsfest, und ich will indessen für dich getreulich zu Frieden und Versöhnung schlichten." „Gott sei Zeuge und Richter zwischen dir und mir", warnte ihn sein Vater mit schwerem Herzen. Frech betheuerte ihm jedoch der Sohn nochmals seine Treue. Aber kaum war Heinrich IV. in Böckelheim, so fiel das Fallthor hinter ihm nieder und er war gefangen. Bald trat nun ein Bote des jungen Königs zu ihm und forderte trutzig die Reichskleinodien von ihm, Krone, Scepter, Kreuz und Lanze. Da schickte der Kaiser, um sein Leben zu retten, in die Burg Hammerstein, wo sie verwahrt lagen, ließ sie überantworten, und verlangte nun, nach Mainz gebracht zu werden, wo die Fürsten versammelt waren. Sein Sohn aber, welcher einen Aufstand der Mainzer Bürgerschaft besorgte, ließ ihn schnell als Gefangenen nach Ingelheim bringen. Dorthin kam dann auch er mit den Fürsten und dem Gesandten des Papstes und zwang seinen Vater abzudanken; keine Bitte, keine Thräne desselben rührte sein steinernes Herz. Da übergab ihm der alte Kaiser sein Reich und all' sein Erbgut; und Heinrich V. zog nun (im Januar 1106) nach Mainz und ließ dort seine Wahl erneuern. Stolz ermahnte ihn da der Erzbischof von Mainz: „Beschütze die Kirche, auf daß es dir nicht einst wie deinem Vater ergehe!" Doch dem jungen König lachte das Herz heimlich vor Verachtung und er dachte: „Bald werf' ich die Maske der Demuth ab und all' ihr Uebermüthigen sollt mich in meiner wahren Gestalt kennen lernen!"

Indessen hatten den alten Kaiser seine Getreuen gewarnt, daß er eiligst von Ingelheim flüchten möge, sonst ging's an sein Leben. Drum entfloh

Heinrich IV. wird des Kaiserschmucks entkleidet.

er nach Köln und von dort nach Lüttich, wo ihn der Bischof Otbert mit Ehrfurcht aufnahm. Allenthalben rüsteten jetzt die deutschen Bürger für den unglücklichen Vater gegen den ruchlosen Sohn. Dieser aber zog mit gezücktem Schwert gegen seinen Vater ins Feld. Schon führte er sein Heer zu einer Entscheidungsschlacht gegen Aachen heran. Siehe, da trat plötzlich des alten Kaisers treuer Kämmerer Erchenbold vor den gerüsteten König, legte ihm Heinrichs IV. goldnen Stirnreif und Schwert zu Füßen und sprach: „Das war das Einzige, was dein Vater noch auf Erden besaß.

Gott gnade seiner Seele! Sein Herz ist gebrochen. Seine letzten Worte waren an dich: Du mögest es seine Freunde nicht entgelten lassen, daß sie ihm im Unglück treu waren, und mögest seinen Leib in der Gruft zu Speier bestatten, wo sein Vater und sein Großvater ruh'n." Indessen hatte der Bischof Otbert die Leiche Heinrichs IV., welcher am 7. August 1106 in Lüttich gestorben war, daselbst begraben lassen; aber die Bischöfe von der päpstlichen Partei sprachen: „Er starb im Kirchenbann und ein Gebannter darf nicht in geweihter Erde ruh'n." So mußte die kaiserliche Leiche wieder ausgegraben werden, und ward nach Speier gebracht; aber der dortige Bischof ließ sie nicht in den Dom tragen, sondern fünf Jahre lang außerhalb desselben in einer ungeweihten Kapelle hinstellen. So gönnte dem unglücklichen Kaiser der Grimm seiner Feinde auch im Grabe die Ruhe nicht, welche er im Leben nie gefunden hatte!

7.

Der Herrscher Thaten richtet und weckt ihr Leichenzug.
Anastasius Grün.

Als nun Heinrich V. unbestritten des Reiches Herr war, beschloß er, die Würde und Macht des Königthums im vollen Glanze wieder aufzurichten. Aber vorsichtig verbarg er seine Absicht noch, versicherte den Papst Paschalis II., daß er ihm wie seinem Vater gehorchen wolle, und lud ihn ein, zu einer Kirchenversammlung nach Deutschland zu kommen, damit der lange Kampf um die Rechte des Königthums und der Kirche friedlich beendigt würde. Bald vernahm jedoch der Papst, daß Heinrich V., dem Verbot der Investitur zum Trotz, die Bischöfe mit Ring und Stab belehnte; da erkannte er des Königs geheimes Trachten, scheute sich, nach Deutschland zu kommen, und begab sich (1107) nach Frankreich; zu Chalons hielt er eine Kirchenversammlung. Auf dieser erschienen, von Heinrich V. hingesandt, der Erzbischof von Trier und der stolze Welf von Baiern mit vielen Bischöfen und edlen Herren in stattlicher Pracht und sprachen: „Unser König verlangt nichts, als was bei uns Deutschen von Alters her Brauch und Recht ist. Die Geistlichkeit hat freie Wahl; aber, wen sie erwählte, den belehnt der König durch Ring und Stab mit den Reichsgütern, und dafür muß ihm der Neuerwählte wie jeder andre Lehnsträger Treue schwören und als Unterthan huldigen." Als nun der Papst auf seiner Gegenforderung beharrte, riefen die deutschen Gesandten: „Wohlan, so soll das Schwert entscheiden, aber nicht hier, sondern in Rom." Nun ging der Papst nach Troyes, verbot dort aufs Neue dem König die Investitur und setzte ihm eine Frist, daß er auf Jahr und Tag zur Beilegung des Streites nach Rom käme.

Heinrich V. verschob dies jedoch bis ins dritte Jahr. Er wollte nämlich die erschütterte Macht des Königthums in Deutschland erst wieder herstellen, um dann in Italien mit vollem Nachdruck auftreten zu können. Nach dem Tode des Herzogs Magnus, des Letzten vom Mannsstamm Hermann Billungs (1106), hatte er das Herzogthum Sachsen dem Grafen Lothar von Supplinburg gegeben; die nordsächsische Mark (d. i. Brandenburg) ließ er dem Grafengeschlecht von Stade erblich. Nun bändigte er die unruhigen Großen in Lothringen, und bald erkannten die Fürsten allerorten mit Schrecken, wie meisterhaft Heinrich V. sie bisher überlistet und ihre Herrschsucht nur als Werkzeug gebraucht hatte. Auch die Oberherrschaft des Reichs über die slavischen Länder wollte Heinrich V. wieder herstellen. Schon Herzog Magnus hatte Heinrich, den Sohn des Obotritenfürsten Gottschalk, in seine Herrschaft wieder eingesetzt, welche vom Strand der Ostsee bis an die Wasser der Oder und Havel reichte. Nun bekämpfte König Heinrich V. die Böhmen, Polen und Ungarn, aber ohne großes Glück; denn er erreichte nur dies, das die Böhmen dem Reich wieder zinspflichtig wurden. Gleichwohl hatten die deutschen Fürsten dabei seine Kühnheit und Festigkeit kennen gelernt, und, überrascht, ja, wie betäubt, wagten sie es jetzt nicht, ihm die Stirne zu bieten.

Da beschloß er endlich (1110), seine Romfahrt zu thun, um die kaiserliche Krone zu erhalten, den Frieden in Italien herzustellen und den langen Kampf mit der Kirche wegen der Investitur zu beendigen, aber als Sieger. Er versicherte sich deshalb der Treue der deutschen Fürsten und rüstete dann ein ungeheures Heer; 30,000 Ritter zogen mit ihm, die Knechte und das Fußvolk ungezählt; auch manche rechtskundige Männer nahm er mit sich, welche seine Ansprüche gegen die Kirche mit den Waffen des Geistes vertheidigen sollten. Kaum hatte er den Fuß auf welschen Boden gesetzt, so gab er gleich kund, weshalb er gekommen sei. Die Stadt Novara wollte ihm widerstehen; — da winkte er den Vollstreckern seiner Rache und sie ging in lichten Flammen auf. Auf den ronkalischen Feldern bei Piacenza schlug er Lager und musterte nach deutschem Königsbrauch das Reichsheer. Voll Schrecken vor seiner Macht schickten ihm alle Städte Lombardiens, bis auf Mailand, kostbare Geschenke und alle Fürsten kamen mit ihren Kriegsleuten zu ihm, nur die mächtige Markgräfin Mathilde kam nicht; vergeblich suchte der König diese beharrliche Freundin der römischen Kirche für sich zu gewinnen; vorsichtig zog sie sich zurück, aber auch Heinrich war so klug, ihr den Besitz ihrer Länder zu bestätigen. Langsam rückte er hierauf mit seinem Heer gen Rom heran, zerstörte die trotzige Stadt Arezzo und schickte nun seinen Kanzler, den Grafen Adalbert von Saarbrück, einen klugen und in Staatsgeschäften geschickten Mann, als Gesandten an den Papst. Dieser befand sich damals in großer Bedrängniß, blieb jedoch standhaft bei seinen Anforderungen, und wollte das Recht der Investitur dem König durchaus

nicht zurückgeben. Da sprachen Heinrichs V. Gesandte: „Seit 300 Jahren haben die deutschen Könige dies Recht geübt, und von 63 Päpsten hat kein einziger es geleugnet. Gäb' es aber der König jetzt auf, so käme ja alles Reichsgut an die Kirche, und das Ansehn des Königs ginge völlig zu Grunde, zum größten Schaden des Reichs. Wollten jedoch die Geistlichen mit der weltlichen Macht nichts mehr zu schaffen haben, dann würden sich auch die Laien nicht mehr mit geistlichen Sachen zu befassen brauchen." Da erwiederte der Papst, wie durch plötzliche Eingebung Gottes: „Die Geistlichen sollen sich auch nicht mit weltlichen Dingen befassen, das ist gegen den Geist ihrer Einsetzung. Zehnten und Opfer sollen ihnen genug sein. Die Kirche will ja bloß ihre ursprüngliche Freiheit und Reinheit und Würde wieder haben!" Ueber diese unerwartete Wendung der Sache war der König hocherfreut und sprach: „Wohlan, die soll sie erhalten, wenn sie dem Reiche alle jene Güter zurückgibt, welche sie durch fromme Schenkungen der Könige erhalten hat, die Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften und Vogteien, die Städte und Vesten, Höfe und Dörfer und Ritterschaft des Reichs, die Münze, die Märkte und Zölle, kurz alles, was man „Regalien" heißt; — dann will ich gern eidlich auf das Recht der Investitur Verzicht leisten, und frei, ohne Einmischung der weltlichen Macht, soll die Geistlichkeit die Bischöfe und Aebte erwählen." Damit war der Papst völlig einverstanden, weil ihm damals kein anderes Mittel zum Zweck blieb, und gelobte dem König, ihn zum Kaiser zu krönen. Heinrich V. setzte aber vorsichtig noch die Bedingung dazu, daß sowohl die deutschen Reichsfürsten, als auch sämmtliche Mitglieder der Kirche zu dem Vertrag ihre Einwilligung geben sollten. Hierauf zog er nach Rom und begab sich in die Peterskirche, wo der Vertrag erfüllt und die Kaiserkrönung vollzogen werden sollte. Als nun der Papst den versammelten Bischöfen und Aebten gebot, alle Reichsgüter dem Könige zurückzugeben und sich fürder bloß mit geistlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, riefen sie, überrascht und erzürnt: „Das darf der Papst nicht gebieten, das ist Ketzerei." Der schlaue König aber, welcher ihren Widerspruch vorausgesehen hatte, drang fest darauf, daß die Kaiserkrönung dessenungeachtet vollzogen werde; denn er für seine Person — (so sagte er) wolle ja der Kirche nichts nehmen. Der Papst zögerte jedoch, ihn zum Kaiser zu krönen; da ließ Heinrich V. ihn und die Kardinäle mit Kriegsvolk umstellen und gefangen wegführen. Voll Wuth erhoben nun die Römer noch in der Nacht einen Aufstand, und am andern Morgen entbrannte ein offener Kampf; dafür übte der König grimmige Rache an ihnen; das Morden währte drei Tage lang; den Papst und die Kardinäle ließ er in feste Schlösser bringen und dort streng bewachen. Standhaft weigerte sich indessen der Papst noch zwei Monate lang, den König zu krönen. Erst als die Römer, von den Deutschen immerfort aufs Furchtbarste bedrängt, schon verzweifelten, gab er um ihrer willen endlich jammernd nach und

schloß mit Heinrich V. (1111) folgenden Vertrag: „Das Recht, die Bischöfe und Aebte mit Ring und Stab zu belehnen, sei wieder des Kaisers, und erst nach ihrer Belehnung darf die kirchliche Weihe erfolgen. Dagegen soll der Kaiser den Papst und die Kardinäle freilassen und der Kirche (jedoch unbeschadet der Wohlfahrt des Reichs) Gehorsam leisten. Der Papst aber wird ihn krönen, und schwört, ihn niemals mit dem Bann zu belegen." Als dies beschworen war, gab Heinrich V. den Papst frei, und Paschalis II. krönte ihn dann zum römischen Kaiser. Stolz und froh zog nun Heinrich V. als Sieger nach Deutschland heim, und ließ dort die Leiche seines Vaters, von welcher der Papst den Bannfluch weggenommen hatte, in der Gruft zu Speier feierlich bestatten, gleichwie zum Beweis seines Triumphs über den Papst. Diesem machte indessen die zürnende Geistlichkeit die heftigsten Vorwürfe über seine Nachgiebigkeit und drang so lang in ihn, bis er endlich den Vertrag, „als einen erzwungenen," widerrief und den Kaiser durch den Erzbischof Guido von Vienne in den Bann thun ließ.

Heinrich V. arbeitete indessen in Deutschland mit Kraft und rücksichtsloser Strenge an der Befestigung der königlichen Macht. Zu diesem Zwecke suchte er unter jedem Vorwand Reichsgüter an sich zu bringen, und, um die Fürsten demüthigen zu können, warb er klug um die Liebe der Bürger. So bestätigte er den Wormsern wegen ihrer Treue für seinen Vater all' ihre Rechte und die Bürger von Speier befreite er von dem sogenannten „Budtheil" (das war eine Abgabe zum Zeichen der alten Leibeigenschaft); dafür sollten sie den Gedächtnißtag seines Vaters mit feierlichem Gottesdienst und Almosengeben begehen; so suchte er zugleich das Andenken seines früheren Frevels zu verwischen. Als er jedoch, nach dem Erlöschen des Mannsstammes der Grafen von Weimar, deren Güter zum Reich zog, kam der verborgene Groll der großen Herren über seine Gewaltherrschaft zum Ausbruch. Die mächtigen Grafen von Groitzsch und Ballenstädt, welche von weiblicher Seite mit jenem erloschenen Geschlecht verwandt waren, und viele mißvergnügte Fürsten, — unter welchen auch der Pfalzgraf Siegfried am Rhein, der Landgraf Ludwig von Thüringen (zubenannt der „Springer") und Herzog Lothar von Sachsen, — verschworen sich gegen den Kaiser und an ihre Spitze stellte sich dessen früherer Kanzler Adalbert, welchen er zum Erzbischof von Mainz gemacht hatte; der hielt es jetzt eifrig mit der Kirche, welche nun abermals mit den deutschen Fürsten gemeinsame Sache gegen das Königthum machte. Die Nachricht, daß Heinrich V. in den Bann gethan sei, gab allen seinen Feinden neuen Muth. Kräftig begegnete er ihnen und sein tapfrer Feldhauptmann, Graf Hoyer von Mansfeld, gewann ihm (1113) bei Warnstädt, nicht weit von Quedlinburg, den Sieg. Da mußten sich die Trotzigen durch schweres Geld von Heinrichs Zorn erlösen, und als er im nächsten Jahre mit Mathilde, der Königstochter von England, Hochzeit hielt, kam auch der Sachsenherzog Lothar im Bußgewand

zu ihm und unterwarf sich. Aber der Kaiser traute seinen überwundenen Feinden nicht und ließ plötzlich Ludwig den Springer, welcher ihm verdächtig war, gefangen nehmen. Finstern Blicks beobachtete er den Haß, der allerorten im Reich gegen ihn entbrannte. Um so grimmiger übte er seine Macht und drückte die geistlichen und weltlichen Fürsten, bis sie endlich, zur Wuth gereizt, Gewalt mit Gewalt abtrieben. Da ward auch der Glaubenseifer des Volks gegen ihn gehetzt und so jedes Band der Treue zerrissen. Der Kaiser aber ächtete die sächsischen Fürsten und zog wider sie ins Feld. Am Welfesholz bei Mansfeld kam's (1115) zur Schlacht. Davon wird dies erzählt: Dort ist ein Stein, der beim Gewitter ganz weich wird; in diesen Stein hat Graf Hoyer von Mansfeld, des Kaisers Feldhauptmann, vor der Schlacht seine Hand eingedrückt und sich des Worts vermessen: „So wahr ich in den Stein greife, so gewiß gewinn' ich den Sieg." Aber der jüngere Graf Wiprecht von Groitzsch hat ihm den Speer in die Brust gestoßen, daß er den Geist aufgab, und die Sachsen gewannen den Sieg.

Auf die Nachricht von dem Mißgeschick des Kaisers sprachen die Fürsten, welche bisher noch auf seiner Seite gewesen waren: „alle Fürsten haben nur eine gemeinsame Sache," und fielen von Heinrich V. ab; nur die zwei Brüder von Hohenstaufen, Friedrich und Konrad (seine Neffen), der Herzog Welf und gar wenige Andre blieben ihm treu. Nun ward auch der Bannfluch über ihn ohne Scheu offen in Deutschland ausgerufen. Dennoch wollt' er nicht weichen noch wanken. Als er aber nach Mainz kam, stürmten dort Ritter, Geistliche und Bürger seinen Pallast und zwangen ihn, den Erzbischof Adalbert freizugeben, welchen er lange Zeit gefangen gehalten hatte. Nun zeigte Adalbert allem Volk sein blasses abgehagertes Angesicht, und erzählte, wie ihn der Kaiser drei Jahre lang durch Hunger und andre Pein im Kerker gemartert habe; wie sein böser Geist reizte er, wo er hinkam, Alle zu Heinrichs V. Verderben auf.

Indessen war die reiche Markgräfin Mathilde gestorben (1115) und der Kaiser wollte nach Italien ziehen, um ihre Güter mit dem Reich zu vereinigen. Vorher aber stellte er das Herzogthum Ostfranken wieder her, welches bisher in viele Grafschaften zersplittert gewesen war, deren meiste die Bischöfe von Würzburg besaßen. (Das Land Rheinfranken war eine Kammerprovinz der Kaiser aus dem fränkischen Hause, und an des Königs Stelle waltete dort der mächtige Pfalzgraf bei Rhein.) Weil nun der Bischof von Würzburg von Heinrich V. auch abfiel, gab dieser Franken als Herzogthum seinem getreuen Neffen, dem Konrad von Hohenstaufen. Diesem und dessen Bruder Friedrich übertrug er auch die Verwaltung des Reichs. Hierauf fuhr er mit Heeresmacht gen Welschland. Ohne Widerspruch des Papstes bemächtigte er sich der reichen Erbschaft Mathildens. Aber der Papst weigerte sich standhaft, ihn vom Bann zu lösen, und flüch-

tete sich, als Heinrich gen Rom herankam, nach Benevent. Bald darauf starb Paschalis II. (1118) und schnell erwählten nun die Römer den Gelasius II. zum Papst, welcher den Bannfluch erneuerte.

Inzwischen erlitt das arme Vaterland alle Gräuel des Bürgerkriegs, denn der unversöhnliche Adalbert von Mainz wollte nicht ruhen, als bis der Kaiser vernichtet sei, und die Fürsten nicht eher, als bis sie die Erblichkeit der großen Lehen (ihrer Würden) auch gesetzlich errungen hätten. Stolz ließen sie dem Kaiser sagen: „Er solle eilig auf einem Fürstentag zu Worms erscheinen und sich rechtfertigen; sonst wollten sie ihm die Krone nehmen." Er kam auch, und zwar in Waffen, um sie zu zerschmettern; doch bald überzeugte er sich, daß er damit nichts auszurichten vermochte. Als aber nach dem Tode des Gelasius II. Guido von Vienne, welcher unter dem Namen Calixt II. zum Papst gewählt worden, auf einer Kirchenversammlung zu Rheims in Frankreich (1119) sowohl den Bannfluch, als das Verbot der Investitur erneuerte, fiel es den Fürsten endlich wie Schuppen von den Augen und sie erkannten, daß sie die Lehen, welche sie von der Kirche trugen, verlieren müßten, wenn die Kirche selbst gar keine Reichsgüter mehr haben sollte; daß sie aber durch ihre Verbindung mit der Kirche gegen das Königthum die deutsche Nationalität selbst in Gefahr brachten, erkannten sie, von Selbstsucht geblendet, nicht. Viele von den Fürsten, worunter auch Lothar von Sachsen, söhnten sich nun mit dem Kaiser wieder aus; nur Adalbert von Mainz nicht. Klug lenkte Heinrich V. alsogleich ein, löst zu Gunsten des Bischofs von Würzburg das Herzogthum Franken wieder auf und gab ihm die vielen fränkischen Grafschaften wieder; zur Entschädigung machte er den Konrad von Hohenstaufen zum Markgrafen von Toskana und Herzog von Ravenna. Indessen fachte Adalbert von Mainz unermüdlich die Flammen des Bürgerkriegs an; alle Ordnung war zertrümmert, alles Recht wurde mit Füßen getreten.

Da jammerte es die Fürsten endlich des armen Vaterlandes und sie beschlossen, die Ursach' alles Elends, den Kampf des Königs und der Kirche, nicht länger zu dulden. Also verordneten sie im Jahre 1121 zu Würzburg einen allgemeinen Reichsfrieden und setzten den Tod darauf, wer ihn bräche. Und wegen des Streits um die Investitur geboten sie, daß er durch unpartheiische Fürsten geschlichtet würde, ohne der Würde des Reichs etwas zu vergeben. Zu Worms kam denn endlich (1122) der Friede zwischen Kaiser und Papst in folgender Weise zu Stande: Der Kaiser überließ das Recht der Investitur dem Papst, gestattete ferner, daß die Wahl der Bischöfe und Aebte fortan einzig und allein der Geistlichkeit, ohne irgend Einmischung der weltlichen Macht, verbleibe, und versprach, Geistlichen und Laien alle mit Unrecht entrissenen Güter zurückzugeben. Dagegen sprach ihn der Papst vom Banne los, und gab ihm das Recht, daß die Bischöfe und Aebte in des Kaisers Gegenwart erwählt werden und die Erwählten von

ihm die Belehnung über die Reichsgüter durch den Scepter erhalten sollten, und zwar in Deutschland, bevor sie die Weihe empfingen, in Italien nachher. Dieser Vertrag hieß das „Wormser Concordat." So hatte nun, nach 50 Jahren des Bürgerkriegs, der Kaiser, was des Kaisers, und die Kirche, was der Kirche war. Aber gewonnen hatte eigentlich doch nur die Kirche dabei; denn sie war jetzt unabhängig von der weltlichen Macht, und hielt auch fort und fort die Grundsätze fest, welche Gregor VII. aufgestellt hatte, nämlich: daß sie über aller weltlichen Macht stehe.

Heinrich V. fühlte dies tief und trachtete nun um so eifriger mit der vollen Kraft seines gewaltigen Willens und mit der ganzen Schlauheit seines scharfen Geistes, die Macht der Fürsten zu brechen, die alte Hoheit des Königthums, so wie Frieden und Ordnung im Vaterlande herzustellen. Dennoch konnten ihm allenthalben die Fürsten Trotz bieten; so gewaltig waren sie schon geworden; — dies war die endliche Folge jenes Strebens Heinrichs IV., das Königthum in eine bloße Gewaltherrschaft zu verwandeln; seinem Sohne, Heinrich V., aber fehlte, um das Gute zu erwirken, sittliche Würde, die jeder König vor Allem haben muß; weil er selbst keine Treue besaß, war er gegen Jederman stets voll finstern Argwohns; drum war Jedermann auch wider ihn. Das bittere Bewußtsein: sein ganzes Leben lang fruchtlos gerungen zu haben, und beim Gefühl seiner Kraft dennoch ohnmächtig zu sein, war zugleich die gerechte Strafe für seinen Frevel am Vater. Auch sollte er keine Aelternfreude genießen; kinderlos mußte er sterben. Er verschied zu Utrecht 1125, erst im 44. Jahre seines Alters, und mit ihm erlosch das Geschlecht der fränkischen (oder „salischen") Kaiser, welche das deutsche Reich 100 Jahre lang beherrscht und mit Kraft und Beharrlichkeit für die Einheit Deutschlands durchs Königthum, für die Unabhängigkeit des Staates gekämpft hatten; an dem Bund der deutschen Fürsten mit einer fremden Macht, dem Papstthum, scheiterten sie!

8.

. . . . . Braust
Des Reiches Aar vor Zorn so auf, daß er
Erzittert? Papst des Kaisers Lehensherr?
Grabbe.

Weil nun wieder das alte Wahlrecht in seiner ursprünglichen Kraft galt, zogen die deutschen Fürsten mit den zahlreichen Gefolgen ihrer Lehensmannen im August 1125 gen Mainz an den Rhein und setzten auf den Betrieb des Erzbischofs Adalbert von Mainz und zweier päpstlichen Gesandten, welche sich dazu eingefunden hatten, aus den vier Hauptvölkern, den Baiern, Schwaben, Sachsen und Franken, einen Wahlausschuß von 10 Fürsten

zusammen; mit solcher Willkür ward die allgemeine Wahlfreiheit beschränkt! Hierauf wurden von jenen 10 Wählern drei Fürsten zur Wahl vorgeschlagen, der Schwabenherzog Friedrich von Hohenstaufen (diesem und seinem Bruder Konrad hatte Heinrich V., ihr Oheim, sein ganzes Erbgut vermacht), sodann Leopold, Markgraf von Oesterreich (aus dem hochherrlichen Geschlecht der Babenberger), Heinrichs V. Schwager, und Lothar, der Sachsenherzog. Leopold und Lothar verzichteten vor der Wahl auf die Würde, um so fester hoffte nun Friedrich sie zu erhalten. Aber Adalbert trug seinen Haß gegen Heinrich V. auch auf den Hohenstaufen über und ließ seine bösen Ränke spielen. Da ward plötzlich Lothar mit offner Gewalt zum König ausgerufen und am 30. August, als wie durch eine rechtmäßige Wahl erhoben, anerkannt. Zuvor aber mußte er schwören: „die Bischofs- und Abtwahlen unbedingt freizugeben, ja selbst gar nicht dabei zugegen zu sein und die Neugewählten erst nach empfangener kirchlichen Weihe mit dem Scepter zu belehnen"; — alles dem Wormser Konkordat zuwider. Und Lothar schwur's wirklich, so gab er durch unrühmliche Schwäche das Recht der Krone gegen die Kirche auf! Ja noch mehr that er; — er ließ sich von den Bischöfen und Aebten nicht einmal huldigen, und bat den Papst durch eine Gesandtschaft um Bestätigung seiner Würde. Honorius II., welcher damals Papst war, hatte indessen bereits die Erbschaft der Markgräfin Mathilde an sich gezogen.

Tief entrüstet und voll edler Scham für die Ehre des Vaterlands sah Friedrich von Hohenstaufen dem unwürdigen Treiben des neuen Königs eine Weile zu; dieser hingegen, in seiner Schwäche voll Eifersucht und Furcht, belauerte die große Macht der Hohenstaufen und trachtete sie zu zerstückeln. Da gab er zu Regensburg (1125) ein Gesetz, daß Reichsgüter, welche durch Aechtung ihrer Lehensbesitzer verfallen seien, nicht zum Eigenthum des königlichen Hauses, sondern zum Fiskus des Reichs gezogen werden sollten, und nun forderte er von den Hohenstaufen alle jene Reichsgüter zurück, welche Heinrich V. mit seinem Hausgut vereinigt hatte, und welche die Hohenstaufen nun als solches erblich besaßen. Als Friedrich von Hohenstaufen dies verweigerte, erklärte Lothar ihn und seinen Bruder Konrad, welcher von einer Wallfahrt aus dem Morgenlande heimgekommen war, für Feinde des Reichs und beschloß den Krieg gegen beide. Um seine Macht zu verstärken, gab Lothar dem Herzog Konrad von Zähringen ein Stück von Burgund, und dem Herzog Heinrich (mit dem Beinamen des „Stolzen", vom Geschlechte der Welfen) seine einzige Tochter Gertrud, so wie bald darauf zu dem Herzogthum Baiern, welches er schon besaß, auch noch Sachsen. Da wuchs die Macht der Welfen, den Hohenstaufen zum Trotz, gar furchtbar heran und ihre Besitzungen (freie Stammgüter sowohl als Lehen) reichten von den Küsten der Nordsee bis an die des Mittelmeers. Aber auch die zwei kühnen Brüder von Hohenstaufen hatten indessen ge-

rüstet und gar viele Edle und manche Städte waren auf ihrer Seite. Da wurde bald ganz Deutschland in zwei Partheien zerrissen, und viel Elend durch Krieg und Gewalt überall. Konrad von Hohenstaufen aber, der hochstrebende Mann, wollte das böse Spiel mit einem Schlag beendigen und griff dem schwachen König nach der Krone. Zu seiner Rechtfertigung behauptete er: „Wir, die Staufen, erbten Heinrichs V. Gut; und das Königsgut gab uns ein Erbrecht auf die Krone!" „Nimmermehr!" riefen die Fürsten, „das ist gegen die Freiheit Aller, gegen uraltes deutsches Recht!" Und Lothar warf des Reiches Acht über Konrad; vier Erzbischöfe belegten ihn mit dem Kirchenfluch. Da zog Konrad (1128) kühnen Muths nach Welschland und gewann dort die eiserne Krone; sein Bruder Friedrich setzte den Kampf in Deutschland fort. Aber bald brach der Volkshaß der Italiener gegen die Deutschen los und der Papst that den Konrad in den Bann. Auch in Deutschland wankte das Glück der Hohenstaufen, ihr Muth aber stand fest.

Bald darnach (1130) starb Honorius II., und es wurden durch den Zwiespalt der Kardinäle zwei Päpste erwählt, Anaklet II. und Innocentius II., von denen jeder der rechtmäßige zu sein behauptete. Da begab sich Innocentius II. (1131) nach Lüttich und forderte dort den Lothar, als bereitwilligen Diener der Kirche, zum Beistand auf, indem er ihm zugleich auf Wiedererlangung der großen Erbschaft Mathildens Hoffnung gab. Der fügsame Lothar erkannte Innocentius II. als rechtmäßigen Papst an, und zog im J. 1133 nach Italien. Dort benahm er sich jedoch eben so unkräftig wie in Deutschland, und die Welschen spotteten seiner Ohnmacht. Die Partei Anaklets verwehrte ihm trotzig den Einlaß in die Peterskirche und er konnte ihn nicht erzwingen; in aller Eile mußte ihn Innocentius II. in einer andern Kirche zum Kaiser krönen. Als hierauf die Erbschaft der Gräfin Mathilde zur Sprache kam, verweigerte Innocentius jetzt hartnäckig die Herausgabe der dazu gehörigen Allode. Da vergaß Lothar die erhabene Würde des Kaiserthums, das keinen irdischen Mann über sich haben soll, und nahm jene Güter vom Papst zu Lehen; für 100 Mark Silbers jährlich ward der Kaiser des Papstes Dienstmann; das stellten die Römer zu seinem Schimpf und Spott in einem Bilde dar. Ruhmlos kehrte Lothar dann in großer Eile nach Deutschland zurück.

Dort lagen noch immer die Hohenstaufen mit den Welfen im heftigen Streit. Erst nach zwei Jahren (1135) vertrugen sich Beide in Frieden mit dem Kaiser, und dieser sprach die Hohenstaufen von der Reichsacht los (da wurden sie auch vom Kirchenbann erledigt), gab ihnen ihre Lehen wieder, und dem tapfren Konrad das Reichsbanner in die Hand, daß er's dem deutschen Volk in die Schlachten vorantrage, als der Erste nach dem Kaiser. Alle Fürsten hielten die zwei Brüder von Hohenstaufen in großen Ehren, weil sie ein Herz für Deutschlands Ehre hatten, während Lothar sie

preisgab. Dennoch war, trotz der Schwäche des Kaisers, die Furcht vor deutscher Kernkraft so groß, daß die slavischen Nachbarn das Reich nicht anzutasten wagten. Die Welschen hingegen, welche des Kaisers Ohnmacht in der Nähe beschaut hatten, trachteten darnach, die deutsche Oberherrschaft völlig abzuschütteln.

Da geschah's, daß der griechische Kaiser und Innocentius II. den Kaiser aufforderten, den grausamen Normannenfürsten Roger II. von Sicilien zu bekämpfen, welchem der Gegenpapst Anaklet II. den Königstitel gegeben hatte. Mit großer Heeresmacht zog Lothar im Jahre 1136 abermals nach Italien. Da kam die deutsche Tapferkeit auch dort wieder hoch zu Ehren; Roger mußte aus Unteritalien nach Sicilien hinüberfliehen, auch Anaklet unterlag. Nun aber forderte Innocentius II., wie er sich im unbeschränkten Besitz seiner Macht sah, die Oberlehnsherrschaft über das Land Apulien; darüber kam's fast zum Streit zwischen ihm und dem Kaiser, und dieser entschloß sich endlich, sie mit dem Papst zu theilen; zu dessen Anzeichen hielten beide, Kaiser und Papst, die Fahne, indem sie den Fürsten Rainulf mit Apulien belehnten. Nun aber wollten die Deutschen nicht länger in Welschland bleiben, denn die durchs Reichsgesetz für die Romfahrt festgesetzte Zeit war herum, und so mußte der Kaiser plötzlich Italien verlassen. Auf der Heimkehr nach Deutschland starb er im Dorfe Breitenwang, das im bairischen Hochlande liegt, — im Jahre 1137.

9.

Die Zeit macht nicht die Geister,
Der Geist macht seine Zeit.

Oehlenschläger.

In jenen Zeiten hatte sich denn die alte Gauverfassung Deutschlands völlig aufgelöst und dessen einzelne Theile bildeten nun Länder, über welche die Herzoge nicht mehr als bloße Beamte des Königs, sondern in der That schon als erbliche Landesherren herrschten, jedoch mit Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit des Königs, von welchem sie ihre Länder sinnbildlich durch Ueberreichung einer Fahne empfingen; das hieß „Fahnenlehen". Ebenso (bald darauf) die Markgrafen, deren Macht immer höher heranwuchs und sich von der Obermacht der Herzoge loswand. Besonders gewaltig wurden damals die slavischen Marken, die nordsächsische Mark (Brandenburg) unter dem askanischen oder anhaltischen Geschlecht, und die Ostmark (Lausitz) unter dem Geschlecht Wettin, und beide, so wie auch Kärnthen, wurden nun allmälig zu deutschen Ländern. Thüringen war als eine eigene Landgrafschaft von Sachsen unabhängig geworden unter dem Geschlecht Ludwigs des Springers. Die Markgrafschaft Oesterreich ward

unter den ritterlichen Fürsten des babenbergischen Hauses vergrößert und stark. Weil nun die Gauverfassung zertrümmert war, so hefteten die in den Gauen angesessenen Grafen ihre Gewalt, welche auch meistens schon erblich geworden, auf ihre liegenden Güter (denn sie hatten die Gerichtsbarkeit über ihre Hintersassen) und benannten sich nach ihrem bedeutendsten Gut oder nach ihrer wichtigsten Burg. Aehnlich thaten die Ritter und benannten sich nach der Burg, auf der sie Lehnsdienste hatten, oder nach ihren Aemtern. Ebenso die städtischen Geschlechter, diese benannten sich entweder nach den Straßen, worin ihre Erbhäuser standen, oder nach diesen selbst. So kamen in Deutschland die Geschlechtsnamen beim hohen und niedern Adel auf; — beim Bürgerstand erst später. — Gleichzeitig wurden auch die Wappen, als Abzeichen der adeligen Geschlechter, immer mehr eingeführt.

Das Verhältniß des Königs und der Fürsten war damals folgendes. Dem König blieb zur Aufrechthaltung seiner Oberherrlichkeit über die Fürsten noch ein Mittel, nämlich die Reichsacht. Nur auf Reichstagen und nur mit Beistimmung der Reichsstände, nämlich der Fürsten, durfte der König Reichsgesetze geben. Ebenso war auch die Willkür der Fürsten eingeschränkt, nach dem uralten Recht der deutschen Völkerschaften: sich ihre Gesetze selbst zu geben; für die Fürsten, als nun wirkliche Landesherren, waren fortwährend die Landtage und Landstände das, was die Reichstage und sie selbst als Reichsstände für den König waren. Gleichwie sie dem König die Dienste der vier Reichs-Erzämter thaten, so hielten sie selbst auch einen Hofstaat aus ihren Dienstmannen und hatten ihren Kämmerer, Schenken, Marschall und Truchseß. Das Reich hatte drei Erzkanzler, für Deutschland den Erzbischof von Mainz, für Welschland den von Köln und fürs arelatische Reich (d. i. Burgund) den von Trier. Die Kanzler der Fürsten waren ihre Hofkapellane. — Die Einkünfte des Königs bestanden aus dem Ertrag seiner Kammergüter und aus dem der Reichsgüter (besonders der Forste und Bergwerke), der Gefälle von vielen Reichsrechten (z. B. des Münzrechts, der Reichszölle, des Schutzgelds, welches die Juden entrichten mußten, u. m. a.), endlich aus der Königssteuer (welche die Fürsten und Kirchen in Kriegszeiten bezahlten, die ersten, wenn sie selbst nicht in den Krieg mitziehen konnten, die zweiten, weil sie keine Leute dazu gaben), so wie aus den Abgaben der Reichsvogteien. Ebenso bezogen die Fürsten, als Landesherren, ihre Einkünfte aus ihren Kammergütern, aus den Gefällen solcher Rechte, die sie vom Reiche zu Lehen trugen, (wie der Münze, der Zölle u. s. w.) und aus der ordentlichen allgemeinen Grundsteuer („Landbede"), welche die freien Grundbesitzer bezahlen mußten; Lehnsmannen und Dienstmannen waren davon befreit, ebenso die Geistlichkeit; von außerordentlichen Steuern („Nothbede") war die letztere jedoch nicht ausgenommen. — Die Regierungsgeschäfte des Königs umfaßten vorzüglich die Rechtspflege und die Aufrechthaltung der

bürgerlichen Ordnung durch den Landfrieden. Die weltlichen Landesherren regierten selbst (in ihrer Abwesenheit ihre Burggrafen oder „Waltboten"); in geistlichen Ländern übten die „Vögte" oder „Vicedome" mit ausgedehnter Macht die Regierung, die oberrichterliche Gewalt und die Kriegshauptmannschaft, — in den freien Gemeinden, die unmittelbar unter dem König oder Landesherrn standen, waltete ein Vogt, welchen dieser bestellte. Ueberhaupt aber war die ganze Verwaltung des Reiches höchst einfach, schlicht und recht; da gab's noch keine unzählige Schaar von Beamten; jeder einzelne Mann mußte mit ganzer Kraft für sich selber sorgen.

Die ganze Bevölkerung Deutschlands hatte sich in Stände scharf abgeschieden. Den ersten Stand bildeten die Fürsten, die vom König ein Fahnenlehen hatten, und die Höchstfreien. Nur aus diesen konnte der König gewählt werden. Den zweiten Stand machten die Mittelfreien aus, und die Dienstmannen; beide zusammen bildeten den Stand der Ritterschaft. Der dritte Stand war der der „Geburen", dazu gehörten die freien Landsassen, welche unmittelbar unter dem Reiche standen, die Hofleute, welche persönlich frei waren, aber herrschaftliche Höfe in Pacht hatten, und endlich die eigenen (unfreien) Leute. Dem ähnlich waren die Stände in den Städten abgesondert, in ritterliche Geschlechter, in freie Geschlechter, welche Handel trieben, und in Handwerker, die zum Zeichen ihrer früheren Unfreiheit noch manche Abgaben leisten mußten. Durchgängig war also noch immer ein größeres oder geringeres Maaß von Freiheit das Merkzeichen der Unterscheidung und Ehre. Aber der Begriff der Freiheit bestand damals nicht mehr in ursprünglicher Reinheit, sondern war ganz eigenthümlich verändert worden durch die Vorstellung, daß der Lehendienst, zu Krieg oder Hof, bei geistlichen oder weltlichen Fürsten, (das hieß „Vasallenschaft" und „Ministerialität") adle, also daß der Dienst jetzt als ein Recht und eine Würde angesehen wurde. Das Ganze des Reichsdienstes war in den sogenannten „sieben Heerschilden" also ausgedrückt: „den ersten Heerschild" (hieß es) „hebt der König, den zweiten heben die geistlichen Fürsten, weil sie nur von König und Reich Lehn tragen, — den dritten die weltlichen Fürsten" (die kamen nach den geistlichen, weil sie von diesen Lehn haben können, aber nicht umgekehrt), „den vierten die Grafen und freien Herren" (weil sie, wiewohl den Fürsten an Geburt gleich, doch von diesen Lehn haben können); „und das ist der hohe Adel. Den fünften heben die Mittelfreien" (weil sie Freie zu ihren Mannen haben können), „den sechsten eben diese Mannen der Mittelfreien" (weil sie nicht wieder Mannen haben können), „den siebenten endlich heben die Freien von ehelicher Geburt." So war das Lehnwesen im Verhältniß zum Reichsdienst abgestuft und die eigentliche echte Freiheit stand auf der untersten Staffel der Rangordnung. Aber schon war das Bürgerthum zum Schutze derselben eine Macht geworden, welche in den folgenden Zeiten einen wichtigeren

Ausschlag geben sollte, als es bisher konnte, da noch immer das unbewegliche Vermögen die Hauptgrundveste war, — schon damals entstanden die Stadtrechte, und die Städte begannen, Auswärtige als „Pfahlbürger" (oder „Ausbürger") in ihr Weichbild aufzunehmen und vergrößerten so ihre Macht, wie durch den Handel ihren Reichthum. Auf dem armen Bauernstand lastete noch die traurige Leibhörigkeit. Doch schon wirkte das edle Bürgerthum allmälig auf die Auflösung der Hörigkeit; denn es galt als Recht: „Wer die Luft der Freiheit athmet, der wird frei," das will sagen: der Leibeigene, welcher sich Jahr und Tag in einer freien Gemeinde aufhielt, ohne daß sein Herr ihn heimforderte, ward dadurch frei.

Der Geist der alten Volksfreiheit lebte am kräftigsten in der Gerichtsverfassung; drum soll ein Volk sein altes Recht und seine alte Gerichtsverfassung stets als kostbares Kleinod mit rechter Lieb' und Treue bewachen. Noch galten die uralt-deutschen Grundsätze, daß jeder freie Mann im Volk am Finden des Rechts eben so Theil haben soll, wie an der Gesetzgebung, daß Jeder, vom Fürsten bis zum Bauern herab, nur von seines Gleichen gerichtet werden darf, endlich, daß das Gericht mündlich und öffentlich sein muß. Der „Gerichtsbann", das ist: das Recht, ein Gericht zu hegen, war zwar ein Recht des Königs, der die höchste und allgemeine Gerichtsbarkeit hatte, oder eines Fürsten, oder einer Grundherrschaft, aber deswegen noch keineswegs zugleich eine Befugniß zum Urtheilspruch selbst; der stand den Schöffen zu. Im Fürstengericht war der König Richter, die Fürsten seine Schöffen. Die bürgerliche Gerichtsbarkeit überließ der König den Fürsten (als Landesherren) für immerdar als ihr eignes Recht, die peinliche dagegen (den „Königsbann" und den „Blutbann") noch damals nur zu Lehn. Weil nun bei der Auflösung der alten Gauverfassung die Theile des Reichs besondere Herrenländer geworden, so gab's auch keine Gaugerichte mehr, sondern Landgerichte. Auf solchen Strecken aber, welche unmittelbar unterm Reich selbst standen, zumal in Westphalen, hießen die Gerichte jetzt Freigerichte und die Richter unter Königsbann Freigrafen. Noch immer ward ein ordentlich Gericht dreimal im Jahr gehalten, öffentlich vor dem versammelten Volk auf den Malstätten, ein außerordentliches nur vor den Schöffen, die das Urtheil fanden.

Dem Staate stand die Geistlichkeit schroff gegenüber, als eine eigene Macht, welche aber, weil sie sich als die höchste betrachtete, zugleich scharf in das Leben des Staates eingriff. Zum Unglück des Vaterlands mischten sich Fremde, nämlich die päpstlichen Gesandten, nicht bloß ins deutsche Kirchenwesen, sondern auch in die innersten Angelegenheiten des deutschen Reichs und Volks. Ueberdies wollten gar viele Klöster nicht den Bischöfen, sondern einzig dem Papst untergeben sein, welcher dadurch immer freiere Hand bekam. Seine Hauptmacht waren die Mönche. Die Bischöfe walteten längst nicht mehr bloß als Seelenhirten, sondern völlig wie Fürsten.

Und, was noch wichtiger war, die Geistlichkeit übte auch eine eigene richterliche Gewalt durch ihre „Sendgerichte", wozu nicht bloß „Sendschöffen" bestellt waren, sondern sogar „Sendzeugen" als geistliche Aufseher und Ankläger; da wurden Eheangelegenheiten und solche Vergehen gerichtet, welche zugleich gegen die Gebote Gottes oder die der Kirche waren, wie Gotteslästerung, Meineid, Wucher und dergleichen. Dadurch wurde zwar die Sittlichkeit beaufsichtigt, jedoch auf Kosten der Freiheit im Privatleben. Die Geistlichkeit selbst aber vernachlässigte zu gleicher Zeit die guten Sitten immer mehr; dazu verführte sie der Besitz ihres großen Reichthums und ihrer ausschließlichen Herrschaft über Geist und Gewissen; allerorten wurden Klagen ruchbar über den Verfall der Kirchenzucht.

Dies hinderte jedoch nicht, daß die religiöse Bildung der Deutschen sich immer herrlicher entfaltete; das Leben, die Wissenschaft und die bildende Kunst hatten vom katholischen Glauben Geist, Gestalt und Farbe angenommen. Am allerdeutlichsten zeigte sich dies in der Baukunst. Es kam eine eigenthümliche Bauart auf, welche man gemeinhin die „gothische" nennt, eigentlich aber die „deutsche" heißen sollte, weil sich in derselben die ganze Tiefe des deutschen Gemüthes kund gibt. Die Grundform der Kirchen von dieser Bauart war das heilige Zeichen der Erlösung, das Kreuz; das Innere derselben sah aus wie der deutsche Urwald, in welchem unsre Ahnen einst zum Allvater gebetet; die Säulen ragten gleich himmelhohen mächtigen Bäumen empor, deren Kronen sich zum steinernen Laubgewölbe verschlangen; die hohen schmalen Fenster waren wie Gebüsche von wunderbaren Blumen, durch deren bunte Kelche ein Licht der Verklärung wie aus Gottes Himmel hereinschimmerte, (das brachte die Glasmalerei hervor.)

Bis zur Zeit Gregors VII. und der Kreuzzüge stand der deutsche Geist fast gänzlich unter der Vormundschaft der römischen Kirche, und das unbedingte Ansehen derselben wurzelte tief in der öffentlichen Meinung. Als nun aber die Kirche die Alleinherrschaft erringen wollte und dadurch den ersten Anstoß zu einem geistigen Kampf gab, raffte sich der deutsche Geist auf für die edle Freiheit des Forschens und Glaubens, und die deutsche Sprache bemächtigte sich der Schrift zum Schutz der Freiheit gegen fremde Anmaßung.

Also zeigte sich ein merkwürdiger Gegensatz zwischen dem unbedingten Glauben und der Geistesfreiheit, gleichwie andrerseits auch zwischen der mönchischen Weltentsagung und der üppigen Freiheit des Sinnenlebens, endlich zwischen dem religiös kriegerischen Drang, welcher die Deutschen nach den weiten Fernen des Morgenlands hinlockte, und dem Trieb des Bürgerthums, das, fest wurzelnd in heimischer Erde, alle Freien rings um sich her an sich zog, als tüchtiger Kern der persönlichen Freiheit.

Mitten im Kampf dieser Gegensätze ward plötzlich, anfangs leise, dann immer lauter, ein wunderbares Rauschen vernommen, wie wenn mächtige

Wogen unter der Eisdecke eines Stromes dahinschießen, auf welcher der goldene Sonnenschein als Königsmantel des Frühlings ausgebreitet liegt; und gleichwie durch alle Stürme, welche der Frühling als seine Herolde aussendet, schon Vöglein hinfliegen und mit süßem Liederschall die neue Freudenzeit einläuten, so klang damals der Ruf der Dichtkunst über die deutsche Erde hin. Da wurden die Mähren von den großen Schlachten der deutschen Volksstämme und von den gewaltigen Helden alter Zeiten im Volke wieder lebendig; daneben ward mit heller Jugendlust von werther Frauenhuld gesungen und von Allem, was das Menschenherz erfreut.

Das war die Zeit, in welcher jeder Einzelne (der einzelne Mensch sowohl, als jede einzelne Anstalt und Körperschaft) scharf aus der ganzen Masse hervortrat und sich zu behaupten suchte, während das Papstthum durch die Herrschaft über Alle auch alle Verschiedenheiten auszugleichen strebte; da sollte auch der Begriff eines deutschen Volksthums verschwinden, und die Deutschen sollten bloß römisch-katholische Christen werden, wie ihr König, der erste der Christenheit, bloß ein Vasall der Kirche. In diesem Zeitpunkt trat das Geschlecht der Hohenstaufen auf, um den Kampf für die Freiheit fortzuführen, welchen die Kaiser aus dem fränkischen Hause nur als Nothwehr begonnen hatten. Der Geist des ganzen deutschen Volkes war's, der sich voll edlen Stolzes in den Hohenstaufen hoch empor richtete.

10.

— — Hie Waiblinger, hie Welfen!
Wo, deutsches Volk, bist du? — —

Nach dem Tode Lothars hoffte dessen Tochtermann, Heinrich der Stolze, Herzog von Baiern und Sachsen, welcher die Reichskleinodien in seiner Gewalt hatte, mit Zuversicht, zum König erwählt zu werden. Aber gar viele von den Fürsten, so wie auch der Papst, fürchteten Heinrichs allzu große Macht. Und so ward Konrad von Hohenstaufen, welcher bei den Meisten und zumal bei den Geistlichen beliebt war, durch eine Parteiwahl bei Koblenz eiligst zum König erhoben und von einem Gesandten des Papstes zu Aachen gekrönt. Bald huldigten ihm jedoch auch jene deutschen Fürsten, welche bei der Wahl gefehlt hatten, bis auf Heinrich den Stolzen; und auch dieser überlieferte ihm die Reichskleinodien, in der Hoffnung, von Konrad III. dafür in seinen Ländern und Würden bestätigt zu werden.

Aber Konrad III. ließ sich vom alten Parteihasse hinreißen, und beschloß, Heinrich den Stolzen und das ganze Geschlecht der Welfen zu unterdrücken. Um jedoch einen Schein des Rechts zum Vorwand zu haben, that er den Spruch: „Kein Fürst soll zwei Herzogthümer zugleich besitzen",

und nun forderte er von Heinrich: dieser solle entweder Baiern oder Sachsen abtreten. Als Heinrich sich dessen weigerte, rief Konrad III. zu Würzburg eigenmächtig über ihn „wegen Ungehorsams gegen König und Reich" die Acht aus und gab das Herzogthum Sachsen dem tapfren Markgrafen Albrecht von Brandenburg (mit dem Zunamen „des Bären"). Heinrich setzte sich zur Wehre; da nahm ihm Konrad auch noch das Herzogthum Baiern und gab es seinem Stiefbruder, dem Markgrafen Leopold V. von Oesterreich. Von Stund an verließ Heinrich den Stolzen das Glück, und in Jahr und Tag war all' seine Macht dahin, daß er mit gar wenigen Treuen nach Sachsen flüchten mußte. Dort aber, im Kern der Welfenmacht, erhob sich der unverzagte Mann gar schnell wieder, eroberte das Land und vertrieb Albrecht den Bären daraus. Doch mitten aus seinen Hoffnungen raffte ihn plötzlich der Tod dahin (1139). Er hinterließ einen zehnjährigen Sohn Heinrich, mit dem Zunamen des „Löwen." Für diesen erhob sich jetzt sein Oheim, der Graf Welf von Altorf, und führte in Baiern und Schwaben den Kampf gegen die Hohenstaufen fort, während in Sachsen Heinrichs Lehnsmannen für dessen Söhnlein treugemuth stritten. So ward das Vaterland abermals mit allem Elend des Kriegs erfüllt durch die Eifersucht der zwei großen Geschlechter. Und es geschah im Jahre 1140 bei der Stadt Weinsberg in Schwaben eine große Schlacht zwischen König Konrad III. und dem Welf von Altorf. Da erhob dessen Kriegsvolk das Feldgeschrei: „Hie Welf!" und das des Königs hinwieder: „Hie Waiblinger!" (so hieß nämlich die Partei der Hohenstaufen von deren Burg Waiblingen) und lange Jahre hindurch schollen von dem Tage an jene zwei Losungen zum grimmigen Parteikampf in Deutschland und Welschland. Der Welf von Altorf aber mußte damals dem König das Feld lassen; da konnte sich auch Weinsberg, das den Welfen zugethan war, vor König Konrad nicht länger halten, aber die Weiber von Weinsberg erlangten von ihm die Gnade, frei mit sich nehmen zu dürfen, was sie auf den Schultern tragen könnten. Und sieh: als das Thor aufgethan ward, trat Welfs Hausfrau draus hervor und ihr folgten alle Frauen von Weinsberg, jedwede ihren Gatten als theuerstes Gut auf den Schultern tragend. Da rief Herzog Friedrich, des Königs Bruder, bei dem seltsamen Anblick, voll Zorn: „Eitel Weiberlist! Soll die gelten?" Aber Konrad, über der Frauen Klugheit und Treu' erfreut, sprach: „Ich gab ihnen mein Wort, und ein Königswort muß heilig sein", und ließ sie mit ihren Männern frei von hinnen ziehn.

Mit großer Erbitterung ward hierauf der Parteikampf zwischen den Hohenstaufen und Welfen fortgekämpft, und als der Babenberger Leopold, Baierns neuer Herzog, im Jahre 1141 starb, verlieh König Konrad Baiern an dessen Bruder, den Markgrafen Heinrich (zubenannt „Jasomirgott"). Dieser aber freite, mit Konrads III. Bewilligung, die Wittwe Heinrichs des

Die Frauen von Weinsberg.

Stolzen (Heinrichs des Löwen Mutter). Dadurch wurde der Anfang zu einer Versöhnung gemacht und dann weiter bestimmt: Heinrich Jasomirgott sollte Baiern behalten, der junge Heinrich der Löwe Sachsen wieder bekommen, Albrecht der Bär hingegen, zur Entschädigung für dessen Abtretung, die Mark Brandenburg fortan als eigenes Fahnenlehn haben, unabhängig von Sachsen und mit größerer Ausdehnung als bisher. Aber der Welf von Altorf sprach, als er davon hörte: „Dieser Vertrag ist ein Unrecht wider meinen Neffen und mich selbst, als seinen Erben; ich will's nicht leiden." Und trotzig setzte er den Kampf gegen Heinrich Jasomirgott von Baiern fort. Wer litt aber beim Parteihaß der Fürsten am allermeisten?

Das Volk. Ja, es war grade, als gäb's gar kein deutsches Volk mehr, das seinen eignen Willen habe, sondern bloß Kriegsknechte der Fürsten.

Nur an den Meeresküsten gen Norden und in den stillen Thälern der Schweiz, die Gott der Freiheit als Zufluchtsstätte aufgethan hat, gab das Volk noch sein Leben und Streben kund. Es saß ein mächtiger Graf in Holstein, der hatte von den heidnischen Slaven viel Land in Wagrien erobert und lud das rüstige Volk aus dem Niederland, welches die alte Freiheit immerdar getreulich pflegte, freundlich ein, sich drauf niederzulassen. Da kam es herbei, und brachte deutschen Freiheitssinn und Fleiß sowie deutsche Bildung mit. Und wo die Wasser der Trave und der Wakenitz zusammenrinnen, wuchs nun (1142) die Stadt Lübeck heran, welche gar bald ein wichtiger Handelsplatz ward. Kurz vorher hatten in Ostfriesland, wo die uralte Gauverfassung unbeachtet und ungestört fortbestand, die Gröninger ihre Freiheit gegen den Bischof von Utrecht mannhaft vertheidigt, und davon nicht abgelassen, obgleich sie den Sieg verloren, auch später ihre uralte freie Verfassung mit den Waffen in der Hand behauptet. Eben so haben (1143) die handfesten Ditmarschen gethan und sind fünf Jahre lang völlig frei geblieben nach gutem altem Recht, und wiewohl der Löwe sie 1148 bezwang und ihnen einen Grafen aufzwang, haben sie doch ihren starken Freiheitssinn behalten und fortan keinen Herren über sich gewollt, weil sie sich tüchtig genug gefühlt, eines Herren höchste Pflicht, das Recht zu handhaben und zu erhalten, selber zu üben. Aber den Erzbischof von Bremen nahmen sie zu ihrem Schutzherren wider die Nachbarn, die Holsteiner Grafen, doch so, daß das Erzstift Bremen sich nun und nimmer weder in die weltlichen, noch selbst in die geistlichen Dinge der Ditmarschen mischen durfte, oder es sollte jeder, der dem Erzstift dazu helfen wollte, ehrlos gehalten sein, und man sollte ihm sein Haus niederbrennen. Von dieser edlen Völkerschaft und ihrer starken Kraft, womit sie noch lange auf kleinem Gebiet gegen große Uebermacht der Gewalt die Freiheit stolzfreudig und mannhaft behauptet, wird später noch erzählt werden. — In die edle Schweiz aber war um jene Zeit (1139) ein kühner Mann aus Welschland gekommen, Arnold von Brescia; der war voll Feuereifers für die alte Reinheit der Christuslehre und für die Freiheit und predigte sie in Zürich; dort fand seine Lehre offne Herzen. Nun gab's drei uralte Kantone, Schwyz, Uri und Unterwalden; die hatten Gemeinden freier Bauern unterm Schutz des Abts zu Einsiedeln. Der kränkte sie um ihr Recht, die freien Bauern aber wollten's nicht dulden. Und wie der Abt sie darob in den Bann that und des Reiches Acht über sie rief, kümmerten sich die Bauern nicht drum und bewahrten getrost den Keim der alten Freiheit, die in der Schweiz nachher gar schön und herrlich emporgewachsen ist.

Zur selben Zeit kam auch über das Volk im Südwesten Deutschlands die liebliche Hoffnung der Freiheit. Denn es ward wieder ein Kreuzzug

gepredigt, um die christliche Herrschaft im Morgenlande zu schützen, welche die Ungläubigen hart bedrängten; der Abt Bernhard von Clairvaux, ein Mann von ausgezeichneter Frömmigkeit und Staatsklugheit, immerdar rüstig für die Unabhängigkeit der Kirche und der Rede gewaltig, betrieb in des Papstes Namen den Kreuzzug aufs eifrigste. Er schrieb den Deutschen: „Warum mordet ihr euch wie wahnsinnig im gottlosen Bürgerkrieg? Auf, zum heiligen Kampf, in dem ihr Vergebung der Sünden, hohen Ruhm und das ewige Leben gewinnet!" Da erhob sich das Volk in Schwaben und Franken, Baiern und Lothringen, voll Hoffnung, daß es in der Ferne und im heiligen Kampf mancher schwerer Lasten ledig würde. König Konrad III. aber besann sich lange, den Kreuzzug mitzumachen und meinte, er habe mit Herstellung der Ordnung daheim genug zu schaffen. Endlich überredete ihn der begeisterte Bernhard zu Speier (1147), daß er tief ergriffen und weinend ausrief: „Ja, ich erkenne Gottes Wohlthaten und will gegen meinen Heiland nicht undankbar sein." Und er nahm das Kreuz, mit ihm nahmen es sein Neffe Friedrich und viele Fürsten, Markgrafen, Bischöfe und edle Herren, auch der Welf von Altorf. 70,000 Gewaffnete und zahllose Pilger ohne Waffen zogen damals ins heilige Land; die verlassene Heimath ruhte indessen eine Zeitlang von den vielen Fehden aus. Aber der Kreuzzug nahm durch Krankheiten und Mißgeschick, sowie durch die Zwietracht der streitbaren Pilger, ein unrühmliches Ende. Mit einem geringen Häuflein kehrte König Konrad heim, ohne im Morgenlande etwas ausgerichtet zu haben. Der Welf von Altorf aber, welchen er dort hoch geehrt hatte, verband sich auf der Heimfahrt aus altem Groll mit Roger von Sicilien, dem Feinde des Reiches. —

Inzwischen hatten die sächsischen Fürsten, welche in Deutschland zurückgeblieben waren, für den Glauben die Waffen ergriffen, um ihre heidnischen Nachbarn, die Slaven in Meklenburg und Pommern, zu bekriegen, und bedrängten dieselben, bis sie gelobten: Christen zu werden. Die Niederrheiner und Friesen aber waren auf der Nordsee hinausgesteuert ins atlantische Meer, und als sie (1147) vor die Stadt Lissabon in Portugal kamen, wo der Fluß Tajo ins Meer strömt, hatten sie gesehen, wie der christliche König Alfons von Kastilien die ungläubigen Araber, welche in der Stadt waren, belagerte; da dachten sie: „Auch hier gibt's einen Kampf gegen die Ungläubigen, der vor Christus gleich verdienstlich ist, wie jener im gelobten Lande." Also halfen sie den Christen die Stadt erobern und kehrten dann mit großer Beute heim.

Als nun aber König Konrad III. nach Deutschland zurückkam, brannte der Bürgerkrieg bereits wieder lichterloh; der Welf hatte die Flammen angeblasen und der junge Heinrich der Löwe wollte sein Baiern wieder haben. — Da konnte es des Königs junger Neffe, der edle Schwabenherzog Friedrich, nicht länger mit ansehn, daß Deutschlands Kraft sich so frevel-

haft zersplittern sollte, und bewegte seines Oheims Herz zur Nachgiebigkeit, daß eine Versöhnung mit den Welfen zu Stande kam. Nun wollte König Konrad eine Romfahrt thun; da starb er plötzlich zu Bamberg im Jahre 1152, nachdem er noch vorher seinen Neffen Friedrich den deutschen Fürsten zum Nachfolger empfohlen hatte.

11.

. . . . „Roma's Kaiserkrone ruht
Auf meinem Haupt; — —
Was sie bedeutet, will ich sein!"

Grabbe.

In Frankfurt am Main ward jener Herzog Friedrich von Schwaben durch einstimmige Wahl der Fürsten am 5. März 1152 zum deutschen König erhoben; fünf Tage darnach krönte ihn der Erzbischof Arnold von Köln in Aachen. Friedrich I. war damals 30 Jahre alt. Wer ihn ansah in seiner tüchtigen Kraft und edlen Schönheit, mit den blauen Augen voll Ernst und Milde, mit dem blonden Haar, diesem alten Merkzeichen deutscher Natur, mit dem Ausdruck der Hoheit auf der Stirn und in der Haltung, — der mußte es laut gestehen: „Ja, das ist ein echter Deutscher und auch ein echter König." Und, gleich wie von Ansehen, so war Friedrich auch von Geistesgaben und Sitten edel und echt deutsch, — einfach, großmüthig, voll Achtung vor der Heiligkeit des Gesetzes und der Religion, aber zugleich voll des festen Willens, der Kirche keine Eingriffe in das Reich zu gestatten.

Er begann seine Herrschaft glorreich damit, daß er auf einem Reichstag zu Merseburg (1152) zwischen zwei Königssöhnen aus Dänemark, welche um die Krone stritten, entschied, also, daß Dänemark fortan vom deutschen Reich als Lehen abhängig sein sollte. Dann wollte er, edler als sein Oheim Konrad III., welcher seinem Parteihaß die Wohlfahrt des Vaterlandes geopfert hatte, Deutschlands Glück auf der heiligen Grundfeste der Versöhnung aufbauen; wenn Deutschland einig ist, — dachte er — bleibt's das Herz der Christenheit. Seine Mutter Judith war aus welfischem Geblüt, und er war sowohl mit Heinrich dem Löwen, welcher das Herzogthum Baiern wieder verlangte, als auch mit Heinrich Jasomirgott, dem Babenberger, welcher es noch besaß, verwandt, drum hoffte er, daß es ihm gelingen würde, zwischen Beiden Frieden zu stiften. Aber Heinrich Jasomirgott erschien auf keine Vorladung zu Fürstentagen, so daß ihn der König des Landes verlustig sprechen mußte. Dieser Spruch wurde jedoch nicht vollstreckt, denn das Reich bedurfte damals des Beistandes beider Fürsten

wegen Italiens; auch gab Friedrich noch immer die Hoffnung nicht auf, sie zu versöhnen.

In Italien waren damals drei verschiedenartige Mächte in Bewegung. In Oberitalien (oder Lombardien) hatten nämlich während des Kampfes der Kaiser mit den Päpsten, die Städte ihre Unabhängigkeit von der Obergewalt der Bischöfe und weltlichen großen Herren errungen und ihre innere Freiheit ausgebildet, so daß ein Stadtrath aus der Bürger Mitte die Verwaltung übte und aus seiner eigenen Mitte Bürgermeister wählte. Auch hatten sie sich allmälig alle Regalien, als da sind: Münze, Zölle und dergleichen, angeeignet. Dies Glück ihrer jungen Freiheit verführte aber viele von ihnen zum Uebermuth und die Mächtigeren suchten sich auf Kosten der Schwächeren zu vergrößern; so zerriß verderbliche Zwietracht ihr edles Streben. Da kamen Männer aus der Stadt Lodi in Lombardien zum König Friedrich, und begehrten Hilfe gegen die Gewalt der Stadt Mailand, weil diese ihre Freiheit zur Unterjochung anderer Städte mißbrauchte. Als aber Friedrich den Mailändern gebot, der Stadt Lodi Genugthuung zu geben, zerrissen sie seinen Brief. — In Rom hatte zur selben Zeit der kühne Arnold von Brescia, welcher aus der Schweiz zurückgekehrt war, die Grundpfeiler der Hierarchie erschüttert; denn er predigte dort also: „Die Kirche Christi ist in Grund und Boden verderbt, und wodurch? Bloß dadurch, daß sie sich mit weltlicher Macht und Schätzen befaßt. Das Irdische hat sie vom Himmel ganz und gar abgezogen, und doch sprach ja Christus einst: „„Mein Reich ist nicht von dieser Welt.““ Drum fort mit ihrer irdischen Macht, auf daß die Kirche wieder rein und heilig werde. Du aber, o ewige Roma, gedenke deines alten Ruhms! Wer gab ihn dir einst? Weder ein Papst, noch ein Kaiser, sondern einzig die Freiheit. Willst du also wieder groß und herrlich werden, wie einst, da du die Welt beherrschtest, so kehre zur heiligen Freiheit zurück; sie allein hilft.“ Durch solche Lehren mächtig bewegt, hatte das römische Volk die alte Verfassung aus den Tagen der Freiheit seiner Urväter wieder aufgerichtet, einen Senat, zwei Bürgermeister, einen Ritterstand und Tribunen, als Vertreter der Volksrechte, wie vor Alters. Der Papst aber verdammte den Arnold von Brescia als Ketzer und hoffte von den Deutschen Hilfe; dennoch traute er diesen nicht recht. — In Unteritalien endlich hatten die Normannenfürsten eine unbeschränkte Gewaltherrschaft aufgethan und alle Freiheit erdrückt. Darüber kamen Klagen an König Friedrich. — So war's nun damals in Italien beschaffen, als er zur Heerfahrt dahin aufbrach. Er beschloß, das römisch-deutsche Kaiserthum im vollen Umfang und in ganzer Herrlichkeit wieder herzustellen, wie Karl der Große es gegründet hatte; ja noch mehr: es sollte völlig wie zur Zeit des Kaisers Konstantinus sein, und ganz Italien nur ein Theil des großen Ganzen: — Irrthümer, unhistorisch in ihrer Begründung, das ursprünglich deutsche, bessre Recht durch römisches vernichtend,

mit Blut düngend Deutschland und Italien, stellenweise nur großartig durch Thatkraft und romantische Elemente!

Sobald der Papst jenes Trachten erkannte, rüstete er sich zum Kampfe dagegen; denn er sah wohl ein, daß dadurch die ganze weltliche Macht der Kirche bedroht sei. Mit wem aber sollte sich die Kirche wider den kühnen Gegner verbünden? Mit der öffentlichen Meinung, kraft deren die Kirche für die Beschützerin der Freiheit galt. Diese vereinigte jetzt das Interesse des Papstthums mit dem der lombardischen Städte, und es nannte sich jetzt die päpstliche Partei (nach den Welfen, als Feinden der Hohenstaufen) die guelfische, die deutsch-königliche dagegen hieß in Welschland die ghibellinische (das ist so viel wie: waiblingische, nach italienischer Redeweise).

Im Jahre 1154 kam König Friedrich, welchen die Welschen von der Farbe seines Bartes „Barbarossa" (d. i. den Rothbart) nannten, mit einem stattlichen Heere nach Italien, richtete auf dem ronkalischen Feld seinen Schild zur Heerschau auf, saß zu Gericht und hörte die Klagen der lombardischen Städte wider Mailand. Aber er erkannte auch, daß seine Macht jener Mailands nicht gewachsen sei. Drum vermied er, es schon jetzt anzugreifen und kehrte seine Strenge einstweilen gegen andere, minder mächtige Städte. So eroberte und zerstörte er Tortona. In Pavia, welches zu seiner Partei hielt, empfing er hierauf die eiserne Krone als König von Italien. Dann zog er gen Rom heran, um sich von dem Papst Hadrianus IV. zum Kaiser krönen zu lassen. Aber Hadrianus mißtraute dem König und den Deutschen noch immer, und verlangte zum Zeichen aufrichtiger Freundschaft, daß der König, als Schirmvogt der Kirche, die Auslieferung Arnolds von Brescia bewirke, welcher aus Rom flüchtig geworden war und sich im Schutz einiger kampanischer Grafen befand. Da opferte der König, welcher über Arnolds Streben wahrscheinlich falsch berichtet war, dem Papst den Mann des Volkes auf, und eilig ließ nun dieser den edlen Arnold vors Thor von Rom hinausführen, dort als Ketzer verbrennen und seine Asche in die Wasser der Tiber streuen; zu spät eilte das Volk zur Rettung herbei. Hadrianus aber mißtraute dem König noch immer, bis endlich beide persönlich zusammentrafen und sich verständigten. Hierauf schickten die Römer Abgeordnete an den König und schrieben ihm als Bedingung des Einlasses in ihre Stadt und der Krönung vor: „er müsse zuvor geloben, alle ihre alten und neuen Rechte und Freiheiten zu beschützen und außerdem 5000 Pfund Silber zu zahlen." Dies Verlangen kleideten die Gesandten in höchst prahlerische Worte. Zürnend erwiederte ihnen Friedrich: „Nicht um von euch Gesetze zu empfangen, sondern sie euch zu geben, kam ich hierher." Hierauf ließ er, nach dem Rathe des Papstes, die Peterskirche in der Nacht mit Deutschen besetzen, zog in die Stadt und wurde am 18. Juni 1155 von Hadrianus IV. zum Kaiser gekrönt; drauf

kehrte er in sein Lager vor der Stadt zurück. Wie nun dort die Deutschen waffenlos beim Freudengelage sitzen, stürmen plötzlich die Römer heran, voll Grimm, daß die Krönung doch ohne ihre Zustimmung geschehen sei, und morden, wen sie finden. Da sprengt der Kaiser auf sie ein, aber sie lassen nicht ab. Hochauf schwillt rings um ihn die Schlacht. Schon ist sein Roß erstochen, schon sinkt er; da springt Heinrich der Löwe heran, deckt ihn, ficht ihn heraus und wird nicht matt, ob ihm auch das Blut aus den Wunden rieselt. Wohl tausend Römer zahlten da mit dem Leben den Ueberfall, und jene, die am Leben blieben, wußten jetzt, mit welcher Münze die Deutschen das Kaiserthum kauften.

Nun wollte der Kaiser nach Unteritalien ziehen, und die Ansprüche des Reichs auch dort bethätigen. Aber Seuchen drängten sein Heer; da zog er hinauf gen Spoleto, züchtigte dessen Trotz und trat den Rückzug nach Deutschland an, das Gericht über Mailand sich für eine zweite Heerfahrt aufsparend. In Lombardien lernte er abermals den glühenden Volkshaß gegen die Fremdherrschaft kennen. Die Bewohner Veronas, im Bund mit Mailand, wollten ihn verderben, da er mit seinem Heer auf einer Schiffbrücke über die Etsch zog. Aber er entging ihrer Tücke; und nun hofften sie ihn in einem Engpaß, durch welchen er kommen mußte, zu fangen oder zu demüthigen. Da zog sich ein schmaler Pfad zwischen dem jähen Abgrund, aus dem die Wellen der Etsch heraufrauschten, und dem steilen Felsen. Auf demselben stand die Burg des Ritters Alberich von Verona; darin war viel Kriegsvolk, welches auf die Deutschen mächtige Steine herabschleuderte. Nun dachte Alberich die Deutschen sicher in der Falle zu haben, und verlangte vom Kaiser 800 Pfund Silber, sowie auf jeden deutschen Ritter einen Panzer und ein Roß, für den freien Durchzug. Da rief der Kaiser dem jungen Otto von Wittelsbach (von dem alten baierischen Geschlecht der Scheyern) zu: „An euch ist's, Otto, diese Schmach zu rächen!" Das ließ sich der Wittelsbacher nicht zweimal sagen, nahm 200 kühne Männer mit sich und klimmte mit ihnen einen steilen Felsen hinan, der sich hinter der Burg erhob. Jauchzend entfaltete er, als sie oben standen, das Reichspanner, das er allezeit vorantrug. Nun waren die Veroneser in der Falle. Ihrer 500 fielen, und die am Leben blieben, ließ der Kaiser als Friedensbrecher hinrichten. So kam er siegreich nach Deutschland.

Dort begann er alsogleich mit durchgreifender Strenge Frieden und Recht herzustellen. Und das that noth, denn während seiner Abwesenheit hatten sich die Mächtigen alles erlaubt. Viele adlige Herren lebten bloß vom „Stegreif", d. h. vom Raub. Auf ihren Burgen lauerten sie auf die Wandrer, die des Weges kamen, besonders auf reiche Kaufleute, welche mit Waaren vorbeizogen, und überfielen sie, oder warfen ihre persönlichen Feinde nieder, und hielten sie so lang' gefangen, bis sich diese um schweres Geld loskauften. Je mehr die Macht und der Reichthum der Städte wuchs, um

Otto von Wittelsbach bei Verona.

so verhaßter wurden diese dem niedern Adel; aber nicht bloß das Volk, auch die Fürsten bedrohte er. So wird vom Landgrafen Ludwig von Thüringen erzählt, daß seine Vasallen das Volk so hart gedrückt haben, bis der Landgraf selbst wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die Edelleute beim Volk ganz verhaßt geworden war. Einsmals hatte sich nun der Landgraf auf der Jagd im Thüringer Walde verirrt und war zu einem Schmied in Ruhl gekommen, der ihn nicht kannte und ihn über Nacht beherbergte. Da hörte der Landgraf, wie der Schmied bei jedem Schlag auf den Ambos des Landgrafen Verblendung schalt und rief: „Landgraf Ludwig, werde hart!“

Landgraf Ludwig von Thüringen.

und allen Unfug der Edelleute kund gab. Der Landgraf merkte sich Alles, und als er am andern Morgen von dannen ritt, war er harten Sinns gegen den Adel geworden, aber um so milder gegen das Volk. Das hieß ihn den „eisernen Landgrafen", weil ihn der Schmied im Feuer der Wahrheit gehärtet. Und er zog die Edelleute zur Rechenschaft; wie sie aber ihm Trutz boten, spannte er sie, je vier und vier, vor einen Pflug, zum Gedenkzeichen, daß sie dem Volke schier desgleichen gethan; davon hieß das Feld, worauf sie den Pflug zogen, der „Adelacker." So wie dieser Landgraf, kamen auch andre Fürsten zur Erkenntniß über den Adel und bauten Städte oder begünstigten sie, um in treuen Bürgern ein Gegengewicht gegen den Adel zu haben. Vor des Kaisers strenger Rechtspflege schützte aber selber die Fürsten ihr Rang nicht; so verdammte er den Pfalzgrafen vom

Rhein als Friedensbrecher zur Strafe des Hundetragens. Sehr viele Raubschlösser am Rheinstrom wurden damals zerstört.

Hierauf zog Friedrich Burgund wieder fester in den Reichsverband, indem er sich mit der schönen Beatrix, der Erbin der großen Freigrafschaft in Burgund, vermählte, und mehrte zugleich die Macht seines Hauses. Dann vollendete er die Versöhnung zwischen Heinrich dem Löwen von Sachsen und Heinrich Jasomirgott von Baiern auf einem Reichstag zu Regensburg (1156) also: Heinrich Jasomirgott gab das Herzogthum Baiern dem Kaiser zurück mit sieben Fahnen, und dieser belehnte nun Heinrich den Löwen damit; aber mittelst zweier Fahnen von den sieben erhielt der Jasomirgott die Mark Oesterreich und die Mark ob der Enns, welche bis dahin zu Baiern gehört hatte; aus beiden schuf nun der Kaiser das neue Herzogthum Oesterreich, unabhängig von Baiern, untheilbar und erblich beim Geschlecht der Babenberger nach der Erstgeburt, und zwar nicht bloß für den Mannsstamm, sondern auch für die weibliche Nachkommenschaft; und die Herzoge von Oesterreich sollten ihre Lehen hoch zu Roß auf ihrem eignen Grund und Boden empfangen und (als des Reiches Schild) dem Kaiser zur rechten Seite sitzen. Der neue Herzog von Oesterreich hat in der Stadt Wien, nachdem sie aus den Trümmern der römischen Vindobona längst wieder hergestellt worden, seinen Hofhalt aufgeschlagen. Heinrich der Löwe dagegen hat in Baiern die Stadt München gegründet, welche schnell aufblühte.

Indem das Reich so im Innern durch Gerechtigkeit wieder erstarkte, gewann es auch nach Außen zu wieder Ruhm und Glanz, und der römisch-deutsche Kaiser Friedrich I., der Höchste in diesem Reich, sah Könige als seine Vasallen um sich, die von Böhmen, Polen und Dänemark.

Nur Italien grollte und trotzte. Die Mailänder bauten Tortona aus dem Schutte wieder auf und unterwarfen sich die ghibellinisch gesinnten Städte Pavia und Lodi. Hadrianus IV. aber besorgte mit Grund den Verlust aller weltlichen Herrschaft der Kirche, wenn der Kaiser ganz Italiens Herr sei; drum schloß er sich fester an die Freiheitssache der lombardischen Städte und an die Normannen, und belehnte eigenwillig den Normannenfürsten Wilhelm mit Sicilien, Capua, Salerno und Amalfi. Das nahm der Kaiser ihm übel. Noch größer aber ward die Spannung zwischen Beiden, als im Jahre 1157 zwei Kardinäle zum Kaiser kamen und diesem einen Brief des Papstes brachten, worin geschrieben stand, daß Friedrich die Kaiserkrone als ein „beneficium" vom Papst habe. Dies Wort beneficium bedeutete nämlich sowohl „Wohlthat" als „Lehen", und die Deutschen glaubten, daß der Papst dies letztere darunter gemeint habe. Auch rief Roland, der eine der beiden Kardinäle, laut aus: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, als vom Papst?" Da riß des Kaisers Freund, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, voll Wuth das Schwert aus der

Scheide und hätte dem Kardinal das Haupt entzweigehauen, wenn der Kaiser selbst nicht Ruhe gebot. Die zwei Kardinäle aber mußten am andern Morgen in aller Früh' von dannen ziehn. Alles deutsche Volk war nur eines Herzens und Sinns gegen solche fremde Anmaßung; auch die deutschen Bischöfe, vom Kaiser hoch geehrt und beschützt, standen fest für die Ehre des Vaterlands, die in der Majestät des Kaisers gekränkt sei. Da nun auch Mailands Trotz gegen das kaiserliche Ansehn alle Grenzen überstieg, wollte Friedrich der Rothbart die Heerfahrt gen Italien nicht länger mehr aufschieben.

Er kam im Jahre 1158 mit vielen Fürsten und einem zahlreichen Heer nach Italien, berief Mailands Gesandte und hörte ihre Entschuldigungen. Da er sie nichtig befand, sprach er die Reichsacht über Mailand aus, und umschloß es mit seinem Heer. Nach vier Wochen ergab es sich ihm. Da mußten die Mailänder schwere Schatzung zahlen, die von ihnen zerstörten Städte Como und Lodi wieder herstellen, die Regalien, welche sie an sich gezogen, zurückgeben, Treue schwören und Geißeln geben. Hierauf hielt Kaiser Friedrich einen Reichstag auf den ronkalischen Feldern, um den vielfach verworrenen Zustand Italiens nach Recht und Gesetz zu ordnen. Und es kamen dort an den Ufern des Flusses Po nicht bloß die Grafen, Ritter und Edelleute, nebst den Bischöfen und Aebten, sondern auch Bürgermeister, Richter und Abgeordnete aus den Städten zusammen; außerdem hatte der Kaiser auch die vier größten Rechtsgelehrten jener Zeit berufen, auf daß nach lombardischem und nach römischem Recht geurtheilt würde. Da haben nun jene vier Rechtsgelehrten aus dem römischen Rechte den Rechtsbegriff der Majestät als einer durchaus unbeschränkten Herrschergewalt entwickelt, und von da an hat sich das römische Recht immer tiefer in Deutschland verbreitet und unser gutes heimisches Recht immer mehr erstickt. Auf dem ronkalischen Reichstag wurden dem Kaiser folgende Rechte in Italien zugesprochen: das Recht, alle Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften zu vergeben, sodann zur Heeresfolge aufzurufen, so wie alle Lieferungen für sich und das Heer zu beziehen, ferner alle Münze, Zölle und Gefälle (kurz alle Regalien) zu erheben, und das Recht, die städtischen Obrigkeiten mit Beistimmung des Volks zu ernennen. Endlich sollte ein allgemeiner Landfrieden aufrecht erhalten werden, und alles Volk in Italien, Fürsten, Edle, Vasallen und Bürger, jene Beschlüsse beschwören. Damals griff der Kaiser auch die alte Streitfrage zwischen den Kaisern und Päpsten um die Erbschaft der Markgräfin Mathilde wieder auf und gab die Güter derselben aus kaiserlicher Machtvollkommenheit dem Welf von Altorf zu Lehn, um diesen alten Feind der Hohenstaufen für sich zu gewinnen. Darüber aber entbrannte der Zorn des Papstes; er schloß ein Bündniß mit dem Normannenkönig Wilhelm von Sicilien, ermunterte die guelfisch gesinnten Städte Lombardiens und reizte die deutsche Geistlichkeit gegen Friedrich.

Alsogleich wuchs den Mailändern der Muth; sie vertrieben des Kaisers Abgeordnete und sagten's laut: daß sie ihm den Eid nicht halten wollten. Dies Beispiel entflammte allerorten den Volkshaß gegen die Deutschen aufs Neue. Vergeblich sprach der Kaiser 1159 die Reichsacht über Mailand; es spottete darüber und plünderte seinen Schatz im Schlosse Trezzo. Eben so reizte die Stadt Crema des Kaisers Wuth. Da zog er vor ihre Mauern und wich nicht von der Stelle, bis Crema sich nach sieben Monaten ergab. Es ward zerstört.

Kurz vorher war Hadrianus IV. gestorben; rasch erwählte nun die dem Kaiser abholde Partei den Kardinal Roland unter dem Namen Alexander III. zum Papst. Die kaiserliche Partei aber wählte Viktor IV. und der Kaiser erkannte denselben in einer von ihm berufenen Kirchenversammlung an, indem er sprach: „Wie nur Ein Gott im Himmel der wahre, so soll nur Ein Kaiser und soll nur Ein Papst auf Erden sein." Aber Alexander III., ein Mann von durchgreifender Entschlossenheit, that den Kaiser in den Bann, und die Mailänder standen mit offnem Trotz für Alexander III. Da zog der Kaiser (1161) mit dem Reichsheer vor Mailand, that die Krone vom Haupt ab, und schwur in seinem Zorn, sie nicht eher wieder aufzusetzen, als bis er Mailands Mauern der Erde gleich gemacht habe. Zwei Jahre widerstanden ihm die Mailänder mit festem Muth; aber sie entehrten diesen, indem sie, vom Haß zur Verzweiflung getrieben, sogar Meuchelmord am Kaiser versuchten. Am 6. März 1162 mußten sie sich endlich ergeben. Bleich und abgehagert von furchtbarer Noth, kamen sie zum Kaiser heraus, brachten ihm die Schlüssel der Stadt und deren Heiligthum, das „Carroccio" (einen Wagen mit einem hohen Mastbaum, auf dessen Spitze sich ein Kreuz und das Bild des heiligen Ambrosius befanden). Demüthig mußten die Mailänder im Regen harren, während der Kaiser an reicher Tafel saß. Und als er endlich in Mitten seiner Großen auf dem Thron erschien, stießen die Besiegten in die Posaunen, und senkten den Mastbaum des Carroccio's; es ward zertrümmert wie Mailands Größe. Nun berief der Kaiser einen lombardischen Reichstag nach Pavia zum Gericht. Dort ward die Zerstörung Mailands beschlossen; die feindlichen Städte, die es durch seinen Uebermuth gereizt hatte, vollbrachten mit Freuden gar eilig dies Werk. Mailands Mauern, Thürme und Paläste wurden der Erde gleich gemacht; der Kaiser zog über die Trümmer in die Stadt, gebot den Bürgern, sich anderswo anzusiedeln, und setzte nun seine Krone wieder aufs Haupt. Dann traf sein Gericht auch die andern ihm feindlichen Städte, und über ganz Welschland ging der Schrecken vor seinem Ansehen. Hierauf kehrte Friedrich nach Deutschland heim. Aber den Freiheitssinn der lombardischen Städte hatte er nicht zerstören können. Dieser wuchs alsobald wieder in voller Kraft empor; und die deutschen Vögte, welche er über sie gesetzt, reizten sie durch Unterdrückung und rohe

Gewaltthätigkeit aufs Aeußerste, so daß Venedig, Padua, Verona, Vicenza und Treviso einen Bund zum Schutz gegen solche Willkür schlossen.

Während Friedrichs Abwesenheit waren indessen in Deutschland neue Fehden ausgebrochen. Die Bürger von Mainz hatten (1160) ihren Erzbischof Arnold erschlagen, welcher die Bürgerfreiheit zu beugen getrachtet; — in Schwaben bekämpften der Herzog Friedrich und der Pfalzgraf Hugo von Tübingen den jungen Welf; — Pfalzgraf Konrad und Ludwig der Eiserne von Thüringen befehdeten das Erzstift Köln. Wie nun der Kaiser nach Deutschland zurückkam, stellte er alsogleich Recht und Frieden mit großer Strenge wieder her. Damals ward auch der Grund gelegt, daß das schöne Schlesien, bis dahin ein Theil Polens, aus einem slavischen Lande ein deutsches wurde.

Mittlerweile war der Gegenpapst Victor IV. gestorben (1164) und der Kaiser wollte nun des Friedens wegen den Alexander III. als rechtmäßigen Papst anerkennen; aber schon war auf Betrieb des Erzbischofs Rainald von Köln ein neuer Gegenpapst Paschalis III. gewählt worden, für welchen sich auch der Kaiser endlich entschied. Auf Rainald's Betrieb schwuren die deutschen Fürsten zu Würzburg (1165) dem Paschalis III. zu. Die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, welche dem Alexander III. standhaft getreu blieben, wurden dafür später in die Reichsacht gethan.

Aber in Italien entschied sich die öffentliche Meinung für den hochherzigen und muthigen Alexander III., weil er als Freund und Beschützer der lombardischen Städtefreiheit betrachtet wurde. Da zog der Kaiser (1166) abermals nach Italien, um zuerst seinen großen Gegner Alexander III. zu besiegen; dann würden ihm, so hoffte er, auch die lombardischen Städte nicht länger widerstehen. Aber Alexander, eben so kühn als Friedrich, vertheidigte die Unabhängigkeit des Papstthums mit der ganzen Kraft seines Geistes und Willens, warf den Bann auf den Kaiser und auf Paschalis III., und entband Friedrichs Unterthanen von den Eiden ihrer Treue. Während nun der Kaiser gegen ihn nach Rom zog, schlossen auch die Städte Cremona, Brescia, Bergamo, Mantua und mehrere andere am 7. April 1167 einen festen Bund: „alles Unrecht, das vom Kaiser oder seinen Vögten käme, abzuwehren," und nahmen sich der heimathlosen Mailänder an. Da erstanden Mailand und Tortona aus ihren Trümmern, und weinend vor Freuden betraten die Bewohner den theuren Boden wieder. Friedrich aber belagerte Ancona, und die Erzbischöfe Christian von Mainz und Rainald von Köln, zwei gewaltige streitbare Herren, schlugen mit geringer Macht ein zahlreiches Heer der Römer. Nun zog der Kaiser gen Rom, wo sich Alexander III. befand, eroberte die Peterskirche, und ließ diesem, welcher sich in die innere Stadt zurückzog, sagen: „Lege deine Würde ab, dann soll auch Paschalis desgleichen thun, und eine neue Wahl mag hierauf entscheiden." Aber der starkmüthige Alexander erwiederte drauf: „Den Papst kann nur

Gott selber richten, kein Geschöpf aus Staub," und floh lieber aus Rom, als daß er Unwürdiges gethan oder erduldet hätte. Hierauf führte nun der Kaiser (1167) den Paschalis feierlich in Rom ein und dünkte sich fest in seinem Glück und unüberwindlich in seiner Macht. Doch plötzlich brach der Tod wie ein gewappneter Feind in sein Heer, und mähte rechts und links Herzoge und Grafen, Bischöfe und Laien. Da starb auch Rainald von Köln und der einzige Sohn des Welf von Altorf. „Das ist Gottes Gericht über den Rothbart, weil er Hand an die Kirche gelegt!" schrie alles Volk in Welschland. So mußte der Kaiser mitten im Sieg vor der Seuche flüchtig werden. Er zog nach Lombardien und rief die Reichsacht über alle dortigen Städte, bis auf Lodi und Cremona, aus. Jene aber traten nun in einen einzigen großen Bund und beschwuren sich's unter einander: die fremden Herrenknechte zu verjagen, ohne Beistimmung Aller keinen Krieg zu beginnen oder Frieden zu schließen, und sich wechselseits getreulich beizustehn. Mit ihrer vereinigten Macht umgarnten sie nun den Kaiser, daß er nur mit genauer Noth, ja wie ein Flüchtling, nach Deutschland entkam. So tief war er plötzlich vom höchsten Gipfel des Glückes und der Macht herabgestürzt. Kaum war er fern, so verjagten die Lombarden die fremden Vögte und Besatzungen und bauten ihm zum Trutz in der Ebene zwischen Pavia und Asti eine starke Festung, welche sie ihrem Freund und Beschützer, Alexander III., zu Ehren, Alessandria nannten.

12.

Der große Mann braucht überall viel Boden,
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Aeste.

Lessing.

Während Kaiser Friedrich der Rothbart in Italien gegen die Alleinherrschaft der Kirche kämpfte, aber ohne Erfolg, weil er zugleich gegen die welsche Volksfreiheit stritt, hatte Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern und Sachsen, im Norden Deutschlands das slavische Volksthum bekriegt und dem Christenthum mit dem Schwert Bahn gebrochen. Er war klug, kühn und streng, aller Ueppigkeit feind, gewaltig von Willen, eisenfest an Beharrlichkeit. Selten sind in Deutschland zwei solche Männer neben einander gewesen, wie der Löwe und der Rothbart, jeder an der Spitze eines reichen hochgeehrten Geschlechts, jeder mit ungeheurer Macht. Wie die zwei Vorfechter Deutschlands standen sie da, der Löwe im Norden, der Rothbart im Süden, jeder mit blitzendem Schwert. Nichts fehlte dem Löwen, um seinem Vetter, dem Rothbart, in allen Stücken zu gleichen, als die schimmernde

Krone auf dem Haupt; und wohl strebte er auch darnach, sich im Norden ein eigenes Reich zu gründen. Er erzwang sich von seinem Vasallen, dem Grafen von Holstein, den Besitz des wichtigen Handelsplatzes Lübeck, gab Lübeck Stadtrecht, Markt-, Münz- und Zollrecht dazu. Der Kaiser, der ihn gar hoch in Ehren hielt, verlieh ihm das königliche Recht: jenseits der Elbe Bisthümer zu gründen und die Bischöfe zu belehnen. So war der Löwe im deutschen Norden auf dem Gipfel der Macht; alle benachbarten deutschen Fürsten beneideten ihn, seine Vasallen fürchteten, die Geistlichen haßten ihn im Stillen, weil er, wiewohl er viele Kirchen und Klöster reich begabte, die Bischöfe bloß wie seine Diener behandelte. Drum geschah's im Jahre 1166, während der Kaiser in Welschland war, daß viele Bischöfe, Fürsten, Grafen und edle Herren im deutschen Norden einen Bund gegen den Löwen schlossen. Von allen Seiten brachen sie in seine Länder; aber recht wie ein Löwe sprang ihnen Heinrich entgegen, daß sie vor seinem Grimm allenthalben flohen; Blut und Flammen ließ er als Spuren seiner Schritte zurück, und seinen Feinden zum Trotz stellte er in seiner Stadt Braunschweig einen ehernen Löwen mit offenem Rachen auf. Mit tiefem Verdruß mußten die Besiegten es leiden, als ihnen der Kaiser (1168) zu Würzburg den Frieden gebot. Um so stolzer ward nun der Löwe; er festigte seine Herrschaft im Norden immer mehr und waltete darin wie völlig unabhängig von Kaiser und Reich.

Inzwischen lebte sein Oheim, der kinderlose alte Welf, in Saus und Braus, bei Spiel und Gesang, auf seinen Gütern in Baiern und Schwaben. Jedermann war sein Gast, und durchs Thor, zu dem die Gäste einzogen, flog des Wirthes Gold hinaus. Drum schrieb der alte Welf an seinen Neffen, den Löwen, welcher all' sein Gut erben sollte, daß er ihm dafür von seinen Schätzen schicken möge. Aber der Löwe kargte damit und grollte sogar über seines Oheims Verschwendung. Um desto freigebiger war der Kaiser gegen den alten Welf; dafür gab ihm dieser die reichen Güter seines Hauses in Italien und Deutschland. Heinrich der Löwe sah's mit tiefem Neid, und von Stund an ward sein Herz gegen den Kaiser kalt. Dieser aber vergrößerte damals die Macht seines Hauses immer mehr; sein erstgeborner Sohn Heinrich wurde zum deutschen König erwählt, seinen andern Söhnen gab er Herzogthümer, Grafschaften und vieles Land. Da zog der Löwe (1171) in seinem Mißmuth ins gelobte Land, um das heilige Grab zu verehren. Zwölfhundert stattlich gerüstete Ritter begleiteten ihn, und allerorten ward ihm große Ehre erwiesen, gleich wie einem König. (Von dieser Fahrt ist in spätern Zeiten viel Wunderbares erzählt und gesungen worden, wie er in Asien einen Löwen von einem Drachen errettet, worauf ihm der Löwe getreulich wie ein Freund nachgefolgt sei, übers Meer und bis in die Heimath zur Stadt Braunschweig, und nachmals auch sein Grab behütet habe.) Als aber Herzog Heinrich nach Jahresfrist wieder zu

Hause war, gebar ihm seine Gattin Mathilde, die Tochter des Königs Heinrichs II. von England, einen Sohn. Nun schmerzte ihn der Verlust des Welfischen Erbes erst recht tief und er grollte dem Kaiser immer mehr, denn er hatte auch erfahren, daß dieser indessen schon für den Fall, daß er nicht mehr wieder käme, über seine Herzogthümer habe verfügen wollen.

Indessen war der Gegenpapst Paschalis III. gestorben, aber die Kirchenspaltung dauerte fort; denn Alexanders III. Gegner erwählten alsogleich einen neuen Gegenpapst, Calixtus III., welchen der Kaiser anerkannte. Alexander III. aber behauptete seine Stellung dem Kaiser gegenüber mit Ruhe, Weisheit und Würde, und wollte von den Ansprüchen der Kirche eben so wenig das Geringste aufgeben, als dieselben ungerecht überschreiten. Als der griechische Kaiser Manuel Komnenos den Zwiespalt zwischen Friedrich dem Rothbart und der Kirche zu seinen eigenen Gunsten benützen wollte und den Papst anging, statt Friedrichs ihn selbst zum römischen Kaiser zu krönen, wies ihn Alexander mit diesen Worten zurück: „Der Nachfolger des heiligen Petrus soll den Frieden suchen, nicht den Krieg." Friedrich seinerseits hatte indessen weder seinen hohen Begriff vom römisch-deutschen Kaiserthum, noch seinen Plan, Italien mit demselben zu verschmelzen, aufgegeben. Da er nun auch binnen sechs Jahren den inneren Zustand Deutschlands fest geordnet und die Macht seines Hauses so stark gemacht hatte, daß er wohl hoffen durfte, in Italien mit Nachdruck auftreten zu können, beschloß er eine neue Heerfahrt dahin. Die Eifersucht der lombardischen Städte auf einander kam ihm dabei zu statten. Drum schickte er seinen Freund, den Erzbischof Christian von Mainz, dahin voraus. Dieser kriegerische Prälat zog gen Genua und machte mit dem Streitkolben in der Faust seinem Kaiser offne Bahn. Bald folgte ihm Friedrich mit dem Reichsheer, in welchem sich auch Heinrich der Löwe, wiewohl unwilligen Herzens, befand. Mehrere Städte ergaben sich dem Kaiser, Asti ward erobert, Susa den Flammen geopfert. Um so standhafter wehrte sich Alessandria; die neuen Bürger vertheidigten ihre Freiheit mit bewunderungswürdiger Tapferkeit. Vergeblich stürmte der Kaiser den ganzen Winter hindurch gegen die festen Mauern; er mußte endlich eilig von dannen ziehen, denn schon rückten die Lombarden von allen Seiten wider ihn zur Schlacht heran. Noch zur guten Stunde ward da (1175) ein Waffenstillstand vermittelt und der Kaiser sagte: „Drei redliche Schiedsrichter von jeder Partei sollen den langen Zwist austragen. Ihrem Ausspruch will auch ich mich unterwerfen, jedoch unbeschadet der Würde und der Rechte des Reichs." Er wollte aufrichtig eine Versöhnung auf dem Grund des Rechts und Gesetzes; dennoch sah er gar bald, daß ihm nur eine Entscheidung durch Waffengewalt übrig blieb; denn es ward ihm mehr zugemuthet, als er mit Ehren zugestehen konnte. Aber schon hatte er im festen Vertrauen, daß die Versöhnung zu Stande kommen würde, den größten Theil des Reichsheeres entlassen; so

war auch der Löwe nach Deutschland zurückgekehrt; und nun stand der Kaiser mit allzugeringer Kraft den plötzlich neuerhobenen Anmaßungen gegenüber. Da berief er eilig den Löwen wieder zu sich, auf dessen Kraft und Treue er am meisten baute. Aber der Löwe wollte nun seinen Stolz und Groll den Kaiser fühlen lassen und weigerte sich zu kommen. Der Kaiser konnt' es nicht glauben und lud ihn zu einer Zwiesprach ein. Da kamen (1176) Heinrich der Löwe und der Kaiser zu Partenkirch im bairischen Hochland zusammen und der Kaiser sprach: „Stets hielt ich dich hoch vor allen Fürsten Deutschlands, o Heinrich; nicht bloß durch deinen Eid, auch durch die Bande des Bluts bist du ja mein. O verlaß mich in dieser Stunde nicht! Deutschlands Ehre steht auf dem Spiel!" Aber der Löwe dachte an Welfs verlorne Erbschaft, dachte dran, daß er lange genug den Absichten Friedrichs auf Welschland gedient habe, dachte an seine eigene Erhöhung, wenn Friedrichs Macht gebrochen sein würde, — nur an Deutschland dachte er nicht, und erwiederte ihm kalt, mit nichtiger Entschuldigung: „Dein Dienst, o Kaiser, hat mich vor der Zeit alt und mürb gemacht, daß ich nicht mehr über die Alpen ziehen kann; doch gern mag ich dir von meinem Schatz spenden, daß du ein Heer aufbringst und versorgst." „Nicht deines Goldes, deiner selbst bedarf ich und deiner Kraft," sprach der Kaiser. Hierauf erwiederte der Löwe nach einigem Bedenken: „Wohlan, so gib mir deine Stadt Goslar im Harz, und ich will dir folgen." „O begehre in dieser Noth nichts Unbilliges," entgegnete ihm der Kaiser, „gedenk' der alten Zeit, unserer alten Freundschaft und Liebe!" Aber der Löwe blieb starr und stumm. Da übermannte den Kaiser der Gedanke an die Gefahr, welche der Ehre des deutschen Namens in Welschland drohte, so mächtig, daß er seine Kronen vergaß, vor dem Löwen auf die Kniee sank, und flehend rief: „Nur diesmal, Heinrich, verlaß mich nicht!" Der Löwe erschrak, wie er den Kaiser vor sich knien sah, dennoch blieb er fest bei seiner Weigerung. „Steh auf, mein lieber Herr," sprach jetzt die Kaiserin zu ihrem Gatten, „Gott wird dir beistehen, wenn du einst dieser Stunde und dieses Uebermuths gedenkst." Nun schieden die Beiden von einander, — der Kaiser, wie aus einem Traum erwacht, voll Grimm, der Löwe voll banger Ahnung der Zukunft, — der Kaiser nach Welschland, der Löwe nach Sachsen heim.

Bald darauf kam's zur Entscheidung. Der Kaiser hatte Hilfsvolk gesammelt und ward von den Lombarden zur Schlacht gedrängt. Sie geschah am 29. Mai 1176 zwischen Lignano und dem Flusse Ticino. Der Kaiser stürmte mit seinen Deutschen heran, ihr Ungestüm warf die Lombarden, schon flohen sie gen Mailand hin; da zogen hinter seinem Rücken ihre zum Tod verbrüderten Schaaren heran und erneuerten den Kampf. Nur wenige Treue waren noch um den Kaiser; da stürzte der Bannerträger an seiner Seite hin; endlich sank auch er. „Sieg! Sieg!" jauchzten die Lombarden, „der Kaiser ist todt!" Sie eroberten sein Lager, sie erbeuteten seine Fahne und

Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe.

seinen Schild; nun stoben die Deutschen endlich wie betäubt aus einander. Schon beweinte die Kaiserin ihren Gatten für todt, als er voll tiefen Kummers plötzlich wieder in Pavia auftrat. Er hatte die Macht der Freiheit und der öffentlichen Meinung, welche dem Papst beistand, erkannt, und beschloß sich mit diesem zu versöhnen. Alexander III., im Glück eben so würdevoll und großherzig wie im Unglück, bot gerne die Hand dazu und sprach ihn vom Bann los. Hierauf kamen Kaiser und Papst nach Vene-

dig, um den Frieden abzuschließen. Da ward der Kaiser mit solcher Ehrfurcht empfangen, wie sie seinem Heldenmuthe gebührte, aber auch er begrüßte den Papst mit jener Hochachtung, die dessen Charakter vollauf verdiente, und neigte sich vor dem Thore der St. Markuskirche vor ihm auf die Kniee. Der Papst gab ihm den Friedenskuß und führte ihn in die

Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III.

Kirche; da ward von allem Volk „Herr Gott, dich loben wir!" gesungen und der Jubel über den Frieden scholl aus dem Dom heraus über ganz Italien und Deutschland hin. Hierauf besprachen sich die beiden großen Männer, die Häupter der Christenheit, vertraulich und besiegelten die Versöhnung. Die Lombarden erhielten für sechs, König Wilhelm von Sicilien für funfzehn Jahre Waffenstillstand, auf daß binnen solcher Zeit ein dauernder Friede vollendet werden möge; der Kaiser erkannte Alexandern III. als rechtmäßigen Papst an, gab der Kirche all' ihre vorenthaltenen Güter zurück und erhielt den Nießbrauch der Mathildischen Erbschaft für achtzehn Jahre.

Als der Löwe von diesem Frieden zwischen Kaiser und Papst vernahm, und daß der erstere durch Burgund und Deutschland heimkehre, rüstete er sich und zwar mit gutem Grund; denn alle seine Feinde unter den Fürsten und Bischöfen klagten jetzt beim Kaiser über ihn und dieser berief ihn gen Worms vor ein Fürstengericht zur Verantwortung. Aber der Löwe kam nicht dahin, — eben so wenig nach Magdeburg und nach Goslar. Da hängte der Kaiser warnend die Reichsacht, wie ein geschliffenes Schwert, über seinem Haupte auf; aber der Löwe, auf seine Kraft trotzend, versäumte auch die letzte Frist und nun konnte ihn der Kaiser selbst nicht mehr retten. So traf den Löwen im Jahre 1180 zu Würzburg die Reichsacht, weil er die Heerfolge gebrochen, die Edlen vielfach gekränkt und an der Majestät des Kaisers gefrevelt, und es wurden ihm all' seine Würden und Lehnsgüter abgesprochen und seine große Macht zersplittert. Graf Bernhard von Anhalt (Albrechts des Bären Sohn) erhielt das Herzogthum Sachsen, jedoch an Umfang sehr verringert, — der getreue Pfalzgraf Otto von Wittelsbach das Herzogthum Baiern, von welchem jedoch die Grafen von Steier, Tyrol und Andechs unabhängig wurden; die Städte Lübeck und Regensburg wurden reichsfrei, und über alles sächsische Land, welches in den Kirchensprengeln von Köln und Paderborn lag, bekam der Erzbischof von Köln weltliche Fürstenrechte. Den Löwen verließ indessen sein Muth noch nicht, wiewohl alle seine Freunde, auf deren Treue er fest gebaut hatte, von ihm abfielen; mannhaft kämpfte er jetzt wie immer mit seinen Feinden. Doch all' seine Tapferkeit war vor der Uebermacht umsonst. Da wollte er wenigstens seine Erbländer, Braunschweig und Lüneburg, noch retten, kam (1181) nach Erfurt zu dem Kaiser und flehte vor ihm knieend um Lösung von der Acht. Als der Kaiser ihn so tief gebeugt sah, gedachte er in Thränen der alten Freundschaft, hob ihn tiefergriffen auf und sprach: „O Heinrich, wer hat dich denn gestürzt, als du selbst?" Er löste die Reichsacht, und hätte ihn wohl auch wieder erhöht, aber er durfte es nicht ohne den Spruch der Fürsten. Dieser lautete also: „Braunschweig und Lüneburg sollen dem Löwen bleiben, doch muß er sieben Jahre lang von der deutschen Erde fort." Diese Frist verringerte ihm der

Kaiser auf drei Jahre. Da mußte nun der Löwe, welcher einst Königen gleich geherrscht, mit Weib und Kindern arm und verbannt von dannen ziehn, seine eigene Stadt Bardewick verschloß ihm höhnend ihre Thore. Er ging nach England zu seinem Schwiegervater, dem König Heinrich II. So schien die Macht der Welfen zertrümmert. Um so höher wuchs nun die Macht der Hohenstaufen heran, wie für die Ewigkeit, und auf deutscher Erde schien nicht ihres Gleichen. Der edle Kaiser gebrauchte sie mit Weisheit und Mäßigung zur Wohlfahrt des Reichs.

Durch den Sturz Heinrichs des Löwen war eine große Veränderung in der Verfassung Deutschlands vollendet worden. Bischöfe, Markgrafen und Grafen begannen unabhängige Reichsfürsten zu werden mit Landeshoheit, und die Bedeutung des Bürgerthums wuchs dadurch, daß viele reiche und wichtige Städte, von bischöflicher oder fürstlicher Herrschaft unabhängig, nun zu freien Reichsstädten wurden.

Indessen war Alexander III. gestorben (1181) und der Waffenstillstand mit den lombardischen Städten ging zu Ende. Der Kaiser aber hatte in Deutschland erkannt, daß die Zeit die Entwickelung der freien Städteverfassungen gereift habe. Drum wollt' er dem mächtigen Geist der Zeit nicht widerstreben und beschloß, den Waffenstillstand in einen dauernden Frieden zu verwandeln; das ist ihm ein größerer Ruhm als der glänzendste Sieg. Und er berief im Jahre 1183 einen Reichstag nach Kostniz am Bodensee und schloß dort Frieden mit den Lombarden. Da ward ausgemacht, daß die Bürger das Recht hätten, ihre Obrigkeiten selbst zu wählen; dagegen sollten diese dem Kaiser huldigen und er sie mit ihren Würden belehnen. Ferner gab er den Städten das Recht Bündnisse zu schließen und sich zu befestigen, und überließ ihnen alle Regalien und Gewohnheitsrechte innerhalb ihrer Mauern; dafür sollten sie auch alle Rechte und Güter des Kaisers ehren und schützen und ihm, als obersten Herrn, Treue schwören. Die Lombarden thaten's mit Freuden und gaben ihm die goldnen Schlüssel ihrer Städte. Nun öffneten sich dem Handel und Wandel die engen Pforten der Alpen, und sicherer als des Schwertes Gewalt verband jetzt Deutschland und Welschland der Vertrag.

13.

Wie stolz du blühst im Ritterthum,
O Adel, reich durch Lied und Ruhm, —
Die Bürgerfreiheit wächst; sie bleibt,
Wenn längst dein Stamm kein Blatt mehr treibt!

Freudigen Herzens hielt der Kaiser im nächsten Jahr zu Pfingsten einen Reichstag auf freiem Feld bei Mainz zwischen Kostheim und Erben-

heim; der war zugleich ein Freudenfest für's ganze deutsche Volk. Aus fernen Ländern kamen zahllose Fürsten und Ritter dazu, den alten Kaiser zu schauen, im Glanze der Majestät, des Heldenruhms und der Weisheit, noch jugendlich an Kraft und Muth, im Kreise seiner blühenden Söhne, von Königen, Herzogen und Markgrafen bedient; so zeigte sich in ihm gleichsam die ganze Herrlichkeit des deutschen Reichs vereinigt.

Da gab sich das Ritterthum in stolzer Pracht kund und überstrahlte bei weitem das bescheidne junge Bürgerthum. Die Ritterschaft war nämlich im Laufe der Zeiten nicht bloß ein geschlossener Stand geworden; vielmehr drückte das Ritterthum, welches damals seine schönste Blüthe entfaltete, den kriegerischen und adligen Geist der ganzen deutschen Nation aus, und zwar in innigster Verbindung mit Glauben und Ehre. Dieser höchsten Entwickelung des Ritterthums haben die Kreuzzüge als Glaubenskämpfe das Siegel aufgedrückt; es war eine großartige Idee, um welche sich, wie um einen leuchtenden Mittelpunkt, die Kräfte in ihrer Fortentwickelung zum schönen Ganzen ordneten. Kein Ritterbürtiger, kein Fürst, kein Königssohn und selbst kein König konnte die Ritterwürde ohne eine vorhergegangene Weihe erhalten; untadelhaften Wandels mußte er erprobt sein, durch die Beichte rein von Sünden, und dann schwören: für den heiligen Glauben, für die Ehre der Frauen und die Unschuld immerdar treu zu kämpfen; hierauf erhielt er knieend den „Ritterschlag". So erhielten denselben damals auf dem Reichsfest bei Mainz des Kaisers Söhne, König Heinrich VI. und Friedrich, von denen der Erste ihm im Reich folgen sollte, der Andere das Herzogthum Schwaben und der Hohenstaufen Stammgut daselbst bekam. Ein herrlich Turnier ward damals gehalten. Da ritt auch der alte Kaiser in die Schranken und erwies seine ungeschwächte Heldenkraft. Auch edle Dichter waren bei dem Fest, inmitten des Volks und der Fürsten; und das ist der rechte Platz für die Dichter; gleichwie alle echte Dichtung aus dem Volk kommt und nur der vollkommene Ausdruck des Volksgeistes ist, so sollen die Dichter mit stolzem Bewußtsein alles Herrliche ihres Volks der ganzen Welt offenbaren, und sollen zugleich die Fürsten lehren, daß Fürstenmacht nur dann groß und preiswürdig ist, wenn sie im Geist und im Willen des Volks wurzelt; nur dann ist sie ja mit der Wahrheit im Bunde. Wie nun damals, nachdem die uralte deutsche Volksfreiheit durchs Lehnwesen verschüttet war und das junge kräftige Bürgerthum seine volle Bedeutung noch nicht ganz errungen hatte, der Kern der Volkskraft noch größtentheils im adeligen Ritterthum hervortrieb, — so hatte sich auch die deutsche Dichtung dem Ritterthum innig angeschlossen. Die Keime der Volksdichtung nämlich waren gar wunderbare Sagen, theure Reste aus der alten Heldenzeit des Volks. Wie alle Bildung waren sie zuerst in die Pflege der Geistlichkeit gekommen; und nun, da sich der Staat von der Kirche losgetrennt hatte, da der ausschließlich

religiösen Bildung schon die allgemeinere Weltbildung gegenüber trat, ward die deutsche Dichtung eine ritterliche. Schon damals aber offenbarte sich in der deutschen Poesie eine großartige Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes, nämlich die: daß er alles Schöne und Wahre, das in fremden Ländern entsteht, sich aneignen und in sein tiefinnerstes Eigenthum verwandeln kann, um es dann der ganzen Welt als allgemein gültig und als Bildungsstoffe freigebig auszutheilen. In jener Zeit haben die Priester Konrad und Lambrecht die Geschichten und Sagen von Karl dem Großen und von Alexander in deutsche Lieder gebracht; der erste ritterliche Dichter in Deutschland war Heinrich von Veldek. Die ritterlichen Dichter haben alsbald zuerst die Form der Gedichte kunstreich auszubilden angefangen, und nun kamen darin die Ideen des Volkes zum Vorschein, wie reine liebliche Kinder, die sich in goldnen Wiegen schaukeln.

Bald nach dem Reichsfest bei Mainz zog der Kaiser abermals nach Welschland, um das Werk des Friedens mit den lombardischen Städten zu vollenden. Sie empfingen ihn nun mit hohen Ehren, selbst Mailand, das einst so erbittert gegen ihn gekämpft hatte. Hingegen stellte sich ihm jetzt der Papst Lucius III., der Nachfolger des großen Alexanders III., feindlich gegenüber und verlangte insbesondere die Mathildische Erbschaft zurück. Das war unklug gethan, weil des Kaisers Macht in Welschland jetzt größer als jemals war und selbst die Normannen zu ihm hielten. Denn der Kaiser hatte daran gedacht, dem Papst auch diese seine andern bisherigen Bundesgenossen abzuziehen, und es dahin gebracht, daß Konstanzia, die Erbin Siciliens, mit seinem Sohn, dem König Heinrich VI. (1186) vermählt ward. So war jetzt das Papstthum inmitten Italiens oben und unten von Freunden des Kaisers umgeben und schutzlos. Dennoch setzte nach dem Tode des Lucius III. der neue Papst Urbanus III. den Kampf gegen den Kaiser um die Existenz der Kirchenherrschaft muthig fort.

Da erscholl plötzlich die Kunde, daß die Ungläubigen Jerusalem wieder erobert hatten. In jugendlicher Begeisterung rüstete sich der alte Kaiser, um nach so vielen weltlichen Kämpfen seine Heldenlaufbahn als Kämpfer für die Sache Gottes zu beschließen. Er bestellte das deutsche Reich, übergab seinem Sohne Heinrich VI. dessen Verwaltung, und zog dann (1189), mit 30,000 Reitern und 82,000 Kriegern zu Fuß, ins gelobte Land. Da geschahen (im Jahre 1190) zwei große Schlachten, in denen der Rothbart wie ein frischer Jüngling siegreich kämpfte. Aber bald darauf (am 10. Juni 1190) ereilte ihn der Tod, da er im Flusse Seleph badete. Laut wehklagten alle Kreuzfahrer um den theuren Helden vier Tage lang. Das deutsche Volk aber hat es nicht glauben können, daß Kaiser Friedrich gestorben sei, sondern meinte: „er ist in den Berg Kiffhäuser eingegangen, der in der güldnen Aue steht, und hält Hof drinnen im Berg, mit seiner holdseligen Tochter und seinen Helden; an einem Marmortisch sitzt er, durch welchen

sein rother Bart gewachsen ist, und harret der Stunde, wann die Raben nicht mehr um den Berg fliegen. Dann wird er ausziehn mit seinen Getreuen und seines Schildes Last hängen auf des Birnbaums dürren Ast, und wird das deutsche Volk wieder groß machen vor allen Völkern der Erde." Dies ward noch viele hundert Jahre hindurch geglaubt. Und selbst in heutigen Tagen knüpfen deutsche Dichter und deutsche Herzen noch gerne an jene Sage eine große und mächtige Zukunft des Vaterlandes.

Herzog Friedrich von Schwaben brachte seines Vaters Herz nach Antiochia; dort ward es bestattet, die Leiche in Tyrus. Hierauf führte der Herzog das Kreuzheer vor die Stadt Akkon, welche von den Ungläubigen hartnäckig vertheidigt ward. Vor ihren Mauern litten die deutschen Pilger durch Hunger und Seuchen große Noth. Da half deutscher Bürgersinn; Bürger aus Lübeck und Bremen richteten ein Hospital für die Bedrängten ein und es thaten sich viele edle Männer zu einer Brüderschaft zusammen, um die Armen und Siechen zu pflegen und zu schützen. Daraus entstand ein Ritterorden, nach dem Muster des Ritterordens der „Tempelherren" und der „Johanniter", welche schon früher zur Pflege der Kranken und zum Schutz der wehrlosen Pilger, so wie zur Bekämpfung der Ungläubigen gestiftet worden waren; in diesen Ritterorden vereinigten sich der Geist des Mönchthums (Demuth, Gehorsam und Weltentsagung) und der des Ritterthums (Tapferkeit und Ehre) durch den edlen Zweck der Menschlichkeit. Jener neu gestiftete Orden hieß im Anfang „die Brüderschaft von der Liebfrauenkirche zu Jerusalem", später der der „deutschen Ritter". Die hatten eine eigene Ordenstracht, nämlich weiße Mäntel mit einem schwarzen Kreuze. Die Mitglieder des Ordens waren theils Priester, theils Ritter, theils dienende Brüder; über alle war ein Hochmeister gesetzt; und der erste Meister hieß Heinrich Walpode, aus einem edlen Mainzer Geschlecht. Dieser Orden der deutschen Ritter hat gar bald eine sehr große Ausdehnung und reiche Güter im Morgenland wie im Abendland gewonnen.

Der Kreuzzug der Deutschen aber nahm ein trauriges Ende, als nebst vielen Tausenden von Streitern auch Herzog Friedrich von Schwaben (1191) vor Akkon an der Seuche gestorben war; nur Wenige von Allen, die voll Siegeshoffnungen von der Heimath fortgezogen waren, haben sie wieder erreicht.

14.

Das Kaiserhaus will wachsen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Schiller.

Kaum hatte Kaiser Friedrich der Rothbart Deutschland mit dem Kreuzheer verlassen, so war Heinrich der Löwe aus der Verbannung wieder-

gekehrt, um sein verlorenes Herzogthum Sachsen wieder zu erobern. Da traten dem alten Helden nicht bloß seine früheren Freunde bei, sondern auch langjährige Feinde versöhnten sich mit ihm. Nun zog er rachedürstend vor die Stadt Bardewick, welche ihn im Unglück verhöhnt hatte und es jetzt wieder that, eroberte sie und verwandelte sie in einen Schutthaufen (1189); über das Thor des Doms ließ er die Inschrift setzen: „Das ist die Spur des Löwen." Hierauf unterwarfen sich ihm auch das reiche Lübeck und Lauenburg. Dafür ließ König Heinrich VI., damals bloß Reichsverweser Deutschlands, die Stadt Hannover in Brand stecken; Braunschweig hingegen widerstand dem König. Da vernahm der Letztere plötzlich die Nachricht, daß König Wilhelm II. von Sicilien gestorben sei; und nun waren ihm in Folge seiner Vermählung mit Konstanzia die Reiche Neapel und Sicilien zugefallen. Aber viele von den dortigen Großen hatten, aus Abneigung gegen die Deutschen, den Grafen Tankred von Lecce, einen Enkel des Königs Roger, auf den Thron gehoben, welchen der Papst, aus Furcht vor der allzugroßen Macht der Hohenstaufen, belehnte. Dies bewog den König Heinrich VI., sich mit dem Löwen zu vertragen, um sich, wenn in Deutschland die Ruhe hergestellt sei, mit ganzer Kraft auf Italien werfen zu können. Der Löwe ging die ihm gebotenen Bedingungen ein und gab dem König seinen zweiten Sohn als Geißel; sein Erstgeborner, Heinrich, folgte mit 50 Rittern dem König nach Welschland. Dort war die Zwietracht der lombardischen Städte aufs Neue ausgebrochen und die römische Kirche im Bunde mit der römischen Bürgerschaft gegen die Deutschen; aber den König Heinrich VI. schreckte kein Hinderniß. Der Heldengeist seines Vaters lebte in ihm fort; ja er hegte, von Ruhmdurst glühend, noch viel kühnere Gedanken als dieser. Aber er entehrte sein Streben und sein Andenken durch Ungerechtigkeit und blutige Gewalt.

Er richtete in Oberitalien den Frieden wieder ein und zog dann nach Rom, um von dem neuen Papst Cölestin III. die Kaiserkrone zu empfangen. Als er sie (am 14. April 1191) erhalten hatte, zog er nach Apulien hinab und kam siegreich, wie im Triumphzug, bis vor die Mauern Neapels. Hier floh ihn jedoch plötzlich das Glück und furchtbar wüthete eine Seuche im deutschen Heer; Heinrich VI. selbst ward krank. In diesem gefährlichen Zeitpunkt verließ der junge Heinrich, der Sohn des Löwen, das Heer und eilte nach Deutschland heim; die Kaiserin kam in die Gefangenschaft der Feinde. Da sah sich der Kaiser, kaum genesend, gezwungen, die Belagerung Neapels aufzuheben und in die Heimath zurückzukehren, um frische Streitkräfte zu sammeln.

Dort war indessen der alte Welf von Altorf gestorben, dessen reiche Erbschaft dem Kaiser jetzt ein willkommner Zuwachs zu seiner Hausmacht war, denn er hatte beschlossen, den alten Löwen und das ganze welfische Geschlecht zu verderben. Als Grund seines Zorns gab er an, daß der alte

Löwe die Friedensbedingungen nicht gehalten, und daß dessen Sohn, der junge Heinrich, in Italien das Heer verlassen habe. Vergeblich betheuerte der alte Löwe seine Unschuld, vergeblich erbot er sich zur Genugthuung. Der Krieg im deutschen Norden brach aufs Neue los. Tapfer und gewandt kämpfte der Löwe, aber er hatte kein Glück, und von allen seinen Hoffnungen schwand ihm eine nach der andern. Dazu kam noch ein großes Mißgeschick, welches Heinrichs des Löwen Schwager, den König Richard Löwenherz von England, betraf. Dieser hatte bei der Eroberung der Stadt Akkon (1191), wohin er als Kreuzfahrer gekommen war, in unbändigem Stolz den tapfern Herzog Leopold von Oesterreich schwer beleidigt und das österreichische Banner verunehrt. Als er nun bald darauf vom Kreuzzug heimfuhr, war er durch einen Sturm an die Küsten des adriatischen Meeres verschlagen worden, und, da er verkleidet den Weg zu Land durch Oesterreich unternahm, in die Hand seines Todfeindes, jenes Herzogs Leopold, gekommen; dieser hielt ihn auf der Felsenburg Dürrenstein am Donaustrom gefangen. Als Kaiser Heinrich VI. dies vernahm, sprach er auf einem Reichstag zu Regensburg: „Vor mein Gericht und in meine Haft gehört König Richard, weil er die deutsche Waffenehre verunglimpfte"; und ließ ihn von Dürrenstein fortführen auf die Reichsveste Trifels, wo so oft des Reichs Kleinodien verwahrt worden sind. Richards Aufenthalt soll in England unbekannt gewesen sein. Da ist (wie die Sage erzählt) sein treuer Freund, der Sänger Blondel, ihn zu suchen, im deutschen Reich von Burg zu Burg gezogen, bis er vor Trifels kam, wo er ein Lied aus dem Thurm hörte, seinen König dran erkannte und es beantwortete. Der Kaiser forderte für Richards Freilassung von England 150,000 Mark. Vergeblich suchte er durch nichtigen Vorwand diesen Judashandel zu beschönigen, indem er sagte: „dem römisch-deutschen Kaiser, als höchstem Gebieter in Europa, steht das Gericht über alle Könige zu." Sowohl die deutschen Fürsten als der Papst schalten laut seine Ungerechtigkeit. Gleichwohl setzte Heinrich VI. seine Absicht durch.

Sein eigentlicher Zweck aber war, sich tüchtig mit Geld auszurüsten, um in Italien mit Nachdruck auftreten und den alten Löwen niederdrücken zu können. Drum verlangte er dessen zwei jüngere Söhne als Geißeln. Heinrich, der älteste von beiden, ging auf seines Vaters Geheiß zum Kaiser nach Speier, um sich zu rechtfertigen und die verlornen Landschaften jenseits der Elbe wieder zu erlangen. Da er jedoch statt deren nur leere Worte bekam, so ritt er grollend wieder von dannen. Unterwegs begegnete ihm ein Bote von Irmengard, der Pfalzgräfin am Rhein, (deren Gemahl Konrad bei seinem Neffen, dem Kaiser, war) und richtete ihm aus: er solle eilig auf die Burg Stahleck kommen. Dort erwartete ihn die Tocher der Pfalzgräfin, die holdselige Agnes, mit welcher er einst, da sie noch ein Kind war, verlobt worden; nun aber hatte der König von Frankreich um sie ge-

Richard Löwenherz und Blondel.

worben, und ihr Vater so wie der Kaiser wollten sie diesem zur Hausfrau geben. Doch die edle Jungfrau bewahrte dem jungen Heinrich standhaft ihre Treue. Als Pilger verkleidet kam er bei Nacht glücklich in die Burg. Da gab die Pfalzgräfin den zwei Liebenden ihren mütterlichen Segen, und das treue Paar wurde nun in aller Eile getraut. Als der Pfalzgraf des andern Tags heimkam und dies erfuhr, zürnte er anfangs; doch ließ er sich bald besänftigen und stillte auch den Groll des Kaisers, ja er bewog diesen sogar zu einer Versöhnung mit dem alten Löwen; zu Tilleda in der güldenen Au, nicht weit vom Kyffhäuserberg, kam sie zu Stande. Da gab der Kaiser dem jungen Heinrich die Pfalzgrafschaft am Rhein zu Lehn. So gewann deutsche Frauentreu' einen schönen Sieg über den Haß.

Heinrich der Löwe aber erhielt seine verlornen Länder nicht wieder, sondern bloß den Frieden. Von da an lebte er in seiner Stadt Braun-

schweig, sprach eifrig Recht, pflegte die Wohlfahrt der Bürger, begabte in frommer Sorgfalt die Kirchen mit Schätzen und Kunstwerken, und horchte am liebsten oft Nächte lang auf die Heldengeschichten aus alten Zeiten, welche er sich vorlesen ließ; auch ließ er die seiner Zeit niederschreiben. So schwand der Rest seines thatenvollen Lebens dahin. — Funfzehn Tage vor seinem Tod schlug der Blitz in die Blasiuskirche ein; die Flamme ergriff auch seine Burg; Alle um ihn her waren voll Schrecken; nur er allein, der schwache, sieche Greis, verlor weder den Muth noch Ruhe. So kün-

Heinrich der Löwe.

digte ein Wetter den Tod des alten Helden an. Er starb am 6. August 1195 und ließ den Gewaltigen der Erde in seinem Schicksal ein warnendes Beispiel, wie wandelbar das Glück ist.

Kaiser Heinrich VI. war indessen nach Welschland gezogen, eroberte Neapel und Sicilien und waltete dort mit unerhörter Grausamkeit. Wer ihm irgendwie verdächtig war, wurde getödtet, oder gefoltert, geblendet, entmannt. Wegen solcher Tyrannei schleuderte der Papst Cölestin III. den Fluch der Kirche auf ihn; doch Heinrich VI., in der Fülle seiner Kraft und Macht, Herr aller Länder von der Ost- und Nordsee bis gen Sicilien hinab, kümmerte sich nicht darum. Mailand und mehrere andere lombardische Städte schlossen einen Bund gegen ihn; er lachte darüber und ging nach Deutschland, voll kühner Gedanken. Denn er wollte dort die alte Wahlfreiheit der Krone umstoßen und das Reich für sein Geschlecht erblich machen; dafür bot er den Fürsten an: ihnen alle Reichslehen erblich zu lassen, selbst für die weiblichen Linien; ferner: das bisherige Recht der Könige auf Einziehung des Nachlasses der Bischöfe (das sogenannte „Spolienrecht") aufzugeben, und endlich: seine Erbreiche Neapel und Sicilien mit dem deutschen Reich zu vereinigen. Zweiundfunfzig Fürsten waren ihm dazu willfährig, die andern aber, besonders die sächsischen, widersprachen ihm standhaft also: „Aus einer erblichen Herrschaft wird gar leicht eine schrankenlose; besser, Deutschland bleibt frei und innerlich stark, als wenn es über fremde Länder herrscht; davon hat nur der König Lust, das Reich nichts als Last." Hingegen erwählten die Fürsten sein unmündiges Söhnlein Friedrich II. zum deutschen König.

Heinrich VI. gab jedoch seine stolzen Pläne keineswegs auf. So wollte er das griechische Kaiserreich erobern, um es mit dem römisch-deutschen Kaiserthum zu vereinigen. Zu diesem Zweck sollte ihm ein Kreuzzug dienen, welcher sich damals gebildet hatte. Da überraschte ihn der Tod, wie er auf einer Jagd in Sicilien, stark erhitzt, jäh aus einer eiskalten Quelle trank. Er starb zu Messina, noch nicht 32 Jahre alt, 1197, von Vielen wegen seiner Gewaltthätigkeit verwünscht, aber doch gewiß ein Fürst voll der kühnsten Gedanken für Deutschlands Ruhm und Herrlichkeit.

Drei Monate nach ihm starb auch der Papst Cölestin III., und an dessen Stelle trat nun Innocenz III., durch Verstand und Willenskraft der größte Mann seiner Zeit. Er übersah mit klarem Blick die Verhältnisse der Völker, die blutigen Folgen der Tyrannei und die zahllosen Verwirrungen der Parteien. Da durchleuchtete ihn die Idee, daß die ganze Christenheit nur ein einziger Gottesstaat sei, die Kirche der ewige unbewegliche heilige Mittelpunkt der Einigkeit. So stand er, als das Oberhaupt dieser Kirche, über allen Königen. Und er übte seine geistige Macht mit bewundernswerther Klugheit, Ruhe und Würde, als höchster Richter, als Schutz aller Bedrängten, als Vater der ganzen Christenheit. In Ita-

lien besonders war der mächtige Haß des Volkes gegen die Herrschaft der Deutschen mit ihm im Bunde. Da wollte er das zersplitterte Welschland zur Einheit und Unabhängigkeit bringen, und bald konnten sich die Deutschen dort nirgends mehr halten; ja, es kam so weit, daß Kaiser Heinrichs Wittwe, Konstanzia, den Papst zum Vormund ihres unmündigen Söhnleins Friedrich II. ernennen mußte. Gleich darauf starb sie (1198) und die römische Kirche erzog nun das Kind ihres kaiserlichen Feindes als ihren Sohn!

15.

Er ist noch nicht geschlossen, der große Friedensbrief;
Es sind daran noch Glossen zu schreiben hoch und tief.
Rückert.

Damals war in Deutschland eine schlimme Zeit. Wie eine alte Wunde brach der Parteikampf zwischen den Welfen und den Hohenstaufen wieder auf. Die Fürsten, welche zu den Ersteren hielten, hatten am 1. Mai 1198, Otto, einen Sohn Heinrichs des Löwen, die Andern schon am 5. März jenes Jahres, Philipp von Schwaben, Kaiser Friedrichs I. Sohn, zum König erwählt. An Heinrichs VI. Söhnlein, Friedrich II., welcher schon im dritten Lebensjahre zum König gewählt worden war, dachte Niemand. Mit furchtbarer Wuth kämpften nun die beiden Gegenkönige, Otto IV. und Philipp, zehn Jahre lang um den Besitz der Krone. Diese verderbliche Zwietracht drang bis ins Innere der Häuser und Familien. Raub, Mord und Grausamkeit wütheten so schauderhaft, daß selbst Kirchen und Klöster nicht verschont blieben. Handel und Gewerbefleiß verfielen, und da König Philipp die großen Schätze und Güter der Hohenstaufen zu Bestechungen verschwendete, so schwand auch alle Redlichkeit, und die Fürsten und Herren verkauften ihre Treue schamlos an den, der sie am besten bezahlte. Endlich wandte sich jeder der beiden Gegenkönige an den Papst und so räumten sie von freien Stücken diesem das Recht der obersten Entscheidung übers deutsche Vaterland ein. Vorsichtig prüfte Innocentius III., welcher von Beiden der Kirche gehorsamer und zugleich weniger gefährlich sei, und entschied sich anfangs für den welfischen Otto IV., weil er nicht bloß die Macht, sondern auch den Geist der Hohenstaufen fürchtete, welcher der Kirche immerdar entgegenstrebte. Dennoch gewann Philipp in Deutschland durch seine Klugheit, Milde und Freigebigkeit immermehr Anhänger, so daß er sich (1205) zum zweiten Mal in Aachen krönen lassen konnte, und daß sich endlich auch der Papst, durch Versprechen des Gehorsams bewogen, auf seine Seite neigte und ihn vom Banne lossprach. Nun ruhten endlich die Waffen der beiden Gegenkönige ein Jahr lang.

In jener Zeit (1207) geschah, wie die Sage erzählt, ein Kampf von anderer Art auf der hohen Wartburg im Thüringerland, wo Landgraf Hermann gar stattlich Hof hielt. Der liebte die edle Kunst des Gesanges und war darum hochgeehrt. Da kamen auf der Wartburg sechs werthe Meister zusammen, davon waren vier stolze Ritter, Heinrich von Risbach, Reimar von Zweter, Wolfram von Eschenbach, und Walther von der Vogelweide, und zwei waren Bürger, der Bitterolf von Stilla und Heinrich von Ofterdingen. Die ersten fünf, welche am Hofe des Landgrafen lebten, erhoben dessen Lob in Gesängen über das aller Fürsten und waren dem Ofterdingen feind, weil er dagegen den Herzog Leopold von Oesterreich als die Sonne deutscher Lande pries. Drum boten sie den Ofterdingen zu einem ernsthaften Wettkampf im Dichten und Singen auf, und, wofern er unterläge, sollte er dem Scharfrichter auf Schwert oder Strick verfallen sein. Nun kämpften die fünf Meister in künstlichen Weisen gegen Heinrich von Ofterdingen, und besiegten ihn. Aber er klagte, daß ihm Unrecht geschehe, berief sich zur Entscheidung auf den weisen Meister Klinsor in Ungarland und flüchtete sich zu der Landgräfin; diese deckte ihn mit ihrem Mantel, auf daß ihm Niemand Gewalt anthue, und der Landgraf erlaubte ihm, den Meister Klinsor zu holen. Da ritt Heinrich von Ofterdingen ins Ungarland zum reichen König Andreas, welcher den Klinsor, wegen seiner geheimen Kunst, in Sternen zu lesen und das Gold in den Bergen zu finden, hoch in Ehren hielt. Und Klinsor brachte durch seine Zauberkraft den Sänger in einer Nacht aus Ungarland nach Eisenach. Da gingen beide des Morgens zur Wartburg hinauf und wurden herrlich empfangen. Klinsor aber weissagte aus den Sternen, daß dem König Andreas in Ungarn ein Töchterlein geboren sei, welches einst über Thüringen herrschen würde. Hierauf wollte er den frommen Meister Wolfram von Eschenbach besiegen und beschwor dazu einen Geist in Gestalt eines Jünglings, der mit Wolfram lange Zwiesprach hielt von den Geheimnissen aller Dinge, die von Erschaffung der Welt bis zum Reich der Gnade durch Jesum Christum geschehen sind. Wie aber der fromme Wolfram von den Geheimnissen Gottes und zumal von dem Wort, das Fleisch geworden, und von der Wandlung des Brots und Weins in Christi Leib und Blut sprach, da ward der Geist vor ihm zu Schanden. Meister Klinsor aber schlichtete den Streit der Sänger und erhielt vom Landgrafen viele kostbare Gaben. Bald darauf war er plötzlich aus Thüringen verschwunden. Das ist die Sage vom Krieg der Sänger auf der Wartburg.

Indessen ging der Waffenstillstand zwischen Philipp und Otto IV. zu Ende, und weil der Letztere von seinen Ansprüchen auf die Krone nicht ablassen wollte, ward abermals zum Kampf gerüstet. In dieser Zeit (am 21. Juni 1208) vermählte König Philipp in Bamberg seine Nichte Beatrix mit dem Herzog Otto von Meran und ritt nach der Trauung aus der Stadt

Heinrich von Ofterdingen im Schutze der Landgräfin von Thüringen.

zu der Altenburg hinan, dort ließ er zur Ader und pflegte der Ruhe. Bloß der Bischof von Speier und der Truchseß von Waldburg waren bei ihm; da trat plötzlich der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach herein, ein Sohn jenes Otto, welcher Friedrich dem Rothbart so getreu gewesen war, und ein Vetter des Herzogs von Baiern. Dieser Pfalzgraf war ein verwegner, zornmüthiger Mann und grollte dem König, weil ihm dieser eine seiner Töchter zur Ehe versprochen, aber nicht gegeben hatte, wiewohl der Pfalzgraf selber daran schuld war, denn er hatte seine Ehre durch Blutschuld getrübt. Mit wildem, verstörtem Antlitz, das bloße Schwert schwingend, schritt er

auf den König zu: „Stecke dein Schwert in die Scheide!“ rief ihm Philipp zu, „hier ist nicht der Ort, damit zu spielen.“ „Doch der Ort dich zu strafen, du falscher, treuloser Mann!“ schrie der Pfalzgraf und traf den König mit dem Schwert in den Hals. Aufschreiend eilte ihm der Truchseß zu Hülfe, doch der Pfalzgraf, wie rasend, verwundete auch ihn, während sich der Bischof verbarg. Da sank der König todt zur Erde. Der Mörder entrann.

Ermordung Königs Philipp.

Nun war vom Mannsstamm der Hohenstaufen nur noch der vierzehnjährige Neffe Philipps, Friedrich II., in Palermo übrig und Alle glaubten: der Glücksstern der Hohenstaufen sei im Untergang, während sich das noch vor zehn Jahren so tief gebeugte Geschlecht der Welfen plötzlich wieder zum höchsten Glanz erhob. Denn der Papst Innocentius III. gebot jetzt den deutschen Fürsten unter Androhung des Banns, Otto IV., den Sohn Heinrichs des Löwen, als König anzuerkennen; diesen hingegen ermahnte er, aller Königstugenden getreulich zu pflegen. Nun ward Otto IV. aufs Neue, und zwar einhellig, zum König der Deutschen gewählt. Wie er in der Reichsversammlung saß, führte der Bischof von Speier Beatrix, die achtjährige Tochter des ermordeten Philipp, vor seinen Thron; weinend rief das Kind den König um Rache für den Vater an. Da sprach Otto IV. die Reichsacht über den Mörder und über Alle, die um die blutige That gewußt. Der Marschall von Kalatin (der Ahnherr der Edlen von Pappenheim) vollstreckte sie. Er verfolgte den Wittelsbacher, fand ihn in einem Klosterhof an der Donau, nicht weit von Regensburg, hieb ihm das Haupt ab, warf's in die Donau und ließ den Rumpf den Vögeln des Himmels zum Fraß. Der König aber verlobte sich, um die Macht seines Hauses durch die Trümmer der hohenstaufischen zu mehren, mit der jungen Beatrix und fuhr dann (1209) gen Welschland, um dort die lombardische und die Kaiser-Krone zu empfangen.

Da mußte der Papst bald kennen lernen, daß Otto IV., wiewohl er ein Welfe war, und die Welfen es bisher mit der Kirche gehalten hatten, nun als römisch-deutscher Kaiser ganz im Geist der Hohenstaufen handelte, indem er nämlich die Ansprüche des Reiches im vollen Umfang behauptete und die weltliche Macht der Kirche aus allen Kräften beschränkte. Innocentius warnte ihn eine Zeit lang, und als Otto IV., darauf nicht achtend, fortfuhr, Italien als einen Bestandtheil des deutschen Kaiserreichs zu behandeln, und mit Heeresmacht auch gegen Unteritalien aufbrach, um es dem Mündel des Papstes, dem jungen Friedrich II., zu entreißen, da schleuderte Innocentius endlich (1210) den Kirchenbann auf denselben Otto, dessen Anerkennung er vor zwei Jahren bei Strafe des Banns geboten hatte; er verwarf ihn jetzt wie der Meister sein Geschöpf. Kühn verachtete jedoch Otto IV. den Bann und fuhr fort, den Papst zu bedrängen und seine Eroberungen in Unteritalien auszubreiten; ja schon wollte er nach der Insel Sicilien hinüber dringen, als hinter seinem Rücken in Deutschland bereits sein Untergang veranstaltet ward. Denn im Uebermuth des Glückes hatte er manches unbedachte Wort fallen lassen, wie er die allzugroße Macht der Fürsten streng beschränken wolle.

Da dachten Viele von diesen wieder an die Hohenstaufen und blickten voll Hoffnung auf den letzten männlichen Sprossen dieses Geschlechts, auf den jungen Friedrich II. in Palermo, von dessen hohen Trefflichkeiten weit

und breit geredet ward. Auf Betrieb des Erzbischofs Siegfried von Mainz fielen der Landgraf Hermann von Thüringen, König Ottokar von Böhmen und mehrere Andere von Otto IV. ab und beschlossen (1211), die frühere Wahl Friedrichs II. wieder in Kraft treten zu lassen. Schnell eilte Otto IV. nach Deutschland zurück, um seine Feinde zu vernichten und seine Macht, durch die Vermählung mit seiner Braut, Beatrix von Hohenstaufen, wieder zu verstärken. Aber schon vier Tage nach der Hochzeit starb Beatrix (12. August 1212) und zwar, wie es hieß, von Ottos welschen Buhlerinnen vergiftet; schaudernd verließen darauf die Baiern und Schwaben sein Heer.

Indessen hatten die Freunde der Hohenstaufen in Deutschland, im guten Vernehmen mit Innocentius III., Botschaft an Friedrich II. nach Palermo geschickt, um ihn einzuladen, daß er ins Land seiner Väter zurückkehre und die deutsche Krone auf sein Haupt setze. Friedrich II. war damals ein blühender Jüngling von achtzehn Jahren, anmuthig von Gestalt, durch sein blondes Haar auf den ersten Anblick als Deutscher zu kennen, fein und edel von Sitten, reich an Kenntnissen und Meister in der edlen Dichtkunst. Gleich als ginge ein Zauber von seinem Wesen aus, so huldigten ihm die Herzen Aller, die ihn sahen. Schwere Gefahren hatten ihn schon in der Wiege rings umdroht; wie durch Wunder beschützt, war er inmitten großen Unglücks herangewachsen. Dafür war aber auch sein Charakter in der Schule der Erfahrung kühn und stark geworden. Als ihm nun die Botschaft aus Deutschland kam, ermunterte ihn auch Innocentius III., die deutsche Krone anzunehmen, denn er hoffte, ihn als bisherigen Schützling, ja gleichsam als geistlichen Sohn der Kirche, wie ein gutes Werkzeug gebrauchen zu können, um das Gebäude ihrer Herrschaft zu vollenden; zugleich aber forderte er, in kluger Vorsicht, ihm das Gelöbniß ab: die Krone Unteritaliens nie mit der Deutschlands zu vereinigen. Der Gedanke an die deutsche Krone begeisterte Friedrichs Herz. Zwar flehten ihn seine treuen Räthe an, und seine Gattin, Konstanzia von Arragon, welche ihm der Papst in seinem funfzehnten Jahre gefreit und welche ihm eben ein Söhnlein, mit Namen Heinrich, geboren hatte, beschwor ihn: er möchte in seinem Erbreich Unteritalien und Sicilien bleiben; doch jede Vorstellung und Bitte war vergeblich. Friedrich II. übergab seinem Söhnlein sein Erbreich, dessen Verwaltung seiner Gattin, und zog nun muthig und hoffnungsreich durch alle Gefahren, womit ihn seine Feinde, besonders die guelfischen Städte Lombardiens, umstellten, über die Alpen. Und wie er das Land seiner Väter betrat, eilte ihm die Liebe des Volkes entgegen, Hand in Hand mit dem Glück. Wo er sich blicken ließ im Thurgau und Schwabenland, begrüßten ihn Adel und Volk als rechten König. Von Ort zu Ort, je weiter er kam, wuchs sein Anhang. Kaiser Otto IV. wich vor ihm nach Sachsen zurück und beschloß endlich, im Bund mit seinem Vetter, dem König Johann von England, den König Philipp von Frankreich mit Krieg zu überziehen, wel-

chen er als Bundesgenossen Friedrichs und des Papstes haßte. Da geschah am 27. Juli 1214 eine furchtbare Schlacht bei Bouvines, in welcher Kaiser Otto, so heldenhaft er und seine Sachsen auch kämpften, doch fliehen mußte. Nun verließen ihn alle seine Freunde und nirgends hatte er mehr Glück. Dennoch beharrte er standhaft auf seinem Kronrecht, das kein Papst ihm nehmen könne, und behielt bis an seinen Tod (1218) die Reichskleinodien. Friedrich II. hatte indessen begonnen, in Deutschland als König zu walten. So hatte er dem Welfen Heinrich die Pfalzgrafschaft am Rhein genommen und sie dem treuen Baierherzog Ludwig gegeben. Am 25. Juli 1215 wurde er in Aachen feierlich als deutscher König gekrönt und nach der Krönung that er aus Dankbarkeit gegen den Papst das Gelübde, einen Kreuzzug zu unternehmen.

Der Friede zwischen der weltlichen und geistlichen Macht schien nun hergestellt und dauernd befestigt zu sein. Aber, weil die römische Kirche alle irdische Herrschaft bloß als von ihr abhängig betrachtete und auch in diesem Geiste zu handeln fortfuhr, so war ein abermaliger Ausbruch des alten Kampfes in der Folge doch unvermeidlich. Zur selben Zeit erhielt die päpstliche Macht in dem neuentstandenen Orden der Bettelmönche (der Franziskaner und der Dominikaner) eine wichtige Stütze. Sie dienten dem Papst mit blindem Gehorsam, wie Soldaten ihrem General, zogen eilenden Fußes überall hin, wohin er sie sandte, und bearbeiteten das Volk, auf welches sie einen gar großen Einfluß ausübten, ganz nach des Papstes Willen. Besonders gut konnte er sie zu Predigten gegen jene Glaubenssekten verwenden, welche die von der römischen Kirche aufgestellten Glaubenssätze nicht anerkannten. Denn Innocentius III., von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die römische Kirche, von Gott selbst eingesetzt, die allein wahre sei, eiferte, zur Erhaltung ihrer allumfassenden Einheit, streng gegen Jeden, der sich davon loszuwinden strebte, und suchte deshalb die sogenannten Ketzer durch eigene Glaubensgerichte („Inquisition") auszurotten. In seinem ganzen Wirken für die Einheit und Hoheit der römischen Kirche durch die Zeitumstände begünstigt, hatte Innocentius III. nur noch einen Wunsch: die Eroberung des heiligen Landes; dann hoffte der kühne Mann wohl auch die morgenländische Kirche mit der römisch-katholischen vereinigen zu können. Schon im Jahr 1204 war ein großer Kreuzzug zu Stande gekommen, auf welchem Venezianer, Franzosen und Deutsche die Kaiserstadt Konstantinopel eroberten, und ein Fürst aus deutschem Geblüt, Balduin Graf von Flandern und Hennegau, bestieg den morgenländischen Kaiserthron. Acht Jahre darauf (1212) hatten zahllose Kinder aus Frankreich und Deutschland einen Kreuzzug begonnen, waren aber theils durch schändliche Verrätherei als Sklaven verkauft worden, theils unterwegs umgekommen. Der Eifer der Völker für die Kreuzzüge war damals schon im Erkalten. Kurz, Innocentius III. erlebte die Erreichung seines letzten Wunsches

nicht. Erst nach seinem Tode (er starb 1216) kam wieder ein geordneter Kreuzzug nach Palästina zu Stande; doch auch dieser hatte nicht den geringsten Erfolg.

16.

Wie schrecklich, wenn die obersten Gewalten,
Die beiden Schwerter, welche Gott gesetzt,
Den Frieden auf der Erde zu beschirmen,
In heißer Zwietracht aneinander stehn!

Immermann.

Nachdem Innocentius III. gestorben war, athmete Friedrich II. freier auf; denn nun band ihn keine Pflicht persönlicher Dankbarkeit mehr an das Oberhaupt der römischen Kirche, und in seinem Geiste stiegen die stolzesten Pläne empor zur Herstellung des römischen Kaiserthums, ja zur Ausbreitung einer Weltherrschaft. Zugleich aber wollte er auch die Macht seines Geschlechtes erhöhen und befestigen. Dies schien ihm auch, nach dem bisherigen Lauf der Dinge, durchaus nothwendig, um mit Nachdruck für die Wohlfahrt seiner Reiche und die Veredlung seiner Völker wirken zu können. Darum verschob er den von ihm versprochenen Kreuzzug, und ließ seine Gemahlin und seinen Sohn Heinrich nach Deutschland kommen, wo er dem Letzteren das Herzogthum Schwaben übergab. Bald darnach (1218) starb der Herzog Berthold von Zähringen kinderlos und Friedrich vertheilte dessen große Erbgüter unter die Seitenverwandten; einem derselben, dem Markgrafen Hermann von Baden, gab er das Breisgau. Hierauf brachte er es dahin, daß — gegen den früheren Willen des Papstes — sein Sohn Heinrich 1220 zum deutschen König erwählt ward; dafür verzichtete er zu Gunsten der deutschen Bischöfe auf das „Spolienrecht" und gab den bischöflichen Städten gar viele Freiheiten. Nun zog er nach Italien und empfing in Rom aus der Hand des milden und nachgiebigen Papstes Honorius III. die Kaiserkrone, bei welcher Gelegenheit er mehrere Gesetze zum Vortheil der Geistlichkeit und zum Schutze der Einheit der Kirche gab. Dann eilte er, die Verhältnisse in Oberitalien weniger beachtend, in seine Erbreiche Apulien und Sicilien, um sie, welche er vor allen liebte, mit Weisheit und Kraft zu ordnen.

In Deutschland hatte Friedrich II. seinen Sohn, den jungen König Heinrich, unter der Aufsicht des klugen und rechtschaffenen Erzbischofs Engelbert von Köln zurückgelassen, welcher zugleich die Reichsverwaltung besorgte. Dennoch hätte gerade Deutschland damals die persönliche Thätigkeit des Kaisers selbst bedurft. Denn es war voller Fehden und Niemand vor zügelloser Gewalt sicher.

Damals lebte in Thüringen eine edle Frau, Elisabeth, die Gattin des Landgrafen Ludwig, gleich wie ein Friedensengel in der bösen Zeit der Ge-

walt. Ihr frommes Herz schlug voll treuer Liebe für's Volk. Das hat das Volk auch bis auf den heutigen Tag nicht vergessen, und ihre milden Werke wie Wunder gepriesen, sie selbst als eine Heilige verehrt. In den Geringsten und Aermsten sah die fromme Elisabeth nur Brüder und pflegte sie so; und wenn sie ihnen ihre fürstlichen Kleider vom Leib gegeben hatte, stand sie ohne allen Schmuck erst recht fürstlich und herrlich da. So wird von ihr erzählt, daß sie zur Zeit einer großen Hungersnoth gar viel Brot fürs Volk von der Wartburg in die Stadt Eisenach hinabtrug, was ihrem Gemahl, dem Landgrafen, von schlimmen Neidern so zugetragen wor-

Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.

den ist, als ob sie leichtsinnig Alles verschwendete. Da ist er ihr eines Tages plötzlich in den Weg getreten und hat sie mit harten Worten gefragt: „Was trägst du da in deinem Mantel?" Und siehe: als sie den Mantel entfaltete, war alles Brot und Fleisch, was sie drunter barg, plötzlich in lauter duftende Rosen verwandelt, und es schien dem Landgrafen auf einmal, als leuchte ein Kruzifix auf ihrer Stirne. In dieser Sage ist gar schön ausgedrückt, wie leicht es den Fürsten wird, sich die Liebe des Volks zu erwerben. Und wenn das Volk schon für Brot und Fleisch, in Hungersnoth gespendet, noch viel hundert Jahre lang dankt, — wie viel mehr ziemt's den Fürsten, dem Volk das alleredelste, was ihm gehört, Freiheit und Recht, zu geben; das vergäß' es gewiß nie!

Während dieser Zeit hatte der Papst den Kaiser Friedrich II. unablässig zum Beginn des versprochenen Kreuzzuges angetrieben. Aber den Kaiser hielt noch immer die Feststellung der inneren Angelegenheiten seiner Reiche zurück; denn es kam ihm thöricht vor, auf Eroberung in die Fremde auszuziehen, während daheim Spaltung und Verwirrung sei. Ueberdies trotzten die guelfischen Städte in Lombardien, welche ihren alten Bund (1225) erneuert hatten, seinem kaiserlichen Ansehn mit offner Gewalt. Inzwischen hatte er, da er Wittwer war, Jolanthe, die Tochter des land- und leutlosen Königs von Jerusalem, geheirathet, und selbst diesen Titel angenommen. Um nun dem Papst und der Christenheit zu zeigen, daß es ihm mit dem Kreuzzug Ernst sei, erklärte er 1225 zu San Germano: „der Kirchenbann soll mich treffen, wenn ich nicht binnen zwei Jahren den Kreuzzug beginne." Im Jahre 1227 schiffte er sich auch wirklich ein. Da brach aber plötzlich eine Seuche über die Kreuzfahrer herein, so daß er schon nach drei Tagen wieder in den Hafen von Otranto zurückkehren mußte. Dort starb der Landgraf Ludwig von Thüringen; der Kaiser selbst war auch erkrankt und nun zerstreuten sich die Kreuzfahrer. Seit Kurzem aber war der milde Honorius III. gestorben und an seiner Stelle Gregor IX. Papst geworden, ein Greis an Jahren (er zählte schon achtzig), aber ein Mann an Willenskraft und ein Jüngling an Leidenschaft. Dieser hielt des Kaisers Krankheit für eitel Verstellung und warf ergrimmt (1227) den Bann auf ihn. Vergeblich suchte sich der Kaiser, im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit, zu vertheidigen. Gregor glaubte es nicht und fuhr immer heftiger fort, ihn anzuschuldigen. Dadurch brachte er den Kaiser so in Zorn, daß dieser, von gleicher Leidenschaft entflammt, in die Welt hinausrief: „Seht, die römische Kirche hat die Grenzen ihrer geistlichen Macht überschritten. Bloße Willkürherrschaft über alle Völker ist ihr Zweck, und wer sie dran hindern will, den verflucht sie. So bringt sie die Selbstständigkeit aller Staaten in Gefahr, und es ist Sache aller Staaten, sich dagegen zu vereinigen." Zugleich aber rechtfertigte Friedrich II. seine gekränkte Ehre durch die That, indem er den Kreuzzug wirklich antrat; selbst der Tod seiner Gemahlin Jo-

lanthe vermochte nicht, ihn zurückzuhalten. Am 11. August 1228 segelte er von Italien ab.

Bald landete er im Morgenland und bewies jetzt der Christenheit, wie thätig er schon bisher im Stillen für die Erwerbung des heiligen Landes gewesen war. Er hatte nämlich schon längst mit dem Sultan Kamel von Aegypten deshalb geheime Unterhandlungen gepflogen; nun aber lernte er diesen selbst kennen, und, da beide Herrscher, der Kaiser wie der Sultan, an Bildung, Ritterlichkeit und Geistesgröße einander gleichstanden, so brachte der Kaiser ohne Schwierigkeiten ein Friedenswerk zu Stande, kraft dessen der Sultan die heiligen Orte den Christen übergab. So hatte nun Friedrich II. durch Weisheit und durch die Hochachtung, welche sein Charakter dem Sultan einflößte, das erreicht, was ganzen christlichen Heeren nicht gelungen war. Im Triumph zog er (1229) in Jerusalem ein, und weil der Patriarch dieser Stadt ihn als einen Gebannten nicht krönen wollte, so setzte sich Friedrich selbst die Krone aufs Haupt. Auch den Mohammedanern war kraft des Vertrages gestattet, im Tempel Salomos nach ihrem Glauben dem Einen ewigen Gott zu dienen, dessen Kinder ja alle Nationen sind, und der jedes Gebet in jeder Religion versteht, wenn's nur recht vom Herzen kommt. Diese schöne, freie Ansicht Friedrichs II. mußte jedoch dem Papst durchaus verwerflich erscheinen, weil die römisch-katholische Kirche von dem Grundsatz ausging, daß nur in ihr allein der wahre Glaube zu finden sei, durch welchen die Menschen zu Gott und zur Seligkeit kommen können. Aber Friedrichs Geist übersah die ganze Erde wie ein einziges großes Gottesreich; er glaubte, daß gesetzliche Ordnung der Staaten ihre bisherige Bevormundung durch die Kirche überflüssig mache, und erkannte in einer allgemein-menschlichen Bildung und Veredlung der Völker die erhabene Bedeutung seines kaiserlichen Berufes. Noch herrschte jedoch im Abendland jene tief eingewurzelte Vorstellung von der ausschließlichen, alleinseligmachenden Gewalt der römisch-katholischen Kirche, und Friedrichs Zeitgenossen waren für dessen Ideen noch nicht reif. Er kämpfte also nicht bloß gegen das Papstthum, sondern auch gegen den Geist seiner Zeit, und darum mußte er, ungeachtet seiner Weisheit, seiner hohen Bildung, seiner Charaktergröße, ja selbst ungeachtet seines Glückes, endlich dennoch untergehen. Gleichwohl war sein Kampf nicht verloren; er kam der Nachwelt zu Gut.

Gregor IX. war nun eben so heftig darüber erzürnt, daß Friedrich II. trotz des Bannes den Kreuzzug unternommen hatte, wie früher darüber, daß er denselben hinaus geschoben. Während der Kaiser Jerusalem erwarb, hatte Gregor Kriegsvolk besoldet, welches in Unteritalien feindlich eindrang. Ferner hatte er, nach der Politik seiner Vorgänger, sich mit den guelfischen Städten Lombardiens eng verbunden; endlich hatte er sogar die deutschen Fürsten zum Abfall vom Kaiser aufzureizen versucht, was ihm jedoch nicht gelang. Als Friedrich aus dem Morgenland nach Italien zurückkehrte, lie-

fen die Soldaten des Papstes, so eilig sie konnten, auf und davon, und die Feinde des Kaisers in Lombardien zögerten erschrocken, dem Papste beizustehen. Da blieb diesem endlich nichts anderes übrig, als mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Dies geschah am 23. Juli 1230 zu San Germano; und der Papst erlöste hierauf den Kaiser vom Banne.

Nun strebte der Kaiser eifrig, das Glück seiner Reiche zu fördern. Leider richtete er jedoch, wegen der gefährlichen Nachbarschaft des Kirchenstaats, eine größere Sorgfalt auf seine Erblande in Unteritalien, als aufs deutsche Vaterland; das apulisch-sicilische Reich sollte der Mittelpunkt seiner neuen Schöpfung werden. Hier wollte er seinen Plan eines geordneten Staates verwirklichen, und dann, vor dem Papst um so sicherer, auch in Deutschland. Für Apulien und Sicilien ließ er durch seinen vertrauten Freund, den gelehrten Kanzler Peter von Vinea, eine neue umfassende Gesetzgebung vollenden, welche in gar manchen Punkten dem römischen Kirchenrecht widersprach. Im Jahre 1231 wurde sie bekannt gemacht. Gregor IX. aber stellte derselben 1234 eine neue Sammlung von Kirchengesetzen entgegen. Auch bildete Friedrich dort eine verbesserte ständische Verfassung, indem er zu den Parlamenten, welche früher bloß aus dem Adel und den Kirchenfürsten bestanden hatten, auch Abgeordnete der Städte beizog. Da erblühten Kunst und Gelehrsamkeit in Unteritalien gar herrlich, in Neapel war schon seit 1225 eine Hochschule aufgethan, prachtvolle Werke der Baukunst erhoben sich, und der kaiserliche Hof erscholl von Lebens- und Liebeslust, von Minnegesang und den Sprüchen morgenländischer Weisen. Um so finsterer, verworrener und blutiger war der Zustand Oberitaliens. Dort rüttelte die alte Zwietracht der guelfischen und der gibellinischen Partei an der Freiheit der Städte; wechselseitiger Haß und Uebermuth veranlaßten zahlreiche Frevel. Der Kaiser überzeugte sich, daß er dort einzig mit Strenge durchgreifen mußte, wie sein Ahnherr, der Rothbart; denn die lombardischen Städte glaubten in der Politik des Papstes nicht bloß für ehrlichen Widerstand, sondern auch für jede Treulosigkeit Entschuldigung und Rückhalt zu haben. Klug suchte sich nun der Kaiser den Papst in einem günstigen Augenblick zum Dank zu verpflichten und stand demselben gegen die aufrührerischen Römer bei. Dann übertrug er ihm (wie schon früher einmal) den Schiedsspruch in der Streitsache mit den Lombarden. Aber schon hatten diese mit Friedrichs eigenem Sohn, dem deutschen König Heinrich, heimlich einen Bund gegen ihn geschlossen.

Bereits im Jahre 1225 war König Heinrichs Erzieher, der Erzbischof Engelbert von Köln, durch einen Grafen von Isenburg ermordet worden. Seit der Zeit führte der leichtsinnige und ehrgeizige Heinrich, von elenden Schmeichlern umgeben, ein schlechtes Regiment und beleidigte viele Fürsten durch seinen Uebermuth. Allüberall waren Fehden losgelassen. Im Norden wüthete ein Krieg zwischen dem Dänenkönig Waldemar und dem Grafen

von Schwerin, in welchen sich später auch der Welfe, Otto von Braunschweig, mengte. Da geschah eine Schlacht bei Bornhövede (im J. 1227), in welcher der Däne ein Aug' und alles Land auf deutschem Boden südlich vom Eiderfluß und an der Ostsee hin verlor. Auch zwischen dem Markgrafen von Brandenburg und dem Erzbischof von Magdeburg, ferner in den Niederlanden, so wie am Oberrhein waren arge Fehden. In Thüringen waltete Heinrich, zubenannt „Raspo", der Bruder des 1227 verstorbenen Landgrafen Ludwig, mit schnöder Willkür, that dessen frommer Wittwe Elisabeth und ihren Kindern große Unbill an, und vertrieb sie von der Wartburg, daß sie flüchtig umherirren mußten. Da trat der Schenk von Vargula vor den Landgrafen hin und sagt' ihm ins Gesicht: „Herr, das ist himmelschreiend Unrecht. Denkt an Gott, der Wittwen und Waisen rächt!" Und der Landgraf ging in sich und führte die fromme Elisabeth mit Ehren wieder auf die Wartburg. Sie zog später nach Marburg, pflegte die Armen und Kranken, und diente Gott in Demuth. Ihr Beichtvater, der Mönch Konrad von Marburg, mißhandelte sie, daß es zum Erbarmen war, wie sie sich um Gotteswillen Alles gefallen ließ; erst vier und zwanzig Jahre alt, starb sie 1231 zu Marburg und ward vier Jahre nachher heilig gesprochen. Derselbe Konrad von Marburg mißhandelte auch das deutsche Volk, und zwar als Ketzermeister des Papstes, welcher die Glaubensgerichte auch in Deutschland einführen und dadurch seinen Einfluß dort ausbreiten wollte. Nun sollte das deutsche Volk auf einmal nicht mehr glauben und denken, wie es wollte, sondern bloß wie der Papst in Rom wollte, und Konrad von Marburg stöberte mit zwei Gesellen überall nach Ketzern herum; auf bloßen Verdacht hin verschimpfte er Bauern, Bürger und Adlige vor seinem geistlichen Gericht, ließ vermeintliche Ketzer foltern und verbrennen und hetzte Brüder, Eheleute, Aeltern und Kinder gegen einander. Wider dies heillose Treiben erhoben sich die deutschen Fürsten auf einem Reichstag (1234) und der Papst mußte nachgeben und seinen Ketzermeister absetzen. Noch bevor jedoch Konrad von Marburg dies erfuhr, ward er erschlagen.

Zur selben Zeit wurde unter dem Vorwand der Religion eine That verübt, welche das böse Trachten der Fürsten gegen Reichsunmittelbare an den Tag legte. An den Weserufern, von Bremen und Oldenburg bis zu den Meeresküsten hinab saßen die Stedinger, eine tüchtige Völkerschaft von friesischer Abstammung, auf einem Boden, den sie dem Wasser abgerungen, treu ihre alte Verfassung, ihre alten Sitten bewahrend, durch ihre Wohlhabenheit und Selbstständigkeit ihren Nachbarn, den Oldenburger Grafen längst ein Dorn im Auge. Mannhaft erhoben sich die Stedinger in den Tagen Kaiser Friedrichs des Rothbarts, als Lehnsleute der Oldenburger Grafen Zwingburgen gegen sie erbauten und darauf trotzend manche böse That des Uebermuths wagten; sie brachen die Burgen und jagten die

Uebermüthigen zurück. Später versuchte der Erzbischof von Bremen, die Stedinger zu unterwerfen, erreichte jedoch nur, daß sie ihm Schatzung gaben; ihre theure alte Verfassung erhielten sie dabei. Nun begab es sich, daß ein Priester, der einer Stedinger Frau das Abendmal reichen sollte, unzufrieden darüber, daß sie ihm zu wenig Beichtgeld gegeben, ihr eine Münze statt der Hostie in den Mund schob. Darob beschwerte sich der Mann dieser Frau, und als seine Klage vergeblich war, erschlug er den Priester, der seinem Weibe Unglimpf gethan. Als nun der Erzbischof Gerhard II. von Bremen bei den Stedingern Genugthuung für des Priesters Ermordung verlangte, verweigerten sie, ohnehin über der Geistlichkeit böse Sitten ergrimmt, ihm solche, und als er ein Heer unter dem Grafen Hermann von der Lippe wider sie aussandte, besiegten sie es. Da sprach der Erzbischof den Bann über die Stedinger, beschuldigte sie der Ketzerei und brachte es dahin, daß Papst Gregor IX. zu einem Kreuzzug gegen sie aufrief, — eine willkommene Losung für die Fürsten, denen längst nach der Unterwerfung der Stedinger gelüstete. Im Jahre 1233 wurden sie mit großer Uebermacht von zwei Seiten her angegriffen; gleich zu Anfang ward ein Theil von ihnen aufgerieben, der andere vertheidigte sich heldenhaft gegen den Grafen von Oldenburg, und dann auch gegen die Grafen von Geldern, Cleve, Lippe und Holland, so wie gegen den Herzog von Brabant bei Altanesch, bis sie endlich (auf einen Stedinger kamen zehn Feinde) theils auf dem Wahlplatze hingestreckt lagen, und sich theils in der Weser begruben; der Rest zerstreute sich nach allen vier Winden. So erlosch der edle Volksstamm der Stedinger; der Erzbischof von Bremen aber und der Graf von Oldenburg vertheilten das Land unter sich. — Dies Alles und manches Andre ließ König Heinrich ruhig hingehn und horchte lieber auf die bösen Worte seiner Schmeichler, die ihm also zusprachen: „Herr, was gehorcht Ihr noch Eurem Vater, welcher immerdar fern ist und sich um Deutschland nicht bekümmert? Wißt Ihr denn nicht mehr, daß er einst hoch und theuer versprochen hat, Deutschland und Italien nie zu vereinigen?“ Da schwoll Heinrichs Herz von unbändigem Ehrgeiz; er beschloß, von seinem Vater abzufallen und die Fürsten für sich zu gewinnen, indem er sie „Landesherren“ nannte und die Freiheit der Städte beschränkte. Hierauf bestätigte sein Vater die gegen diese gerichteten Beschlüsse (1232), weil er befürchtete, daß die deutschen Städte, gleich den lombardischen, die Freiheit ihrer Verfassungen mißbrauchen möchten. Dennoch blieben ihm, als Heinrich nun wirklich (1234) von ihm abfiel, die deutschen Städte treu, und er nahm sich ihrer in der Folge besser an.

Als Kaiser Friedrich II. den Verrath seines Sohnes Heinrich und dessen Bund mit den Lombarden erfuhr, begab er sich (1235) schnell nach Deutschland, zwar ohne Heer, aber im Vertrauen auf die deutsche Treue, und darin täuschte er sich nicht. Siebenzig geistliche und weltliche Fürsten

erklärten zu Regensburg Heinrich für schuldig. Dieser mußte sich der Gnade seines Vaters ergeben und erhielt, zumal durch die Vermittlung des trefflichen Hochmeisters der deutschen Ordensritter, Hermann von Salza, dessen Verzeihung. Als er aber aus falschem Stolz auf neuen Verrath sann, ließ ihn sein Vater greifen und gefangen nach Apulien führen; dort starb er 1242 zu seines Vaters großem Herzleid in einem festen Schloß.

In demselben Jahre, da Heinrichs Verrätherei erstickt ward (1235), beging der Kaiser zu Worms die Hochzeit mit seiner dritten Gemahlin, Isabelle von England, mit unerhörter Pracht. Hierauf hielt er am 15. August einen großen Reichstag zu Mainz; da waren an die achtzig geistliche und weltliche Fürsten und 12,000 Ritter versammelt. Auf demselben übergab Otto von Braunschweig, der Enkel Heinrichs des Löwen, seine Allodien, Braunschweig und Lüneburg, dem Kaiser und empfing sie von diesem als erbliches Herzogthum zurück. Ferner richtete der Kaiser dort einen allgemeinen Landfrieden auf; da ward alle Selbsthilfe bei Acht oder Todesstrafe streng verboten, jeder Gekränkte ans Gericht gewiesen und ein Hofrichter bestellt, der an allen Werktagen Gericht zu halten hatte; über Leib, Recht, Gut und Lehn der Fürsten und hohen Vasallen richtete der Kaiser selbst. Endlich erklärte der Kaiser den Herzog von Oesterreich, Friedrich den „Streitbaren", in die Acht, weil er in seinem Land wider alles Recht gewaltet, Städte, Adel und Geistlichkeit bedrückt, und seinen Schwager, weiland König Heinrich, unterstützt hatte.

Bald darauf brach der Kaiser nach Lombardien auf, um dort alle geheimen Umtriebe, so wie jeden offenbaren Trotz zu vernichten; der letztere hatte so alles Maß überstiegen, daß es in der Stadt Vicenza bei Todesstrafe verboten war, nur den Namen des Kaisers auszusprechen! — Kurz: der Krieg war reif. An der Spitze der kaiserlichen Partei focht ein tapfrer, aber wilder und grausamer Herr, Ezzelino von Romano, dem nichts auf Erden heilig war. Plötzlich erfuhr der Kaiser, daß Friedrich der Streitbare, welchen er schon für gänzlich besiegt hielt, das Reichsheer geschlagen habe. Da kehrte er mitten im Winter (1236) nach Deutschland zurück, eroberte Oesterreich, ließ es durch einen Statthalter verwalten, erklärte Wien zur Reichsstadt, Steiermark zu einem von Oesterreich unabhängigen Herzogthum und ließ (1237) seinen Sohn Konrad zum deutschen König krönen. Eben so schnell war er hierauf in Oberitalien zurück. Dort hatte indessen der grimmige Ezzelino mit großem Glück gekämpft und viel Land, viele wichtige Städte erobert. Noch in demselben Jahre (1237) gewann Friedrich bei Cortenuova einen entscheidenden Sieg über die Lombarden. Da flog Schrecken über's ganze Land, daß die Thore der meisten feindlichen Städte vor dem Kaiser aufsprangen. Nur Mailand, Bologna, Brescia und Piacenza zögerten noch; die übrigen Städte erkannten den Kaiser als ihren Herrn und baten einzig um Schonung für Mailand. „Nein", gab ihnen

der Kaiser zur Antwort, „unbedingt muß es sich unterwerfen!" Da riefen die Mailänder verzweiflungsvoll: „Wohlan! Freiheit oder Knechtschaft? So sei denn Kampf auf Leben und Tod!"

Jetzt durchschaute der greise Papst des Kaisers ganzen ungeheuren Plan — einer erblichen Weltherrschaft auf den Trümmern der römischen Kirche. Und Gregorius IX. erhob sich am Rand des Grabes wie ein frischer Mann zur Vertheidigung der Kirche, und rief Himmel und Hölle gegen den Kaiser auf. Zum Anlaß nahm er, daß der Kaiser seinen tapfren unehelichen Sohn, den schönen blonden Enzius, mit Adelasia, der Erbin Sardiniens, vermählt, und zum König dieser Insel erklärt hatte. Dies betrachtete der Papst als einen Eingriff in die Rechte der Kirche. Er verband sich wieder fester mit den lombardischen Städten und mit Venedig und rief am Palmsonntag 1239 den Bann über den Kaiser aus; indem er ihn beschuldigte, daß er die Kirche verfolge, das Christenthum verspotte und die Ungläubigen begünstige. Zugleich forderte er die deutschen Fürsten auf, einen neuen Kaiser zu erküren. Aber sie gaben ihm zur Antwort: „Das geht den Papst nichts an!" und die deutschen Bischöfe zumal traten unerschrocken für die Unabhängigkeit der deutschen Kirche von Rom auf. Der Kaiser aber setzte klug Friedrich den Streitbaren wieder in sein Herzogthum Oesterreich ein und hatte in ihm jetzt einen treuen Freund. Nun wollte der Papst den Bruder des Königs von Frankreich zum deutschen König ernennen; aber der König von Frankreich gab ihm zur Antwort: „Der Kaiser hat Niemand über sich, der ihn verdammen und absetzen könnte, und überdies ist Friedrichs II. Walten untadelhaft!" Dieser bedrängte indessen den Kirchenstaat, während seine Freunde und Parteigänger gegen die Guelfen in Oberitalien kämpften. Nun wollte der Papst in Rom eine Kirchenversammlung halten, welche den Kaiser richten und verdammen sollte; aber des Kaisers Sohn, der blonde Enzius, fing in einer Seeschlacht die Prälaten, welche auf genuesischen Schiffen nach Rom segelten. So schien das Glück dem Kaiser unwandelbar treu zu sein. Schon war er nahe daran, Rom zu erobern, als plötzlich (am 21. August 1241) Gregor IX., fast hundert Jahre alt, starb, vom Unglück ungebeugt und voll des festen Vertrauens, daß die Kirche, als eine ewige Macht, dennoch siegen müsse und triumphiren werde.

In demselben Jahre verbreitete sich ungeheures Entsetzen über ganz Europa. Es war ein wildes Volk aus Asien hereingebrochen, genannt die Mongolen, so gräulich anzuschauen, wie einst die Hunnen, aber noch gräulicher als diese an Unmenschlichkeit. Zahllos lagen sie über Rußland, Ungarn und Polen ausgebreitet und die ganze Gesittung des Abendlandes schien ihnen bereits verfallen zu sein. An Deutschlands Schwelle aber, in Schlesien, ward ihre Siegesmacht erschüttert. Dort trat ihnen der fromme deutsche Held, Herzog Heinrich von Breslau und Liegnitz, mit 30,000 Deut-

schen und Polen entgegen und lieferte ihnen am 9. April 1241 bei Liegnitz eine Schlacht. Da ist der fromme Herzog für's Vaterland gefallen, Tausende mit ihm; aber die Mongolen haben die deutsche Kernkraft kennen gelernt und sich hierauf gegen Ungarn gewendet. Auf dem Schlachtfelde ist nachmals das Kloster Wahlstadt erbaut worden. Später haben die Mongolen an der Donau aufwärts in Deutschland einbrechen wollen; da haben ihnen aber die zwei Söhne des Kaisers, der deutsche König Konrad IV. und König Enzius von Sardinien, harten Willkomm und Friedrich der Streitbare von Oesterreich hat ihnen den Rest gegeben, daß die deutsche Erde von ihrer blutigen Spur frei blieb.

Einen furchtbaren Gegner hatte der Kaiser in Gregor IX. verloren; ein noch viel schlimmerer stand ihm jetzt in der Person des neuen Papstes Innocentius IV. gegenüber. Dieser war früher, noch als Kardinal, Friedrichs Freund gewesen; aber ahnungsvoll sprach der Kaiser, als er dessen Erhebung vernahm: „Ich fürchte, daß ich in dem Kardinal einen Freund verlor und in dem Papst einen Feind bekam, denn kein Papst kann ein Ghibelline sein." So war's auch. Denn Innocentius IV. trachtete von dem Augenblick an, da er die dreifache Krone auf sein Haupt setzte (1243), einzig nach der Vernichtung des Kaisers, wiewohl dieser, welcher damals siegreich und mächtig war, zum Heile der Völker aufrichtig Versöhnung und Frieden mit der römischen Kirche wünschte. Innocentius IV. stellte sich, als wäre auch er dazu geneigt und als wolle er deshalb mit dem Kaiser zusammenkommen. Statt dessen entfloh er jedoch (1244) heimlich aus Italien nach Lyon. Dort, wo er sich vor der Macht des Kaisers besser geborgen wußte, als in Italien, warf er plötzlich die Maske ab, berief (1245) eine Kirchenversammlung und beschuldigte in derselben den Kaiser fälschlich der abscheulichsten Laster und Verbrechen. Muthig vertheidigte Friedrichs treuer Kanzler, Thaddäus von Suessa, die Unschuld und die Rechte seines Herrn und berief sich von der parteiischen Kirchenversammlung zu Lyon auf eine unparteiische, von diesem so ungerechten auf einen künftigen gerechteren Papst. Vergebens! Innocentius IV. beherrschte die versammelten Prälaten mit eisernem Willen, verfluchte den Kaiser und Jeden, der ihm fürder anhänge, zur Hölle, entband dessen Völker feierlich von allen Eiden der Treue und gebot den deutschen Fürsten, einen andern König zu erwählen. Nach diesem ungerechten Spruch stimmte er, mit eiserner Stirne, den Gesang an: „Herr Gott, dich loben wir," und stieß — mit ihm alle Prälaten — seine brennende Fackel zu Boden: „so wie die Fackeln soll des Kaisers Glück und Macht erloschen sein!"

Als Friedrich dies vernahm, rief er von Zorn erglühend: „Wie? abgesetzt, meiner Kronen beraubt hat mich der Papst? Bringt sie herbei; laßt sehn, ob ich sie wirklich verlor!" Da wurden seine sieben Kronen gebracht, die deutsche Königskrone, die Kaiserkrone, die eiserne von Lombardien, die

Kronen von Neapel, Burgund, Sardinien und Jerusalem, — er setzte sich eine aufs Haupt und sprach: „Noch hab' ich sie, und kein Papst soll mir sie rauben." Zerrissen war nun jede Rücksicht, welche Friedrich bisher noch

Friedrich II.

gehabt, zerrissen durch des Papstes tyrannische Wuth, und Eins mußte untergehen, Kaiserthum oder Papstthum, wenn die Völker Deutschlands und Italiens Frieden haben sollten. Da rief Friedrich II. in alle Welt hinaus: Auf, auf, ihr Könige der Christenheit, schlaft ihr mit offnen Augen, daß

ihr Roms Heuchelei und unersättliche Herrschsucht nicht durchschaut? Wollt ihr länger die Knechte dieser falschen Priester sein, welche Jesu Christi reines und heiliges Werk durch Stolz, Habsucht und Tyrannei beflecken? Aber, so wüthend sie toben, die Majestät vermögen sie doch nicht zu erschüttern; diese kommt von Gott selbst. Den Königen hingegen ziemt's, und dem Kaiser vor Allen, die Kirche wieder zu reinigen. — Auf, auf, ihr Alle, ans Werk!" Dagegen schrieb nun Innocentius IV.: „Christus hat nicht bloß eine priesterliche, sondern auch eine königliche Herrschaft gestiftet, da er dem heiligen Petrus die Schlüssel des himmlischen und des irdischen Reiches gab. Ihr Könige aber, hütet euch vor dem Kaiser; denn zu euer Aller Verderben trachtet er nach der Herrschaft der ganzen Welt!" Zugleich arbeitete er mit allen Mitteln, auch mit den schlechtesten, unermüdlich, den Kaiser zu verderben; sein wohlberechneter Plan war: Friedrichs Macht in allen seinen Reichen zu gleicher Zeit zu untergraben, damit dieser seine Kräfte zersplittern mußte. Deshalb reizte er dessen Unterthanen in Sicilien und in Deutschland zum Verrath, ja viele Große in Apulien sogar zum Morde des Kaisers. Er brandschatzte die Geistlichkeit und verschwendete dann Schätze zu Bestechungen der deutschen Fürsten, ja selbst der kaiserlichen Vasallen, bis endlich mehrere deutsche Bischöfe in ihrer Treue wankten und den Landgrafen Heinrich Raspo von Thüringen 1246 zum Gegenkönig erwählten. Bettelmönche mußten einen Kreuzzug predigen, — aber nicht gegen die wilden Horden der Chowaresmier, welche am 17. September 1244 Jerusalem erobert hatten, — sondern gegen den christlichen Kaiser, und Jeder, der die Waffen gegen ihn erhöbe, sollte vollkommenen Ablaß aller Sünden erhalten! In dieser furchtbaren Zeit, da das Oberhaupt der Christenheit den Verrath heiligte, erwiesen die deutschen Städte abermals glorreich ihre Treue.

Doch des Kaisers Unglück war, daß er seine besten Kräfte in Italien zusammenhalten mußte, um mit den Lombarden zu kämpfen, deren glühenden Haß der Papst eifrig schürte: so mußte er Deutschland dessen rastlosen Umtrieben, der Zwietracht und der Habsucht mancher gewissenloser Fürsten preisgeben. Jetzt aber, im Kampf auf Leben und Tod mit dem Papstthum, trat vor dem Geiste des Kaisers statt der Weltherrschaft des römischen Kaiserthums jenes edlere Ziel, welches bisher vom irdischen Glanz allzu überstrahlt gewesen, in größerer Klarheit hervor, nämlich: die vom Papstthum bedrohte Geistesfreiheit zu retten. Dieser Gedanke gab ihm eine Ruhe und Sicherheit im furchtbaren Kampf, daß er, ohne sich beirren zu lassen und ohne zu ermatten, durch alle Gefahren und Schlachten, über alle Schlingen des Verraths großartig und herrlich dahin schritt. Diese erhabene Ruhe, so wie sein Glück und sein Muth steigerten jedoch die Leidenschaft des Papstes erst recht. Besonders richtete Innocentius sein Augenmerk auf Deutschland. Da der Gegenkönig Heinrich Raspo 1247 gestorben war, wollte der

Papst des Kaisers Sohn, König Konrad IV., zur Verrätherei verführen. Es war vergeblich. Nun hetzte er nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren von Oesterreich (1246), mit welchem der Mannsstamm der Babenberger erlosch, alle Seitenverwandten desselben gegen den Kaiser, welcher Oesterreich zum deutschen Reiche gezogen hatte. Hierauf bot er, ohne Rücksicht auf die Rechtmäßigkeit der Wahl Konrads IV., die deutsche Krone aus, bis endlich der junge Graf Wilhelm von Holland sie (1247) annahm. Aber die Bürger von Aachen wollten diesen ein volles Jahr lang nicht zur Krönung einlassen, bis sie endlich, in furchtbarer Noth, durch die falsche Nachricht getäuscht wurden: der Kaiser sei todt. Da zog Graf Wilhelm (1248) in die Stadt ein und wurde gekrönt, aber das Volk nannte ihn, wie früher den Heinrich Raspo, spottweise nur den „Pfaffenkönig." Um Anhang zu werben, verschleuderte Wilhelm die Reichsgüter, während der Papst immerzu Geld für ihn ausstreute und gegen Konrad und alle Hohenstaufen den Kreuzzug predigen ließ. So brachte er's endlich dahin, daß Deutschland, weil er die Treue vergiftet hatte, schändlich entzweit ward; Wilhelm kam im Niederland zu Kräften, König Konrad IV. hingegen behauptete sich in Baiern, dessen Herzog, Otto, ihm seine Tochter Elisabeth (1246) zur Hausfrau gegeben hatte.

Indessen wuchs, allen Gegenanstrengungen des Papstes zum Trotz, des Kaisers Glück in der Lombardei; der grimmige Ezzelino wüthete wie ein Würgengel gegen alles, was guelfisch oder päpstlich hieß. Da trafen plötzlich zwei harte Schläge nicht des Kaisers Muth, wohl aber sein Herz. In einer Schlacht an der Fossalta (1249) gerieth nämlich sein geliebter Sohn, König Enzius, in die Gefangenschaft der erbitterten Bewohner Bolognas. Vergeblich bot ihnen der tief erschütterte Vater für dessen Freilassung so viel Silber, daß sie davon einen Reif um ihre ganze Stadt ziehen könnten; ungerührt durch des edlen Enzius Schönheit und Jugend (er war erst 24 Jahre alt), durch seinen ritterlichen Muth und seinen Dichterruhm, beschlossen sie: er solle bis zu seinem Tod im Gefängniß bleiben. Fast noch härter traf den Kaiser bald darauf die Entdeckung, daß sein langjähriger vertrauter Freund, der Großrichter Peter von Vinea, vom Papst gewonnen, auf dessen Betrieb, ihn habe vergiften wollen. Der Kaiser war nämlich erkrankt und Peters Arzt bot ihm eine Schale mit Arzenei. „Trink," sprach der gewarnte Kaiser zu ihm, „und gib mir die andre Hälfte!" Da schlug dem Arzt das böse Gewissen; er that, als wäre er gestrauchelt, fiel zu Boden, und verschüttete den Trank. Peter von Vinea wurde nun gefangen genommen und zerstieß sich aus Verzweiflung den Kopf an der Kerkermauer (1249). Andere meinten dagegen, Peter von Vinea sei schuldlos gewesen und der Kaiser durch die List seiner Feinde zu einem Argwohn verleitet worden, in Folge dessen er selbst sich seines geistvollen Freundes beraubte. So tief aber den Kaiser der Schmerz über das jammervolle Loos seines

Friedrich II. und Peter von Vinea.

Enzius und über die Untreue seines liebsten Freundes erschütterte, er kämpfte dennoch ungebeugt gegen seinen furchtbaren Feind fort. Das Glück war ihm günstig; der Papst hielt sich in Lyon nicht mehr sicher, wo seine grenzenlose Willkür, seine unziemliche Pracht, seine Erpressungen und sein Wucher ihn verhaßt gemacht hatten; kaiserliche Truppen rückten in den Kirchenstaat ein, kurz, eine glückliche Entscheidung war endlich nahe. Da starb der

Kaiser am 13. December 1250 zu Firenzuola in Apulien, erst 56 Jahre alt, in den Armen seines jüngsten Sohnes Manfred, nachdem ihn der wackre Erzbischof von Palermo zuvor vom Banne losgesprochen und ihm das Abendmal gespendet hatte. Seine Leiche ward nach Sicilien gebracht und zu Palermo in einem Sarg von Porphyr beigesetzt. Laut jubelte Innocentius IV. Er hatte gesiegt, aber um welchen Preis? Er hatte durch niedrige Ränke, ja durch Verbrechen, die Würde der Kirche befleckt und die Hierarchie aus einem edlen Bollwerk der bürgerlichen Freiheit in eine Tyrannei verwandelt und dadurch den Keim zu ihrem Verderben gepflanzt. Uebrigens genügte ihm Friedrichs II. Tod nicht. Er wollte nicht ruhn, als bis das ganze Geschlecht der Hohenstaufen bis auf den letzten Zweig von der Erde vertilgt sei.

17.

— — Nichts ist verloren und verschwunden,
Was die geheimnißvoll waltenden Stunden
In den dunkelschaffenden Schooß aufnahmen; —
Die Zeit ist eine blühende Flur — —
Und Alles ist Frucht und Alles ist Samen.

Schiller.

Aufs Neue forderte er denn jetzt das deutsche Volk zum Abfall von König Konrad IV. und den Hohenstaufen auf, stachelte den Eigennutz der Einzelnen und ließ abermals durch Bettelmönche einen Kreuzzug gegen Konrad IV. predigen. So zertrümmerte er frevelhaft alle feste bürgerliche Ordnung, vergiftete die Sitten und brachte unsägliche Verwirrung und Noth über's deutsche Land. In Regensburg wollten sogar (1251) der Bischof und der Abt zu St. Emmeram den König Konrad in seinem Bette ermorden lassen; ein treuer Mann, Friedrich von Evesheim, opferte sich für ihn auf. Der Gegenkönig Wilhelm verpfändete indessen gewissenlos Arles, Besançon und Lausanne dem Herzog von Burgund. Da beschloß Konrad IV., von Wilhelm bei Oppenheim besiegt, vor Allem eilig die Erblande Apulien und Sicilien zu retten, welche Innocentius als Oberlehnsherr vergeben wollte, zog dahin und überließ Deutschland seinem Schicksal. Hierauf bemächtigte sich Wilhelm des Herzogthums Schwaben.

In Italien hatte indessen der tapfre Manfred mit Glück gekämpft, und eben so glücklich war jetzt Konrad IV., indem er Apulien zu erobern begann. Darüber erbittert, trug Innocentius die Krone Apuliens mehreren Fürsten der Reihe nach an. Doch Konrads Glück nahm immer mehr zu, so daß dem Papst endlich nichts übrig blieb, als: sich auf Unterhandlungen einzulassen. Da befreite ihn plötzlich (1254) der Tod von seinem Geg-

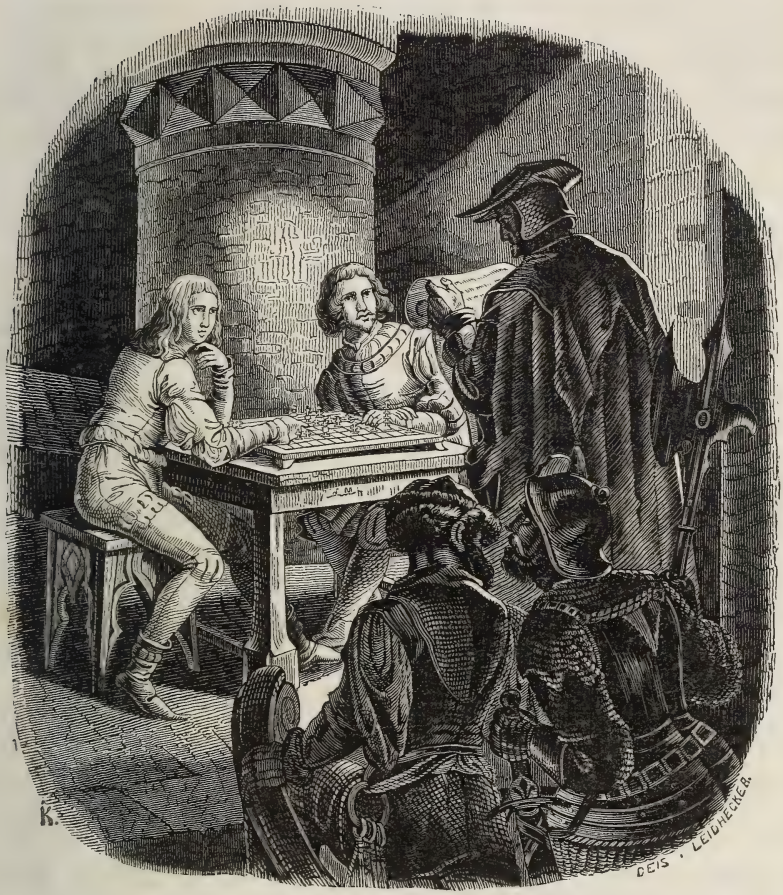
ner, und alsogleich beschuldigte er nun den Manfred: seinen Bruder, so wie seine beiden kurz vorher verstorbenen Neffen (die Söhne weiland König Heinrichs) vergiftet zu haben. Noch in demselben Jahre starb auch der unversöhnliche Innocentius IV.; aber seine Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhl erbten seinen Grimm gegen die Hohenstaufen. Indessen hatte Konrads IV. Gemahlin, Elisabeth, (1252) zu Landshut ein Söhnlein geboren, welches, wie sein Vater, den es nie sah, Konrad hieß. Es wuchs unter der Pflege der edlen Mutter still und ruhig auf, während das Vaterland mit allen Nöthen des Bürgerkriegs heimgesucht ward.

In dieser Zeit, da der König zu ohnmächtig war, um das Recht zu schützen, erhob sich segensreich die Macht der deutschen Städte, und die am Rhein traten in einen Bund zusammen, und bestellten in fester Einigkeit den Schutz des Rechts und Handels und den Frieden des Landes gegen des Adels räuberische Gewalt. Arnold der Walpode aus Mainz war der Stifter des Bundes, Mainz dessen Mittelpunkt; zu Anfang des Mai 1254 schlossen sich dieser Stadt Oppenheim und Worms an, später Bingen, Speier, Straßburg, Freiburg im Breisgau, Breisach, Basel, Zürich, Rheinfelden, Weissenburg, Hagenau, Schlettstadt, Kolmar, Lauterburg, Umstadt, Wimpfen, Heidelberg, Frankfurt, Friedberg, Wetzlar, Bacharach, Oberwesel, Boppard, Andernach, Bonn, Köln, Neuß, Aachen, Fulda, Gelnhausen, Seligenstadt, Luremburg u. m. a. Darüber ergrimmten viele Fürsten und Herren in thörichtem Stolz, daß sie von Bürgern Gesetze annehmen sollten. Aber die Bessergesinnten, wie die Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier und der Pfalzgraf Ludwig, traten dem rheinischen Städtebund bei, und König Wilhelm bestätigte ihn; das war wohl die einzige kluge und verdienstvolle Handlung während seines ganzen Regiments. Zu spät hatte er eingesehen, daß er nur ein Werkzeug des Papstes war. Im Jahre 1256 erschlugen ihn die Westfriesen, als er ihnen einen schweren Zins auferlegen wollte. Darauf schwuren die Städte vom rheinischen Bund, dessen innere Ausbildung 1256 auf einem Tag zu Mainz vollendet ward, auch ohne König das Reichsgut und den Frieden mit gewaffneter Macht zu erhalten; und ferner: wenn durch zwiespältige Wahl der Fürsten zwei Könige ernannt würden, keinem derselben zu huldigen, zum Heil des Volkes und Landes. So thaten die Bürger. Aber die Fürsten scheuten sich nicht, die deutsche Krone für Geld auszubieten, und zwar an Fremde! Eine Partei verschacherte sie an den König Alphons von Kastilien, eine andere an den Herzog Richard von Cornwallis. Alphons kam gar nie nach Deutschland. Richard hingegen, welcher öfter dahin kam, suchte den Landfrieden wieder herzustellen und schaffte manche Zölle ab. Aber plötzlich verschwand er aus Deutschland (1269) und kam nicht wieder. So war das Reich nun wieder ohne Oberhaupt und der Willkür der Fürsten und des zügellosen Adels preisgegeben. Diese Zeit voll Jammers, da die Adligen

zu gemeinen Räubern wurden, so daß Weg und Steg vor ihnen nicht sicher war, heißt die des „Zwischenreichs".

Indessen hatte der Papst Clemens IV. die Krone Unteritaliens dem Karl von Anjou, einem Bruder des Königs von Frankreich, übergeben und ihn 1265 zu Rom gekrönt. Manfred focht gegen ihn in einer Schlacht bei Benevent (1266) und starb ritterlich für sein gutes Recht. Karl von Anjou aber wüthete nun mit unerhörter Grausamkeit gegen die Ghibellinen in ganz Italien.

Noch lebte indessen in Deutschland Friedrichs II. Enkel, der holde Jüngling Konrad. Auf diesen, welchen sie Konradin nannten, richteten jetzt alle Ghibellinen Welschlands ihre Hoffnung. Und sie schickten ihm Botschaft nach Schwaben, er möge nach Italien ziehn, um die ihm wider alles Recht entrissenen Kronen von Apulien und Sicilien zu erringen. Umsonst warnte und beschwor ihn seine treue Mutter Elisabeth in Thränen: „O verlaß dein deutsches Vaterland nicht! Dies Italien, so reich es Gott gesegnet, hat deinen Vätern doch nie was anders als Unheil gebracht!" Begeistert vom Ruhme seiner Ahnen, und reich an Hoffnungen, riß sich Konradin von der Mutterbrust los; es begleitete ihn sein treuer Freund Friedrich, der Sohn des Markgrafen Hermann von Baden und der Gertrude von Oesterreich (einer Schwester Friedrichs des Streitbaren); mit diesem und mit 3000 Rittern zog er nun nach Welschland. Jubelnd empfingen ihn dort alle Ghibellinen und voll freudigen Muths ritt er für sein gutes Recht nach Unteritalien in den Kampf. Jetzt endlich schien das Glück den Hohenstaufen wieder günstig zu sein; schon zitterte der Tyrann Karl von Anjou auf seinem blutbefleckten Thron. Da kam's in der Ebene bei Scurcola zur Schlacht (am 23. August 1268). Die tapfren Deutschen freuten sich bereits des Sieges, als plötzlich Karls Feldherr, der Ritter von Valery, aus einem Hinterhalt hervorstürzte, sie überfiel und in die Flucht trieb. Auf derselben ward Konradin gefangen und seinem Todfeinde, Karl von Anjou, ausgeliefert. Dieser ließ Gericht über ihn halten und alle Richter sprachen den edlen Jüngling frei; bloß der Reichskanzler Robert von Bari erklärte ihn des Todes würdig. Diesen Spruch eines nichtswürdigen Schmeichlers ließ der Tyrann, schamlos vor Gott und der Welt, anstatt Rechts vollziehn. Konradin saß mit seinem Freunde Friedrich im Kerker beim Schachspiel, als ihm das Todesurtheil mitgetheilt ward. Männlich gefaßt hörte er's an, ruhig bestellte er sein Testament und todesmuthig bestieg er am 29. Oktober 1268 in Neapel das Schaffot. Dort sprach er laut zu allem Volk: „Euch all' ihr Lebendigen frag' ich, verdient' ich den Tod, weil ich mein Recht vertheidigte? Und verdient die Treue den Tod, daß Alle, die zu mir standen, ihn erleiden sollen?" Dann umarmte er seine Freunde, befahl seine Seele dem Herrn und rief noch: „O Mutter, Mutter, was für Herzleid bereit' ich dir jetzt!" Das war sein letztes Wort;



Konradin und Friedrich im Kerker.

dann fiel sein schönes Haupt unter dem Schwert des Henkers. Da schrie der treue Friedrich vor Schmerz laut auf und Alle ringsum weinten. Karl von Anjou aber sah mit leichterem Herzen die blutigen Häupter der Treuen Konradins eins nach dem andern fallen. Wie die Sage erzählt, so schoß damals ein Adler aus der Luft herab und tauchte seinen rechten Fittich in Konradins unschuldiges Blut. — Im vierten Jahre darnach starb König Enzius nach langem Leid in seinem finstern Kerker zu Bologna und das Geschlecht der Hohenstaufen war von der Erde vertilgt.

Aber auch die geistige und geistliche Zwingherrschaft des Papstthums war mitten im Triumph furchtbar erschüttert. Das alte große Kaiserthum riß es in seinem Sturz mit sich fort, und der Freiheit des Gedankens, des Glaubens und der Person war jetzt der Weg gebahnt. Ueber den Gräbern der Hohenstaufen ging dem deutschen Volk eine neue Zeit auf. Wiewohl nämlich der alte Glanz des deutschen Reiches mit dessen Macht gegen außen dahinschwand, so war dagegen bei der Zertheilung in viele einzelne kleinere Herrenländer und freie Gemeinden, eine reichere Entwicklung aller Kräfte der Nation möglich geworden, und grade in engeren Kreisen derjenigen, welche bisher gehemmt worden waren; um so stärker war jetzt ihr Trieb, sich geltend zu machen. Die höchste Blüthe des Adels (im Ritterthum) war zur Zeit des Sturzes der Hohenstaufen schon verwelkt, da er in der herrenlosen Zeit die Tugenden der Ahnen vergaß, und, statt mit dem Schwert das Recht zu beschützen, das Schwert frech zu Raub und Gewalt mißbrauchte. Gleichwie nun die Bildung schon früher aus dem ausschließlichen engeren Besitz der Geistlichkeit in den weiteren des Adels übergegangen war, so ging sie jetzt auch aus diesem allmälig ins Volk selbst über. Die Bildung der Jugend wurde nicht mehr bloß in den Schulen der Klöster, sondern bereits auch in öffentlichen gepflegt. Immer freier wurde die wissenschaftliche Forschung über die Natur der Dinge; darin zeichnete sich besonders Albert der Große aus, von dessen Kenntnissen viele wunderbare Sagen erzählt wurden; und auch in der Geschichtschreibung (wiewohl sie noch immer größtentheils in den Händen der Geistlichkeit war) dämmerte schon allmälig das Nationalbewußtsein.

Besonders wichtig für die höhere Entwickelung des Volksgeistes wurden die Sammlungen des vaterländischen Rechts, ein gutes Gegengewicht gegen den Einfluß des römischen und des Kirchenrechts. Eckard von Repgow, ein Ritter aus Thüringen, hat zuerst (zwischen den Jahren 1215 und 1235) die alten „Weisthümer" (d. i. Rechtssprüche der Schöffen), die Stadtrechte und Gewohnheitsrechte gesammelt und in sächsischer Mundart niedergeschrieben, daher hieß die Sammlung, welche Land- und Lehnrecht umfaßte, der „Sachsenspiegel". Später (ungefähr im Jahre 1282) ist eine andere Sammlung in schwäbischer Mundart, der sogenannte „Schwabenspiegel", dazu gekommen.

Der edelste Kern der Nation war jetzt das Bürgerthum geworden, welches die gesetzliche Freiheit ruhig, besonnen und streng nach einer bestimmten Richtung ausbildete. Gleichwie einst das Haus des freien Mannes unverletzlich gewesen, so war's jetzt im Großen die Stadt für die freie Bürgerschaft. Das war die Zeit, da Mainz, als Haupt des rheinischen Städtebundes, mit Recht das „goldene" zubenannt wurde, — da von Köln der Spruch galt: „Coellen die Kroin boven allen Steden schoin", und da seine Bürger, wenn gleich die alten Geschlechter wie die Overstolzen und

die aus Zunftgenossen bestehende Gemeinde unter einander eiferten, den gewaltigen Erzbischöfen, die sich der Herrschaft bemeistern wollten, und ihren fürstlichen Freunden heldenhaft Widerstand boten und die Anerkennung der städtischen Freiheit erzwangen, — das waren die Tage, da im Norden Deutschlands sich der Städtebund der Hansa bildete, deren erster Anfang 1241 ein Bündniß zwischen Lübeck und Hamburg gewesen, worauf immer mehrere Städte demselben beitraten. Dabei hat der Handelsgeist einen kühnen Aufschwung genommen; weithin nach allen Weltgegenden, bis tief nach Rußland hinein, zogen deutsche Kaufleute, geehrt in der Fremde wie in der Heimath.

Auch die Gewerke blühten freudig auf, in innigster Verbindung mit der Kunst. Daran haben die geschlossenen Innungen großen Theil. Am erhabensten offenbarte sich dies in der Baukunst. In ihr lebte noch der tief religiöse Sinn des deutschen Volkes. Aber nicht bloß die Kirchen, sondern auch die Burgen, Paläste, Rathhäuser und sonstigen öffentlichen Gebäude trugen das Gepräge des kirchlichen Baustyls. Heutzutag, wenn wir jene Werke anschauen, begreifen wir's kaum, wie es möglich war, sie, so riesenhaft sie im Ganzen und so vollendet sie im Kleinen sind, so streng nach Einem Grundgedanken und so mannigfaltig im Einzelnen, zu Stande zu bringen. Dies war nur dadurch möglich, indem sich die Kräfte derer, welche daran schufen, in einer großen Verbrüderung zusammenfanden, in welcher die tiefen Geheimnisse der Kunst, für die Augen der Uneingeweihten streng verborgen, sorgsam gepflegt wurden; nur freie Männer durften als Meister und Gesellen dazu, darum hießen die Genossen der Brüderschaft freie Maurer. Da war Jeder an seinen bestimmten Platz hingestellt und füllte ihn aus; so ordneten sich alle Kräfte in schöner Harmonie zum Ganzen. Bei jedem großen Bauwerk war eine „Bauhütte", in welcher die freien Maurer ihre Geheimnisse pflegten. Solcher großer Bauhütten waren vier, in Köln, Straßburg, Zürich und Wien. Zu dem erhabenen Dom in Köln wurde — aller Wahrscheinlichkeit nach am 15. August 1248 — unter dem gewaltigen Erzbischof Konrad von Hochstaden der Grundstein gelegt; der hohe Chor, dessen Höhe 150 Fuß mißt, ward 1320 vollendet und 1321 eingeweiht. Den Bau des Münsters zu Straßburg leitete seit 1277 der weise Meister Erwin von Steinbach, welcher im Jahre 1318 starb. Er hatte eine Tochter, Sabina, welche, während er des Baues pflegte, viele schöne Steinbilder von Heiligen aus Stein meißelte. Denn gleichwie die Künste mit den Handwerken, so standen die ersteren, die Baukunst, Bildhauerei und Malerei, auch unter sich in einem innigen Zusammenhang.

Die deutsche Dichtkunst hatte im dreizehnten Jahrhundert den höchsten Aufschwung genommen. Fürsten und Grafen, Ritter und edle Herren waren damals Sänger. Da wurde das alte Lied von den „Nibelungen" in neuer, kunstreicher Form vollendet. Dies Gedicht ist ein ewiger Schatz

Erwin von Steinbach und seine Tochter.

des deutschen Volkes. Es wird darin von dem edlen Helden Siegfried aus Niederland erzählt, wie er für den König der Burgunder eine Zauberjungfrau gefreit und nach vielen hohen Thaten durch Verrath ermordet worden ist; sodann wie seine treue Hausfrau Chriemhild ins Hunnenland gekommen und des König Etzels Weib geworden, endlich wie sie für Siegfrieds Tod furchtbare Blutrache an allen Burgundern vollstreckt hat. Ein andres hohes Lied hat der edle Wolfram von Eschenbach gesungen; das heißt der „Parcival". Darin wird erzählt vom heiligen Gral; das ist die

Schale, worin das Blut, welches aus der Seitenwunde des Erlösers rann, aufgefangen ward; sie bestand aus einem Edelstein, der beim Sturz Luci-fers in den Abgrund aus dessen Krone fiel. Wer den Gral anschaute, starb nicht, und wer ihm diente, blieb von jeder Todsünde frei. Der heilige Gral aber wählte sich selber seine Diener und gab ihnen alle irdische Freude und himmlische Seligkeit. Er stand in einem wundersamen Tempel im dichten Wald, und es pflegte ihn eine auserles'ne reine Ritterschaft. Also war's hohen Preises werth, nach dem Gral zu forschen und in seinen Orden auf-genommen oder gar sein Pfleger zu werden. Dies Alles ist in dem Ge-dicht Parcival enthalten, dessen Stoff zwar nicht deutschen Ursprungs ist,

aber durch die erstaunenswürdige Kunst des edlen Wolfram von Eschenbach ein echt deutsches Nationalgut und gleichsam ein Spiegel der ganzen Zeit ward, in welchem die tiefsinnige Verbindung des Glaubens und des Ritterthums zu schauen ist. Ein andrer großer Dichter jener Zeit war Meister Gottfried von Straßburg, welcher in der Geschichte von Tristan und Isolde die hohe Zaubermacht der Liebe wunderschön beschrieben hat. Herr Walther von der Vogelweide hat die herrlichsten Lieder gesungen, nicht bloß zur Verherrlichung der Frauen, wie so viele andre Minnesänger seiner Zeit, sondern auch voll kühnen freien Muths zum Preis des Vaterlands gegen die Anmaßungen Roms; und wenn er von der Minne sang, klang's wie Nachtigallenlied, wenn vom Vaterland, wie scharfer Schwertesschwung. Wohl hunderte von Minnesängern gab's damals. Aber gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, als das Ritterthum entartete, ward der Minnegesang mehr zur bloßen Spielerei mit künstlichen Redensarten, ja sogar oft zur tollen Abenteuerlichkeit. — Viele gelehrte Männer haben in unserer Zeit alle jene Gedichte und Lieder, nachdem sie lang' vergessen gewesen, mit treuer Liebe wieder aufgegraben. Du aber, o deutsches Volk, und du vor Allen, o deutsche Jugend, trink aus diesem frischen, ewigen Brunnen, daß die Augen dir klarer werden und daß dein Herz dir höher und stolzer schlage für die Herrlichkeit des theuren Vaterlands!

Die Grenzen des deutschen Reiches sind durch die Losreißung des größten Theils von Burgund so wie Neapels und Siciliens sehr eingeschränkt worden; von der Oberherrschaft über Lombardien waren kaum noch Schein und Titel übrig geblieben. Dagegen hat Deutschland gegen Nordosten hinaus durch die Einverleibung Preußens einen wichtigen Zuwachs bekommen. Schon früh war das Christenthum durch Schwertgewalt in den Ländern an der Ostsee eingepflanzt worden, und der Bischof Adalbert von Livland hatte zu dessen Befestigung (1199) einen Kreuzzug gegen die dort wohnenden Völkerschaften zu Stande gebracht. Da haben Lübecker (1200) die Stadt Riga gebaut, und deutsche Bildung ist über jene Landschaften gekommen. Ein eigener Ritterorden, der der „Schwertbrüder", brach den Widerstand der heidnischen Bewohner in Pommern, Livland, Kurland, Esthland, Litthauen, bis nach Rußland hinein. Nur die Preußen, ein Volk wahrscheinlich deutschen Ursprungs (so schien's nach ihrer Gestalt, nach ihren blonden Haaren und blauen Augen, wie nach ihren Sitten), wehrten sich heldenmüthig gegen die blutigen Bekehrungsversuche der Polen. Sie lebten unter Häuptlingen (Reiks) und Priestern, von Jagd und Ackerbau. Vergeblich wurde ein neuer Ritterorden, der der „Ritter Christi", (im J. 1225) zu ihrer Besiegung gestiftet; — die Preußen erschlugen in einer Schlacht alle Ritter bis auf fünf. Da riefen der Herzog Konrad von Masovien und Christian, der erste Bischof von Preußen, die Ritter des deutschen Ordens aus dem gelobten Lande dahin, und Konrad

trug dem Hochmeister derselben, dem edlen Hermann von Salza, den Besitz des Kulmer und Löbauer Landes an. Das geschah 1226. So kamen die deutschen Ordensritter dahin, und begannen den Kampf gegen die Preußen, welcher gar viele Jahre lang dauerte. Wie früher die Kreuzfahrer ins ferne Morgenland zogen, so war jetzt Preußenland das Ziel Aller geworden, welche für den Glauben kämpfen wollten. Auch hatten diese Kämpfe einen glücklicheren Erfolg, als jene im Morgenland. Nicht bloße Waffengewalt bewirkte denselben, sondern vorzüglich das deutsche Bürgerthum, welches mit dem Handelsverkehr auch deutsche Bildung nach Preußen brachte, und durch Ansiedler aus Sachsen und Niederland wurden die Preußen in Sitten, Glauben und Sprache mit der Zeit den andern Deutschen völlig gleich. Auch wuchsen im Preußenland allmälig gar viele Städte empor, so Thorn, Kulm, Elbing, Königsberg. Es stand unter der Herrschaft des deutschen Ritterordens; dessen Hochmeister hatte die Würde eines Reichsfürsten, und schlug in der Folge (im J. 1309) auch seinen Hofsitz in Preußen auf, nämlich in dem stattlichen neuen Schlosse Marienburg. Zur Zeit aber, da der Hochmeister selbst noch nicht in Preußen wohnte, waltete statt seiner ein „Landmeister"; die verschiedenen Kreise des Landes wurden durch „Komthure" des deutschen Ordens verwaltet.

Grund und Boden des Reichs war damals in zahlreiche kleine Gebiete zersplittert, von denen einige unmittelbar zum Reich gehörten, andere im Besitz geistlicher und weltlicher Landesherren waren. Schon damals blühten die meisten fürstlichen Geschlechter, welche noch heutzutage über die verschiedenen deutschen Staaten herrschen; — in Baiern und in der Pfalz die Wittelsbacher; in dem zertheilten großen alten Sachsenland das welfische Geschlecht (über Braunschweig und Lüneburg) und das anhaltische; das Haus Wettin, welches heutzutag über Sachsen herrscht, in den Lausitzer Marken, in Meißen und Thüringen; das Land am Oberrhein gehörte den Markgrafen von Baden; in Schwaben wurden viele Grafengeschlechter, darunter das von Würtemberg, in der Schweiz das der Habsburger mächtig. Niederlothringen hatte sich in die zwei Herzogthümer Limburg und Brabant, und in viele selbstständige Grafschaften (wie Holland, Seeland u. s. w.) zersplittert. Bei dieser gänzlichen Auflösung der alten Gebietsbestimmungen war zwischen vielen Fürsten und Herren unsäglicher Streit um den Besitz der Länder, so daß das Volk oft nicht wußte, wer der Herr war. — Während dieser Zeit hatte sich ein slavischer Fürst, der König Ottokar von Böhmen, durch Tapferkeit und Klugheit eine ungeheure Macht erworben. Er besaß nebst Böhmen und Mähren auch die Herzogthümer Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, und wollte sie alle zu einem einzigen großen Reich vereinigen. Die kühnsten Pläne erfüllten seinen hochstrebenden Geist; die deutsche Krone war's, an die er dachte.

Viertes Buch.

(Vom Jahre 1273 bis zum Jahre 1517.)

1.

Geendigt nach langem verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.

Schiller.

Damals mochte wohl mancher Fürst im deutschen Vaterlande denken: „Wozu denn wieder ein König und Kaiser? Sind doch wir Fürsten selbst Herren und brauchen keinen Höheren über uns, der unsere Macht beschränkt!" Aber die deutschen Städte dachten anders; denn sie erkannten gar wohl, daß die frische und freie Entwickelung des Bürgerthums durch den übermüthigen Adel aufs Aeußerste bedroht sei, wenn nicht wieder ein König dastünde, als treuer Pfleger des Rechts und der Ordnung und als strenger Richter der zügellosen Gewalt. Ja wahrlich: ein gerechter König that noth, um das Vaterland durch starke Einigkeit zu retten, dessen Grund und Boden damals unter zweihundert Reichsstände, geistliche und weltliche, zersplittert war. Zu gleicher Zeit erkannte der Papst Gregor X., daß die römische Hierarchie in dem Geschlecht des Tyrannen Karl von Anjou jetzt einen viel gefährlicheren Feind zum Nachbar in Welschland hatte, als das von ihr ausgetilgte Geschlecht der Hohenstaufen je gewesen war. So gebiert jedes Unrecht sich selbst den Fluch. Gregor X. sah kein andres Mittel zur Rettung der römischen Kirche, als die Herstellung desselben deutschen Kaiserthums, welches seine Vorfahren mit so ausgesuchten Künsten geschändet und zertreten hatten. Darum ermahnte er die deutschen Fürsten dringend, einen römischen König zu erwählen, und fügte hinzu: wenn sie's nicht thäten, so würde er selbst dem Reich ein Oberhaupt geben. Da nahmen sich die geistlichen Fürsten in Deutschland, und besonders der Erzbischof Werner von Mainz, der Wahl eifrig an; der letztere berief zu diesem Zweck im September 1273 einen Reichstag nach Frankfurt am Main. Es war aber damals durch lange Gewohnheit zum Rechte geworden, daß das Küren (d. i. die Wahl) des Königs nur sieben Fürsten, drei geistlichen und vier weltlichen,

zustünde, welche davon auch die Kurfürsten (d. i. Wahlfürsten) hießen. Diese waren die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln (zugleich Erzkanzler durch Deutschland, Arelat und Italien), — sodann der Pfalzgraf bei Rhein (welcher zugleich des Reichs Erztruchseß war), der Markgraf von Brandenburg (zugleich Erzkämmerer), der Herzog von Sachsen (zugleich Erzmarschall), und der König von Böhmen (als Erzschenk). Und es war angenommen, daß das Wahlrecht an jene Erzämter des Reiches gebunden sei. So war denn das ursprüngliche Wahlrecht des ganzen Volkes, welches später die Volksherzoge, als Vertreter der verschiedenen deutschen Stämme, ausgeübt hatten, nach dem Schwinden der großen Volksherzogthümer, jetzt in den ausschließlichen Besitz eines eigenen Wahlkollegiums übergegangen. Die Kurfürsten waren jedoch damals in Streit, ob der König Ottokar von Böhmen, als ein Fürst von slavischem Geblüt, eine Stimme bei der Wahl haben sollte; denn, wiewohl das Reichsamt des Erzschenken von Baiern auf Böhmen übergegangen war, so machten doch die Kurfürsten jetzt den Grundsatz geltend, daß das Wahlrecht von alten Zeiten her an dem Volksstamm (also an Baiern), nicht an dem Erzamt hafte. Darnach schwankten sie auch noch wegen der Wahl des rechten Mannes; denn sie wünschten einen König, welcher von Haus aus nicht so mächtig wäre, daß er sie in der Erweiterung ihrer landesherrlichen Gewalt etwa beschränken könnte. Indessen hatte sich der Erzbischof Werner schon den rechten Mann für die deutsche Krone ausersehen, und bewog die übrigen Kurfürsten, daß sie alle ihre Stimmen dem Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein übertrugen, welchen er bereits gewonnen hatte. Dieser nannte nun als den würdigsten Mann für die deutsche Krone den Grafen Rudolf von Habsburg.

Graf Rudolf von Habsburg war in der Schweiz und am Oberrhein begütert, wiewohl nicht so reich, daß die allzugroße Macht seines Hauses die Fürsten hätte besorgt machen können; — übrigens stammte er von uraltem fürstenmäßigem Adel, war unerschrocken, reif an Jahren und Klugheit, tüchtig in allen Dingen, bieder von Herzen, schlicht von Sitten, ein Freund des Rechts und des Volks. Wie aber der Erzbischof Werner seine Gedanken gerade auf ihn gerichtet hat, das wird also erzählt. Der Erzbischof hatte einen Kapellan, welcher vordem in der Schweiz Seelsorger gewesen war; dieser sagte ihm Folgendes vom Grafen. Als er (der Kapellan) noch in der Schweiz war, brachte er einst einem kranken Manne das heilige Abendmal, kam unterwegs an ein Wildwasser, und schickte sich an, es zu durchwaten. Sieh, da begegnete ihm zufällig Graf Rudolf von Habsburg, welcher auf die Jagd geritten war, stieg demüthig vom Pferd, und hob ihn auf dasselbe. Und als ihm der Priester des andern Tages das Roß zurückbrachte, sprach der Graf ehrfürchtig: „Da sei Gott für, daß ich das Roß je wieder besteige, welches das heilige Sakrament getragen! Behaltet es

Rudolf von Habsburg.

zum Dienst der Kirche!" Bei dieser Erzählung des Kapellans erinnerte sich der Erzbischof von Mainz, wie der Graf ihm selber einst in großen Treuen ein gutes ritterliches Geleit gen Welschland gegeben hatte, als er sich von Rom den Bischofsmantel holte, und wie er dem Grafen damals versprochen hatte, er wolle ihm diesen Dienst dereinst noch vergelten. Dies Versprechen erfüllte er jetzt; denn er hatte damals Rudolfs Biederkeit und Tüchtigkeit erprobt, und ruhte nun nicht, als bis derselbe zum König der Deutschen erhöht ward.

Rudolf befand sich gerade im Feldlager vor Basel, als er die Nachricht von seiner Erhöhung erhielt. Da öffnete ihm die Stadt alsogleich ihre Thore; der Bischof von Basel hingegen rief ganz erschrocken: „Jetzt

sitz fest auf deinem Thron, lieber Herr Gott, sonst kommt der Rudolf auch noch dahinauf!" Doch Rudolf vertrug sich schnell mit seinen Feinden und fuhr dann gen Aachen zur Krönung. Als er nun dort (am 31. Oktober 1273) gekrönt worden war und den Fürsten die Reichslehen verleihen wollte, fehlte das Scepter dazu. Da nahm Rudolf statt dessen ein Kruzifix und sprach: „In diesem Zeichen ist die ganze Welt erlöset worden; das ist das beste Scepter." So belehnte er die Fürsten mit dem Kreuz statt mit dem Scepter; dies gefiel Allen gar wohl.

Nachdem nun Rudolf von Habsburg König der Deutschen geworden war, hielt er es fürs Allerbeste, daß das Vaterland wieder innerlich stark werde durch Ordnung und Recht, und gab lieber all' die stolzen Gedanken auf, daß das deutsche Kaiserthum die ganze Welt beherrschen solle. Dies war klug gethan und auch der Wille der deutschen Nation (durch die Fürsten); nie hatte ja Deutschland ein Heil davon, seine besten Kräfte im Ausland zu vergeuden. Darum bestätigte Rudolf dem Papst alle Länder und Rechte desselben, und vermied es, nach Welschland zu ziehn. „Das ist," so sprach er, „des Löwen Höhle; viele Fußtritte führen hinein, aber keiner wieder heraus." So überließ er Welschland sich selbst. Seit der Zeit haben die deutschen Könige den hohen Begriff des früheren Kaiserthums nie mehr im alten Glanz verwirklichen können, gleichwohl aber den Titel römischer Kaiser beibehalten. Hingegen konnten sich nun die Kräfte der deutschen Nation um so tüchtiger in Deutschland selbst entwickeln.

Rudolf nahm sich redlich des deutschen Volkes an und bracht' es dahin, daß Jedem endlich wieder sein Recht, und daß der heilige Friede, durch welchen alles Gute gedeiht, auf der deutschen Erde wieder einheimisch wurde. Als Anwalt aller Bedrängten, als Vollstrecker der Gerechtigkeit, zog er im Vaterland umher. Da half den adligen Räubern, welche die schlichten Bürger niederwarfen und plünderten, weder Stammbaum noch Wappenschild; Rudolf ließ sie, wie andre gemeine Schurken, ohne Umstände aufknüpfen und zerstörte ihre Burgen. Dafür hatte ihn aber auch das Volk so lieb wie einen leiblichen Vater, und nannte ihn das „lebendige Gesetz". Auch gefiel dem Volke Rudolfs schlichtes Wesen, denn er lebte grade so wie ein Mann mitten aus dem Volk, flickte sich gar oft sein graues Röcklein selbst und aß im Krieg Rüben vom Feld; eitel Schein galt vor ihm nichts, auch mocht' er nichts Fremdes um sich leiden, weder in Sprache noch in Sitten. Gesetze und Urkunden ließ er deutsch niederschreiben; das allein verstand er und wollt' es von allen Deutschen verstanden wissen. In gleichem Maße, wie er für Frieden und Recht sorgte, trachtete er auch, die Reichsgüter wieder zusammenzubringen, kurz: auf alle Weise Deutschland innerlich stark zu machen.

Bei diesem Streben hatte er gar manche Fürsten und edle Herren gegen sich, welche sich aus Stolz oder Eigennutz seiner strengen Gerechtigkeit

nicht fügen wollten. So war ihm Herzog Heinrich von Niederbaiern bald heimlich, bald offen mißgünstig; so auch im Schwabenland mehrere Grafen, besonders die beiden von Würtemberg, Ulrich und Eberhard, und der Markgraf von Baden. Doch Rudolf, der tüchtige alte Kriegsmann, trieb sie meistentheils zu Paaren.

Sein mächtigster Gegner war Ottokar von Böhmen, Herr des ganzen östlichen Deutschlands, als gewaltiger Held weit und breit, zumal im Preußenland berühmt, königlich von Geist, strotzend von Kraft, reich an großen Gaben; wiewohl eine Slave von Geburt, dennoch ein Förderer deutscher Bildung; der Großen Feind, der Niedrigen Freund, der Liebling der Frauen und des Glücks; aber durch Glück und Gewalt verwöhnt, auch zum Uebermuth und zur Ungerechtigkeit geneigt. So hatte er seine Gemahlin Margaretha, Friedrichs des Streitbaren von Oesterreich Schwester, weiland König Heinrichs Wittwe, durch deren Heirath er Oesterreich an sich gebracht, verstoßen, und eine schöne üppige Polin, Kunigunde, statt ihrer zur Hausfrau genommen; so hatte er auf falschen Verdacht hin mehrere Edle Oesterreichs und der Steiermark wider alles Recht behandelt und manche getödtet. So spottete er auch, im Gefühl seiner Kraft und Macht, und aus Grimm, daß ihm selber die deutsche Krone entgangen war, über den König Rudolf, als über einen armen Grafen, welcher einst unter seinen Fahnen gegen die heidnischen Preußen gefochten habe. Vergebens lud ihn Rudolf auf zwei Reichstage, nach Nürnberg und Würzburg, zur Belehnung; Ottokar kam nicht und wollte Rudolf nicht als König anerkennen; „die Wahl Rudolfs sei ungültig," sprach er, „weil Böhmen dabei keine Stimme gehabt." Nun ward die Reichsacht über ihn verhängt; gleichwohl ließ ihn Rudolf noch einmal gütlich ermahnen, daß er sich unterwerfe. Stolz wies Ottokar dessen Gesandten, den Burggrafen von Nürnberg, von sich; er wollte Böhmen und die österreichischen Lande unabhängig als ein eigenes Reich für sich behaupten, und verließ sich dabei auf den Beistand des Herzogs Heinrich von Baiern. Da zögerte Rudolf nicht länger, dem königlichen Ansehn mit gewaffneter Macht Achtung zu schaffen, und wie Herzog Heinrich dies merkte, versöhnte er sich eilig mit ihm. Der kluge Rudolf suchte nun seine Macht durch Familienbande zu verstärken, und gab deshalb Otto, dem Sohn des Baiernherzogs, seine Tochter Katharina zur Hausfrau, so wie er seinen Sohn Albrecht mit Elisabeth, der Tochter des mächtigen Grafen Meinhard von Tyrol vermählte. Ottokar erwartete indessen in Böhmen Rudolfs Angriff. Aber dieser zog nach Oesterreich und zwar geradesweges auf die Stadt Wien zu, welche Ottokar mit vielen Gnaden reich begabt hatte; zu gleicher Zeit brach Meinhard in Steiermark und Kärnthen ein. Lang' widerstand Wien, dem Böhmerkönig getreu, Rudolfs Angriffen; bis endlich Ottokar herbeikam, um sich mit seinem Gegner zu messen; doch mit Schrecken erkannte er jetzt, wie groß Rudolfs Macht, die er im Uebermuth

für allzugering geachtet hatte, in kurzer Zeit herangewachsen war, und beschloß, sich dem König der Deutschen zu unterwerfen. Dies geschah am 25. November 1276, im Lager Rudolfs, auf einer Haide an der Donau.

Rudolf von Habsburg und Ottokar von Böhmen.

Da verzichtete Ottokar, so hart es ihm auch ankam, auf die Länder Oesterreich, Kärnthen, Krain, Steiermark, auf die windische Mark und Portenau, und schwur dem deutschen König Lehnstreue für den Besitz von Böhmen und Mähren, welcher ihm blieb; zur Befestigung der Versöhnung sollte Ottokars Sohn Rudolfs Tochter, und Rudolfs Sohn eine Tochter Ottokars heirathen. Als der Friede so bestellt worden, ritt Ottokar, voll Grolls, von

dannen, doch säumte er vor Scham lange, nach Prag zu kommen. Beides, Groll und Scham, reizte ihm seine stolze Gemahlin Kunigunde, wie sein böser Geist, durch höhnende Worte noch aufs Aeußerste. „Bist du ein Mann," sprach sie zu ihm, „daß du so herrliche Länder ohne Schwertstreich dem schwäbischen Grafen dahingabst? Sprich: wozu führtest du all' deine Helden hin? wozu standen sie um dich? Oh, — um deine Schande zu seh'n! Ich bin nur ein Weib; doch hättest du meinen Sinn gehabt, dann läge Rudolf gefangen oder todt vor dir! Aber was nützen jetzt alle Worte? Hin ist hin!" Da funkelten dem Ottokar die Augen von Wuth und er rief: „Sei's mein Verderben, und hätt' ich tausend Eide geschworen, — Krieg! Krieg mit Rudolf!" Alsobald schickte er ihm Absagebriefe, und führte zahlloses Volk gegen ihn auf das Marchfeld, nicht sehr weit von Wien, jenseits der Donau. Am 26. August 1278 kam's dort zur Entscheidung. Lang' schwankte das Glück des Kampfes, Rudolf selbst kam in Lebensgefahr. Endlich wurden die Böhmen zur Flucht gedrängt. Da rief Ottokar die Nachhut herbei, welche er dem Milota übergeben hatte, einem Manne, dessen Bruder er hatte hinrichten lassen. Rachefreudig ritt jener jetzt mit den Seinigen fort und verließ Ottokarn im entscheidenden Augenblick. Nun mußte Ottokar, so heldenhaft er auch gefochten, fliehen, und ward auf der Flucht meuchlerisch (wie es heißt: aus Blutrache) erschlagen. Von Blut und Staub entstellt, vom Troß entkleidet und geplündert, fand Rudolf die Leiche seines königlichen Feindes und stand tief erschüttert, mit Thränen in den Augen, vor ihr, indem er an die Wandelbarkeit des Glückes, an die Nichtigkeit aller irdischen Größe, und an das Walten einer höheren Vergeltung dachte; denn vor zehn Jahren hatte Ottokar den König Karl von Neapel aufgefordert, Konradin und dessen Freund Friedrich nicht am Leben zu lassen, damit ihm der Besitz von Oesterreich und Steiermark verbliebe. Denkt an Gott, ihr Fürsten, der keine eurer Thaten ins Buch des Gerichts einzuschreiben vergißt!

Nach Kriegsbrauch blieb Rudolf drei Tage lang auf dem Schlachtfelde, auf daß ihm Niemand den Sieg bestritte. Dann zog er nach Mähren und nach Böhmen. Aber Ottokars Neffe, der Markgraf Otto von Brandenburg, nahm sich seines Mündels, des jungen Königssohnes Wenzeslav, an, so daß Rudolf demselben Böhmen und Mähren ließ und ihm seine Tochter verlobte; auch mit dem Herzog Heinrich von Niederbaiern, welcher sich abermals mit Ottokar verbündet hatte, versöhnte er sich. Kärnthen verlieh er dem Grafen Meinhard von Tyrol. Aber die Länder Oesterreich, Steiermark, Krain und die windische Mark brachte Rudolf (1282) an sein Geschlecht, mit Bewilligung der Kurfürsten, welche ihm dazu ihre „Willebriefe" gaben. So wurde sein Sohn Albrecht (1283) durch den Besitz der österreichischen Länder Reichsfürst, und das habsburgische Geschlecht besaß nun in Oesterreich eine stattliche Hausmacht. Die Befestigung

Rudolf vor der Leiche Ottokars.

und Vergrößerung derselben lag dem König Rudolf sehr am Herzen und bei allen Sorgen um die Wohlfahrt des Reichs vergaß er doch nie den Vortheil seiner Familie. So übergab er seinem zweiten Sohn, Rudolf, die Verwaltung der habsburgischen Herrschaften und Vogteien in Schwaben und der Schweiz, und für seinen dritten Sohn, Hartmann, den er besonders liebte, wollte er das arelatische Reich wieder herstellen; doch zu des Vaters großem Leid ertrank der Jüngling im Rhein. Dies Streben Rudolfs nach Vergrößerung der Hausmacht vererbte sich nachher auf seine Söhne

und Enkel und wurde der Kern ihrer Politik, welche sie unerschütterlich Jahrhunderte lang festgehalten haben.

Nachdem die neue Ordnung in Oesterreich eingerichtet worden war, wandte sich Rudolf gen Schwaben. Dort war viel Unfrieden durch den streitbaren Grafen Eberhard von Würtemberg, welcher sich selbst „Gottes Freund und aller Welt Feind" nannte. Dieser und mit ihm noch viele andre Grafen hatten sich bei dem Untergang der Hohenstaufen auf ihren Gebieten die herzoglichen Rechte und Güter angeeignet; aber damit nicht zufrieden, wollten sie jene Rechte auch über die übrigen Stände Schwabens, zumal die Städte und freien Bauerschaften, ausdehnen, welche nach dem Erlöschen des Herzogthums nun, gesondert, unmittelbar zum Reich gehörten und nicht Lust hatten, diese Reichsunmittelbarkeit an neue Landesherren zu verlieren. Mit tapfrer Hand nahm sich Rudolf ihrer gegen die herrschsüchtigen Grafen an und brachte es (1287) dahin, daß auch in Schwaben jedem Stand sein Recht ward, also daß zwar jene mächtigen Grafen und Freiherren, auch Bischöfe und Prälaten, ihre Gebiete als Landesherren behielten, daß hingegen auch der niedre Adel, so wie die Klöster, Städte und Bauerschaften nun unterm besondern Schutze des Reiches standen, zu welchem sie unmittelbar gehörten, und dies eigentliche Reichsland wurde durch besondre königliche Vögte verwaltet. So war Rudolf treu besorgt, Recht und Ordnung festzustellen, durch Klugheit, wie durch Schwertsgewalt.

Zu diesem Zweck kam er auch nach Thüringen, welches die Schlechtigkeit seines Fürsten gar bitter büßen mußte. Dort herrschte nämlich Landgraf Albrecht, mit dem Beinamen des „Entarteten"; dieser hatte Margarethen, weiland Kaiser Friedrichs II. Tochter, zur Hausfrau, war aber von sündiger Liebe zu ihrem Edelfräulein Kunigunde so bethört, daß er jene ermorden lassen wollte. Da entfloh die Landgräfin bei Nacht von der Wartburg und küßte zuvor ihre zwei Söhne, und biß den älteren, Friedrich, im heftigen Schmerz der Mutterliebe in die Wange, wovon er den Beinamen „mit der gebissenen Wange" behielt. Drauf irrte die arme Kaiserstochter verlassen umher, bis ihr in Frankfurt am Main (1270) vor Gram das Herz brach. Als nun ihre beiden Söhne herangewachsen waren, hielten sie ihrem Vater das Unrecht, das er an ihrer Mutter verübt hatte, ernstlich vor. Der Landgraf hingegen wollte ihnen ihr Erbe rauben und es dem Apitz, seinem Bastard von Kunigunden, geben. Darüber entstand ein furchtbarer Krieg, bis daß (1289) König Rudolf kam und die Söhne mit ihrem Vater versöhnte. Damals ließ Rudolf auch neunundzwanzig adlige Räuber hinrichten und brach wohl siebenzig Raubschlösser in Thüringen.

Zur selben Zeit nahm im deutschen Norden, um welchen sich Rudolf weniger bekümmern konnte, die Macht des Bürgerthums einen großen Aufschwung. Mächtig gedieh aus jenem Anfang von 1241 die deutsche Hansa; der Gedanke an die Freiheit festigte die Kraft jener Verbindung und machte

die schlichten Bürger zu Helden. So nahmen sie's (1246—1247), von Alexander von Soltwedel aus Lübeck angeführt, mit der ganzen Macht Dänemarks auf und zwar mit Glück, — erwarben nach und nach in England, Dänemark, Flandern, Pommern und Livland Handels- und Zollfreiheiten und nahmen immer mehr Städte in ihren Bund auf. Als nun im Jahre 1284 der König Erich von Norwegen den deutschen Seestädten großen Schaden an Schifffahrt und Handel that, zwangen ihn sieben Städte, an deren Spitze Lübeck stand, daß er Frieden schloß, ihnen ihre Schiffe zurückgab, 6000 Mark Entschädigung zahlte und ihre Handelsfreiheiten bestätigte. Von da an traten immer mehr Städte der Hansa bei und ihre Macht wuchs stattlich heran. — Der deutsche Ritterorden dehnte sich damals, mit Rudolfs Bestätigung, auch über Livland aus.

Indessen bedachte Rudolf die Nähe seines Endes und wollte noch zuvor seinem löblichen Walten auch eine längere Dauer verschaffen. Also richtete er auf einem großen Reichstag zu Speier die Satzungen des Landfriedens dergestalt auf: Jede ungerechte Fehde war verboten, und Jeder, der um sein Recht zu klagen hatte, sollte die Klage vorm ordentlichen Richter anbringen, aber auch die Gerichte sollten wohl richten. Wer jedoch vor denselben sein Recht nicht finden konnte, dem sollte das Fehderecht bleiben, nämlich so, daß er seinem Widersacher die Fehde drei Tage vorher ehrlich ansagen mußte, sonst soll' er ehrlos und rechtlos sein. Wenn der Landfriede gebrochen ward, sollte jeder Nachbar zu Hülfe eilen; wer ihn brach, fiel in seines Bischofs Bann und in des Königs Acht. Auch durfte Niemand neue Zölle und Geleite machen, bei Strafe von Acht und Bann; Niemand eine Burg anlegen, außer auf seinem eigenen Gebiet.

Nachdem Rudolf diese Satzungen bestellt, hatte er auf Erden nur noch den Wunsch, daß sein Sohn, Herzog Albrecht von Oesterreich, sein Nachfolger auf dem Throne würde. Diesen Wunsch erreichte er jedoch nicht; denn Albrecht war in allen löblichen Dingen als das Widerspiel seines Vaters bekannt, finster und abschreckend von Ansehn und Gemüth, herrschsüchtig und gewaltthätig. So hatte er sich in seinem Land Oesterreich kund gegeben. Dort verachtete er trotzig die Freiheiten und Rechte der Reichsstadt Wien, welche selbst sein Vater noch bestätigt hatte, und trat alles Einheimische so frech mit Füßen, daß die Wiener Bürger (1288) einen Aufstand gegen ihn erhoben; er floh vor ihnen aus der Stadt in das Schloß auf dem nahen Kalenberg über der Donau. Von dort aus umgarnte er die Stadt und bedrängte die Bürgerschaft aufs Aeußerste, so daß sie mit ihm unterhandeln mußte. Als aber die Wiener zu ihm auf den Kalenberg kamen, um die Bestätigung ihrer Freiheitsbriefe zu erhalten, zerriß er diese. So ward Wien aus einer freien Reichsstadt nun eine bloße Landstadt und seine Residenz. Weil sich nun Niemand von Albrecht zu Gutem versah, wiesen die Kurfürsten (1291) das Ansinnen Rudolfs, ihn zu seinem Nach-

folger zu wählen, standhaft zurück. Das betrübte den alten König bitterlich und der Kummer beschleunigte seinen Tod. Als er die Nähe desselben fühlte, machte er sich von Straßburg auf und wollte nach Speier reiten, wo die Kaiser begraben lagen, zu seinem eignen Grab. Er erreichte jedoch Speier nicht lebendig, sondern starb zu Germersheim am 30. September 1291, drei und siebenzig Jahre alt. Noch lange hat das Volk sein Andenken bewahrt, und mit Recht, weil er der Mann des Volkes gewesen ist.

2.

Alle Schuld rächt sich auf Erden.
Göthe.

Obgleich seinem Sohne, dem Herzog Albrecht von Oesterreich, nur sehr Wenige hold waren, so hoffte dieser doch die deutsche Krone zu erlangen. Damals war Gerhard von Eppenstein Erzbischof zu Mainz; dieser haßte den Herzog Albrecht und brachte es dahin, daß die übrigen Kurfürsten ihre sämmtlichen Stimmen auf ihn übertrugen, also, daß sie jenen als König anerkennen wollten, welchen Gerhard wählen würde. Hierauf ernannte nun Gerhard seinen Vetter, den Grafen Adolf von Nassau, welcher ein tapferer Herr und aus einem edlen Geschlecht, aber nur gering begütert, und noch dazu ein Lehnsmann des Kurfürsten von Trier und des Pfalzgrafen bei Rhein war. Doch gerade Adolfs geringe Hausmacht gefiel den Fürsten, weil sie nun nicht zu besorgen hatten, daß ihnen der neue König je allzugefährlich würde.

Adolf von Nassau war aber nicht der Mann, um in jener drangvollen Zeit, da nach Rudolfs Tode Deutschland gegen Aufgang und Niedergang wieder in vollen Fehden stand, dem Vaterlande Heil zu bringen. Wohl mochte er dazu guten Willen haben; aber leider dachte er auch an seinen eignen Vortheil, und leider drängten ihn die Verhältnisse immer weiter auf einer Bahn, wo er seinem Verderben nicht entgehen konnte. Gleich von Anfang opferte er den eigennützigen Kurfürsten gar wichtige Reichsrechte auf und jagte dann dem Geldgewinn nach, um nur aus der leidigen Noth zu kommen.

Um Geld zu gewinnen, hatte Adolf mit dem König Eduard von England ein Bündniß geschlossen gegen König Philipp den Schönen von Frankreich, welcher an der westlichen Grenze Deutschlands gar viele Reichsgebiete an sich gezogen; Adolf versprach dem König von England, für die Summe von 100,000 Mark Silber Kriegsvolk gegen Frankreich zu stellen. Aber Frankreich hatte vor Adolf gute Ruh'; Adolf rührte sich nicht, behielt jedoch das englische Geld. Eine andere große Summe ließ er sich von Matthäus

Visconti dafür zahlen, daß er diesen zum Reichsstatthalter in Mailand und mehreren andern lombardischen Städten ernannte. Für dies Geld wollte sich Adolf ein schönes Stück deutschen Landes kaufen, um seine Hausmacht zu mehren. Zur selben Zeit war nämlich in Thüringen der unselige Zwist zwischen dem ungerechten Landgrafen Albrecht und dessen zwei Söhnen, Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann, wieder ausgebrochen, und Landgraf Albrecht, über das Glück seiner zwei ehelichen Söhne erbos't, wollte lieber Meißen und Thüringen (das letztere mit lebenslänglicher Nutznießung für sich) für 12,000 Mark an König Adolf verkaufen, als daß er's seinen Söhnen gegönnt hätte. Und leider ging König Adolf diesen unehrlichen Handel ein und gab dem Landgrafen das welsche Geld. Aber ein Unrecht gebiert stets das andre. Als nämlich die zwei jungen Fürsten ihren Besitz tapfer vertheidigten, brach Adolf (1294) mit wüstem Kriegsvolk, welches er aus Strolchen und schlechtem Gesindel aufgelesen und besoldet hatte, ins Thüringerland ein. So entzündete er dort den Bürgerkrieg, da es doch seine Königspflicht gewesen wäre, mit aller Macht den Frieden herzustellen; und seine Kriegsleute verübten dort Gräuel, wie sie von den wilden Mongolen kaum erhört gewesen waren. Aber mit unerschütterlicher Treue wehrten sich die meisten Städte für ihre rechtmäßigen Fürsten. Gleichwohl gelang es dem Adolf endlich (1294 und 1295), das Osterland und die feste Stadt Freiberg zu bezwingen; da ließ er vierzig Männer, welche sich am tapfersten vertheidigt hatten, hinrichten, wiewohl er sein Königswort gegeben hatte, sie zu verschonen.

Während nun Adolf dem Unrecht nachging, ging das Unrecht getreulich auch ihm nach. Der stolze Gerhard von Mainz, welcher seinen Vetter bloß als ein Werkzeug zur Vergrößerung seiner eigenen Macht erhöht hatte, erkannte allmälig mit großem Mißvergnügen dessen Streben nach Selbstständigkeit. Indessen hatte auch Albrecht von Oesterreich, wiewohl er dem König (1292) zu Oppenheim gehuldigt, seinen Groll gegen diesen nur verheimlicht, aber nicht aufgegeben, und seine eigne Macht sowohl durch offne Gewalt, als auch durch Bündnisse eifrig gemehrt; so begierig war er der deutschen Krone, daß er schon nach seines Vaters Rudolf Tod gedacht, sie könne ihm nicht entgehen, und damals in Hanau voller Zuversicht auf die Kunde seiner Erwählung geharret hatte. Da nun Adolf durch sein schlimmes Benehmen die öffentliche Meinung von sich abwendete, reichten sich Gerhard von Mainz und Albrecht zu Adolfs Sturz die Hände und gewannen auch die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, so wie den König Wenzeslav II. von Böhmen, Albrechts Schwager. Albrecht ließ es hierbei an Versprechungen nicht fehlen, die er freilich nicht zu halten dachte. Hierauf zog er (1298) zu offnem Trotz mit einem stattlichen Heere an den Rhein. Die drei Kurfürsten von Mainz, Sachsen und Brandenburg aber traten in Mainz zusammen und luden den König vor Gericht, zur Rechtfer-

tigung über sein schlechtes Walten und über allerlei Verbrechen, deren sie ihn bezüchtigten. Und als er auf die dritte Ladung nicht kam, setzten sie ihn feierlich ab und erwählten Albrecht von Oesterreich zum König, — wiewohl wider Brauch und Recht, weil die andern Kurfürsten dabei fehlten; auch logen sie frech vor aller Welt: der Papst hätte ihnen dazu Vollmacht gegeben! Bald darauf (am 2. Juni 1298) trafen Adolf und Albrecht auf dem Hasenbühel bei Gellheim (nicht weit von Worms) zum Entscheidungs-

Albrecht und Adolf.

kampf auf einander. In königlicher Waffenpracht (während Albrecht unter fremdem Wappen unkenntlich war) sprengte Adolf in die feindlichen Schlachthaufen und focht ritterlich um seine Krone. Vom Rosse stürzend verlor er seinen Helm, schwang sich auf ein frisches Roß, ward Albrechts gewahr und sprengte ohne Helm gegen ihn heran. Schwer verwundet sank er wieder zur Erde und ward unter Albrechts Augen niedergestoßen, Manche sagen sogar: von Albrechts eigner Hand. Sein Tod gab Albrecht den Sieg und die Krone, und sein tragischer Ausgang versöhnte mit manchem Unrecht, zu dem er sich als König durch den Drang der Verhältnisse hatte hinreißen lassen.

Um nun, nach der Gewalt, auch den Schein des Rechtes für sich zu gewinnen, stellte der kluge Albrecht die Krone einer neuen Wahl anheim. Und wirklich wurde er nun einhellig zum deutschen König gewählt und am 25. August 1298 zu Aachen gekrönt. Um diesen Zweck zu erreichen, hatte er dem König von Böhmen große Vorrechte (zum Nachtheil der Krone) eingeräumt und nicht minder große den drei geistlichen Kurfürsten, besonders dem von Mainz, so daß dieser beinahe ein völlig unabhängiger Fürst geworden war.

Als aber Albrecht seinen Zweck erreicht hatte, wollte er den Kurfürsten jene Vorrechte, die seine eigene Macht beeinträchtigten, wieder entreißen; denn er strebte mit aller Macht: unumschränkter Herr zu sein; sein Wille galt ihm mehr als alles Recht und Gesetz; sein Stolz war: gefürchtet zu sein, der schlechteste und einfältigste Grundsatz für Herrscher! — denn Furcht erweckt Haß. Doch im Anfang verbarg Albrecht seine finstern Pläne, weil er den Papst Bonifacius VIII. gegen sich hatte, einen kühnen Mann, welcher die Weltherrschaft des Papstthums zu erneuern suchte. Dieser wollte Albrecht nicht als König anerkennen. Auf einem Throne sitzend, das Haupt mit einer Krone geschmückt, die Lenden mit einem Schwert umgürtet, sprach Papst Bonifacius VIII. zu Albrechts Gesandten, als sie ihn um die Bestätigung der Wahl baten: „Albrecht ist des Reichs unwürdig, denn als Verräther erschlug er seinen Herrn. Auch ist er durch seine Hausfrau (Konradins Stiefschwester) mit dem verfluchten Geschlechte der Hohenstaufen gesippt. Nichts von ihm! Ich selbst bin Kaiser.“ Als Albrecht dies hörte, rief er ergrimmt: „Was kümmert mich der Papst? Nicht auf seinem Belieben, sondern auf der Wahl durch die Fürsten ruht mein Recht als König und Kaiser!“ Und alsogleich schloß er sich an den König Philipp von Frankreich, des Papstes erbitterten Feind, und befestigte diesen Bund durch die Vermählung seines Sohnes Rudolf mit Philipps Tochter Blanka. Zugleich strebte er auch die Macht seines Hauses zu vergrößern, um dann den deutschen Fürsten mit um so größerer Kraft gegenüber treten und ihre Ansprüche zernichten zu können. So wollte er seinen Sohn Rudolf zum König von Arelat und zum römischen König machen. Da widersprachen ihm die

Kurfürsten, bang vor Habsburgs wachsender Macht, aufs heftigste; besonders Gerhard von Mainz. Nun wollte Albrecht, welcher die Vergrößerung seiner Hausmacht unverrückt im Auge hielt, Holland und Seeland als heimgefallene Reichslehen an sich ziehen, und zwar gegen die Gesetze jener Landschaften, wonach dieselben der weiblichen Linie der Grafen zufielen. Doch der Graf Johann von Avesnes leistete ihm Widerstand, und Graf Reinhold von Geldern, an welchem Albrecht treulos gehandelt hatte, wollte denselben sogar ermorden. Mit genauer Noth entrann Albrecht und mußte endlich den Johann von Avesnes doch mit Holland belehnen.

Indessen vermochte Albrecht, stolzen Gemüths wie er war, seine Pläne gegen die deutschen Fürsten nicht länger zu verbergen. Als Gerhard von Mainz dies merkte, wollte er ihm ein Gleiches thun, wie weiland dem König Adolf, und sprach einst drohend auf der Jagd: „Hier aus meinem Hifthorn kann ich noch mehr Kaiser herausblasen!" Doch Albrecht trat jetzt nur um so kühner auf und forderte von den rheinischen Kurfürsten die Rheinzölle zurück, welche er ihnen, um die Krone zu erlangen, versprochen und nach seiner Krönung auch eingeräumt hatte. Durch die Zurückforderung derselben brachte er alle rheinischen Städte, deren Handel durch jene Zölle arg gehemmt wurde, auf seine Seite, und um diese ihre Zuneigung zu erhalten und zu befestigen, stellte er sich an, als wolle er nicht aus Eigennutz, sondern lediglich zum Schutz der Städte, des niedern Adels und überhaupt Aller, welche von den Fürsten bedrückt wurden, den Kampf gegen diese Letzteren erheben. Doch die erbitterten Kurfürsten luden ihn vor das Gericht des Pfalzgrafen, und wollten die Rechtmäßigkeit seiner Wahl nochmals untersuchen, als plötzlich der Papst also Einspruch that: „Vor meinen Stuhl gehören die Prüfung des Königs und das Gericht über ihn"; und er lud Albrecht binnen sechs Monaten vor sich.

Albrecht, der Mann der Gewalt, griff rasch zum Schwert; Kampf sollte entscheiden. Da schaarten sich die Bürger und der niedre Adel vom Rhein freudig unter seinen Fahnen zum Kampf gegen ihre Unterdrücker, und bald mußten sich deren feste Burgen am Rhein und die Städte des Pfalzgrafen und der Kurfürsten von Köln und Trier ergeben; Schifffahrt, Handel und Wandel wurden frei, und die trotzigen Fürsten mußten sich (1302) mit verbissenem Grimm unterwerfen. Zur selben Zeit bedrängte der gewaltige König Philipp von Frankreich den Papst Bonifacius VIII. so hart, daß dieser beschloß, sich mit Albrecht zu versöhnen und ihn als König anzuerkennen; nachdem er dies gethan, forderte er jenen zum Schutz der Kirche gegen Philipp von Frankreich auf. Jetzt änderte auch Albrecht plötzlich sein Benehmen gegen den Papst; er demüthigte sich vor diesem und opferte der römischen Kirche fast alle, sowohl wirklichen, als vermeintlichen Rechte, welche das Kaiserthum bisher gegen dieselbe in Anspruch genommen hatte. Dies that Albrecht, um den Papst zu bewegen, daß derselbe dem Hause Habs-

burg das deutsche Reich als erblich zusprechen möchte. Doch ein unerwarteter Gewaltstreich vereitelte Albrechts Hoffnung; Bonifacius VIII. wurde nämlich durch seinen Todfeind, den Kardinal Colonna, überfallen, schmählich mißhandelt und starb (1303), ungebeugt an Willenskraft, für die Idee der geistlichen Weltherrschaft, welche sein ganzes Leben beseelt hatte. Seine Nachfolger in der höchsten geistlichen Würde aber standen unter französischem Einfluß und verlegten sogar den Hofsitz von Rom nach Avignon.

Zur selben Zeit lag Albrecht in Fehde gegen seinen Schwager, den König Wenzeslav von Böhmen, dem er viel versprochen und wenig gehalten hatte, so daß ihm Wenzeslav tief grollte und sich mit seinen Feinden verbündete. Doch dies war nicht der einzige Grund des Kriegs. Vielmehr war der ländersüchtige Albrecht darüber tief erbittert, daß Wenzeslavs junger Sohn, gleichen Namens, von einer Partei in Ungarn zum König dieses Landes erwählt worden war. „Wie?" dachte Albrecht, „soll Ottokars Geschlecht sich neben Habsburg mächtig ausbreiten, ja, es vielleicht noch gar überflügeln? Nimmermehr!" Da nun eine andere Partei in Ungarn den Prinzen Karl Robert von Neapel (Albrechts Neffen) zum König haben wollte, so ergriff Albrecht diese Gelegenheit, unterstützte Karl Robert, gebot dem König von Böhmen, von Ungarn abzulassen, sprach, als es dieser nicht that, (1304) die Reichsacht über ihn aus und fiel in Böhmen ein. Wenzeslav starb indessen schon 1305 und sein junger Sohn, Wenzeslav III., that auf die Krone Ungarns Verzicht. Schon im nächsten Jahre ward er in Olmütz ermordet und mit ihm erlosch Ottokars Mannesstamm. Da zog Albrecht das Land Böhmen als verfallenes Reichslehen heim, um es seinem Sohne Rudolf zu übergeben; und da die böhmischen Stände ihr Wahlrecht behaupteten, so brachte er's durch List und Gewalt dahin, daß Rudolf, ungeachtet großen Widerspruchs, doch zum König erwählt wurde. Damals wollte Albrecht auch Meißen und Thüringen erwerben, indem er zum Vorwand nahm: „König Adolf habe diese Lande nicht für sich, sondern fürs Reich erworben." Um jedoch den Schein der Unparteilichkeit zu haben, lud er Alle, welche um den Besitz derselben stritten, (1306) zur Entscheidung vor sich gen Fulda. Da nun die zwei Brüder, Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann, nicht dahin kamen, so that Albrecht sie in die Reichsacht und führte viel Kriegsvolk aus Schwaben und vom Rhein nach Thüringen; das ward jedoch (1307) bei Lucka (im Altenburgschen) so tüchtig geschlagen, daß in Thüringen das Sprichwort aufkam: „Ja, dir wirds glücken, wie den Schwaben bei Lücken." — Das war im Mai. Bald darauf (im Juli 1307) starb Albrechts Sohn, König Rudolf von Böhmen. Dieser hatte sich, während der kurzen Zeit seiner Herrschaft in Böhmen, so verhaßt gemacht, daß die dortigen Stände keinen Habsburger mehr zum König haben wollten, und eilig dem Herzog Heinrich von Kärnthen die Krone gaben. Voll Grimm, daß Böhmen für sein

Geschlecht verloren sein sollte, zog Albrecht mit Kriegsschaaren dahin; doch konnte er mit all' seiner Heeresmacht gegen das Nationalgefühl der Böhmen nichts ausrichten.

So schlau Albrecht war, so mißkannte er doch die höher waltende Ursache des Mißgeschicks, welches alle seine Pläne, ungeachtet seiner großen Macht und Beharrlichkeit, zu Schanden machte, nämlich: daß Unrecht dem zum Fluch wird, der es begeht. Und das ist die Strafe der Tyrannen, daß der Dünkel ihres Eigennutzes ihren Verstand wie mit Blindheit schlägt. Sie rechnen bei einem Volke nur die Köpfe aus, und wie viel Schwerter sie brauchen, um solche zu kürzen, nicht den Geist des Volkes, welcher Schwerter von Miethlingen wie Strohhalme zerbricht, und während sie das Volk zu verderben trachten, rennen sie blind ihrem eignen Verderben entgegen. Erbittert und ganz erfüllt von Rachegedanken gegen Böhmen und Thüringen, ritt Albrecht gen Schwaben und in die Schweiz, wo er seine Stammherrschaften beträchtlich gemehrt, schöne Städte, Burgen und viel herrliches Land zu seinem Eigen gemacht, manche erledigte Vogteien über reichsfreie Kirchen und Klöster und fast alle Reichsvogteien an sein Haus gebracht hatte; nur die drei Thalschaften Uri, Schwyz und Unterwalden, welche er gerne mit seinen Herrschaften im Aargau als erbeigen vereinigt hätte, wehrten sich standhaft um ihre alte Freiheit und wollten dem Hause Oesterreich nicht unterthan werden. Im Trotz auf die Macht seines Kriegsvolks bereitete Albrecht ihrer Freiheit den Untergang. Doch schon stand die Rache hinter ihm selbst.

Er hatte seinen Neffen Johann, den einzigen Sohn seines 1289 verstorbenen Bruders Rudolf, mit sich genommen. Dieser Johann, damals neunzehnjährig, trug im Herzen schweren Groll gegen seinen Oheim, weil er von demselben seines Vaters Antheil am habsburgischen Erbgut nicht erhalten konnte; auf alle Bitten Johanns hatte Albrecht, welcher lieber seine eignen Söhne begünstigte, nichts als Ausflüchte, — ein Mal: „Johann wäre noch zu jung," und ein ander Mal: „er solle warten, bis Meißen erobert sei, das wollte er ihm dann geben." Da beschloß Herzog Johann, aufs Aeußerste gereizt, im Bund mit seinen Freunden Walther von Eschenbach, Rudolf von Palm, Rudolf von der Wart und Konrad von Tegerfeld, seinen ungerechten Oheim zu ermorden. Und als Albrecht am 1. Mai 1308 vom Stein zu Baden, wo er fröhlich getafelt hatte, gen Rheinfelden seiner Gattin entgegenritt, und bei Windisch an den Fluß Reuß kam, drängten sich die Verschworenen mit ihm in die Fähre, daß seine Getreuen zurückbleiben mußten. Wie nun Albrecht am andern Ufer der Reuß war, und zwischen den Verschworenen dahinritt, griff ihm sein Neffe Johann plötzlich in die Zügel des Rosses und schrie voll Wuth: „Hier nimm den Lohn des Unrechts!" dabei stieß er ihm den Speer in den Hals; Palm und Eschenbach gaben ihm den Rest; Rudolf von der Wart stand regungs-

los da, wie versteinert vor Grausen. Sterbend sank Albrecht vom Roß zur Erde; ein armes Weib, das unfern saß und die That gesehen hatte, eilte herzu und nahm ihn in die Arme, bis daß er verschied. Solchen Lohn hatte er jetzt für all' das Unrecht, das er sein Leben lang gethan, — den Leib von Wunden zerrissen, wie die Freiheitsbriefe Wiens einst von seiner Hand, — für all' die Ländersucht das engste Haus, den Sarg, — und keine Thräne des Mitleids vom Volk, ja vielmehr Freude, daß die Geißel zerbrochen war! Aus diesem Loos lernet, ihr Gewaltigen der Erde, das Recht höher achten, als eueren Eigenwillen!

Albrechts Mörder jagten voll Entsetzen über ihr Verbrechen nach allen vier Winden davon und Keiner hat den Andern je wieder gesehn. — Elisabeth, die Wittwe des Gemordeten, und besonders dessen Schwester Agnes, des Königs von Ungarn Wittwe, haben hierauf eine Blutrache geübt, die eben so grausam und sündhaft war, wie die That. Alle Burgen der Verschwornen wurden gebrochen, alle Verwandten und Diener derselben mit teuflischer Lust hingerichtet, kein unschuldiges Blut verschont. Rudolf von der Wart, welcher an Albrecht nicht selbst Hand gelegt hatte, wurde ergriffen und bei lebendigem Leibe mit gebrochnen Gliedern aufs Rad geflochten; in diesem Zustande lebte er noch drei Tage lang, und so lang blieb auch sein treues Weib am Hochgerichte, betete im unsäglichen Schmerz und scheuchte die Raben von ihrem geliebten Herrn. Die Königin Agnes aber rief, als sie einst das Blut von drei und sechzig schuldlosen Männern Palms fließen sah: „Nun bad' ich im Maienthau." Als endlich an tausend Unschuldige so der Blutrache geopfert worden waren, bauten die beiden Königswittwen, Elisabeth und Agnes, auf dem Feld, wo Albrecht gefallen war, das Kloster Königsfelden und begabten es reich mit Schätzen und milden Stiftungen. Aber ein alter Einsiedler, Berchtold Strobel, welcher vormals ein Kriegsmann König Rudolfs gewesen war, sprach einst zur Königin Agnes, als sie ihm zuwinkte, in die Kirche einzutreten: „Frau, das ist schlechter Gottesdienst, unschuldig Blut vergießen und aus dem Raube Klöster stiften." — So dachte auch das Volk. Volks Stimme — Gottes Stimme!

3.

„Wir wollen frei sein, wie die Väter waren!"
Schiller.

Wie viel Uebles die beiden Könige Adolf und Albrecht und so manche Fürsten des Reichs in schmutzigem Eigennutz und eitler Herrschsucht gethan, — um so heller leuchtet dagegen des Volkes Thun und Wesen, wo es die alte Freiheit noch unverkümmert besaß, zur Begeisterung aller edlen

Herzen, die an Menschenwürde glauben, und als Vorbild, — für alle Zeiten, weil des Volkes Rechte, als die allererſten, auch unveräußerlich ſind und nie verjähren können.

In den drei Thalſchaften der Schweiz, Uri, Schwyz und Unterwalden, welche die Waldſtätte hießen, lebten noch Menſchen von altem deutſchen Schrot und Korn, ein kernhaftes Hirtenvolk, den einfachen Sitten und den Tugenden der Väter getreu; in ihre einſamen Thäler, auf ihre ſonnigen Alpenhöhn war kein Verderbniß gedrungen. Während in den übrigen helvetiſchen Landen viele große Herren und Klöſter reich und gewaltig geworden waren, und auch manche Städte, wie Freiburg, Bern, Baſel und Zürich, durch Gemeinſinn und Ausbildung ihrer Verfaſſungen immer größere Bedeutung, durch Ausbreitung ihres Handels immer größeren Wohlſtand erlangt hatten, waren die frommen Männer in Uri, Schwyz und Unterwalden mit der alten Volksfreiheit zufrieden, vollauf glücklich in deren Beſitz, und ſtolz, dies theure Erbgut zu bewahren. In uralten Zeiten hatten alle Familien aus ſämmtlichen drei Waldſtätten nur eine einzige Lands-Gemeinde ausgemacht, und die Männer waren jedesmal, wenn's das Gemeinwohl galt, nach altem deutſchem Brauch, zur Berathung zuſammengekommen. Als dann in der Folge die Zahl des Volks in den Thälern ſo zugenommen hatte, daß die Männer aus ihren einſam gelegnen Höfen zogen, und in Dörfern beiſammen wohnten, da war jede von den drei Thalſchaften ein eigner Freiſtaat und für ſich ſelbſtſtändig geworden; doch vergaßen ſie dabei die alte Einheit nicht und hielten gegen jede Gewaltthat von Außen brüderlich zuſammen. Jede Lands-Gemeinde wählte ſich ſelber ihren Landammann und ihre Richter; das mußten freie unbeſcholtne Männer ſein. Durch dieſe regierte das Volk ſich ſelbſt und war dabei glücklich. Weil ſich aber die Waldſtätte zum deutſchen Reich bekannten, nämlich als deſſen unmittelbare Glieder, ſo hatten ſie einen Reichsvogt. Dieſer wohnte jedoch nicht bei ihnen, ſondern ſie beriefen ihn jedesmal, wenn in des Kaiſers Namen über Blutſchuld zu richten war, ins Land herein. Dies Amt hatten ſeit einiger Zeit die Grafen von Habsburg gut und ehrlich verwaltet.

Als nun König Rudolf geſtorben war, welcher den Waldſtätten gar lieb und werth geweſen, weil er ihre Freiheit hochgeehrt hatte, und wie ſie vernahmen, daß ſein Sohn Albrecht die Verwaltung der habsburgiſchen Erblande übernommen hatte, war ihnen ſehr bang vor dieſem, weil auch ſie Albrechts böſes Trachten kannten. Da traten ſie zuſammen und beſchworen (1291) ihren uralten Bund aufs Neue: keinen fremden Mann bei ſich als Richter aufzunehmen und ſich aus allen Kräften ſelber zu helfen. Hierauf hielten die Männer aus den drei Waldſtätten (wie auch alle Bürger und Bauern in den andern helvetiſchen Landen) treu zum König Adolf, weil dieſer ſie in ihrer Freiheit und in ihren Rechten beſchirmte. Als aber Adolf auf dem Haſenbühel bei Gellheim erſchlagen und Albrecht an

seiner Statt König geworden war, schickten die aus den Waldstätten zu Albrecht nach Straßburg mit Bitten um Bestätigung ihrer uralten Verfassung. Tückisch gab er ihnen zur Antwort: „Ich denke, euren Zustand nächstens zu verändern." Dieses Bescheids wurden sie nicht froh und gingen mit schweren Herzen heim. Um so froher waren dagegen die adligen Herren in der Schweiz, wie sie des Königs feindselige Gedanken gegen die freien Männer erkannten; sie zogen voll Uebermuths wider die Stadt Bern und dachten, durch ihre Uebermacht zu siegen. Doch die Berner Bürger rückten ihnen entgegen und schlugen (1298) die stolzen Ritter auf dem Donnerbühel, daß diesen die Hoffahrt verging. Nun ward jedem freien Manne das Herz leichter und der Muth höher gegen die Herrschsucht des Königs.

Dieser aber versuchte es mit List, die Waldstätte um ihre Freiheit zu bringen und seinem Hause unterthan zu machen. Er schickte an das Volk in den Waldstätten zwei Herren mit folgender Botschaft: „Seht wohl zu, ihr guten Männer im Waldgebirg, wie rings um euch her alles Land und alle Vogteien mein Eigen sind! Meine Macht ist so groß, daß ihr derselben nicht widerstehen könnt. Dennoch hab' ich nicht im Sinn, euch um irgend was zu kränken, weder um eure Heerden, noch was sonst euer ist; denn ich weiß wohl, daß ihr arm seid. Vielmehr will ich, als Enkel eurer getreuen Vögte, euch aus aufrichtiger Liebe und zu eurem eignen Nutz und Frommen, auf ewige Zeiten in meinen mächtigen Schutz aufnehmen. Ich weiß auch gar wohl, daß ihr tapfre Männer seid, und darum möchte ich euch gern zu Siegen und hohen Ehren führen, euch durch Beute reich machen und durch Ritterschaft und Lehen gar wohl erhöhn." Hierauf erwiederten die von Uri, Schwyz und Unterwalden: „Wir gedenken's noch gar wohl und werden's auch nie vergessen, was für ein guter Vogt uns König Rudolf gewesen ist; verlangen uns übrigens keinen andern Zustand des Gemeinwesens, als wie's unsern Vätern gut genug gewesen; so lieb ist's uns auch. Das mag uns der König als ein gerechter Herr bestätigen, wie's sein Vater gethan, und uns einen Reichsvogt senden, weil wir lediglich beim Reich bleiben wollen." Da dachte der König erzürnt: „Wohlan, ihr Bauern, so will ich euch das Reich dermaßen verleiden, daß ihr doch noch lieber dem Hause Habsburg unterthan werden müßt." Und er schickte ihnen den Hermann Geßler von Bruneck und den Beringer von Landenberg zu Reichsvögten. Beide waren habsburgische Dienstleute, gering an Gut, darum voll großer Habsucht, und hofften in den Waldstätten schöne Ernte für sich zu halten, und waren dabei roh und gewaltthätig, daß sie bald verhaßt wurden.

Doch eben darauf baute der schlaue Albrecht seinen Plan; denn er dachte: „Wenn das Volk in den Waldstätten durch der Reichsvögte Tyrannei erst zum offnen Aufstand getrieben worden ist, dann gibt es selbst mir den besten Vorwand, es mit Waffengewalt völlig zu unterdrücken, gleich-

wie mir's in Oesterreich gelang." Darnach trieben's auch die Vögte im frevelhaften Muthwillen aufs Alleräußerste. Wiewohl kein Reichsvogt bisher in den Waldstätten selbst hatte wohnen dürfen, so baute sich doch der Geßler in Uri einen Zwinghof, und der Landenberger saß in des Königs Schloß bei Sarnen in Unterwalden. Da schalteten und walteten sie, als willige Knechte, im Geist ihres Herrn gegen die freien Männer, zugleich als wären sie selber die Herren; verachteten die Freiheit, traten alles Recht mit Füßen und verhöhnten das biedre, treuherzige Volk. Wo sie einen geringen Anlaß oder Vorwand fanden, da ließen sie die freien Männer in finstre Kerker werfen oder gefangen gar aus dem Land führen, was bisher unerhört gewesen war. Auch legten sie schwere Zölle auf die Einfuhr und verboten die Ausfuhr. Die einheimischen Geschlechter, an denen das Volk mit Liebe hing, schimpften sie „Bauernadel", so daß die jüngeren Herren in denselben, von falscher Scham bethört, lieber Hof- und Herrendienst suchten. Endlich hingen die Vögte, im Uebermuth auf des Königs Wohlgefallen, daß sie ungestraft Alles thun dürften, ohne Scheu ihren bösen Gelüsten nach.

Mit großem Kummer sahen die freien Bauern dies arge Treiben; sie schickten zum König Albrecht und stellten ihm Alles bescheiden vor, empfingen aber weder Hilfe noch Trost. Weil nun kein Bedrängter mehr zu seinem Recht kommen konnte, so ward Jedem die Nothwehr zum letzten heiligen Recht. Und es geschah, daß der Landenberger dem Heinrich an der Halden, einem Mann aus dem Melchthal in Unterwalden, wegen geringer Ursach' ein schönes Joch Ochsen nahm, und sein Knecht, der es hinwegführte, höhnte noch gar den Beraubten also: „Will der Bauer Brot essen, so mag er selbst den Pflug ziehn;" da kam Arnold, Heinrichs Sohn, in so heftigen Zorn, daß er den Knecht schlug und ihm einen Finger brach; drauf entfloh er vor des Vogtes Zorn. Dieser aber ließ, weil ihm der Sohn entkommen war, statt dessen den Vater festnehmen und ohne Erbarmen ihm die Augen ausstechen. Zur selben Zeit saß auch auf der Schwanau im Lowerzer See ein böser Burgvogt; der nahm der Tochter eines Mannes von Art ihre fräuliche Ehre; dafür nahmen ihm ihre Brüder das Leben. So ging's auch dem Junker Wolfenschießen, welcher des Königs Burgvogt auf Roßberg war und der schönen Hausfrau des Konrad von Baumgarten in Alzellen nachstellte. Eines Tages, während ihr Mann draußen im Walde war, kam der Junker ins Haus und befahl der Frau, ihm ein Bad zu rüsten, und wollte ihr Ungebührliches anthun. Aber sie holte eilig ihren Eheherrn; der kam mit der Art herein, da der üppige Junker im Bade saß, und gesegnete ihm das Bad mit einem Hieb, daß ihm der Schädel entzwei sprang.

In dieser schlimmen Zeit fuhr Werner Stauffacher, ein Ehrenmann aus Schwyz, über den See zu einem Freund, den er im Lande Uri hatte; der hieß Walter Fürst und herbergte den flüchtigen Arnold aus dem Melchthal. Diese drei klagten einander über die Noth der Waldstätte und

rathschlagten über die Befreiung ihrer Landsleute. Und nachdem Jeder zuvor seine Freunde und Verwandten sorgsam erforscht hatte, kamen sie am Mittwoch vor Martinstag 1307 in stiller Nacht auf das „Grütli"; das ist eine einsame Wiese auf einer Höh am Waldstättersee, und nicht weit davon stoßen die Grenzen von Uri und Unterwalden zusammen. Jeder von jenen Dreien hatte zehn fromme Männer mit sich gebracht, und alle drei und dreißig reichten sich brüderlich die Hände darauf: daß Keiner in gemeinsamer Sache nach eignem Gutdünken handeln, sondern Alle treueigen für einander und für ihre Landsleute leben und sterben wollten, rechtschaffen, ohne des Königs Gut und Rechte zu schmälern, und ohne Blut zu vergießen; auf daß die Freiheit, die sie von ihren Vätern erhalten hatten, als allertheuerstes Gut ihren Kindern und Kindeskindern verbliebe. Das beschworen die frommen Männer bei dem allmächtigen Gott und seinen Heiligen. Dann gingen die Eidgenossen heim und erwarteten still und verschwiegen die rechte Stunde für ihr Werk.

Inzwischen hatte Geßler in seinem Argwohn sich vorgenommen, die Herzen derer zu erforschen, welche seinem Regiment und dem Hause Oesterreich am meisten abhold wären. Deshalb ließ er im Lande Uri den Herzogshut von Oesterreich auf einer hohen Stange aufrichten, mit dem Gebot: Jeder, welcher des Weges käme, müsse sich vor dem Hute neigen und demselben Ehrfurcht beweisen. Da kam Wilhelm Tell, ein Mann aus Bürglen in Uri, der auf dem Grütli mitgeschworen hatte, weit und breit bekannt als der beste Schütze und als ein Mann, der zu Allem beherzt sei. Der wollte dem Hut nicht Ehrfurcht beweisen. Als der Vogt dies vernahm, kam er voll Grimms herzu, ließ den Tell greifen und that nach Uebermuth also mit ihm: Er ließ des Tells Kind an eine Linde hinstellen und einen Apfel auf des Kindes Haupt legen, und gebot dem Vater, weil er ein so guter Schütze sei, solle er zur Stelle den Apfel vom Haupt des Kindes herabschießen. Mit Gottes Hülfe unterwand sich der Tell der That und traf glücklich den Apfel, ohne seines Kindes Haupt zu verletzen. Indessen hatte der Vogt genau auf des Tells Miene und Geberden geachtet und wie Alle Gott priesen, daß Er dem braven Mann geholfen, sprach er zu ihm: „Du bist ein wackrer Schütze! Doch sag mir an: Ich sah, wie du einen andern Pfeil hinten ins Goller steckte st; wofür war der?" Da säumte der Tell mit der Antwort und wollte sich entschuldigen: „das sei so Schützenbrauch". Doch der Vogt in seinem Argwohn nahm dies nicht an und sprach: „Tell, es ist ein andrer Grund; den sag mir fröhlich und frei; du sollst deines Lebens sicher sein." Da erwiederte der Tell: „Wohlan, Herr, weil ihr mich meines Lebens versichert habt, so will ich euch gründlich die Wahrheit sagen. Wenn ich mein Kind getroffen, dann hätte ich euch selbst mit dem andern Pfeil erschossen, und eurer nicht gefehlt." Wie der Vogt dies vernahm, sprach er: „Deines Lebens hab ich dich gesichert

Tell und sein Kind.

und will dies halten. Weil ich aber deinen bösen Willen erkannt, so will ich dich führen und hinlegen lassen an einen Ort, wo du Sonne und Mond nimmermehr sehen sollst, damit ich vor dir sicher sei;" und ließ ihn fangen und binden und führte ihn mit sich über den Waldstättersee; denn er wollte ihn nach Küßnacht bringen auf sein Schloß und dort in den Thurm werfen. Wie sie aber dahin fuhren auf dem See, und jenseits des Grütli kamen, da ward der wilde Wind los, welcher der „Föhn" heißt, der See ging hohl und die Wellen schlugen hoch auf und tief nieder, daß den Vogt ein Grausen ankam um sein Leben. In solcher Todesnoth ließ er dem Tell, welcher gebunden da lag, die Fesseln lösen, daß er, als ein starker und der

Fahrt auf dem See wohl kundiger Mann, ihn errette. Nun führte der Tell das Fahrzeug mit Macht gegen Wind und Wellen; wie sie aber an den Axenberg kamen und der Tell eine Felsplatte ersah, drückte er das Schiff hart daran, ergriff rasch sein Schießzeug, sprang aus dem Schiff auf die Platte und stieß das Schiff mit dem Fuß gewaltig in den See hinaus; so war er aus des Vogts Gewalt frei. Jene Platte heißt seitdem die Tellenplatte. Hierauf entrann der Tell eiligen Fußes durch Schwyz und legte sich in die hohle Gasse bei Küßnacht, wo der Geßler des Weges kommen mußte. Und als derselbe heranritt, voll böser Anschläge auf den Tell, da durchschoß ihn dieser mit dem zweiten Pfeil, daß er todt vom Rosse fiel; so gerechten Lohn fand der Vogt dafür, daß er ein freies Volk hatte verknechten wollen. Alle Herzen schlugen nun voll Freud' und Hoffnung höher; aber die Männer, welche auf dem Grütli geschworen hatten, schwiegen still, bis das Jahr 1307 herum war.

Und in der Nacht, als das neue Jahr anging, kam ein junger Gesell aus Stans, der am Grütli mitgeschworen hatte, vor die Veste Roßberg, worin eine Magd war, die ihn liebte. Diese ließ ihm ein Seil aus ihrem Fenster herab, woran er sich in ihr Kämmerlein hinaufzog. Das hatte er mit zwanzig Eidgenossen so verabredet, daß sie der Veste mit List Meister würden, und zur selben Zeit sollte auch des Königs Burg Sarnen gewonnen werden. Während nun der junge Gesell mit der Magd kosete, zogen sich die zwanzig Eidgenossen, welche mit ihm gekommen waren, Einer nach dem Andern, an dem Seil ins Schloß hinauf. Darin fingen sie den Amtmann und sein Gesinde, und schlossen das Thor zu, daß Niemand hinaus konnte, der es denen zu Sarnen angesagt hätte. — Dort ging der Landenberger am Neujahrsmorgen aus dem Schloß in die Kirche, um die Messe zu hören. Sieh, da traf er am Thor zwanzig Männer aus Unterwalden, welche ihm nach einer Gewohnheit, die er aufgebracht hatte, Lämmer, Ziegen, Hasen, Geflügel und andre Gaben zum Neujahrsgeschenk brachten; frohgemuth hieß er sie die Gaben ins Schloß hineintragen und zog in die Kirche. Wie er fort war, stieß plötzlich Einer von ihnen unterm Thor ins Horn (wie sie's verabredet hatten) und nun steckten die Andern rasch scharfe Speereisen, welche sie verborgen gehabt, auf ihre Stäbe; auf dies Zeichen rannten dreißig andre Eidgenossen herzu, die bis dahin in einem nahen Erlenholz drauf gewartet hatten, und alle Funfzig eroberten die Zwingburg und brachen sie bis auf den Grund. Als dies der Landenberger in der Kirche vernahm, floh er zitternd gen Alpnach; er ward gefangen, aber die freien Männer verschmähten es, sein Blut zu vergießen, und ließen ihn bloß schwören, das Land für immer zu meiden. Als nun so die Veste Sarnen gewonnen worden war, gaben die Eidgenossen Allen im Lande Unterwalden durch Feuer, die sie auf den Alpen anzündeten, das Zeichen, daß die Freiheit gerettet sei. Da brachen die im Lande Uri freudig die Burg, welche

Geßler dort erbaut und dem Volk zum Hohn „Zwing-Uri" genannt hatte, und in Schwyz zerstörte der Stauffacher mit den Eidgenossen die Herrenburg auf der Insel Schwanau im Lowerzer See. Da war lauter Jubel in den drei Waldstätten, und Alle dankten Gott inbrünstig, daß er ihnen gegen die Zwingherren beigestanden hatte. Am nächsten Sonntag drauf, als dem Tag des Herrn, traten sie fromm zusammen und beschwuren ihren alten Bund wieder auf zehn Jahre; er ist noch oft darnach erneuert und zum festen ewigen Bund geworden. Dies war der helle Neujahrsmorgen der Volksfreiheit in der Schweiz. Vier Monate darnach sank ihr gewaltiger Feind, König Albrecht, in sein Blut. — Wohl haben strengkritische Forscher die Erzählung von des Tellen That aus dem Gebiet der Geschichte in das der Sage hinüber verwiesen; aber das Volk wollte und will sich den Tell als historische Person nicht nehmen lassen, und unzerstörbar steht sein Charakterbild als Vertreter der Idee von Volksfreiheit, und daß sie an Zwingherren gerächt werden muß.

Doch die alte Volksfreiheit war nicht bloß in der Schweiz aufrecht geblieben, wo ihr Gott die himmelhohen Alpen mit den leuchtenden Eisgipfeln gleichsam zu ewigen Wächtern gesetzt hat und wo er die Lawinen donnern läßt, wie Warnungsstimmen für Einheimische und Fremde: die Freiheit zu achten und nicht anzutasten; — auch auf dem Küstenland Ostfrieslands war sie geblieben, an welches die Wellen der Nordsee so ungestüm schlagen, daß den Menschen der Boden unter den Füßen nicht sicher ist; wie ein hungriges Ungeheuer hascht das Meer nach dem Lande. Da sind große furchtbare Fluthen geschehen, eine im Jahre 1219, die Marcellusfluth geheißen, und eine andere im Jahre 1287, welche viel Land mit ganzen Dörfern und wohl 50,000 Menschen verschlang, und an der Stelle, wo ehemals blühendes Land gewesen, war nun der Meerbusen, welcher der Dollart heißt. Um des Lebens sicher zu sein, mußte das Volk immerdar wachsam und rüstig mit der Natur im Kampfe liegen und sich durch starke Dämme und Deiche gegen die Herrschaft des Meeres vertheidigen. Dabei erhielt es seine Kernkraft und seinen Muth, und bei diesen beiden blieb ihm auch der alte Freiheitssinn immer frisch. Im steten Kampf um das Land, wollte es auf demselben auch sein eigner Herr sein; den Unbestand alles irdischen Hab und Guts vor Augen, hielt es die Freiheit höher als das Leben. In allen Anfechtungen um dieselbe blieb es standhaft, und es erhielt sie auch glücklich, weil es von der alten deutschen Verfassung nicht abließ, durch welche die Freiheit geschützt ward, vielmehr diese Verfassung mit Vorsicht und schlichter Weisheit immer fester ausbildete.

Das ganze Land von der Weser bis zum Fly bestand aus lauter kleinen Gebieten, mit welchen die deutschen Kaiser einst geistliche und weltliche Herren, als mit Grafschaften, belehnt hatten. Während nun die Grafen in allen übrigen deutschen Landen die ihnen untergebenen Bezirke zu ihrem

erblichen Eigenthum zu machen wußten, ließen die Männer in Ostfriesland, der Freiheit ihrer Ahnen eingedenk, dies über ihren Grund und Boden nicht ergehen, sondern wehrten sich treuherzig dagegen mit aller Kraft. Die Kaiser aber, welche ihre Kriegsmacht für sich selber brauchten, weil sie damals mit den Päpsten auf Leben und Tod zu kämpfen hatten, konnten den Grafen in dem so weit entlegenen Ostfriesland gegen das Volk nicht beistehen; ja sie dachten endlich gar nicht daran, die dort erledigten Grafschaften wieder zu besetzen, — zum Heil des Volkes, welches Klugheit und Kraft besaß, sich selbst zu regieren. So ist's gekommen, daß das ostfriesische Volk unvermerkt seine Freiheit behielt. Es pflegte und behütete sie mit so großer Treue, wie gute Söhne ihre Mütter pflegen und behüten, und achtete die Gesetze, welche es sich selbst gab, hoch und heilig; dies war die Bürgschaft des Glücks.

Jede Landschaft der Friesen bildete einen eignen Freistaat für sich, und erwählte sich selbst ihre Richter für ihre verschiedenen Bezirke. Diese hatten ihr Amt nur für ein Jahr, und mußten, bevor sie es antraten, vor dem ganzen Volk schwören, daß sie ohne Geschenk und Gabe helfen wollten, den Armen so gut wie den Reichen, Feinden wie Freunden gleich gerecht. Jeder Richter war bei Geldbuße gehalten, nur über jene Streitigkeiten Recht zu sprechen, die in seinem Gerichtsbann vorkamen, nicht drüber hinaus; auch hatte ein Richter nur geringen Lohn, und drei Wochen bevor er von seinem Amte abtrat, mußte er, zur Sicherheit des Volkes, eine Summe Geldes als Bürgschaft hinterlegen. Hingegen war sein Ansehn groß, von wegen der Heiligkeit des Gesetzes; wer frevelnd Hand an einen Richter legte, wurde um ein Drittel des Wergeldes höher gebüßt, als im gleichen Fall bei einem andern Mann. Ebenso ward der Gerichtsfriede heilig gehalten, nicht bloß auf dem Gerichtshof selbst, sondern auch auf dem Weg hin und zurück. Und wollte sich einem Richter bei seinen Amtshandlungen irgendwer widersetzen, so wurden die Feuerbacken angezündet und ward das ganze Volk zur Beschützung des Rechts aufgeboten. Damit aber ein Richter seine Amtsgewalt nicht mißbrauchen konnte, bestellte sich das Volk aus seiner Mitte „Talemänner" (d. i. Sprecher), je auf ein halbes Jahr. Diese mußten schwören, die Rechte des gemeinen Mannes gegen die Richter treu zu wahren, wenn diese etwa ungerecht walten sollten. Glaubte sich bei einem Spruch eine Partei im Recht gekränkt, so kam die Streitsache zur Läuterung vor den „Volkswarf", wo dann die übrigen Richter den Spruch des einzelnen prüften; und ward auch da noch nicht zur Genüge entschieden, so kam sie vor's ganze Volk in der Landschaft, daß dieses selbst darüber richtete, und das hieß der „breite Warf". Das ganze Volk der Landschaft entschied auch, wenn die einzelnen Bezirke derselben unter sich Streit hatten. Zweimal im Jahre hielt das Volk ein großes öffentliches Gericht, jedesmal drei Tage lang; das hieß die „gemeine Acht", und vorher mußten die Rich-

ter in allen Bezirken umherziehn und alle Klagen beendigen; welche Sache dann nicht beendigt ward, die kam vor die „gemeine Acht". In solcher Weise hing die Staatsverfassung der Landschaften Ostfrieslands mit der Gerichtsverfassung aufs Innigste zusammen. Der Rechtssinn des Volks war die Grundveste der Freiheit; Gleichheit Aller und Gemeinsinn stützten sie als starke Säulen. Da ward mit großer Sorgfalt drüber gewacht, daß die Reichen nicht durch Hab und Gut allzugroßes Ansehn zum Nachtheil der minder Wohlhabenden und der Freiheit gewannen; so waren manche Landschaften, in denen es lange Zeit gar keine Edle, und bloß Freie gab; in manchen wurde es der Freiheit und Gleichheit lang für gefährlich gehalten, Schlösser, ja selbst steinerne Häuser im Lande zu haben; und der schönste Ehrenname in Ostfriesland war der eines Freien. Das war die Zeit, wo noch der Trinkspruch galt: „Dir gilt's, edler freier Friese!" und das Merkzeichen des Landrechts: „die Friesen sollen frei sein, so lange die Winde aus den Wolken wehen und die Welt stehen wird!" und da die schöne Sage vom „Dreizehnten" noch Bedeutung hatte; es heißt nämlich, daß die freien Friesen weiland dem Kaiser Karol nicht hatten schwören wollen, sondern zwölf Richter gewählt, das gute Recht zu küren; die aber habe der gewaltige Kaiser in ein Schiff steigen lassen, das nicht Ruder, Masten, noch Tau gehabt, drauf sie ins Meer hinaus hatten steuern müssen. Und wie sie da bekümmert worden in ihrer Noth, habe einer von ihnen gesprochen: „lasset uns den Herrn bitten, der zwölf Apostel gehabt und ihnen der Dreizehnte gewesen, daß er uns auch den Dreizehnten in unsre Mitte sende bei solcher Noth;" und siehe da: es saß der Dreizehnte am Steuer, und steuerte sie unversehrt zu Land; da saßen sie im Kreis zu dingen, der Dreizehnte aber lehrte sie das gute Recht, und keiner von ihnen wußte, wer es gab, denn Jeder von ihnen erschien den andern zwölf als Dreizehnter, und als sie ihn zum König wollten wählen, konnten sie nur zwölf Männer zählen; also erkannten sie, daß sie Niemand zum König haben sollten. — Und wie in weltlichen Dingen, so litt das Volk auch in geistlichen keinen Zwang. Als einmal der Bischof von Münster den Bann ausrief, daß kein Geistlicher in Ostfriesland Gottesdienst halten sollte, nöthigte das Volk die Priester mit Gewalt dazu. Auch gab es denselben keine Zehnten- und Erstlinge, noch irgend auferlegte Schatzung um Geld, nichts an die Kirche, als aus freiem frommen Antrieb; was drüber war, schien ihnen gegen die Freiheit zu gehn. Auch litt das Volk keine ehelosen Priester bei sich, aus Besorgniß für Sitte und Zucht in den Familien.

So war's in den einzelnen Landschaften bestellt, daß jede als Freistaat für sich selbst sorgte. Dabei hielten jedoch alle fest zusammen, sowohl zum wechselseitigen Schutz der Ordnung und des Friedens im Lande, als auch gegen jeden Feind von Außen, und alle waren durch gemeinschaftliche Landes-Grundgesetze gleichsam zu einem einzigen Staatskörper vereinigt.

Solche Grundgesetze, welche für ganz Ostfriesland galten, waren die sogenannten siebenzehn Willküren und die vier und zwanzig Landrechte. Diese wurden durch die Abgeordneten der sieben freien Seelande am Upstalsboom abgefaßt. Das ist ein Hügel gen Sonnenuntergang, eine Stunde von Aurich, worauf drei mächtige alte Eichen standen; unter diesen traten seit undenklichen Zeiten, alljährlich zu Pfingsten, die Friesen zusammen, die auf dem Landtag mitreden durften.

Dies war die Verfassung der freien Ostfriesen, bei welcher sie lange Zeit glücklich waren. So lange sie dieselbe pflegten und unter sich einig blieben, konnte ihnen keine fremde Macht, war sie auch noch so stark, etwas anhaben. So weigerten sie sich, den Grafen Reinhold von Geldern, welchen König Rudolf mit der Herrschaft über ganz Friesland belehnt hatte, als Statthalter und Landesherrn anzuerkennen, und als König Albrecht 1299 diese Belehnung bestätigte, vermochte der Graf seine Ansprüche doch nicht durchzusetzen, weil das Volk einig zusammen hielt; während die Westfriesen kurz vorher (1297) dem Grafen von Holland unterlegen waren. Erst nachdem die Einigkeit wankend geworden und die frühere Gleichheit verschwunden war, als das Volk sich in drei Stände: Geistliche, Häuptlinge (welche Burgen und Gerichtsbarkeit hatten) und den Hausmannsstand, geschieden hatte, und die Häuptlinge Herrschaft zu erringen strebten, wankte das Glück; aber der Sinn des Volkes für die Freiheit noch lange nicht.

4.

Was der Flügelschlag der Zeit zertrümmert,
Baut des Menschen Hand nicht wieder auf.

Nach König Albrechts Ermordung trachtete das Haus Habsburg eifrig, die deutsche Krone zu gewinnen; aber die Erinnerung an Albrechts herrisches Walten und die Furcht vor Habsburgs allzugroßer Macht standen diesem Trachten im Wege; überdies warben viele andere Fürsten und Herren eifersüchtig um die Herrschaft des deutschen Reiches. Unter solchen Umständen blieb diese sieben Monate lang erledigt.

Damals war Philipp der Schöne König von Frankreich, ein kluger und kühner Mann, welcher den stolzesten Plänen zur Erhebung seines Geschlechtes mit großem Glück nachhing, aber auch kein noch so schlechtes Mittel scheute, wenn es nur zum Zwecke führte. Dieser wollte nun jene Umstände benutzen, um die deutsche Krone für seinen Bruder Karl von Valois zu gewinnen. Hochgewaltig als Herr in seinem eigenen Lande, übte Philipp auch auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles alleinigen Einfluß

und hatte den ehrgeizigen Clemens V. darauf erhoben, welcher um diesen Preis alle Pläne des Königs gut heißen und vor den Augen der Welt gleichsam heiligen mußte. Nun sollte Clemens das vermeintliche Recht der Päpste zur höchsten Entscheidung über das deutsche Reich nach Philipps Willen in Kraft treten lassen. O wie nah war damals dem Vaterland die Schmach, unter einen fremden Machthaber gestellt zu werden! Denn schon hatten sich sogar zwei deutsche Fürsten, der Erzbischof von Köln und der Herzog von Sachsen-Lauenburg, dazu bereit gefunden, und das deutsche Volk selbst hatte ja längst keine Stimme mehr, wen es zum König haben wollte. Zum Glück fürs deutsche Vaterland erkannte der Papst, daß die Selbstständigkeit und die Würde der Kirche gänzlich verloren gehen würden, wenn er auch diesmal dem König von Frankreich unbedingt gehorchen wollte, und daß er zum Schutz gegen dessen Allgewalt grade eines deutschen Königs bedürfe. Drum ermahnte er jetzt die Kurfürsten von Mainz und von Trier heimlich und dringend, die Wahl zu beschleunigen; der Eigennutz Beider kam dem Vaterland zu gut. Beide brachten nämlich den Grafen Heinrich von Luxemburg in Vorschlag; der Kurfürst Balduin von Trier that's, weil dieser sein Bruder war, der Kurfürst von Mainz hingegen (Peter Aichspalter), weil dadurch die ihm verhaßten Habsburger von der Herrschaft ausgeschlossen wurden und weil er sich zugleich von Heinrich große Vortheile zu erzwingen hoffte. Wirklich mußte ihm Graf Heinrich die Bestätigung aller Rechte und Freiheiten des Erzstiftes Mainz, immerwährenden Beistand und große Summen Geldes versprechen. Nun brachte es Peter Aichspalter durch Schlauheit und rastlose Thätigkeit dahin, daß sein Schützling am 27. November 1308 in Frankfurt am Main als Heinrich der Siebente zum deutschen König erwählt wurde. Im nächsten Jahre bestätigte der Papst diese Wahl und versprach auch, Heinrich VII. zum Kaiser zu krönen, wiewohl gegen Bedingungen, durch welche der Papst die kaiserliche Machtvollkommenheit in Welschland zu seinem eigenen Vortheil eben so einzuschränken, als zu demüthigen hoffte.

König Heinrich VII. besaß nur eine geringe Hausmacht, aber einen um so bessern und zwar wohlbegründeten Ruf der Tapferkeit, Klugheit und Gerechtigkeit. Kaum hatte er den Scepter in der Hand, so war's sein Erstes, den Landfrieden zu gebieten für's ganze deutsche Reich. Zugleich that er Albrechts Mörder in die Acht und bestätigte den freien Gemeinden in der Schweiz ihre Reichsunmittelbarkeit. Auf dem ersten Reichstag, den er hielt, ließ er die Leichen seiner Vorfahren, der Könige Adolf und Albrecht, gen Speier bringen und mit großer Pracht bei den Kaisern bestatten; im Frieden des Todes lagen nun diese zwei Feinde neben einander, während er ihre wehklagenden Wittwen tröstete; da flehte seine Gemahlin inbrünstig zu Gott, daß nicht auch ihr ein solcher Kelch des Jammers zu Theil würde wie jenen.

Wie nun Heinrich VII. die Geschäfte des Reichs kräftig nach Recht zu ordnen begann, stieß er allenthalben auf Trotz und Widerstand der großen Herren, welchen die Macht als höchstes Recht galt. So sprach Graf Eberhard von Würtemberg, da ihm der König über die Bedrückung der schwäbischen Reichsstädte Rechenschaft abforderte: „Ich bin Niemands Dienstmann und drum will ich mit den Städten so thun, wie mir's beliebt," und ging grollend ohne Urlaub vom Reichstag hinweg. Drauf that ihn Heinrich in die Acht. — Mit großer, fast königlicher Pracht war auch Friedrich (der „Schöne" zubenannt), Königs Albrechts Sohn, auf den Reichstag gekommen, um für sich und sein Haus die Belehnung der österreichischen Lande zu erhalten, doch Heinrich VII. verlangte das Erbtheil des Königsmörders Johann, als dem Reich verfallen, zurück, ebenso auch jene Herrschaften, welche Albrecht für sein Haus erworben hatte; als er dabei die Worte fallen ließ: „Von jeher war das Herzogthum Oesterreich den deutschen Königen ein unseliges; schon fünf haben darüber ihr Leben verloren!" nahm Friedrich der Schöne die Rede also auf: „Lüstet's den König, so kann er selbst der sechste sein!" So verrieth er seinen Stolz und Trotz, und wollte von dannen ziehn; nur mit genauer Noth wurde zwischen Beiden Friede geschlichtet. — Heinrich VII. kannte die Schwierigkeit seiner Stellung gar wohl, und wie die stolzen Fürsten wegen seiner geringen Hausmacht leichtes Spiel mit ihm zu haben dachten, doch dies schreckte ihn nicht; er beschloß durchzugreifen. Da kam ihm plötzlich gute Botschaft aus Böhmen, welche ihn mit Freude und Hoffnung erfüllte. Dort hatte sich nämlich Herzog Heinrich von Kärnthen, welcher nach Rudolfs Tod zum König erwählt worden war, durch Bevorzugung seiner Landsleute, der Kärnthner, gegen die Böhmen, bald eben so verhaßt gemacht wie jener, und eine Partei unter den böhmischen Ständen beschloß nun, dem Sohne Heinrichs VII., Johann, die böhmische Krone anzubieten, wenn sich derselbe mit Elisabeth, der jüngsten Schwester weiland Wenzeslavs III., vermählen würde. Da nun Heinrich von Kärnthen versäumt hatte, Böhmen vom deutschen Reich zu Lehn zu nehmen, so setzten ihn die Reichsfürsten ab und erklärten Böhmen für ein erledigtes Reichslehn. Hierauf belehnte Heinrich VII. seinen Sohn Johann damit und dieser vermählte sich mit Elisabeth. So hatte Heinrich VII. in Böhmen eine stattliche Hausmacht erworben, um den andern gewaltigen Fürstengeschlechtern die Stirne bieten zu können. Und alsobald rüstete er drei Heere, eins zum Schutz der schwäbischen Städte, gegen den geächteten Grafen Eberhard von Würtemberg, ein anderes zur Eroberung Böhmens gegen Heinrich von Kärnthen, und ein drittes zur Fahrt nach Welschland, wo er die Kaiserkrone auf sein Haupt setzen und das zertrümmerte Kaiserthum wieder in alter Größe und Herrlichkeit aufrichten wollte.

Böhmen wurde bald erobert, Prag that sich schon am 3. December

1310 dem jungen König Johann auf, und dieser wurde daselbst, nachdem Heinrich nach Kärnthen heimgeflohen, im Februar 1311 durch den Kurfürsten von Mainz gekrönt. Damals erhielt auch Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange Meißen und Thüringen endlich wieder.

In Schwaben verlor Graf Eberhard binnen zwei Jahren vor dem Heer der dortigen Reichsstädte Sieg und Macht. Die Eßlinger eroberten sein Stammschloß Würtemberg, und endlich waren ihm von allen seinen Burgen, Städten und Dörfern nur noch ein paar übrig geblieben; er mußte vom Asperg fliehen und sich in Besigheim bei seinem Schwager, Rudolf von Baden, verborgen halten.

Indessen (1310) hatte König Heinrich VII., begleitet von seinen zwei Brüdern, von dem kühnen und tapfren Herzog Leopold von Oesterreich, dem Grafen Amadeus von Savoyen, dem Pfalzgrafen Rudolf und mehreren andern geistlichen und weltlichen Herren, seine Heerfahrt nach Welschland angetreten, welches von Parteikämpfen zerrissen war. Noch schollen dort die Losungen „Guelfen" und „Ghibellinen" zum Kampf und zu Freveln jeder Art, aber nicht mehr in ihrer alten Bedeutung (Ghibellinen für's Kaiserthum, Guelfen für Städtefreiheit und Papstthum). Denn durch die Auflösung der Kaisergewalt, durch die Entfernung des Papstes aus Italien, durch den Umstand, daß das Geschlecht Anjou Neapel und das aragonische Geschlecht Sicilien besaß, hatten sich dort alle Verhältnisse völlig verändert; auch waren die Adeligen, welche früher den welschen Städten zur Erringung der Freiheit gegen die Kaiser geholfen hatten, im Laufe der Zeit aus bloßen Beamten der Städte (nämlich aus „Podesta's", welche den Blutbann zu verwalten hatten, und „Capitanen", welche die bewaffnete Macht anführten,) deren Herren geworden, und bloß der Kampf um die Herrschaft zwischen einzelnen adligen Geschlechtern wurde nun unter jenen alten Parteinamen ausgefochten. Am 24. December 1310 zog Heinrich VII. feierlich in Mailand ein, ließ ausrufen, daß er weder Guelfen, noch Ghibellinen kenne, gebot den Häuptern beider Parteien, sich zu versöhnen, und ward als König von Italien gekrönt. Hierauf verlieh er die Würde der Podesta's an Männer von beiden Parteien und machte den Grafen von Savoyen zum Reichsstatthalter über ganz Lombardien. Da er aber eine Kronsteuer ausschrieb, brach plötzlich der alte Haß der Welschen gegen die Deutschen los. Mit Gewalt erdrückte Heinrich VII. jeden Widerstand, und da dieser hauptsächlich von den Guelfen ausgegangen war, so beschützte und hob er jetzt die Ghibellinen; eben dadurch reizte er die Guelfen erst recht. Doch er zagte und wankte nicht, ob auch drei Viertel seines Heeres vor den Mauern Brescia's erlegen waren und ob auch König Robert von Neapel Böses gegen ihn sann, sondern zog voll hoher Pläne (1312) gen Rom. Dort stritten zwei mächtige Parteien, das guelfische Geschlecht der Ursini's und das ghibellinische der Colonna's, und überdies lag eine starke Besatzung

König Roberts, welche die Peterskirche und den Vatikan inne hatte, in der Stadt. Heinrich VII. erstürmte das Kapitol und empfing am 29. Juni 1312 die Kaiserkrone in der lateranischen Kirche aus der Hand des Kardinalbischofs von Sabina. Während der Krönung höhnten ihn draußen die trotzigen Guelfen mit lautem Geschrei. Seine Lage ward immer bedenklicher; die deutschen Fürsten, die mit ihm gekommen waren, erklärten: sie hätten nun der Pflicht der Romfahrt genug gethan, und kehrten, bis auf Herzog Leopold von Oesterreich, heim; hinter dem Kaiser erhob die guelfische Partei trotzig das Haupt; vor ihm stand der tapfre König Robert von Neapel, wohlgerüstet. Mitten in diesen Gefahren blieb der Kaiser unerschrocken, besonnen, unerschütterlich. Im Gefühl seiner Thatkraft und begeistert vom Gedanken an das hohe Ziel der Hohenstaufen, wollte er sein begonnenes Werk nicht aufgeben, und bedachte nur das Einzige nicht, daß die Geschichte, welche nie stille steht, über den Trümmern des alten großen Kaiserthums bereits hinweggeschritten war und neuen Entwickelungen zueilte; bald sollte sich dies ausweisen. Gleichwohl verdient seine Beharrlichkeit hohen Preis. Er verband sich gegen Robert mit König Friedrich von Sicilien, welcher ein Sohn von Manfreds Tochter, Konstanze, war. Dann brach er von Rom eilig auf und zog den Guelfen in Oberitalien gerade entgegen, entbot neue Hilfe vom Reich und ließ Robert von Neapel und seine Anhänger der beleidigten Majestät und Empörung anklagen; die Rechtsgelehrten Bologna's sprachen denselben schuldig, daß er Land, Güter Lehn und Leben verlieren sollte. Ueber diese Entschiedenheit und Festigkeit erschraken und ergrimmten der König von Frankreich und der Papst, und der Letztere that auf Befehl des Ersteren den Kaiser in den Bann. Darum unbekümmert, zog dieser Heeresmacht zusammen und schickte sich an, Neapel zu erobern. Da starb er plötzlich, am 24. August 1313, zu Buonconvento, — alle Deutschen glaubten: durch Gift, und erzählten, daß ihm ein Dominikanermönch dasselbe beim heiligen Abendmal beigebracht habe.

5.

Was dem bedrängten Reiche fehlt, ist nicht
Ein Ritterspiegel und ein Königsheld,
Der seinen Namen zu den Sternen trägt, —
Es ist ein Pfleger alles Heilsamen,
Ein Hort des Friedens und ein Hort des Rechts,
Ein ernster Rächer alles Uebermuths.

Uhland.

Indessen walteten in den meisten deutschen Ländern die Fürsten und großen Herren lediglich nach ihrem Eigennutz und die Wenigsten von ihnen

wollten dran denken, daß auch das Volk Rechte habe. Gleichwohl regte sich der Geist des Volkes um die Freiheit, die ja der Mensch als das älteste göttliche Recht mit sich auf die Welt bringt; schon blitzte es aller Orten in Deutschland auf, wie die Spuren einer neuen besseren Zeit. Immer entschiedener und allgemeiner gab sich der Widerstand der städtischen Gemeinwesen und der freien Bauerschaften gegen Fürsten und Adel kund, je mehr sich diese vermaßen, die ersteren zu unterjochen. Die Noth festigte die Einigkeit und schärfte die Vorsicht; diese beiden erhoben das Selbstgefühl.

Im deutschen Norden war damals Waldemar von Brandenburg (aus dem Hause Anhalt) der kühnste und gewaltigste Fürst, welcher mit Eifersucht drauf hinsah, wie die Macht der „Hansa" immer stolzer und sicherer heranwuchs. Er eroberte Pomerellen, Danzig und das Land, wo die Weichsel mündet, und übergab die Eroberungen dem deutschen Ritterorden, um ihn zum rüstigen Bundesgenossen gegen die Hansa zu haben. Wie nun seine feindseligen Absichten gegen diese kund wurden, traten alle geistlichen und weltlichen Herren im Norden, welche die Hansa längst beneideten und haßten, auf seine Seite, auch König Erich von Dänemark, und sie legten sich mit ihm (1310) vor die Stadt Rostock, welche zur Hansa gehörte. Dennoch gelang es allen zusammen nicht, Rostock zu erobern. Während dieser Zeit drang Friedrich „mit der gebissenen Wange" in Waldemars Land, um sich die Lausitz wieder zu erkämpfen; — Waldemar besiegte ihn (1312) bei Großenhayn und nahm ihn gefangen. Waldemars Ansehen im Norden wurde immer größer und alle dortigen Fürsten blickten lang mit Neid auf ihn. Als er nun den Herzog von Pommern bekriegte, weil dieser Stralsund in seine Gewalt zu bringen suchte, schlossen die meisten Fürsten im deutschen Norden, wie auch Polen, Dänemark, Schweden und Norwegen, einen Bund gegen ihn; Waldemar wurde geschlagen, machte jedoch dem Dänenkönig in dessen eigenem Land arg zu schaffen und der Bund seiner Feinde löste sich auf. Er starb im Jahre 1319, ohne Kinder zu hinterlassen; bald nach ihm verschied auch Landgraf Friedrich der Gebissene, dessen ganzes Leben fast bloß ein ununterbrochener Kampf voll wundersamer Abenteuer gewesen war.

Im deutschen Süden eiferten inzwischen die Geschlechter Habsburg und Wittelsbach, das erstere in den österreichischen Landen und in der Schweiz mächtig und nach immer größerem Besitz lüstern, das zweite in Baiern und in der Pfalz. Habsburg ward stark durch Eintracht; fünf Brüder, König Albrechts Söhne, regierten die Erblande gemeinschaftlich unter Leitung der beiden ältesten, Friedrichs des Schönen und Leopolds. Wittelsbach hingegen schwächte sich selbst durch Landestheilung und Zwiespalt der Blutsverwandten. Die erste Landestheilung im Geschlechte Wittelsbach war ausgegangen von den Söhnen Ottos des Erlauchten, welcher zugleich

Herzog von Baiern und Pfalzgraf am Rhein gewesen war, und es hatte (1255) Ludwig (der ältere von jenen Beiden) die Pfalz am Rhein und Oberbaiern, Heinrich (der jüngere) Niederbaiern genommen. Nach Ludwigs Tode (1294) lagen dessen beiden Söhne, Rudolf und Ludwig, lange Zeit in schwerem Zwiste gegen einander, bis sie 1310 das oberbairische Land abermals theilten; die Pfalz behielt Rudolf ungetheilt. — Ebenso theilten auch die drei Söhne Heinrichs von Niederbaiern nach dessen Tode (1290). Otto (der älteste von ihnen) war von einer Partei in Ungarn zum König erwählt und (1302) zu Stuhlweissenburg gekrönt worden. Bald war jedoch die Gegenpartei (für Karl Robert von Neapel) mächtiger geworden und Otto in Gefangenschaft gerathen. Er entrann nach Breslau zum Herzog Heinrich von Schlesien, welcher ihn abermals gefangen nahm; Agnes, des Herzogs Tochter, befreite ihn, und statt der Krone brachte er sie als seine Braut nach Baiern heim. Während seiner Abwesenheit aber war König Albrecht aus Rache mit Kriegsvolk in Baiern eingebrochen; das schuldlose Volk mußte den Zwist der Fürsten büßen. Nach König Albrechts Tod rächte nun Otto an dessen Sohn, Friedrich dem Schönen, die erlittene Unbill, und an Oesterreich Baierns Noth. Nachdem Ottos zwei Brüder vor ihm gestorben waren, übergab er auf seinem Todbett (1312) sein unmündiges Söhnlein und seine zwei Neffen der Treue seiner Städte Straubing und Landshut, daß sie die Waisen schützen und seinen tapfren und edlen Vetter, den Herzog Ludwig von Oberbaiern, als Vormund anerkennen sollten. Sie thaten's mit Freuden. Aber der niederbairische Adel wollte diese Bevorzugung der ihm verhaßten Städte nicht dulden, verband sich, die strenge Gerechtigkeitsliebe Ludwigs scheuend, mit Herzog Friedrich dem Schönen von Oesterreich, und übertrug diesem die Vormundschaft. Voll Thatenlust und Ruhmdurst nahm Friedrich sie an, und als Ludwig sie nicht aufgeben wollte, kam's, nach einer fruchtlosen Zwiesprache Beider, darüber zum Krieg. Friedrich und Ludwig waren blutsverwandt, beide König Rudolfs Enkel, Friedrich von väterlicher, Ludwig von mütterlicher Seite, denn Ludwigs Mutter, Mechtild, war eine Schwester König Albrechts. Einst, da Ludwig noch im zarten Jugendalter, war Mechtild mit ihm vor den Mißhandlungen ihres andern Sohnes Rudolf zu ihrem Bruder Albrecht gen Wien geflohen; dort wurde Ludwig mit Friedrich dem Schönen erzogen; so waren beide in Jugendfreundschaft herangewachsen, beide reich an herrlichen Gaben, muthvoll, ritterlichen Sinns, hochstrebend. Als es nun wegen der Vormundschaft so weit gekommen war, daß sie zu den Schwertern griffen, hatte Ludwig einen harten Stand; denn nicht bloß Friedrich und dessen treuer Bruder Leopold, so wie der niederbairische Adel waren gegen ihn, sondern auch sein eigener Bruder, der Pfalzgraf Rudolf, welcher ihm noch immer grollte. Aber Ludwig vertraute auf die Kernkraft des Volks, die in den Bürgern lag, und freudig schwangen diese ihre Schwer-

ter, dem stolzen Adel zu weisen, daß der Werth des Menschen nicht im angeerbten Vorrecht, sondern im Bewußtsein der Freiheit und im Verdienst liegt, das sich der Mann selbst erwirbt. Bei Gammelsdorf in Baiern schlug Ludwig durch die Kraft der schlichten Bürger, am 9. November 1313, die übermüthige Ritterschaft Oesterreichs und Baierns. Da wurden gar viele Edelleute gefangen; zum ewigen Gedächtniß setzte Ludwig den streitbaren Bürgern von Landshut drei Ritterhelme in ihr Stadtwappen. Hierauf vertrug sich Friedrich der Schöne zu Salzburg (am 17. April 1314) mit Ludwig dem Baier, und entsagte den Ansprüchen auf die Vormundschaft in Baiern. Ihm stand jetzt ein höheres Ziel vor Augen, — die Herrschaft des deutschen Reichs, welche durch Heinrichs VII. Tod erledigt war; Ludwig versprach ihm, daß er ihm bei der Königswahl nicht entgegen sein wolle.

Friedrich der Schöne hoffte zuversichtlich, daß die Wahl auf ihn fallen würde; denn groß war Habsburgs Macht und die Zahl seiner Freunde; der Erzbischof von Köln, der Pfalzgraf Rudolf, die Herzoge von Sachsen-Wittenberg und von Kärnthen waren für Friedrich, und, was noch mehr war als dessen Macht, Bündnisse und Reichthum, — er hatte einen Bruder, der für ihn gegen eine ganze Welt in Waffen mit Freuden in den Tod gegangen wäre. Das war der kühne, tapfre Herzog Leopold, welcher „die Blume der Ritterschaft" hieß, aber die Krone der Brudertreue heißen sollte; denn sein höchster Stolz war, seinen Bruder groß und herrlich zu sehn; sein ganzes Leben gab er mit bewundernswerther Aufopferung, in verzehrender Leidenschaft dafür hin. Aber eine nicht minder mächtige Partei war gegen das Haus Habsburg; der junge König Johann von Böhmen (Kaiser Heinrichs VII. Sohn), die Kurfürsten von Mainz (Peter Aichspalter) und Balduin von Trier, Markgraf Waldemar von Brandenburg und der Herzog von Sachsen-Lauenburg, kurz Alle, welche dem Hause Luxemburg anhingen, dessen Sprößling, König Johann von Böhmen, noch zu jung für die deutsche Krone war. Diese luxemburgische Partei wandte ihre Blicke auf Ludwig den Baier, der als ein edler, gerechter und tapferer Herr bekannt war, und trug ihm die Krone an. Als diese Botschaft zu ihm kam, sprach er überrascht: „Was wollen die Fürsten mit mir? Ich gab meinem Vetter Friedrich mein Wort, ihm bei der Wahl nicht zuwiderzuhandeln! Ihn wählet zum König! Auch ist seine Macht bei weitem größer, als die meinige." Darauf entgegneten ihm die Kurfürsten von Mainz und Trier: „Das Versprechen, das Ihr ihm gabt, ist null und nichtig; denn Ihr gabt es, bevor Ihr wissen konntet, daß Ihr selbst erwählt würdet. Was aber Eure Macht betrifft, so wisset, daß alle Freunde des Hauses Luxemburg für Euch einstehn." Nun willigte Ludwig endlich ein. Aber kaum hatte er's gethan, so kam auch der Eigennutz der Kurfürsten an den Tag und sie bedingten sich große Summen Geldes und wichtige Vorrechte von ihm aus.

Als nun der Tag zur Königswahl da war, lagerten sich beide Parteien, die habsburgische und die luxemburgische, am Main vor Frankfurt. Die erstere wählte am 19. October 1314 mit vier Stimmen Friedrich den Schönen, die letztere am folgenden Tage mit fünf Stimmen Ludwig den Baier. Freudig schloß diesem die Stadt Frankfurt die Thore auf und huldigte ihm als rechtem Herrn des deutschen Reichs, während sie Friedrich den Schönen abwies. Da wollte sich dieser schnell in Aachen krönen lassen, doch Ludwig kam vor ihm an und so ließ sich Friedrich am 25. November in Bonn durch den Erzbischof von Köln krönen; Ludwig empfing des Tags darauf zu Aachen aus der Hand des Erzbischofs von Mainz die Krone. So hatte jeder der beiden Nebenbuhler ein Herkommen für sich, und zwar Friedrich: daß ihn jener Erzbischof gekrönt hatte, welcher diese Handlung seit alten Zeiten zu verrichten pflegte, Ludwig hingegen den herkömmlichen Krönungsort; da nun bisher nur die Einhelligkeit der Wahlstimmen gegolten hatte und das Wahlgesetz für den Fall einer bloßen Stimmenmehrheit nicht entschied, so führte jeder von Beiden ein Herkommen für die Rechtmäßigkeit seiner Wahl an und die Entscheidung ward auf das Gottesurtheil des Kampfes gestellt. Darüber wurde ganz Deutschland zum Schlachtfeld, und — leider — Jahre lang; alle edlen Geschlechter und Städte ergriffen Partei, die letzteren meist für Ludwig, den Freund des Volks; auch die Waldstätte in der Schweiz entschieden sich für ihn. Diese waren im Streit mit dem Abt von Einsiedeln gewesen, welchen das Haus Habsburg beschützte, hatten das Kloster überfallen und waren darüber in Acht und Bann gekommen; Ludwig befreite sie von der Acht und ließ sie durch den Erzbischof von Mainz auch vom Bann lösen.

6.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.

Arndt.

Aber heftig zürnte Herzog Leopold den freien Männern in den Waldstätten, und schwur, sie für ihren kühnen Widerstand gegen das Haus Habsburg zu züchtigen. In seiner Leidenschaft haßte Leopold Jeden unversöhnlich, der seines Bruders Friedrich Erhöhung entgegen war, und es schien ihm ein Leichtes, jene Bauern, die von den Künsten des Krieges nichts verstanden, durch seine kampfgeübte Ritterschaft zu unterwerfen. „Mit dem Fuß will ich sie zertreten," rief er im Uebermaße seines Grimms. Als dies der Graf Friedrich von Toggenburg vernahm, welcher ihnen wohlwollte, bat er den Herzog um die Gunst, daß er zwischen ihm und den Waldstätten

unterhandeln dürfte. Der Herzog gab ihm zur Antwort: „O sie verdienen's wohl, um so vieler Schmach willen, die sie meinem Vater, meinen Brüdern und unsern Vögten angethan, daß ich Rache nehme und sie ausreute. Doch weil Ihr für sie bittet, so will ich ihnen vergeben, wofern sie meinen Bruder als rechten König anerkennen und sich unserm Hause unterwerfen." Da ritt der Toggenburger in die Waldstätte und stellte mit aufrichtigem Rath des Herzogs große Macht vor, daß die Eidgenossen das Gebot annehmen möchten. Sie erwiederten ihm: „Herr, wir danken dir für deine Lieb' und Treu'; aber das Gebot nehmen wir nicht an. Nie thaten wir den Fürsten von Oesterreich ein Leid, da doch sie an uns so viel Uebermuth geübt; wir haben nichts gethan, als uns vor Tyrannei gerettet. Drum, will der Herzog wider uns kommen, so wird er uns finden; mit Gottes Hilfe wollen wir uns wehren, so gut wir's vermögen." Drauf hielten sie vorsichtig gute Wacht; Herzog Leopold aber, als er ihren Bescheid vernahm, entbrannte nur noch heftiger vor Zorn.

Nachdem nun König Friedrich mit der Prinzessin Isabella von Arragonien und Herzog Leopold mit Katharinen von Savoyen zu Basel prachtvoll Hochzeit gehalten hatten, brach der letztere mit großer Macht gegen die Eidgenossen auf. Um ihren Bund zu zersprengen und ihre Kraft zu zersplittern, beschloß er, sie von mehreren Seiten her zugleich anzugreifen und hielt Rath, wie er in das Land Schwyz käme. Da sprach sein Narr, der klüger war, als all' die ernsthaften stolzen Herren: „Ihr habt wohl berathen, wie ihr ins Land hineinkommen mögt, aber Keiner hat gerathen, wo wir wieder herauskommen." Diese Warnung ward als närrisch verlacht. Herzog Leopold führte zwei Heerhaufen gen Zug; mit ihm kamen zahlreiche Herren vom Adel und Ritter, darunter Manche, welche ihre lang verhaltene Rache an den Eidgenossen jetzt auslassen wollten, wie der Landenberger und Geßlers Sippschaft, auch Kriegsvolk des Klosters Einsiedeln. Es war aber ein braver Edelmann, Heinrich von Hunenberg, dessen Burg nicht weit von Zug stand; der gedachte dankbar eines guten Dienstes, welchen ihm die von Schwyz einst gethan, und schrieb auf Zettel: „Hütet euch auf St. Otmars Tag, Morgens am Morgarten!" ließ die Zettel an Pfeile binden und die Pfeile ins Dorf zu Art schießen, daß die von Schwyz gewarnt waren. Da beschickten sie eilig die von Uri und Unterwalden und erfragten zu Schwyz den Rath eines alten Mannes, Rudolf Reding, der in Kriegssachen hoch erfahren war, beteten alsdann zu Gott dem Allmächtigen um Beistand, und zogen hierauf, nur Dreizehnhundert an der Zahl, an den Berg Sattel. Da kamen funfzig Männer von Schwyz, welche wegen Parteifehden durchs Gesetz aus der Heimath verbannt worden waren, an die Grenze und riefen ihren Landsleuten flehentlich zu: „Laßt uns mit euch fürs Vaterland kämpfen!" Aber es ward ihnen abgeschlagen, damit vom Gesetz, durch welches sie verbannt waren, selbst wegen der Noth, keine Aus-

nahme gemacht würde und es in Ansehn bliebe. Nun legten sich die funfzig Verbannten, die trotzdem fürs Vaterland einstehn wollten, unterm Sattel auf die Anhöhe des Morgartens auf eine Matte, worunter die Straße zieht, und harreten der Feinde. Am 15. November 1315 in der Frühe zog Leopold mit seiner stattlichen Ritterschaft heran und erfüllte die ganze Straße zwischen dem Berg und dem Aegeri-See. Und wie sie hinkommen, wo der Paß sich verengt, da wälzen auf einmal die funfzig Verbannten laut schreiend von der Anhöhe der Sigler-Flue mächtige Felsblöcke auf die Ritter herab, daß Mann und Roß fällt. Als die dreizehnhundert Eidgenossen auf dem Sattel dies gewahren, rennen sie mit Macht hernieder, fallen den Rittern in die Seite, lassen ihre gewaltigen Keulen auf die Helme niederschmettern und stoßen mit ihren langen Hellebarden auf Rosse und Reiter. Da sinken die Zierden des Adels zu Boden, die Verwirrung nimmt zu, viele Rosse springen scheu in den See. Nun wollen die Reiter hinter sich drängen; aber da steht Leopolds Fußvolk eng geschichtet und hält sie auf. So werden viele im Fußvolk von den Rossen zermalmt; was in der Verwirrung nicht durch die Freunde selbst zu Grunde geht, dem geben die Eidgenossen den Rest. — Mit genauer Noth floh Herzog Leopold am See hinab, gen Zug und nach Winterthur. Dort vernahm er, daß auch seine anderen Heerhaufen überwunden und in die Flucht getrieben worden waren. Das war der erste Kampf der Eidgenossen um die Freiheit. Nun nahmen die Schwyzer die funfzig Verbannten wieder auf. Alle Eidgenossen feierten den Tag, an welchem Gott sie aus der Gewalt ihrer Feinde gerettet, als einen hohen Feiertag, und ließen alljährlich Messen lesen für die, so am Morgarten für's Vaterland gestorben, und ihre Namen vor allem Volk laut nennen. Hierauf erneuerten sie am 9. December zu Brunnen am See den alten Bund.

Im dritten Jahre darnach geschah (auch in der Schweiz) eine andre Volksthat, ewigen Preises werth. Herzog Leopold, immerdar rüstig, allerorten die Anhänger König Ludwigs zu bezwingen, lag (1318) mit vielem Kriegsvolk vor der Stadt Solothurn, welche zu Ludwig hielt. Wie er nun diese arg bedrängte, schwoll der Aarstrom plötzlich von heftigen Schlagregen, so daß die Brücke, welche Leopolds Lager verband, in großer Gefahr war, zerrissen zu werden. Eilig ließ er sie mit Steinen beschweren und sein Kriegsvolk herüberziehn. Da nun dessen Viele auf der Brücke waren, zerbarst sie vom Schwall der Wasser und Alle hatten den Tod vor Augen. Da eilten die von Solothurn ohne lang Besinnen mit Schiffen herbei, in selbsteigner Gefahr, retteten ihre Feinde, brachten sie in die Stadt, wärmten und speisten sie und schickten sie dann wieder ins Lager. Vor solchem Edelmuth streckte der Herzog die Waffen; er ritt mit dreißig Rittern in die Stadt, verehrte ihr ein Banner und gab den Krieg auf.

Gleichwie die Eidgenossen in der Schweiz, so wehrten sich einige Jahre

später die (im Verlauf dieser Geschichten bereits erwähnten) Dithmarschen, welche hoch oben an der Nordsee zwischen der Eider und der Elbe saßen, eine kleine Völkerschaft vom alten kernhaften Sachsenstamm, auf dem Boden, den sie dem Meer abgerungen hatten, um ihre Freiheit; denn obwohl sie, wie die übrigen Sachsen, von Karl dem Großen bezwungen worden waren, so duldeten sie doch keine Gewaltherrschaft. Ungeschwächt hatten sie die Kernkraft unsrer Urväter und eben so rein deren Sitten und Tugenden bewahrt. Sie waren hoch von Wuchs und stämmigen Gliederbaus, von erstaunlicher Stärke und Gewandtheit. Nicht in Stände abgeschieden, waren sie Alle unter sich gleich, — Alle Bauern, Alle frei. Sie hatten keine Städte, — bloß Dörfer, die zu Kirchspielen (Kerkspele) verbunden waren; dagegen war ihr ganzes Land (sieben Wegstunden lang von Norden nach Süden, und vier Wegstunden am breitesten von Osten gen Westen) durch Gräben, Wälle, Deiche, Schleusen und Flüsse gegen die Nachbarn abgeschlossen, wie eine einzige Festung. Das ganze Volk bildete gleichsam einen Bund von Geschlechtern, jedes Geschlecht theilte sich in mehrere „Klüfte", welche oft über viele Kirchspiele ausgebreitet waren. Jeder einzelne Dithmarsche war seinem ganzen Geschlecht verpflichtet mit Rath und That, zu Recht und Buße, in Wohl und Weh. Durch diese Einrichtung lernte Jeder von früh auf Gemeinsinn, welcher das ganze Volk durch ein heiliges Gewebe von tausend unsichtbaren Fäden zusammen hielt. So blieb den Dithmarschen das Vaterland das Allerhöchste, und Vaterland und Freiheit waren in ihren Begriffen stets eins. Zum Dienst beider wurden die Kinder sorgfältig auferzogen, frühzeitig selbstständig, um den Werth der Unabhängigkeit fühlen und einsehen zu lernen. Der Knabe war schon mit acht Jahren mündig; im vierzehnten stand er bereits in der Waffenübung und erprobte sie bei der Heerschau im Dorf, welche jährlich am Mittwoch nach Pfingsten stattfand; da mußte die ganze junge Mannschaft des Dorfes schwören: des Landes Freiheit zu vertheidigen, und welcher Wehrhafte dabei ausblieb, der wurde um dreißig Mark gebüßt. Mit achtzehn Jahren war der Dithmarsche zu jeder Staatsleistung und Gerichtspflicht verbunden. Alle Grundbegriffe und Grundeinrichtungen der uraltdeutschen Gerichtsverfassung bestanden bei den Dithmarschen in voller Kraft, das Wergeld, die Mannbuße, die Friedensbuße, das Gottesurtheil, das Geschwornengericht. Groß war die Achtung vor dem Gesetz, gute Sitten machten allzuviele Gesetze überflüssig. Das hohe Rechtsgefühl des Volkes ersetzte oft den richterlichen Urtheilsspruch. Einen erwiesenen Dieb stieß sein Geschlecht als unehrlich aus und Keiner seiner Sippschaft nahm sich seiner an oder leistete Ersatz für ihn. Er büßte durch den Strang; die „Schließer", welche mit dem Vogt die Polizeibehörde bildeten, vollzogen das Urtheil, denn Scharfrichter gab's nicht. Verräther und Feinde des Landes wurden enthauptet. Besonders streng wurden Verbrechen gegen die Keuschheit gestraft und zwar von

den nächsten Verwandten der Schuldigen selbst, durch Feuertod, Ertränken, Lebendigbegraben. Denn Sittenzucht galt dort noch eben so heilig wie bei unsern Urvätern. Eben so wurden auch die Frauen geehrt, und mit vollem Recht; denn sie waren edel, starkmüthig, begeistert für Ehre, Freiheit und Vaterland; sie folgten den Männern in die Schlachten nach, labten sie mit Speise und Trank, eiferten sie an, fochten selber mit in Mannskleidern und Harnischen, und wählten lieber Tod als Schmach. Mit gleicher Treue, wie die Dithmarschen an der Verfassung unserer Urväter hingen und die Tugenden derselben erhielten, bewahrten sie auch noch deren Lustbarkeiten; kriegerische waren ihnen die liebsten, wie's einem Volke geziemt, das für die Freiheit lebt, zumal war, neben dem Paarentanz und dem Lanzentanz, wobei der Vorsänger, sein Glas in der Hand, ein Lied zu singen begann, worauf alle Anderen einstimmten, der Schwerttanz beliebt, welchen sie mit großer Kunst auszuführen verstanden, dann aber auch Werfen, Ringen, Springen. Und wie dadurch die Kraft des Leibes immer frisch und rüstig erhalten blieb, so auch die geistige; da klang das Volkslied frei und keck, wie des Meeres Wellenschlag, von Krieg und Sieg, zu Preis und Spott, zu Lieb' und Lust, und nicht etwa in Stuben und Kammern, nein, zum frohen Reigentanz griff's mächtig bewegend ins öffentliche Leben.

So waren die Dithmarschen, keusch und sittenstreng, einfach und mäßig, fleißig und streitbar, gleich und einig, und durch dies Alles der Freiheit werth. Jahrhunderte lang haben sie, bei den großen Welthändeln unbeachtet, ihr Vaterland wie eine reine Jungfrau vor schnöden Angriffen fremder Machthaber geschützt. Nach den Tagen Heinrichs des Löwen, ihres gewaltigen Feindes, haben sie abwechselnd gegen die Grafen von Holstein und gegen die Dänen gestritten, denn die ersteren wollten, als das Land die Freiheit errungen, doch ihre Ansprüche nicht aufgeben. Die Dithmarschen schlugen sie 1289. Im Jahre 1320 benützten sie die Uneinigkeit der Grafen, brachen in deren Land ein, drangen bis Kiel vor und kehrten mit großer Beute heim. Da überfiel sie Graf Gerhard, der „Große", bei Bornhörvede, erschlug ihrer fünfhundert und trieb die andern in die See. Hierauf hoffte er, ihr Land mit leichter Müh' zu erobern, und führte (1322) viel Kriegsvolk hinein, „die Bauern sollten ihm's" (wie er meinte) „besolden." Er gewann auch in zwei Feldschlachten den Sieg und ihrer siebenhundert wurden erschlagen. Die aber, so entrannen, flüchteten sich in die Kirche zu Oldenwörden und befestigten diese wie eine Burg. Da schichteten die Holsteiner Holz um die Kirche und zündeten es an. In solcher Noth rufen ihm die Dithmarschen zu: sie wollten sich ihm ergeben. Er aber traut ihnen nicht und läßt das Feuer noch näher an die Kirche legen. Schon wird's so arg, daß durch die Ritzen der Decke das geschmolzene Blei vom Kirchendach den Dithmarschen auf die Scheitel träuft. Da thun sie sich zusammen, die trutzigen Bauern, brechen todesmuthig in Haufen aus der

Kirche, und nun auf die Holsteiner los und drein! Diese versahen sich im Uebermuth dessen nicht; jetzt müssen sie's büßen. Auf einmal steigen aus allen Hecken und Gräben ringsum Dithmarschen hervor; auch die von der Insel Busum kommen eilig herzu, und alle Bauern zusammen haben die Holsteiner mitten unter sich, und fechten, im Blute watend, auf einem Acker bei Oldenwörden mit solchem Grimm und Fleiß, daß zweitausend Feinde, zwölf große Herren dazu, todt auf dem Platze bleiben. Mit genauer Noth und wenigem Volk entrannen Graf Gerhard und Herzog Heinrich von Mecklenburg. Damals war eine Dithmarschen-Frau, die hatte ihren Mann und acht Söhne in den Kampf geschickt und bekam Botschaft: „Weib, deine Söhne sind im Kampf gefallen; doch tröste dich! Dein Mann ist noch am Leben." Wie sie dies hört, ruft sie grimmig vor Scham: „Wie? meine Söhne und so viele brave Landsleute für's Vaterland gefallen und mein Mann allein — geflohn? So komm' er mir nimmer vor die Augen!" Da gibt ihr der Bote Bescheid: „Wohl hat er das Leben noch, aber so tiefe Wunden, daß er nicht mehr aufkommt!" „Herr Gott, ich danke dir," ruft jetzt das Dithmarschen-Weib, „daß du mir einen solchen Mann und solche Söhne gabst, die für's Vaterland sterben!"

7.

Die Treue ist der Ehre Mark.

F. Schlegel.

Inzwischen dauerte der Streit der beiden Gegenkönige Ludwig und Friedrich ohne Entscheidung sieben Jahre lang fort. Der Papst Johann XXII. nannte Beide „seine geliebten Söhne und erwählte römische Könige." Doch als ihn jeder um die Bestätigung der Wahl anging, erklärte er plötzlich: „bis der Kaiserthron wieder besetzt ist, hat der Papst allein das Reich zu verwesen, Italien so wie Deutschland." Er hatte dabei die Absicht, ganz Ober- und Mittelitalien für sich zu erobern; deshalb besoldete er aus seinem Schatz, den er klug zu vermehren wußte, ein stattliches Heer, und gebot den Oberhäuptern der lombardischen Städte, die Reichsstatthalterschaften, welche ihnen Kaiser Heinrich VII. verliehen hatte, niederzulegen. Matthäus Visconti in Mailand that dies, wurde jedoch zum Oberherrn dieser Stadt und brachte zehn Städte zu ihrem Gebiet, so daß Mailand nun der Mittelpunkt eines Fürstenthums war. Darüber ergrimmte der Papst und befahl dem König Friedrich, den Visconti zu bekriegen. Friedrich sandte seinen Bruder Heinrich dahin; als aber ihm die Ghibellinen Beistand gegen Ludwig versprachen, zog Heinrich wieder von dannen.

Endlich vermochte der feurige Friedrich seine Ungeduld nach einer Ent-

scheidung nicht länger mehr zu bemeistern und brach im Herbst des Jahres 1322 ins Baierland ein. Seine zuchtlosen Kriegsleute hausten dort so übel, daß Ludwig, vom Schmerz um die Noth des Volks tief erschüttert, lieber der Krone entsagen, als es noch länger leiden sehen wollte. Doch schon drängten ihn Friedrich und Leopold zur Schlacht. Leopold wollte von Schwaben her gegen ihn andringen; Friedrich lagerte mit einem zahlreichen, wohlgerüsteten Heer und mit Hilfsvolk aus Ungarn bei dem Städtchen Mühldorf am Inn und schickte Eilboten an seinen Bruder Leopold, so schnell als möglich mit seinen Truppen herbeizukommen. Gelang's beiden Brüdern, ihre Streitkräfte zu vereinigen, so war Ludwig verloren. Doch Leopold säumte zur Unzeit, indem er aus Rache die Güter des Grafen von Montfort verwüstete, und zu Ludwigs Glück fingen die Mönche von Fürstenfeld die Boten auf, welche zwischen den beiden Brüdern hin und wieder gingen, so daß Keiner vom Andern etwas erfuhr. Rasch zog jetzt Ludwig seinem Feinde entgegen und stellte seine Heeresmacht bei Ampfing (nicht weit von Mühldorf) auf; mit ihm waren zumal die meisten Bürger (wie bei Friedrich der Adel), sodann Kriegsvölker des Kurfürsten von Trier und des Königs Johann von Böhmen. Er übergab die Leitung der Schlacht und den Oberbefehl einem wohlerfahrnen Ritter, Seifried Schweppermann. Wie dieser, ein gebeugter Greis, herangeritten kam und das Heer Friedrichs übersah, schlotterten ihm die Füße in den Steigbügeln, daß ihn alle jungen Herren verlachten; er ließ sie lachen und bestellte still die Schlachtordnung. Den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, legte er mit 400 Rittern, welche aus Kriegslist österreichische Farben und Fahnen angenommen hatten, in einen Hinterhalt. König Ludwig trug einen einfachen Wappenrock, wie ein gemeiner Mann, aus Vorsicht, weil seinem Leben schon öfter meuchlerisch nachgestellt worden war; Friedrich ritt, als König gerüstet, im leuchtenden goldnen Harnisch, den Reichsadler drauf, die Krone auf dem Helm, stolzfreudig den Seinen voran; nie schien er schöner als an diesem Tag. Am frühen Morgen des 28. Septembers 1322 brach die Schlacht los. Die Schlachthörner schollen, die Heerpauken schmetterten drein; mit Geheul jagten Friedrichs Hilfsvölker aus Ungarn, die wilden Kumanen und Bulgaren, gegen den linken Flügel von Ludwigs Schlachtreih' heran. Dort standen die Böhmen unter ihrem König Johann und vertheidigten sich heldenmüthig. Dennoch mußten sie und die Baiern endlich über den Fluß Isen zurückweichen. — Schon stand Ludwig selbst in Gefahr, gefangen zu werden; da drangen die Münchner Bäcker zu ihm heran und brachen ihm mit tüchtigen Hieben freie Bahn. Bairische Reiter hielten die Flucht ihres Fußvolks auf, und nun konnten sich auch die Böhmen wieder sammeln. Indessen wandte der kluge Schweppermann plötzlich den linken Flügel, so daß die Feinde Sonnenschein, Wind und Staub ins Gesicht bekamen. Begeistert focht Friedrich mit ritterlichem Heldenmuth um

die Krone; Siegesjubel erschollen in seinem Heer. Doch unerschrocken schlug und wehrte sich Ludwigs Heer zehn Stunden lang. Horch, da erschallt vom rechten Flügel der Oesterreicher her helles Freudengeschrei; aus einem Waldthal an der Isen sehn sie frische Schlachthaufen mit ihren Fahnen und Farben heranrücken; das ist gewiß Herzog Leopold! Die Schaaren eilen dicht in Seiten und Rücken der Oesterreicher heran; jetzt erst, Stirn an Stirn, erkennen diese die Kriegslist; nicht Leopold, sondern ihr Feind, der Burggraf von Nürnberg, ist's mit frischem Volk. Nun bricht Entsetzen rings in die österreichischen Reihn. Von allen Seiten her umstellt, drängen sie sich zur Flucht an die Isen und drüber zurück. Nur Friedrich ficht noch mit drei edlen Genossen wie rasend auf einer Wiese. Endlich stürzt sein Roß; da eilt der Ritter Albrecht von Rindsmaul, Schweppermanns Schwager, auf ihn zu; diesem übergibt er sein Schwert. Freundlich begrüßte ihn Ludwig, welcher durch diesen Sieg nun Alleinherr war; Friedrich schwieg vor tiefem Schmerz. Als sich drauf am Abend die müden Helden zum Mahl setzten, gab's nach so viel Arbeit gar spärliche Kost; in der ganzen geplünderten Gegend waren bloß Eier aufzutreiben. König Ludwig vertheilte sie; es reichte je eins auf den Mann, und eins blieb dann übrig. Das gab er dem Schweppermann und sprach: „Jedermann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei." Diese Worte ließ der alte Held auf seinen Grabstein schreiben. In den nächsten Tagen darauf ließ Ludwig seinen gefangenen Gegner auf das Schloß Trausnitz an der Pfreimdt bei Nabburg in ritterliche Haft führen.

Als Leopold das Unglück seines geliebten Bruders vernahm, zog er voll tobenden Grimms und Schmerzes, doch mit festem Muth, nach Schwaben zurück. Himmel und Hölle wollte er in Bewegung setzen, um Friedrich aus dem Kerker auf den Thron zu führen. — Indessen benutzte Ludwig sein Glück mit Klugheit und Muth. Er gebot auf einem Reichstag zu Nürnberg (1323) den Landfrieden und beendigte eben dort den langen Streit um die Mark Brandenburg, deren Besitz durch den Tod des Kurfürsten Waldemar (1319) und den seines Erben Heinrich von Landsberg (1320) erledigt war; er verlieh sie als eröffnetes Reichslehn seinem achtjährigen Sohn Ludwig. So suchte er seine Hausmacht zu vermehren und sein Ansehen dadurch zu befestigen. Es that ihm auch noth; denn schon stand ihm ein neuer, furchtbarer Kampf bevor, welcher nicht bloß seine Person, sondern auch das Vaterland mit betraf, der Kampf mit dem Papst.

Johann XXII. war nämlich in heftigen Zorn über Ludwig entbrannt, weil dieser dem Galeazzo Visconti von Mailand (dem Sohn des Matthäus) 800 Ritter zur Hilfe gegen das päpstliche Heer geschickt hatte, worauf dieses die Belagerung Mailands aufheben mußte. Da ließ der Papst 1323 zu Avignon an die Pforte des Doms eine Schrift anschlagen, des Inhalts: „Ludwig solle sich der Regierung enthalten und Alles, was er bisher als

K. M.

Ludwig und Schweppermann.

König gethan, widerrufen; bei Strafe des Banns dürfe ihn Niemand als König erkennen." Als Ludwig dies erfuhr, wahrte er zu Nürnberg in einer Schrift feierlich die Rechte des Reichs und die Unabhängigkeit der deutschen Krone und berief sich auf eine allgemeine Kirchenversammlung. Diesen Beschluß zu Ehren der ganzen deutschen Nation erklärte der Papst für ein Verbrechen und that Ludwig (am 23. März 1324) in den Bann, setzte ihm jedoch zwei Fristen zu einer demüthigen Verantwortung, wiewohl er insgeheim bereits Anstalten getroffen hatte, um ihm die Krone zu rauben und sie dem König Karl IV. von Frankreich zu verschaffen. König Johann

von Böhmen, in seinen Gesinnungen stets wandelhaft, je nachdem er für sich Vortheil fand, schloß sich jetzt an die französisch-päpstliche Partei, mit ihm die ganze luxemburgische; auch Herzog Leopold, welcher Tag und Nacht bloß an die Befreiung des geliebten Bruders dachte, trat, von Rachsucht getrieben, in den Bund. Als nun die letzte Frist abgelaufen war, welche der Papst gesetzt hatte, warf er am 1. Oktober 1324 den Bann auf König Ludwig und das Interdikt auf alles deutsche Land. Da fanden Ludwig und Deutschland einen unerwarteten wichtigen Beistand bei den Minoriten (Franziskanern). Diese vertheidigten hartnäckig das Gelübde unbedingter Armuth, demzufolge sie nicht das geringste irdische Gut besitzen wollten; weil nun der Papst diese Lehre verwarf, traten sie kühn gegen ihn auf und bestritten sein Ansehn. Eifrig öffneten sie dem lang verblendeten Volk die Augen, sowohl durch Predigten, als auch in den Beichtstühlen, über alle Anmaßungen des römischen Stuhls, über alle Mißbräuche und Laster am römischen Hofe. So zerrissen sie den Schleier des Wahns, hinter welchem sich das Volk den Papst bisher nicht bloß wie Gottes Stellvertreter, sondern fast wie den allmächtigen Gott selbst in unbegreiflicher Majestät und Heiligkeit gedacht hatte. Da verlor die früher so furchtbare Waffe des Interdikts ihre vermeintlichen Schrecken; und, wollten jetzt die Geistlichen irgendwo, dem Gebot des Papstes zufolge, nicht Gottesdienst halten oder die Sakramente nicht ausspenden, so zwang sie das Volk dazu. — Um so grimmiger betrieb der Papst Ludwigs Untergang. Er bewog den König von Polen zum Einfall in Brandenburg und vermochte die Kurfürsten von Mainz und Köln, daß sie mit seinen und den französischen Gesandten gen Rense zur Absetzung Ludwigs und zur Wahl Karls IV. von Frankreich zusammenkamen. Doch mannhaft sprach Graf Berthold von Bucheck, Komthur des deutschen Ritterordens zu Koblenz, dagegen und rettete durch die Gewalt der freien Rede das Vaterland von der Schmach, einem fremden Herrn unterthan zu werden. Indessen hatte Leopold, ungeduldig über die Lauheit des Königs von Frankreich, mit Ludwig Verhandlungen angeknüpft und ihm, für Friedrichs Freilassung, sogar die Reichskleinodien ausgeliefert. Als aber Ludwig noch immer zögerte, seinen Gegner freizugeben, brach Leopold, aufs Neue ergrimmt, von Schwaben her ins Baierland und verwüstete es mit Mord und Brand. Ludwig, welcher zur Rettung herangezogen kam, mußte von Burgau gen Ulm fliehen. Schweren Herzens begab er sich von dort nach München und erwog die Gefahren, welche sich von allen Seiten gegen ihn heranwälzten.

Da trat der Karthäuser-Prior Gottfried von Mauerbach, Friedrichs Beichtiger, zu Ludwig und redete mit sanften Worten an sein Herz. Fromm horchte ihm Ludwig zu; er gedachte der alten Jugendfreundschaft, und, voll Vertrauens auf Friedrichs edles Herz, sah er in Versöhnung den Stern des Heils. So ritt er in aller Stille von München zur Veste Trausnitz und

bot dort Friedrich dem Schönen ohne Lösegeld die Freiheit an. Freiheit! dies Wort tönte dem Gefangenen wie der Klang von Osterglocken; freudetaumelnd verzichtete er auf das Reich und versprach, sowohl für sich als auch für seine Brüder, dem König zu huldigen und ihm wider alle Feinde desselben, auch wider den Papst, beizustehen, — endlich: wenn er diese Sühne nicht ins Werk zu richten vermöchte, sich auf Johannis, zur Sonnenwende, wieder in Haft zu stellen. Andächtig hörten hierauf die versöhnten Jugendfreunde die Messe und nahmen das heilige Abendmal; der edle Prior Gottfried theilte die Hostie zwischen ihnen zur Weihe der Eintracht und des Friedens; da umarmten und küßten sie sich tief ergriffen; der Geist des Herrn heiligte diese Stunde. Es war am 13. März 1325.

Friedrich und Ludwig.

Blaß und abgemagert kehrte Friedrich, der einst so schön und freudig gewesen war, nach Wien zurück. Seine treue Gattin Isabella konnt' es nicht mehr sehen, wie seine Schönheit durchs Unglück verschwunden war; sie hatte sich um ihn blind geweint. Doch herrlicher, als Friedrich je in Schönheit, Glück und Hoffnung gewesen, war er jetzt in seiner Treue. Um sein Wort zu lösen, bat er alsogleich seine Brüder, dem König Ludwig zu huldigen und die Reichsgüter im Elsaß und in Schwaben zurückzugeben; das ganze Reich forderte er auf, Ludwig als allein-rechtmäßigen Herrn anzuerkennen. Auch suchte er den Papst zur Versöhnung mit Ludwig zu bewegen. Doch der unversöhnliche Johann XXII. erwiederte ihm: „Nichtig ist der Eid, den du ihm schwurst, und hältst du ihn wirklich, so treffe dich dafür der Bann, wie ihn." Tobend vor unsäglichem Schmerz verschloß auch Leopold den Friedensworten seines Bruders das Ohr und sprach: „Nie werd' ich erfüllen, was du überrascht in meinem Namen versprachst. O sieh, mein ganzes Leben gab ich ja einzig für die Macht und Ehre unseres Hauses dahin, — für dich, o Friedrich, für dich! Und Alles wär' jetzt umsonst? Nein! Endlich ist uns das Glück hold; du bist frei, ich bin gerüstet, unsre Bundesgenossen harren ungeduldig. Drum nichts von Frieden! — Kampf! und die Krone ist dein!" Der Papst reizte noch diesen Ungestüm; er rief überdies die Könige von Frankreich und Polen gegen Deutschland auf, entband das Volk in Brandenburg von den Eiden, die es dem Sohne Ludwigs geschworen, und entbot die heidnischen Litthauer zum Einbruch in die Mark; — Alles, um den verhaßten Ludwig zu verderben.

Als nun Friedrich sah, daß er sein Versprechen nicht erfüllen konnte, wollte er doch sein Wort halten. Er kam zur Sonnenwende gen München, und stellte sich freiwillig wieder in die Haft. Tief gerührt schloß ihn Ludwig ans Herz und wollte ihn nicht mehr davon lassen. Von Stund' an aßen Beide an einem Tisch und schliefen in einem Bett, wie zwei leibliche Brüder. Der Papst konnte solche deutsche Treue lang' nicht für menschenmöglich halten. Ludwig hingegen baute fest darauf. Und als er seinem Sohn in Brandenburg zu Hülfe ziehen mußte, übergab er dem treuen Friedrich die Obhut Baierns. Am 5. September 1325 aber schloß Ludwig mit Friedrich einen Vertrag, daß sie auch die Herrschaft theilen wollten, wie Tisch und Bett, und das Reich brüderlich treu gegen jeden Feind beschirmen. Dies hielten sie jedoch geheim, damit die Kurfürsten und zumal der Papst nicht Einspruch dagegen erhöben. Als der Vertrag dennoch kund ward, traf diese Besorgniß wirklich ein. Da schlossen sie am 7. Januar 1326 zu Ulm einen neuen, und schwuren, ihn trotz dem Papst und den Kurfürsten aufrecht zu halten; Friedrich sollte in Deutschland König bleiben, Ludwig über Italien herrschen. Bald darnach starb Herzog Leopold zu Straßburg. Friedrich aber zog sich, in Schwermuth und sehnsüchtig nach Ruhe, in das Karthäuserkloster Mauerbach zurück.

8.

Ihr, die verpflanzt in arge Zeiten
Mit der Gewalt zu kämpfen wagt,
Ihr sollt dem Lichte Bahn bereiten
Und fühlt die Schauer, eh es tagt!

Salis.

Ludwig führte nun den Kampf gegen den Papst unerschrocken fort. Er fuhr im Jahre 1327 nach Welschland, wurde zu Mailand mit der eisernen Krone gekrönt, zog siegreich gen Rom und erhielt dort im Januar 1328 die kaiserliche aus der Hand des Sciarra Colonna, und zwar im Namen der Stadt Rom, weil diese einst die Welt beherrscht hatte, statt, wie bisher, im Namen des Papstes. Und als die Römer auf dem Platz vor der Peterskirche versammelt waren, ließ er durch den Herold ausrufen. „Wer führt das Wort für Johann von Cahors, welcher sich Papst nennt?" Als Alle schwiegen, sprach der Kaiser weiter: „Johann von Cahors hat durch Simonie und Ketzerei die päpstliche Würde befleckt und die Majestät geschändet. Drum entsetze ich den Unwürdigen seines Amtes; ein Würdiger besteige den Stuhl Petri!" Hierauf wurde der fromme Minorit Petrus von Corvara mit Beistimmung des römischen Volkes zum Papst erwählt und nahm den Namen Nikolaus V. an; der Kaiser selbst hing ihm den Mantel um und steckte ihm den Fischerring an den Finger, das Sinnbild der päpstlichen Macht. So schien's in diesem Augenblick, als habe das Kaiserthum nach langem Streit endlich über das Papstthum gesiegt.

Doch bald darnach kehrten die deutschen Fürsten heim; Ludwigs gewaltigster Anhänger Castruccio Castracani verließ Rom; Kriegsvolk des Königs Robert von Neapel streifte bis vor die Thore der Stadt; sein eignes konnte er nicht mehr besolden, und aus Geldnoth mußte er die Römer besteuern. Da sank sein Ansehen rasch; rings um ihn wuchsen Empörung und Verrath; der furchtbare Johann XXII. rief ganz Italien zu den Waffen wider ihn. So mußte denn Ludwig am 6. August Rom verlassen. „Es lebe die heilige Kirche! Tod den Ketzern!" riefen ihm die wankelmüthigen Römer nach, und söhnten sich mit Johann XXII. wieder aus. Schritt für Schritt mit Gefahren und Noth kämpfend, durchzog nun der Kaiser Italien, und stiftete 1329 zu Pavia einen Hausvertrag, daß alles wittelsbachische Erbland immerdar unzersplittert bleiben sollte. Hierauf zog er aus der Lombardei gen Trient; dort vernahm er, daß Friedrich der Schöne am 13. Januar 1330 im Schloß Gutenstein gestorben sei. In Deutschland erwarteten ihn neue Kämpfe. Herzog Otto von Oesterreich, Friedrichs streitlustiger Bruder, war heftig erzürnt, daß Ludwig dem alten Herzog Heinrich von Kärnthen die Erbfolge für dessen Tochter zugesagt hatte. König Johann

von Böhmen vermittelte diesmal den Frieden, versöhnte sich selbst mit dem alten Herzog und vermählte seinen Sohn, Johann Heinrich, mit dessen Erbtochter Margaretha Maultasch, um dadurch Kärnthen, Krain und Tyrol für sein Haus zu gewinnen. Zweideutig unterhandelte er mit allen Parteien, betrog Alle, und sorgte dabei für sich selbst und sein Geschlecht.

Indessen sehnte sich der Kaiser, aus ungeheuchelter Frömmigkeit, längst nach einer Aussöhnung mit der Kirche. Der Papst aber verlangte, daß er ihm die verhaßten Minoriten aufopfere, und Ludwig war so schwach, sich dazu bereit zu erklären. Als der Papst und der König von Frankreich diese Schwäche ersahen, hatten sie frischen Muth und der Erstere verlangte nun kühn: „Der Kaiser sollte die Krone niederlegen und sich unterwerfen." Auch darein willigte Ludwig, jedoch unbeschadet seiner Ehre und der des Reichs, die ihm höher galten, als der bloße Besitz der Krone. Drum forderte er, daß der Papst ihn vor Allem vom Banne freispreche und daß die Unterhandlung verschwiegen bliebe; sein Neffe, Herzog Heinrich von Niederbaiern, sollte die Urkunde der Entsagung so lang' bewahren, bis die Lossprechung vom Bann erfolgt sei; denn dann hoffte er in die kaiserliche Würde wieder eingesetzt zu werden. Bei allen diesen Verhandlungen hatte der kluge aber zweideutige König Johann von Böhmen unermüdlich die Hand im Spiel, und während Ludwig schlicht und ehrlich zu Werke ging und Alles aufbot, um den Frieden mit der Kirche herzustellen, triumphirten seine Feinde schon, wie herrlich sie ihn überlistet hätten. Besonders konnte Herzog Heinrich von Niederbaiern, welcher nun selbst Kaiser zu werden hoffte, seine Freude nicht verbergen, und wollte sich schon von den rheinischen Städten huldigen lassen. Da durchschaute der Kaiser das ganze Gewebe schändlicher Ränke, zerriß plötzlich alle Unterhandlungen und trat in edlem Selbstgefühl mit frischer Kraft auf. Ergrimmt, daß sein Plan, so nah' am Ziele, fehlgeschlagen, verfluchte der neunzigjährige Papst den Kaiser und reizte das deutsche Volk zur Empörung. Doch mannhaft widerstand ihm Ludwig; er verbot, dem Papst Zehnten und Steuern zu geben, welche dieser unter dem Vorwand eines Kreuzzugs eintrieb, und wehrte dessen Anmaßungen kräftig ab. Da starb Johann XXII. und der rechtschaffene aber schwache Benedikt XII. wurde an dessen Stelle erwählt (1334). Dieser war zur Aussöhnung mit dem Kaiser geneigt und ermahnte den neuen König von Frankreich, Philipp VI., dringend, sein Streben nach der Kaiserkrone aufzugeben. Redlich that auch der Kaiser das Seinige zur Aussöhnung mit dem Papst und dem König von Frankreich; doch der Letztere benützte die Abhängigkeit des Papstes, um Deutschland und die Kaiserkrone zu gewinnen.

Zur selben Zeit (1335) war der alte Herzog Heinrich von Kärnthen verstorben und der Kaiser vergab dessen Länder an dessen Neffen, die Herzoge von Oesterreich. Als König Johann von Böhmen dies vernahm, schwur er (im Zorn, daß die Erbschaft seinem Hause entgangen war), er

wolle den Kaiſer binnen Jahresfriſt todt oder lebendig in des Papſtes Gewalt liefern, und rüſtete mit großer Macht. Alle Feinde des Kaiſers ſtanden ihm bei, aber Ludwig behielt den Sieg. Da ſuchte Johann den Frieden und überließ den Herzogen von Oeſterreich Kärnthen und Krain; nur Tyrol behielt er für ſeinen Sohn Johann Heinrich, den Gemahl der Margaretha Maultaſch.

Während dieſer Zeit hatte der Kaiſer abermals mit dem Papſt wegen einer Ausſöhnung unterhandelt; aber Philipp von Frankreich verhinderte ſie durch Liſt und Gewalt. Da überzeugten ſich der Kaiſer und alle deutſchen Fürſten, daß die Ehre und Unabhängigkeit der ganzen deutſchen Nation auf dem Spiel ſtehe, und ſie vereinigten ſich, um das Vaterland für immer vor den Anmaßungen aller Fremden, zumal der Päpſte, ſicher zu ſtellen. Gelehrte Männer ſtanden als Vorfechter in dem großen Kampfe da. Der Minorit Bonagratia ſchickte eine Schrift über die Unrechtmäßigkeit der Bannflüche Johanns XXII. an alle Kapitel und gelehrten Schulen; ein andrer Minorit, Wilhelm Occam, ein Engländer, ſchrieb, mit Beweiſen aus dem römiſchen und dem Kirchenrecht, über die Grenzen der geiſtlichen und weltlichen Gewalt, und ein Deutſcher, der Domherr Lupold von Bebenburg, ſtellte aus der Geſchichte die Rechte des römiſchen Reichs und des Kaiſerthums auf. Alle dieſe ſprachen es laut aus, was leider ſo lang' vergeſſen worden war: „daß ein König in Deutſchland die Herrſchaft nur durch die Wahl des Volks habe, deſſen Recht auf die Kurfürſten übertragen worden ſei, und daß die Rechtmäßigkeit der Wahl bloß bedingt ſei durch die Zuſtimmung des Volks, nicht durch die des Papſtes; denn die Krönung ſei nur durch Zufall an den Papſt gekommen und gebe dieſem kein Recht, die Könige und Kaiſer zu prüfen oder gar zu verwerfen; überdies ſtehe die päpſtliche Gewalt nicht über der kaiſerlichen, weil Gott die höchſte weltliche Gewalt auf den Kaiſer allein, die geiſtliche aber auf alle Biſchöfe übertragen habe; drum ſtehe der Papſt auch nicht über, ſondern unter einer allgemeinen Kirchenverſammlung, und alſo ſei's ein Mißbrauch, wenn er jene mit dem Bannfluch belege, welche ſein Anſehen nicht in allen Dingen als allerhöchſtes und untrügliches anerkennen wollen."

Im Einklang mit dieſen Grundſätzen handelte der Kaiſer. Er verlieh aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit dem deutſchen Orden das Land Litthauen zu ewigem Beſitz. Hierauf hielt er im Mai des Jahres 1338 einen großen Reichstag zu Frankfurt am Main; auf denſelben hatte er, nebſt den geiſtlichen und weltlichen Fürſten und Herren, auch Reichsfreie und Edle, die Kapitel der Stifte und Boten der Städte, berufen, ſo daß der größte Theil der Nation durch Abgeordnete vertreten war. Da erwies Ludwig zuerſt ſeine Rechtgläubigkeit gegen die ungerechten Vorwürfe von Ketzerei, dann zeigte er, wie er zur Ausſöhnung mit der Kirche alle erdenklichen Mittel angewendet habe, die ſich mit Deutſchlands Ehre vertrugen. Hier-

auf erklärten nun die Reichsstände: „Das ungerechte Interdikt Johanns XXII. ist außer Kraft und der Kaiser soll es aufheben." Nun begab sich Ludwig am 15. Juli mit allen Kurfürsten (bis auf den König Johann von Böhmen) gen Rense an den Rhein, wo der Königsstuhl stand. Dort vereinigten sich jene durch einen theuren Eid: „daß sie das heilige römische Reich mit allen Rechten und Freiheiten gegen jede fremde Gewalt und Anmaßung schützen und bewahren wollten, stets durch einmüthigen Beschluß, oder, wenn Zwiespalt entstünde, nach Mehrheit der Stimmen; und derjenige, welchen sie Alle oder die Meisten von ihnen zum König und Kaiser erwählen würden, der sollte es bleiben, kraft der Wahl, ohne päpstliche Bestätigung." Diesen Beschluß des Kurfürstenvereins zu Rense ließ Ludwig öffentlich als ein Grundgesetz des Reichs verkündigen. So war die Majestät des Reiches feierlich hergestellt.

Ludwig benutzte das neue Ansehen der Unabhängigkeit redlich zu des Volkes Heil. Eine schöne, freudige Zeit schien endlich zu beginnen, in welcher die Fürsten mit dem Kaiser, das Volk mit den Fürsten, in klarer, aufrichtiger Eintracht leben und streben würden. Auch gelang's dem Kaiser, den Landfrieden fest aufzurichten für Baiern, Schwaben und Franken bis in den deutschen Norden hinauf. Besonders in seinem Baiern wirkte er segensreich, durch Gesetz und Gericht, zum Schutz aller Niedern, zur Vertheidigung aller Bedrängten.

Mit Vorsorge und Liebe nahm er sich zumal der Städte an. Diese standen damals in voller Blüthe ihrer Entwickelung. Auch die unteren Stände, die Zünfte der Handwerker, erhoben sich im schönen Selbstgefühl um den Vollgenuß aller bürgerlichen Rechte, und errangen durch Kraft und Entschlossenheit, meist mit Gewalt, Antheil an der Verwaltung der Gemeinwesen, so daß der Rath in den meisten Städten jetzt nicht mehr ausschließlich durch die adligen Geschlechter, sondern meistens zur Hälfte durch die Zünfte besetzt war. Zu Straßburg geschah dies 1332, zu Zürich 1336. Da gediehen Gewerbfleiß, Handel, Wohlstand und Macht immer mehr. Ein reges Leben entfaltete sich in den Städten, alle Kräfte des Bürgerthums entwickelten sich im stolzen Wetteifer und trieben in Sitten und Bräuchen gar üppige Blüthen; doch leider schwand dabei nur allzuoft die edle alte Einfachheit, und bei Festen und Gelagen, wie in den Kleidertrachten, kam immermehr Hoffahrt und Verschwendung auf.

Damals sang das Volk seine Lebenslust in Liedern aus, voll und frisch, wie's aus dem Herzen quoll. Die Kunst des Dichtens aber wurde unter den Händen der gewerbfleißigen Bürger zum Handwerk. Sie stellten Gesetze auf und Formen des Reimens, sogenannte „Tabulaturen", wachten über dieselben, wie über Zunftsatzungen, und hatten auch eigene Meister im Dichten (wie in Gewerken); davon hieß es Meistergesang; die Meister pflegten ihn gar streng in eigenen Schulen. Einer der ersten

und berühmtesten Meister war Heinrich, in Mainz, ein ernster, sinniger Mann, welcher den Namen Frauenlob erhielt, weil er in seinen Gedichten die Herrlichkeit der Frauen pries und deren Krone, die gnadenreiche Himmelskönigin, die jungfräuliche Mutter Maria. Er hielt einmal mit einem andern Meister, dem Barthel Regenbogen, einen Wettstreit, ob der Name Weib oder Frau ehrenvoller sei. Frauenlob starb zu Mainz im Jahre 1317; da trugen die dankbaren Frauen wehklagend seine Leiche von seiner Herberge bis zur Grabstätte und gossen süßen Wein auf sein Grab, daß dessen Fülle im Umgang der Kirche floß.

Leichenzug Heinrichs Frauenlob.

In jenen Zeiten hat die edle Volkssprache die lateinische, welche früher in Staatsschriften und Geschichtsbüchern vorgeherrscht hatte, immer mehr verdrängt; begeisterte Prediger und tiefsinnige Gottesgelehrte bedienten sich ihrer und bildeten aus dem unerschöpflichen Kerntrieb derselben treffende Ausdrücke für die kühnsten Gedanken.

Inzwischen vermehrte Kaiser Ludwig die Macht seines Hauses mit großem Glück. Er vereinigte nach dem Aussterben der niederbairischen Linie ganz Baiern (1341) und gewann 1342 für seinen Sohn Ludwig von Brandenburg auch Tyrol, indem er aus kaiserlicher Machtvollkommenheit die Ehe der Erbin dieses Landes, Margaretha Maultasch, mit Johann Heinrich auflöste und Margarethen mit seinem Sohne vermählte. Die Erwerbung Tyrols war ihm, wegen der Lage dieses Landes zwischen Baiern und Italien, ungemein wichtig. Aber er erbitterte dadurch den neuen Papst, Clemens VI., in welchem der Geist Johanns XXII. wieder lebendig ward; auch schadete er sich dadurch mächtig in der öffentlichen Meinung, weil er in die geistliche Gewalt des Papstes eingegriffen hatte, und überdies brachte er dadurch die ganze luxemburgische Partei neuerdings gegen sich auf. Schnell schloß sich an diese die französische, Deutschlands ränkevolle Feindin. Doch muthig und siegreich kämpfte Ludwig, und Johann mußte auf Tyrol verzichten. — Nach dem Tode seines Schwagers, des Grafen Wilhelm von Holland (1346), gewann Ludwig auch die Grafschaften Holland, Seeland, Friesland und Hennegau für sein Haus, indem er sie für eröffnete Reichslehn erklärte und seine Gemahlin damit belehnte.

Dieser Zuwachs seiner Macht hatte jedoch die deutschen Fürsten schon besorgt gemacht. Da sehnte sich der Kaiser aus Frömmigkeit abermals nach Aussöhnung mit der Kirche, und begann mit Clemens VI. Unterhandlungen. Nun schrieb ihm dieser (wie einst Johann XXII.) unwürdige Bedingungen vor, verlangte Widerruf aller seiner früheren Handlungen, ja selbst die Niederlegung der Kaiserkrone. Rasch folgte der Wankelmuth der Fürsten dem des Kaisers. Und eben so rasch benützte dies der Papst, um ihn mit einem Schlage zu vernichten; denn er besorgte damals noch überdies, daß der Kaiser nach Italien ziehen und dies Land mit dem deutschen Reich wieder vereinigen würde. Also rief Clemens VI. am 13. April 1346 den Bannfluch über ihn in folgenden Worten aus: „Schmettre ihn zu Boden, allmächtiger Gott! Schlage ihn mit Blindheit und Raserei! Schleudre deine Blitze auf seinen Scheitel, daß die Erde unter seinen Füßen berste und der Abgrund ihn verschlinge! Verflucht sei er diesseits und jenseits, verflucht sei sein ganzes Geschlecht!" Hierauf entband er das Volk von allen Eiden der Treue, entsetzte Ludwigs standhaften alten Freund, den Erzbischof Heinrich von Mainz, gebot den Kurfürsten, unverzüglich eine neue Wahl vorzunehmen, und bezeichnete ihnen dazu den Markgrafen Karl von Mähren (einen Sohn des Königs Johann), welcher ihm die schimpflichsten Ver-

sprechungen gethan hatte, als den Würdigsten. Mehrere der Fürsten ließen sich durch Geld gewinnen und am 11. Juli 1346 traten die Kurfürsten (bis auf die von Brandenburg und der Pfalz) in demselben Rense zusammen, wo sie vor acht Jahren die Aufrechthaltung der Wahlfreiheit gegen den Papst beschworen hatten; dort erwählten sie in aller Eile den Markgrafen Karl zum König, als Vierten dieses Namens. Als dabei die Reichsfahne geschwenkt wurde, fiel sie in den Rhein und ging unter, wie jener Fürsten Ehre und Treue. Doch die Städte hielten standhaft zum Kaiser Ludwig, trotz Bannfluch und Meineid; weder Frankfurt noch Aachen wollten Karl IV. aufnehmen. Als Ludwig mit Waffenmacht herbeieilte, ging ihm Karl verzagt aus dem Wege und zog mit seinem Vater Johann, welcher erblindet war, nach Frankreich; dort kämpfte dieser in der Schlacht bei Creffy gegen die Engländer und fand im Gefecht den Tod. Karl hingegen entrann, kam gen Bonn, ließ sich dort krönen und floh hierauf nach Böhmen, wo er gegen den Kaiser rüstete. Bald wurde Ludwig von drei Seiten her bedroht und angegriffen. Doch er erhob sich in seinem alten Muth, machte alle schlau berechneten Pläne seiner Feinde zu nichte und wollte nun gen Italien ziehn. Da starb er plötzlich auf der Jagd, nicht weit vom Kloster Fürstenfeld in Baiern (am 11. Oktober 1347). Weil er im Bann verschieden war, wollten die Augustiner zu München seine Leiche nicht aufnehmen; sie ward in der dortigen Liebfrauenkirche bestattet.

9.

Der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Schiller.

Nun hielt sich Karl IV. für den unbestrittenen Herrn des Reiches. Die Wittelsbacher aber (Rudolf, der Pfalzgraf am Rhein und Ludwig von Brandenburg), so wie zumal der treue Erzbischof Heinrich von Mainz, erklärten die Wahl Karls IV. für nichtig, weil sie, mit Verletzung der Reichstags-Beschlüsse, in Abhängigkeit von dem Papst geschehen war. Deshalb trugen sie die Krone zuerst dem König Eduard von England, dann, als dieser sie ablehnte, dem Markgrafen Friedrich von Meißen an, welcher aber seine Ansprüche an Karl IV. verkaufte. Mittlerweile verlobte Karl IV., um sich sicher zu stellen, seine Tochter Katharina mit Rudolf, dem Sohn des Herzogs Albrecht von Oesterreich. Während er sich dadurch fester an das Haus Oesterreich anschloß, suchte er zu gleicher Zeit den Markgrafen Ludwig von Brandenburg in dessen eigenem Lande zu verderben. Plötzlich hieß es nämlich dort: der Markgraf Waldemar wäre im Jahre 1319 nicht ge-

storben, sondern aus Buße ins Morgenland gepilgert und nun sei er heimgekommen, um sein Brandenburg wieder in Besitz zu nehmen. Alsobald trat dort wirklich ein alter Mann auf, welcher sich für jenen Waldemar ausgab und ihm auch von Ansehn glich; es soll ein Müller (Namens Rehbock) gewesen sein. Diesen Betrüger belehnte Karl IV. 1348 mit der Mark Brandenburg.

Da trug die wittelsbachische Partei dem tapfern und biedern Grafen Günther von Schwarzburg die Krone an, und dieser willigte ein, sie anzunehmen, jedoch unter der Bedingung, daß Bestechung auf seine Wahl keinen Einfluß haben sollte. Hierauf kam er am 10. Januar 1349 vor Frankfurt und wurde nach 14 Tagen mit lautem Jubel auf dem Wahlfeld als König ausgerufen; der größte Theil des Reichs hing ihm an, voll Vertrauen auf dessen Rechtschaffenheit. Karl IV. sammelte ein Heer in Mainz, um seinen ritterlichen Gegner zu schrecken; der aber spottete seiner, und schrieb auf nächste Fastnacht ein Turnier in Kastel aus. Da scheute Karl eine Entscheidung durch Kampf und suchte Günthers Macht dadurch zu zernichten, indem er ihm seine Freunde abwendig machte. Er warb um die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf und erhielt sie auch, sicherte den Söhnen Kaiser Ludwigs den Besitz ihrer Länder und versöhnte sich mit Ludwig von Brandenburg. Da verließen die Wittelsbacher den edlen König Günther. Ritterlich behauptete dieser sein Recht, erkrankte jedoch plötzlich im Rheingau; das Volk glaubte: er habe Gift bekommen durch einen Arzt, Meister Freidank von Heringen; doch sprechen die besten Zeugnisse für dieses Mannes Schuldlosigkeit. In Ahnung seines nahen Todes, entsagte er der Krone zu Gunsten Karls IV. Sterbend zog Günther mit wallenden Fahnen und Trompetenschall wieder in Frankfurt ein, wo er am 14. Juni 1349 verschied. Zwanzig Reichsgrafen trugen seine Leiche in den Dom, und Karl selber schritt hinter derselben; unter dem Hochaltare fand Günther seine Ruhestätte. Hierauf wurde Karl IV., weil die Kurfürsten die erste Wahl zu Rense für ungültig erklärten, abermals gewählt und gekrönt.

Damals war das Vaterland mit furchtbaren Nöthen hart heimgesucht worden. Erdbeben, feurige Zeichen, die am Himmel gesehen wurden, schwere Wolken voll betäubenden Uebelgeruchs, waren die Vorboten der Pest, welche sich 1348 vom Aufgang gen Niedergang heranwälzte. Die Menschen bekamen schwarze Beulen, an denen sie am dritten Tage starben; davon hieß diese Pest „der schwarze Tod". Er wüthete bis zum Jahre 1349 und raffte den dritten Theil der Menschen dahin. Da zerriß ungeheures Entsetzen die heiligsten Bande der Liebe, so daß ein Bruder vor dem andern, daß Aeltern vor ihren Kindern und Eheleute vor einander flohen. Alle Gemüther waren verwirrt; der schwarze Tod erschien als ein Strafgericht Gottes für große Sündhaftigkeit. Da wähnten die Menschen, den Himmel durch Buße und Abtödtung des Fleisches zu versöhnen, und flog eine selt-

Tod Günthers von Schwarzburg.

same Kunde rings umher: in der Peterskirche zu Jerusalem habe ein Engel einen Brief gebracht, worin geschrieben stand, daß Christus, über der Menschen Verderbtheit erzürnt, aber durch die Fürbitten seiner himmlischen Mutter Maria und der Engel besänftigt, allen Denen Verzeihung gelobt habe, die vier und dreißig Tage auf der Geißelfahrt wandeln würden. Viele Schwärmer geißelten sich nun bis aufs Blut, was sie die „Bluttaufe" nannten, und dieser Aberglaube ergriff ebenso ansteckend den Verstand, wie die

Pest die Leiber. Ganze Schaaren solcher Geißler zogen halbnackt, bluttriefend, schwere Kreuze mit sich schleppend, von Ort zu Ort, sangen Bußlieder und forderten Alle, die ihnen begegneten, zu gleicher Kasteiung auf. Bald artete diese Schwärmerei in Gräuel jeder Art aus; die zuchtlosen Schaaren trieben Raub, Mord und Unzucht, bis der König und die Bischöfe sie endlich mit Strenge unterdrückten.

Am allerfurchtbarsten mußten die unglücklichen Juden den finstern Aberglauben büßen. Der Pöbel, welcher sie verachtete, um ihre Reichthümer beneidete und wegen often Wuchers haßte, war im Wahn, sie hätten durch Vergiftung der Brunnen und durch Zaubersprüche die Pest veranlaßt; ja, es hieß: sie hätten in finstern Kellern geraubte Christenkinder geschlachtet und heilige Hostien mit Nadeln zerstochen. Diese unsinnigen Anklagen reizten den Pöbel gegen sie zur Wuth, und manche Fürsten und Herren mißbrauchten diese, um bei solcher Gelegenheit die Reichthümer der Juden zu gewinnen. Da erging, zur Schande des deutschen Namens, ein gräßliches Gemetzel über die Juden; Raubthieren gleich wurden sie aus ihren Häusern, wie aus Mörderhöhlen, herausgerissen, zusammengetrieben, gefoltert und zu Tausenden geschlachtet. In der Verzweiflung verschlossen sich Viele in ihren Häusern oder in den Synagogen und steckten diese in Brand; — ganze Familien starben lieber freiwillig in den Flammen, als unter den Händen der rasenden Christen. Nur in wenigen Städten, wie in Regensburg, und bei wenigen Fürsten, wie beim Herzog von Oesterreich, fanden sie Schutz. Diese Gräuel begaben sich im Jahre 1349.

10.

Hell geht ein Klang durch alle deutschen Lande,
Er heißt: Verfassung, Recht!
Um Fürst und Volk schlingt er die festern Bande,
Als je um Herrn und Knecht!
Selbst nach der Zukunft festverschloss'ner Pforte
Geht hell der Klang und frei.
Verfassung, Recht! O wahrt die kräft'gen Worte,
Ihr Enkel, wahrt sie treu!

K. Buchner.

Indessen übersah Karl IV. an der Spitze des Reiches mit scharfen Blicken alle Verhältnisse. Er besaß keinen persönlichen Muth, dagegen eine hohe Bildung und eine große Staatsklugheit, welche er in der Schule des französischen und des päpstlichen Hofes erlernt hatte. Nur fehlte dieser Staatsklugheit leider die Ehrlichkeit; sie ging auf den Schleichwegen unedler List, und der verderbliche Hauptgrundsatz derselben war, daß der Zweck

die Mittel heilige. Dadurch befleckte Karl IV. die Ehre der deutschen Krone. Er hatte kein Herz für's große deutsche Vaterland, sondern war hauptsächlich nur besorgt, die Macht seines Hauses zu erhöhen und zu befestigen; Böhmen sollte der Mittelpunkt derselben werden. Dies Land liebte und begünstigte er über Alles. Er stiftete am 6. April 1348 in Prag eine Universität, — die erste deutsche; — er schuf in Böhmen herrliche Bauwerke, belebte den Kunstsinn, weckte den Gewerbfleiß, beförderte den Handel und Wohlstand und regte alle Volksklassen in Böhmen zum schönen Wetteifer in Entwickelung und Bildung an.

Ganz anders benahm er sich im Reich. In seiner treulosen Politik trachtete er unabläßig, die Macht des Hauses Wittelsbach zu untergraben und zu zertrümmern, und festigte anderseits die des Hauses Habsburg, um an dieser eine sichere Stütze für sein Geschlecht zu haben, und sie demselben auch nach seinem Tode zu erhalten. Beides gelang ihm. Wiewohl er sich anfangs den Anschein gab, als wolle er sich mit den Wittelsbachern versöhnen, und wiewohl er dem Markgrafen von Brandenburg den falschen Waldemar (1350) aufgeopfert hatte, so bereitete er jenen doch den Untergang. Die Wittelsbacher selbst aber erleichterten ihm sein Werk, indem sie in unseligem Zwiespalt durch immerwährende Fehden ihre Kräfte schwächten und ihre Erbländer zertheilten. In diesen Zeiten schlossen Viele vom Adel in den einzelnen Landesbezirken Baierns Verbindungen unter sich, um durch vereinigte Kraft zum Heil des Landes die Ruhe aufrecht zu halten, die Kriege der Landesherren durch Vermittlung zu verhindern, und selbst Beschwerden gegen diese zu schlichten. In diese Verbindungen traten dann auch die Städte und die Geistlichkeit, und sie wurden „Landschaften" genannt.

Diese Landschaften oder Landstände sind in Deutschland sehr alt. Sie gründeten bereits tief im Geist der alten deutschen Staatsverfassung, und nicht weniger in der deutschen Territorialverfassung der damaligen Zeit, ungeachtet in derselben das angenommene römische Recht das absolute Regierungssystem begünstigte. Bis zur völligen Ausbildung des landständischen Instituts bemerkte man im Mittelalter, daß geistliche und weltliche Landesherren zu den wichtigsten Regierungshandlungen nicht nur den Rath, sondern auch die Einwilligung ihrer Vasallen und Ministerialen, oder der Landherren, die geistlichen ohnedies auch die Einwilligung ihrer Kapitel, einholten. Landständisches Rechtssprichwort war: „Wo wir nicht mitrathen, da wollen wir auch nicht mitthaten." Unter diesen Umständen ist begreiflich, wie über den Ursprung der Landstände schon vielfach Streit gewesen ist. Einige setzten ihn bestimmt in das zwölfte, Andre ins dreizehnte, noch Andre in das funfzehnte, und wieder Andre zwischen das vierzehnte und siebzehnte Jahrhundert. Es ging eben da, wie mit andern Dingen, die durch dieselbe innere Nothwendigkeit bedingt, doch äußer-

lich nur nach und nach und in einigermaßen verschiedener Gestaltung hervortraten, wie gerade Zeit und Umstände es wollten oder erlaubten. So rauscht den Völkern, die um einen großen heiligen Strom wohnen, derselbe Strom; aber theils von ihrer Klugheit, theils von ihrem Muth, theils von Gunst oder Ungunst des Bodens, der zwischen ihnen und dem Strome liegt, wird es abhängen, ob sie früher oder später, und in welcher Art sie seine Welle zur Befruchtung ihrer Fluren in Schleusen und Kanälen sich zuführen.

Die Freiheiten der Holsteiner sind so alt, als das Volk. Seit sie durch Karl den Großen zum deutschen Reich kamen, befragten ihre Herren und Grafen bei jeder wichtigen Vorkommenheit die Stimme ihrer Landherren, der „Seniorum terrae." Eben so alt ist die landständische Verfassung in den meißnisch-thüringischen Ländern. Im Lüttichischen bestanden schon seit dem dreizehnten Jahrhundert Stände für Gesetzgebung und Besteuerung, landesgrundvertragmäßig seit dem Frieden von Ferhe (1316). Landtage kamen dann auf in Baiern, in der Oberpfalz, in Pfalz-Neuburg, in Schwaben (Würtemberg und Baden), in Mecklenburg, in Lippe, in der Mark Brandenburg, in Schlesien, in Hessen u. s. w.

Die Idee der Landstände beruht auf der Vertretung Aller, d. h. des Volkes, durch Einzelne. Denn die Gesammtheit der freien Ackerbesitzer, oder, was gleichbedeutend war, die Gesammtheit aller aktiven Staatsbürger, bildete die Landsgemeinde, und die Mitglieder derselben repräsentirten (vertraten) zugleich in ihrer Eigenschaft als Privatschutzherren, ihre Hintersassen, d. h. die bloß mittelbaren Staatsangehörigen. Ja, jenes in neuerer Zeit so vielfach bestrittene Wort: repräsentiren, findet sich schon in einem Titel des ripuarischen Volksgesetzes (de homine ingenuo repraesentando). In den Feudalzeiten beschränkte sich allmälig das allgemeine Repräsentationsrecht, und es verminderte sich die Zahl der unmittelbaren Staatsbürger, während doch jener Grundsatz fort und fort in Kraft blieb. Man hatte nun Stände als Landstände: den Stand der Ritterschaft, der Bischöfe (später: Prälaten) und der Städte. Neue Entwickelungen im Geist und in der Geschichte der Nation griffen aber auch da wieder ändernd ein: die vergrößerte Zahl der unmittelbaren freien Ackerbesitzer, in Folge des Falls des Adels; bei mächtigerer Geltung der Gelehrsamkeit, der Industrie, der Bildung überhaupt, — die Entmündigung der Gemeinden. Und so machte sich in neuerer Zeit die ursprüngliche Idee, die Idee echter Volksvertretung, theils erreichend, theils anstrebend oder wünschend, in Deutschland wieder geltender.

Ansehen und Macht der Landschaften wurde im Lauf der Zeit dadurch bedeutend gemehrt, daß die Landesherren, wenn sie sich in Geldnoth befanden, bei denselben Hülfe nachsuchten, wobei diese entweder die Schulden der

Landesherren übernahmen oder ihnen eine Steuer für gewisse Zeit verwilligten. Bei solchen Anlässen ließen sich die Landschaften von den Landesherren nicht bloß ihre früheren Rechte und Freiheiten bestätigen, sondern erwarben auch neue; dies geschah meistens auf dem Wege des Vertrags. Die wichtigsten Rechte der Landstände, wie sie sich mit der Zeit im Allgemeinen immer entschiedener herausgestellt haben, sind folgende gewesen: Ohne ihren Rath und ihre Hülfe durfte der Landesherr keine Bündnisse schließen und keine Kriege beginnen, ohne ihre Bewilligung das Land nicht theilen, noch Theile veräußern, und keine Steuern erheben. Sie durften sich ohne besondere Berufung des Landesherrn versammeln. Sie brachten Beschwerden Einzelner, wie des ganzen Landes, vor ihn, ja sie durften sich ihm sogar widersetzen, wenn er ihre Rechte und Freiheiten antastete. Streitigkeiten zwischen mehreren regierenden Herren schlichteten sie durch Unterstützung jenes Theils, auf dessen Seite das Recht war, oder durch Austräge. Endlich hatten sie (wenigstens die meisten) entscheidenden Antheil an der Gesetzgebung, also, daß der Landesherr ohne ihre Bewilligung keine Landesordnung, keine Aenderung der Gerichtsverfassung einrichten durfte. Das kam daher, weil das Recht der Gesetzgebung, welches ursprünglich dem Volke zustand, nie ausschließlich auf die Grafen und Herzoge übergegangen war, als diese noch Beamte des Königs waren; folglich konnte es ihnen, wie sie die Landeshoheit bekamen, auch nicht ausschließlich zustehen. Drum ist's Irrthum, wenn Manche in neuerer Zeit den Landständen dies Mitrecht an der Gesetzgebung bestreiten wollen. Jene wichtigen Rechte gereichten den Landesherren keineswegs zum Nachtheil; vielmehr wurde dadurch das Wohl der Fürsten grade um so sicherer gewahrt; denn wie könnte eines Fürsten Wohl für die Dauer gedeihen, wenn er durch Leichtsinn oder Willkür sein eigen Land, diese einzige Nahrungsquelle seiner Macht, bis zu Noth und Verderbniß erschöpft? Wenn also die Landstände in solchen Fällen seinen Willen weise und standhaft beschränkten, so war dies zu seinem eignen Vortheil, so wie zu dem seiner Nachkommen. Auch erlangten die Fürsten durch das mit den Ständen gemeinschaftliche Recht zur Gesetzgebung erst den vollen Umfang der Landeshoheit. Durch die gesetzliche Beschwerdeführung wurde den schlimmen Folgen vorgebeugt, welche die Selbsthilfe des Volkes für die Landesherren haben konnte. Endlich bewahrten die Landstände in schweren Zeiten, bei Kriegen oder Sterbefällen, oder überhaupt bei Abwesenheiten, das Land mit Kraft und Treue dem rechtmäßigen Herrn. Kurz, durch die landständischen Verfassungen sind die Rechte des Volks und der Fürsten aufs Innigste verbunden worden. Und nur dadurch war es möglich, daß, bei der Zersplitterung des großen deutschen Vaterlandes in so viele Herrenländer, die geistige und bürgerliche Entwickelung in jedem einzelnen naturgemäß und ungehindert von statten ging.

11.

Zerstückt, zerschlagen
Das Kaiserthum!
Die Fürsten ragen
Gewaltig ringsum.

Während sich die landständischen Verfassungen im Stillen segensreich ausbildeten, erhielt das Reich ein wichtiges neues Grundgesetz. Nachdem nämlich Karl IV. unter schimpflichen Bedingungen, welche er dem Papst Innocenz VI. zugestanden hatte, am 5. April 1355 in Rom zum Kaiser gekrönt worden war, erließ er 1356 zu Nürnberg und Metz ein Gesetz, welches von dem goldenen Majestätssiegel, das an der Urkunde befestigt war, die „goldene Bulle" genannt wurde. In diesem Reichsgesetz wurden feste Bestimmungen für die Königswahl getroffen, die Rechte und Pflichten der Kurfürsten festgesetzt und Verfügungen wegen des Landfriedens getroffen. Und zwar also: Nach Erledigung des Throns soll der Kurfürst von Mainz die übrigen Kurfürsten binnen drei Monaten zur Wahl nach Frankfurt am Main berufen. Dort müssen sie schwören: ohne eigensüchtige Absicht zu wählen, und dürfen nicht aus einander gehen, bevor die Wahl zu Stande gekommen ist; Mehrheit der Stimmen gilt eben so viel, als Einhelligkeit; die Krönung wird zu Aachen durch den Erzbischof von Köln vollzogen. Während Erledigung des Throns soll der Pfalzgraf am Rhein in den Ländern des fränkischen, und der Herzog von Sachsen in jenen des sächsischen Rechts Reichsverweser sein. Das Wahlrecht steht ausschließlich den sieben Kurfürsten zu, nämlich den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Köln, dem König von Böhmen, dem Pfalzgrafen am Rhein, dem Herzog von Sachsen-Wittenberg und dem Markgrafen von Brandenburg. Die Kurwürde haftet nicht bloß auf dem Besitz der Reichserzwürde, sondern auch immerdar auf dem des untheilbaren Kurlandes, welches in den weltlichen Kurfürstenthümern nach dem Recht der Erstgeburt erblich ist. Alljährlich vier Wochen nach Ostern sollen sich die Kurfürsten versammeln (nach dem Vorbild der alten Reichstage), um die Reichsangelegenheiten zu berathen. Ferner erhalten die Kurfürsten das „jus de non evocando", d. h. das wichtige Recht, daß ihre Unterthanen und Stände sich von ihren Gerichten nicht auf die kaiserlichen berufen dürfen, außer wenn ihnen die Rechtshilfe verweigert würde (dadurch hatten nun die Kurfürsten eine abgeschlossene Territorialgerichtsbarkeit). Außerdem gehören ihnen in ihren Ländern die kaiserlichen Regalien (Bergwerke, Münze, Zölle u. s. w.), und sie dürfen ohne besondere kaiserliche Erlaubniß von andern Fürsten und Ständen Länder an sich bringen. Sie gehen an Rang allen andern Reichsfürsten

voran und ihre Personen sind unantastbar, Angriffe auf dieselben gelten für Majestätsverbrechen. — Durch diese Bestimmungen der „goldenen Bulle" war nun den vielen Streitigkeiten bei den Königswahlen vorgebeugt, anderseits aber auch die Zertheilung des deutschen Reichs in verschiedene deutsche Staaten gesetzlich vollendet; die kaiserliche Oberhoheit war nur noch ein loses Band der politischen Einheit. — Was den Landfrieden betraf, so wurde in der goldnen Bulle das alte Fehdegesetz erneuert und ein Verbot erlassen gegen alle Verbindungen von Städten und einzelnen Personen unter sich, ohne Genehmigung der betreffenden Landesherren.

12.

Was Kittel, Panzer, Fürstenhut, —
Die Vehme rügt, wer Unrecht thut.

Unter diesen Verhältnissen erhielt ein Institut, welches aus alter Zeit übrig geblieben war, seine eigentliche Bedeutung, als ein letzter Damm, welcher der Auflösung des Nationalverbandes noch entgegenstand, — das Institut der Vehmgerichte, welches sich im 14ten Jahrhundert durch einen Bund aller Freischöffen aus Westphalen über Deutschland verbreitete. Die Kaiser begünstigten diese Vehmgerichte naturgemäß aus eben dem Grunde, aus welchem die Landesherren denselben entgegen waren. Denn die Vehmgerichte waren eigentlich nichts anders als Freigerichte, bei welchen die Freigrafen, die denselben vorsaßen, unmittelbar unter Königsbann richteten, also eigentlich kaiserliche Richter waren, während sonst in den meisten Gegenden Deutschlands mit der Umwandlung der alten Gauverfassung in Territorialherrschaft auch die Gerichtsbarkeit an die Landesherren übergegangen war.

Es waren aber die Freigerichte doppelter Art, offene und heimliche, zu welchen nur Eingeweihte, Wissende, Vehmgenossen, zugelassen wurden. Als Grund, weshalb sie ihre Kompetenz über ganz Deutschland erstreckten, galt der Grundsatz, daß sie eben kaiserliche Gerichte waren, welche jeden vorladen durften, den die gewöhnlichen Gerichte nicht erreichten. Sie richteten über Verbrechen, welche das Gesetz mit der Todesstrafe belegte; die Rechtssachen, welche vor sie gebracht wurden, hießen Vehmrügen.

Die Vehmgenossen waren zuerst der Freigraf, dann die Freischöffen, welche das Urtheil sprachen, die freien Dingpflichtigen und der Frohnbote. Wer das Geheimniß verrieth, den sollte man „greifen, ihm die Hände vorn zusammen und ein Tuch vor die Augen binden, ihn auf einen Bock werfen, ihm die Zunge zu dem Nacken und einen dreisträngigen

Strick um den Hals winden und ihn sieben Fuß höher hängen als einen verführten, vervehmten, missethätigen Dieb."

Die Anklage bei der Vehme geschah entweder durch den Gekränkten selbst oder durch einen Freischöffen, und sofort folgte zunächst die Untersuchung, ob die Sache wirklich Vehmrüge sei. Wurde dies erkannt, so wurde der Angeklagte durch zwei oder mehrere Freischöffen dreimal vorgeladen. Da bestieg dann der Freigraf an der alten Malstatt den Freistuhl, vor ihm lagen, als Zeichen des Blutbannes, Schwert und Strick; um ihn standen die Freischöffen, barhäuptig und waffenlos, wie sonst in alten Zeiten, wenn die Gerichtsbank gespannt war. Dreimal den Frieden geboten durch den Freigrafen, geschah nun die Anklage, darauf die Vertheidigung, dann wiesen die Freischöffen das Recht, und alsobald ward die Strafe, wenn erkannt, auch vollzogen. Reinigen konnte sich der Angeklagte, wenn er selber Freischöffe war, durch einen Eid auf das Kreuz seines Schwertes, und durfte frei von dannen gehn. Kam der Angeklagte auch am Königstag (am letzten Termin) nicht vor den Freistuhl, und beschwor der Ankläger die Wahrhaftigkeit seiner Klage, bekräftigten die Freischöffen den Eid, dann vervehmte der Freigraf den Abwesenden, „vervehmte und verführte ihn von königlicher Macht und Gewalt wegen, als Recht ist und Königsbann gebietet und ausweist, und nahm ihn aus dem Frieden des Rechts und der Freiheit, die Kaiser Karolus gesetzt und Papst Leo confirmirt hat und ferner alle Fürsten, Herren, Ritter und Knappen, Schöffen und Freie beschworen haben in dem Lande zu Sachsen, und setzte ihn von aller Freiheit und Recht, so er hatte, seit er aus der Taufe gezogen ward, in Königsbann und Wette, in den höchsten Unfrieden, und wies ihn forthin von den vier Elementen, die Gott den Menschen zum Trost gegeben und gemacht hat, und wies ihn forthin achtlos, rechtlos, friedlos, ehrlos, sicherlos, missethätig, vehmpflichtig, leiblos, als man mit einem vervehmten, verführten und verweiseten Manne thut, und er soll nun forthin unwürdig gehalten werden und er soll nun forthin keines Gerichts und Rechts genießen, noch gebrauchen noch besitzen, und er soll keine Freiheit noch Geleit ferner haben noch gebrauchen in keinen Schlössern noch Städten, außer an geweiheten Stätten; und er vermaledeite sein Fleisch und Blut, auf daß es nimmer zur Erde bestattet werde, der Wind ihn verwehe, die Krähen, Raben und Thiere in der Luft ihn verführen und verzehren, und er wies und theilte zu den Krähen und Raben und Vögeln und andern Thieren sein Fleisch, sein Blut und Gebein, die Seele aber unserm lieben Hergott, wenn sie derselbe zu sich nehmen will." So die Vervehmung! War sie ausgerufen und stand der Name des Vervehmten in dem Blutbuch, so mußte jeder Freischöffe ihn treffen und niederstrecken, wo er ihn fand, und neben den Gerichteten ein Messer stecken zum Wahrzeichen der heimlichen Acht. — Ein furchtbar, gewaltig Gericht, vor dem nicht Rang noch Stand den Schuldigen schützte.

13.

Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Schiller.

Nachdem nun die Reichsverfassung durch die goldene Bulle eine große Wendung genommen, und zwar zu Gunsten der Fürsten und zu Ungunsten des zerstreuten unmittelbaren Reichslandes, der Städte und freien Herren, suchten die Fürsten überdies ihre Macht durch Erbverbrüderungen mit Andern ihres Ranges noch zu verstärken und sicher zu stellen; der Kaiser ging ihnen dabei mit seinem eignen Beispiel voran. Kurz: die Freiheit war bedroht. Aber der Freiheitstrieb ist tief verwachsen ins Herz des deutschen Volkes; keine Staatsklugheit noch Gewalt der Fürsten, keine Macht der Umstände, kein Wechsel des Glücks kann ihn daraus vertilgen; je stärker er niedergedrückt werden soll, gerade mit um so größerer Kraft muß er empor streben. Dies zeigte sich auch damals. Gleichwie nun die Fürsten Erbverbrüderungen, so schlossen jetzt die Städte unter sich Bünde oder vergrößerten bereits bestehende; besonders geschah dies in Schwaben und Franken, am Rheinstrom und in der Wetterau, zum Schutz gegen die um sich greifende fürstliche Landeshoheit. Zum gleichen Zweck schloß auch die Ritterschaft Vereine. Aber wiewohl der Adel für seine eigene Unabhängigkeit gegen die Fürsten kämpfte, so wollte er doch die der Städte nicht aufkommen lassen, und so hatten die Städte eine doppelt schwierige Stellung. Um so mehr lernten sie den Werth der Einigkeit schätzen, um so aufmerksamer wachten sie, daß die Freiheit in ihren Gemeinwesen gesund blieb, um so rühmlicher waren ihr Selbstvertrauen und ihre Ausdauer. Dies war besonders in Schwaben der Fall. Dort strebte Graf Eberhard III. von Würtemberg, zubenannt „der Greiner" oder „der Rauschebart", über die Reichsstädte wie über den Adel Landeshoheit zu gewinnen. Da entstanden gegen ihn mehrere Bünde des Adels; einer hieß der der „Schlegler", an deren Spitze stand der trutzige Ritter Wolf von Wunnenstein, genannt der gleißende Wolf, ein andrer der der „Martinsvögel"; beide waren in Niederschwaben. In Oberschwaben bestanden die Adelsbünde „vom Schwert" und „von der Krone" wider die Städte. Eberhard der Greiner kam durch den Adel in harte Bedrängniß, die Städte boten ihm ihren Beistand an. Doch stolz wies er sie zurück, und nun machte der Adel gern mit ihm gemeinsame Sache wider die Städte. Die Bürger wurden (1372) bei Ulm besiegt. Doch ihr Selbstvertrauen verließ sie nicht und sie hielten nur um so fester zusammen.

Indessen erreichte der kluge Karl IV. langsam und sicher seine Zwecke.

Das Haus Wittelsbach sank von der Höhe, zu welcher Kaiser Ludwig der Baier es emporgebracht hatte, immer tiefer herab, und zwar größtentheils durch eigene Schuld, welche Karl IV. wohl zu benützen verstand. Er begünstigte die pfälzische Linie Wittelsbach, welche von der bairischen getrennt war. Die Kurstimme von Brandenburg haftete, zufolge der goldenen Bulle, nicht mehr auf dem Geschlecht, sondern auf dem Lande, und dies ging für die Wittelsbacher verloren; Otto (Kaiser Ludwigs unwürdiger Sohn), welcher lieber der Ueppigkeit als der Ehre nachging, verkaufte Brandenburg 1373 an Karls Sohn, Wenzeslav, für einen Spottpreis — 200,000 ungarische Gulden. — Zehn Jahre früher (1363) hatten die Wittelsbacher auch Tyrol verloren; Margaretha Maultasch hatte sich nämlich nach dem Tode ihres Sohnes Meinhard mit dem jungen feurigen Herzog Rudolf IV. von Oesterreich vermählt und es diesem als Mitgift zugebracht. In der Folge (1428) ging auch Holland für die Wittelsbacher verloren und kam an Burgund, welches Karl IV. nebst der Dauphiné 1358 Philipp dem Kühnen, dem Sohn Königs Johann von Frankreich, zu Lehn gegeben hatte und welches nun als eigenes mächtiges Reich wieder erstand. Um so stattlicher wuchs die Macht des luxemburgischen Hauses. Es besaß in Böhmen ein herrliches Erbreich, in welchem Karl IV. die deutsche Bildung zur schönsten Blüthe gebracht und mit welchem er auch viele andere Länder vereinigt hatte. Selbst für den Fall, daß die deutsche Krone nach Karls Tode nicht bei dessen Geschlecht bleiben sollte, behielt dasselbe doch eine hervorragende Macht durch die wichtigen kurfürstlichen Vorrechte, welche, kraft der goldenen Bulle, auf dem Kurlande Böhmen hafteten. Ferner bekam das Haus Luxemburg durch die Vermählung Sigismunds (eines Sohnes Karls IV.) mit Maria, der Erbtochter des Königs Ludwig von Ungarn und Polen, die Anwartschaft auf diese beiden Reiche.

Gleichen Schritts mit Luxemburgs Macht (wiewohl nicht ohne manche wechselseitige Eifersucht) kam auch die Habsburgs empor, welche Karl IV. als Gegengewicht gegen Wittelsbach begünstigte. Damals herrschte in Oesterreich Herzog Rudolf IV., ein edler junger Fürst voll Thatkraft und regen Sinns für Bildung und Wohlfahrt seines Volks. Mit rühmlichem Eifer ahmte er Karls IV. Fürsorge für Böhmen nach. Er stiftete 1364 in Wien eine Universität und legte sich den Titel eines Erzherzogs von Oesterreich bei.

Während Karl IV. unermüdlich für das Beste seines Geschlechts arbeitete, gelang es ihm auch, zum Besten des Reichs das Bündniß zwischen Frankreich und dem päpstlichen Hofe zu trennen, welches für Deutschland so lang verderblich gewesen war. Er wußte, daß die Päpste selbst ihrer Abhängigkeit vom französischen Hofe überdrüssig waren, und schloß sich nun fester an ihr Interesse. So schwächte er Frankreichs Uebergewicht, und da er sich den päpstlichen Anforderungen willig unterwarf, so hatte Deutschland

auch von dieser Seite nichts mehr, wie früher, zu befürchten. Freilich ward Deutschlands Selbstständigkeit theuer genug — um die Erniedrigung des kaiserlichen Ansehens — erkauft. Als der Papst Urban V. die bisherige päpstliche Residenz Avignon verlassen hatte, und nach Italien zurückgekehrt war, führte ihn Karl IV. (1367) feierlich in die Stadt Rom ein; da ritt der Papst auf einem prächtig aufgeschmückten Rosse und der Kaiser ging wie sein Diener nebenher, des Rosses Zügel in der Hand! Wohl jauchzten da die stolzen Römer; doch damit war auch der Umschwung einer schweren Zeit vollendet. Schon siechte das Papstthum tiefinnerlich und dessen unnatürliche Weltherrschaft schwand dahin durch das moralische Verderbniß, welches die Kirche in ihrem Oberhaupt und in ihren Gliedern durchdrungen hatte. Bald kam dies zum Vorschein. Im Jahre 1378 wurden zu gleicher Zeit zwei Päpste erwählt, Urban VI. in Rom, und Clemens VII. in Avignon; Beide stritten um die Herrschaft, Jeder behauptete der rechtmäßige zu sein und verfluchte den Andern. Das war der Anfang der großen Kirchenspaltung (des „Schisma's"), welche zum Aergerniß aller Gläubigen 39 Jahre dauerte.

Am Abend seines Lebens vollendete Karl IV. sein langes Werk für die Größe seines Geschlechts; er verschaffte nämlich seinem Sohne Wenzeslav durch Bestechung der Kurfürsten (also den Bestimmungen der goldnen Bulle zuwider) 1376 die Nachfolge auf dem Throne. Um die Gelder zur Wahl und Krönung aufzubringen, hatte er Eberhard dem Greiner mehrere schwäbische Städte verpfändet, — wiewohl er diese früher begünstigt, ihnen das Recht, Bündnisse unter sich abzuschließen und Kriege zu führen, zugesprochen, sie von auswärtigen Gerichten befreit und ihnen zugesichert hatte, daß das Reich sie niemals veräußern dürfe. Doch die Städte erneuerten und vergrößerten vorsichtig ihren Bund zu Schutz und Trutz, befestigten ihre Mauern und Thürme, und benützten die wichtige Erfindung des Schießpulvers, welche der Franziskanermönch Berthold (genannt der „schwarze Mönch") in den funfziger Jahren jenes Jahrhunderts gemacht haben soll. Unter den Händen der gewerbfleißigen Bürger wurde diese Erfindung schnell ausgebildet; schon im Jahre 1360 war in Lübeck eine Pulvermühle, bald gab's in den meisten Städten geschickte Stückgießer, und die Geschütze („Donnerbüchsen" genannt) wurden nun mit dem größten Erfolg statt der alten Steinschleudern bei Belagerungen angewendet. Im Besitz der neuen furchtbaren Waffe nahmen es die Bürger um so kühner mit Fürsten und Adel auf. Vergeblich that der Kaiser die verbündeten schwäbischen Städte in die Acht, vergeblich zog er selbst mit dem Reichsaufgebot vor Ulm, welches das Haupt des Bundes war. Er konnte es nicht bezwingen und verordnete deshalb einen Stillstand. Die Reutlinger aber schlugen 1377 den Grafen Ulrich, Eberhards des Greiners Sohn, der sie vom hohen Felsenschloß Achalm herab bedrängt hatte und trieben ihn in die

Flucht. Als Graf Eberhard dies vernahm, zürnte er seinem Sohne schwer, und schnitt, als sich dieser mit ihm an den Tisch setzte, schweigend das Tischtuch vor ihm entzwei, zum Zeichen, daß er keine Gemeinschaft mit ihm haben wollte, bis Ulrich seine Ritterehre von dem Flecken der Flucht wieder

Eberhard der Greiner und sein Sohn.

rein gewaschen habe. — Dem Kaiser aber blieb nichts übrig, als nachzugeben; und wirklich nahm er die Verpfändung zurück. Nun wollten jedoch die ergrimmten Ritter nicht Frieden halten; da wehrten sich aber die Städte mit solcher Kraft, daß der Kaiser und sein Sohn Wenzeslav endlich selbst

auf ihre Seite traten, um die Macht derselben für ihr Geschlecht in Gunst zu erhalten.

Während so die süddeutschen Städte fest verbunden für ihre bürgerliche Freiheit stritten, und sich dadurch die Achtung des Kaisers ertrotzten, erkämpfte sich im deutschen Norden auch ein Städtebund, nämlich die Hansa, die Handelsfreiheit gegen Dänemark und Norwegen. 1361 schlug die Flotte der Hansa, von dem kühnen Wittenborg angeführt, die dänische und landete in Dänemark. Dort aber verlor Wittenborg vor der dänischen Landmacht den Sieg; dafür ließ ihn, als er heim kam, der Rath von Lübeck enthaupten. Um dies Unglück zu rächen, verbanden sich bald sieben und siebenzig Städte der Hansa und rüsteten gegen den Dänenkönig Waldemar III. Er mußte 1365 den Frieden erkaufen. Drei Jahre später erneuerte die Hansa, von Dänemark abermals schwer gereizt, den Krieg, eroberte Kopenhagen und Helsingör, und erzwang sich so die freie Fahrt durch den Sund. Als Norwegen den Dänen beistehen wollte, landeten die gewaltigen Männer der Hansa 1369 auch an Norwegens Küsten und steckten wohl zweihundert Ortschaften in Brand. Nun flehten die Könige von Dänemark und Norwegen bei den gewaltigen Bürgern um den Frieden und erhielten ihn, doch mußte Dänemark (1370) schwören: ohne Einwilligung der deutschen Hansa weder einen König zu wählen, noch einen als rechtmäßig anzuerkennen, der nicht zuvor die Rechte und Freiheiten der Hansa anerkannt habe." So erwarben die Hansa-Städte hohen Ruhm, und der Kaiser selbst schmeichelte ihnen darum; sie aber brauchten sich weder um seine Gunst noch um seinen Zorn zu kümmern. Diese Macht und Selbstständigkeit verdankten sie der Einigkeit! Sie hielten auch mit großer Wachsamkeit drauf und schützten einander getreulich; sie hatten ihr eigenes Schiedsgericht, auf daß keine Stadt die andre bei einem fremden Herrn verklage, sie hielten Hansa-Tage, wo die Abgeordneten der einzelnen Städte zusammenkamen, erhoben von Allen Abgaben zur Bestreitung gemeinsamer Bedürfnisse und thaten ungetreue Bundesglieder in den Bann der Hansa (das hieß „Verhensen"), dadurch verloren solche alle Rechte des Bundes und bekamen keinen Schutz wider Feinde; zugleich sorgte die Hansa auch für Aufrechthaltung der bürgerlichen Ruhe und Ordnung in den einzelnen Städten.

Im Jahre 1378, zwei Monate nach dem Ausburch der Kirchenspaltung, war Karl IV. gestorben und sein siebenzehnjähriger Sohn Wenzeslav bestieg nun den deutschen Thron. Er war roh, jähzornig, grausam, ohne Achtung vor Menschenwürde und Tugend und vertobte sein Leben in wilden Lüsten. Das war nicht der Mann für jene ernste Zeit. Denn Deutschland bedurfte damals eines Königs von Ehre, Rechtschaffenheit, Klugheit und Entschlossenheit, um die vielfach verworrenen Kämpfe zwischen Fürsten, Adel, Bürgern und freien Bauern zum allgemeinen Besten zu schlich-

ten. Wenzeslav bekümmerte sich jedoch gar wenig ums Reich, und wenn er's zuweilen that, so beging er meistens Mißgriffe.

So hatte er sehr unklug im Jahre 1379 dem Herzog Leopold III. von Oesterreich (einem Bruder Rudolfs IV. und Enkel des Königs Albrecht) die Landvogteien in Schwaben als Pfandschaft übergeben. Da wurden die schwäbischen Städte für ihre Freiheit besorgt, und einunddreißig von ihnen schlossen einen Bund unter sich, wie auch mit dem Pfalzgrafen Ruprecht und mit Baden. Nun verstärkte auch die Ritterschaft, eifersüchtig auf die Macht der Städte, ihre Bündnisse; die mächtigste Adelsgesellschaft war die vom „Löwen", welche sich am ganzen Rheinstrom ausbreitete; außerdem bestanden in Schwaben noch die Bünde von „St. Georg" und von „St. Wilhelm." Zum Schutz wider diese Adelsbünde schloß sich hierauf der schwäbische Städtebund an den rheinischen. So maßen sich die Kräfte in reger Wechselwirkung. Endlich gelang es Eberhard dem Greiner (1382), sowohl die drei Ritterbünde als auch die Städte und Fürsten der obern Lande in eine Einigung zu bringen, zur Sicherung des Landfriedens, und hierauf machte König Wenzeslav (1383 und 1384) den Vorschlag, diesen Landfriedensbund über das ganze Reich auszudehnen. Indessen nahm der Widerwille der schwäbischen Städte gegen den Herzog Leopold III. zu, und sie warben bei der Eidgenossenschaft in der Schweiz, welche sich seither beträchtlich verstärkt hatte, um einen Bund gegen Oesterreich. Wirklich schlossen (1385) ein und funfzig freie und Reichsstädte vom Rhein, von Franken und Schwaben eine Vereinigung mit fünf Schweizer Städten, Zürich, Bern, Solothurn, Zug und Luzern. Die von Schwyz aber hielten sich, Namens der Waldstätte, davon fern; sie wollten nur ihr eigen Recht im eignen Lande bewahren und sich nicht in fremde Händel mischen. So zeigte sich bei der allgemeinen Spannung zwischen Fürsten und Adel und Städten auch noch eine besondere zwischen den Städten und den freien Landgemeinden.

Herzog Leopold aber vertrug sich mit den schwäbischen Städten, um seine ganze Macht gegen die Schweizer wenden zu können. Er hegte gegen sie den alten Haß seines Geschlechts, und der Abfall der tapfern Männer in Entlibuch, der Bürger von Sempach und mehrerer andrer österreichischer Unterthanen, welche zu den Eidgenossen geschworen hatten, reizte jetzt seinen Zorn aufs heftigste. Leopold war ein edler, hochherziger Fürst und wußte leider nicht, wie arg seine Amtleute das Volk bedrückt und bis zum Aeußersten getrieben hatten; und so betrachtete er die Eidgenossen, zumal die Luzerner, als Anstifter jenes Abfalls, während eigentlich der Uebermuth des österreichischen Adels dran schuld war. Entschlossen, manche alte Schmach seines Hauses zu rächen, kam er denn jetzt in den Aargau, um die Schweizer zu bestrafen, und für sein Land, Volk und Recht zu kämpfen. Da frohlockte aller Adel und rüstete mit Macht und Pracht, um die ver-

haßte Volksfreiheit zu zertrümmern. Binnen zwölf Tagen schickten wohl 167 geistliche und weltliche Herren den Eidgenossen Fehdebriefe zu, und viertausend Ritter, das Fußvolk ungezählt, zogen unter Oesterreichs Banner ungeduldig, voller Siegeshoffnungen, ins Feld. Doch auch die Eidgenossen konnten's kaum erwarten, dem übermüthigen Adel, der sie so oft gehöhnt hatte, auf Schwertslänge nah' zu kommen; sie freuten sich, ihre eigne Sache auch bloß mit eigner Faust ausrichten zu können, ohne Beistand des Städtebundes; sogar Bern blieb ohne Theilnahme.

Herrlich zog Leopold an der Spitze seiner stattlichen Ritter, er selbst der Edelste von Allen, von Baden durch den Aargau, über Sursee gegen das Städtlein Sempach heran (das liegt drei Stunden von Luzern am schönen See); darnach wollte er Luzern durch Ueberfall bewältigen. Als er vor Sempach kam (es war am 9. Juli 1386 zur Erntezeit, ein heißer Tag! und die Schnitter mähten das Korn), da standen die Eidgenossen — nicht mehr als 1500 — auf der Anhöhe im Wald, und erwarteten die Ritter. Diese vermaßen sich, das Häuflein der Bauern allein, ohne Hilfe des Fußvolks, zu vernichten. Der Herzog hieß die Ritter von den Rossen absitzen. Sie hieben sich, um im Gefecht nicht gehindert zu werden, die langen Schnäbel von den Schuhen ab, wie sie damals getragen wurden, und verspotteten die Bauern. Wohl warnte ein alter Kriegsmann, Hans Ulrich von Hasenburg, die Ritter: „Hoffahrt sei zu nichts gut"; doch sie riefen lachend: „Hasenburg — Hasenherz!" Etliche riethen dem Herzog: er solle sein Leben nicht dem blinden Schlachtenglück preisgeben; er aber erwiederte edelstolz: „Nein! hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch will ich siegen oder untergehn." Wie nun die Ritter abgesessen, zogen die Eidgenossen aus dem Wald heraus, die Höhen hinab, aufs Feld, in schmaler Reih', den Rittern entgegen; hatten keine Harnische an und bloß kurze Waffen, Hellebarden, breite Schwerter und Morgensterne; Einige trugen Bretter statt der Schilde an den Armen; die Ritter aber standen in langer Schlachtreih', ganz in Eisen da, mit Schilden gedeckt, und streckten weitragende Speere vor sich hin; so dünkten sie sich unangreifbar. Die Eidgenossen thaten knieend ihr Schlachtgebet; die Ritter verhöhnten sie drum, als ob sie bei ihnen um Gnade flehen wollten. Die Eidgenossen aber standen auf und rannten mit Geschrei durch's Feld, gegen die eiserne Mauer von Schilden und Speeren. Doch da war kein Ankommen und Durchbrechen. Und wie nun die Ritter die Enden ihrer langen Schlachtordnung, als wie zum großen Halbmond, bewegen, um die Eidgenossen zu umschließen, sinkt der edle Schultheiß von Luzern, Petermann von Gundoldingen, der gegen sie anrennt, auf den Tod verwundet zu Boden; viele andre Luzerner mit ihm. In dieser Noth der Eidgenossen ruft plötzlich Arnold Strutthan von Winkelried aus Unterwalden mit lauter Stimme: „Ich will euch eine Gasse machen," springt drauf aus der Reihe hervor, ruft noch hinter

sich: „Sorgt für mein Weib und meine Kinder, liebe treue Eidgenossen, und gedenkt meines Geschlechts," und stürzt auf die Feinde; mit beiden Armen umfaßt er soviel von ihren Speeren, als er erfassen kann, drückt sie an sich, und wie sie seine Brust durchbohren, reißt er, zur Erde sinkend, sie mit sich hinab. So entsteht eine Lücke in der eisernen Mauer und dicht an einander geschlossen stürmen die Eidgenossen durch dieselbe über Winkelrieds Leiche inmitten der Ritter. Dort schwingen sie voll Kampfwuth ihre Schwerter und Morgensterne und schmettern die schwer Geharnischten links und rechts zu Boden. Da erstickt mancher in der Rüstung. Der Herzog selbst ergreift Oesterreichs Banner und schwingt es hoch über den Leichen

Arnold von Winkelried in der Schlacht bei Sempach.

seiner Genossen. „Mit euch ehrlich und treu in den Tod!" ruft er und stürzt sich in die dichtesten Haufen der Eidgenossen. Im Gewühl sinkt er zu Boden; er will sich emporraffen, doch die schwere Rüstung hindert ihn daran. So findet ihn ein gemeiner Mann aus Schwyz; der will's nicht hören, wie sich der Fürst zu erkennen gibt, und ersticht ihn. Martin Malterer von Freiburg im Breisgau, welcher das Banner dieser Stadt trug, findet die Leiche, wirft sich über sie, und deckt sie treu vor Feindes- und Freundestritten, bis er selbst zur Leiche wird. Kaum ist der Tod des Herzogs bei den Rittern bekannt, so drängen sich diese voll Entsetzen zur Flucht und schreien: „Die Hengste her!" Doch zwei feige Hauptleute waren mit Knechten und Rossen schon längst von dannen geflohn. Nun verkaufen die Ritter das Leben theuer; aber aller Heldenmuth hilft ihnen nichts; 656 Grafen, Herren und Ritter werden erschlagen, dazu zahlreiches Volk aus den habsburgischen Städten Aarau, Bremgarten, Zofingen. Der Schultheiß von Zofingen, Nikolaus Thut, zerriß das Banner der Stadt, das er trug, damit es nicht in Feindesgewalt käme und hielt dessen Schaft noch im Tode mit den Zähnen fest. Solcher Großthaten geschahen viele an jenem Tag, an dem zur gerechten Züchtigung adeligen Uebermuths ganze Adelsgeschlechter erloschen, und durch Arnolds von Winkelried Todesweihe die Freiheit glorreich errettet ward.

Rasch und mit Glück benützten die Eidgenossen ihren Sieg, zerbrachen viele Burgen des Adels und bedrängten Habsburgs Macht. Diese war als Feindin der Freiheit so verhaßt, daß Niemand mehr Pfauenfedern auf dem Hut trug, weil die Habsburger solche zu tragen gewohnt waren; ja daß in der Schweiz gar kein Pfau mehr geduldet ward. Aber Habsburg und der Adel ruhten nicht, wiewohl 1387 ein Stillstand geschlossen worden war, sondern sannen auf Rache. Im nächsten Jahre bewältigten sie das Städtlein Wesen, und bedrohten darnach die Männer von Glarus mit solcher Macht, daß diese schon um billigen Frieden baten. Da ward ihnen als Bedingung vorgeschrieben, sie sollten sich dem Herzog von Oesterreich unbedingt unterwerfen, die Urkunde ihres Bundes mit den Eidgenossen abliefern und gegen diese für Habsburg einstehn. Als sie sich dessen weigerten, zogen sechstausend Ritter und Herren gegen die Landwehr von nur zweihundert Männern heran, welche am Passe Näfels stand; Matthias am Büel war deren Hauptmann. Die Ritter erstürmten die Schanze und brachen ins Land. Die Sturmglocken klangen, Weiber und Kinder flüchteten; Matthias am Büel aber sammelte indessen fünfhundert Männer und zog mit ihnen zurück gen den Berg Rüti; den hatten sie hinter sich und vor ihnen war der Boden voll Felsgeröll. Als nun die feindlichen Reiter heran kamen, schleuderten die Glarner Steine unter sie; dann rannten sie zum Kampf. Mit lautem Geschrei zogen dreißig junge Männer aus Schwyz herbei und halfen den Glarnern am Siegeswerk. Die Ritter flohen, die

heldenhaften Bauern eilten hinter ihnen her bis gen Wesen an die Brücke; sie brach unter den Rittern. Dritthalbtausend fanden den Tod. Dies geschah bei Näfels am 9. April 1388. Nun sahen die Herzoge von Oesterreich, daß sie zu schwach waren, den Eidgenossen im offnen Feld zu widerstehen, drum schlossen sie Frieden mit ihnen, zuerst (1389) auf sieben Jahre, später auf zwanzig. Die Eidgenossen behielten alle Ortschaften, welche sie erobert hatten, bis auf die Stadt Wesen, und erwarben durch Käufe von dem verarmten Adel und durch Verträge noch viele Landschaften, Vogteien, Thäler und Burgen, und immer mehrere Städte schlossen sich an sie; das Recht stand fest und die Wohlfahrt des Volkes gedieh dabei; das waren die Früchte der Einigkeit.

Zwölf Jahre nach der Schlacht bei Näfels erhob sich auch das rüstige Hirtenvolk im Lande Appenzell, welches der Abtei St. Gallen gehörte, von dessen Vögten und Amtleuten allzuhart gedrückt, um die Freiheit. Da bat der Abt von St. Gallen zehn schwäbische Reichsstädte, mit welchen er einen Bund hatte, um Hilfe. Die Städter, welche das Landvolk gering schätzten, verwarfen durch einen Schiedsspruch dessen billige Bitten und Vorschläge; vielmehr wurden die verjagten Vögte und Amtleute wieder in ihre Gewalt eingesetzt und bedrückten nun die Bauern noch härter, als bisher. Da baten die Appenzeller bei den Eidgenossen um Schutz. Aber nur die von Schwyz und Glarus nahmen sich ihrer an. Als nun der Abt und seine Freunde, die Städter, gegen sie heranzogen von St. Gallen über den Lindenbühel zur Höhe Vöglinseck hinauf gen das Dörflein Speicher, und den Appenzellern dies verkundschaftet worden war, gingen sie schnell hinauf, legten sich oben in den Hohlweg, — die Schwyzer und Glarner im Wald, — und empfingen die Feinde im Engpaß so heiß, daß sechshundert Ritter in ihren Harnischen den Geist aufgaben und die andern flohen. Das geschah am 15. Mai 1403. Darauf brachen die Appenzeller die Burgen in ihrem Land und machten Freundschaft mit der Stadt St. Gallen. Nun lag der Abt (wie auch der Adel) dem Herzog Friedrich von Oesterreich an (einem Sohn Leopolds, der bei Sempach erschlagen worden war,) ihm gegen die Hirten beizustehen, und sagte ihm: „da diese allen Leuten benachbarter Herren die Freiheit geben, so ist auch Oesterreichs Herrschaft bedroht." Eifrig rüstete der Herzog. Da trat zu den Appenzellern Graf Rudolf von Werdenberg, welcher durch die Herzoge von Oesterreich um Land und Gut seiner Väter gekommen war, in die Landsgemeinde und bat: „Laßt mich eures Gleichen sein, und mit euch leben und kämpfen." Sprach's, und that seinen Harnisch ab, und zog ihr Hirtenkleid an. Sie machten ihn zu ihrem Feldhauptmann. Nun führte er sie gegen des Herzogs Kriegsvolk, das in ihr Land einfallen wollte, auf die Höhe am Stoß. Dort stritten (am 17. Juni 1405) vierhundert Hirten gegen eine große Ueberzahl des tapfersten Adels. Auf einer nahen Anhöhe kamen in weißen Hirtenhemden

auch noch die Weiber und Töchter herangezogen; die Feinde hielten sie, im Schrecken, für Männer, und flohen; die Appenzeller mit erhobenen Mordwaffen hinter ihnen her. Als die Feinde vertrieben waren, kehrten die Sieger auf den Stoß zurück und dankten Gott für seinen Beistand. Indessen war der Herzog von St. Gallen umgekehrt und gen Arbon zurückgezogen; da griffen ihn die Bürger der Stadt St. Gallen am Hauptlisberg an und schlugen ihn. Nun stellte er sich an, als wolle er nach Tyrol heimziehen; aber beim Dorfe Thal ließ er sein Kriegsvolk die Wolfshalde hinansteigen, um die Appenzeller zu überfallen. Diesen war's verrathen worden; unerwartet griffen sie die Feinde an und jagten sie, nach verzweifelter Gegenwehr, die Wolfshalde hinab. Da verwünschte der Herzog diesen Krieg und ging in sein Land Tyrol zurück. Hierauf schlossen die Appenzeller mit der Stadt St. Gallen einen Bund auf neun Jahre, und eroberten dankbar dem Werdenberg das verlorne Erbe seiner Väter wieder, ihren guten Gesellen, den Schwyzern, das Thal Wägi und die fruchtbare untere Mark. Dann drangen sie ins Vorarlberg und Tyrol, riefen dort das Volk zur Freiheit auf und schlugen bei Landeck des Herzogs Söldner. Weit und breit erging Schrecken vor ihrer Heldenkraft. Im Jahre 1407 brachen sie gegen die österreichische Dienstmannschaft im Thurgau auf, eroberten wohl sechszig Burgen und belagerten auch Bregenz, die feste Stadt am Bodensee. Nun besorgten Fürsten und Adel einen allgemeinen Aufstand des Volkes in Schwaben und Baiern und schlossen Bünde, um Bregenz zu entsetzen und die Kriegsmacht der freien Bauern zu zernichten. Sie überfielen die Appenzeller vor Bregenz und gewannen in einem furchtbaren Kampf endlich den Sieg über sie. Diese zogen in fester Ordnung in ihre Heimath zurück und Niemand wagte, sie zu verfolgen. Darnach ward Frieden geschlossen. Die Appenzeller behaupteten ihre Freiheit und traten 1411 in Landrecht und Verein mit allen Eidgenossen, bis auf Bern.

Während dieser Zeit befanden sich die schwäbischen und fränkischen Städte in Spannung mit den Fürsten; König Wenzeslav hatte die Städte begünstigt und ihren Bund feierlich bestätigt, um sich durch ihre Macht gegen die mit ihm unzufriedenen Fürsten sicher zu stellen. Bald brach jene Spannung in offenen Krieg aus; des Königs Wort und das Glück der Schweizer Bauern ermuthigten die Bürger. Ihrer viertausend von den schwäbischen Städten zogen gegen Eberhard den Greiner aus; — die Rheinstädte standen, vom König selbst aufgemuntert, gegen den Pfalzgrafen Ruprecht. Bei Döffingen, unweit dem Städtchen Weil, kam's am 24. August 1388 zur Schlacht zwischen den schwäbischen Städten und dem Grafen Eberhard von Würtemberg. Da wollte dessen Sohn Ulrich seine Niederlage von Reutlingen rächen, und drang ungestüm gegen die Schlachtreih' der Städter an; aber sie hielten tapfern Stand und warfen ihn zurück; er löste seine Ritterehre durch den Heldentod. Schon glaubten die Städter

den Sieg zu haben. Da rief der alte Greiner: „Mein Sohn ist, wie ein anderer Mann. Ausgehalten! Die Feinde flieh'n!" Zur guten Stunde kam ihm grade der gleißende Wolf von Wunnenstein zugeritten, sein alter Feind, nun aber sein Freund, weil's den Städtern galt, und bracht' ihm Hilfe. Die Schlacht begann aufs Neue, und die Städter mußten, so tapfer sie fochten, endlich flieh'n. Bald darauf erlitten die rheinischen und fränkischen Städte gleiches Unglück wie die schwäbischen bei Döffingen. Nun verließ König Wenzeslav die Städte und gab sie dem Grimme des Adels und der Fürsten preis. Darüber entstand in Schwaben viel Fehde und großes Elend, bis endlich Wenzeslav 1389 zu Eger die Fürsten und Städte vertrug; dort wurden die Städtebünde auf Betrieb der Fürsten, welche auch auf Abschaffung der Aufnahme von Pfahlbürgern drangen, durch Reichstagsbeschluß aufgelöst und alle Reichsstände in ein einziges Landfriedensbündniß gezogen, welches gelten sollte am Rhein, in Schwaben, Baiern, Franken, Hessen, Thüringen und Meißen. Solchen Ausgang nahm der Kampf der süddeutschen Städte. Aber ihre Macht blieb ungeschwächt und das Einungswesen hat noch lange späterhin wohlthätig nachgewirkt.

14.

— — — Was herrlich war
Und groß, das sinkt zusammen und vergeht.
Uhland.

Im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts hatte die Macht der deutschen Ordensritter in Preußen, durch weise zeitgemäße Verfassung des Ordens und Staates und durch treffliche Verwaltung, ihre herrlichste Blüthe entfaltet. In Folge der Begünstigung der nach Unterwerfung des Landes angesiedelten deutschen Bauern war besonders der Ackerbau sehr emporgekommen. Und wie dadurch die Wurzeln des Staatswesens kräftig blieben, so trug auch der Stamm: das Bürgerthum, durch städtische Freiheitsbriefe („Handfesten") gesichert, an markigen Aesten die lachenden Früchte des Gewerbfleißes und Handels; die Regierung bildete die stolze ehrenreiche Krone dieses Baums, Stürmen und Wettern trotzend.

Die Ordensregierung war so eigenthümlich zusammengesetzt, daß alle einzelnen Bestandtheile derselben sich wechselseits gleichsam ergänzten. Der Hochmeister des Ordens, welcher an der Spitze stand, besaß einerseits, weil ihm alle Ritter Gehorsam geloben mußten, so viel Macht, daß er stets mit Nachdruck zum Heil des Ganzen handeln konnte; andrerseits war diese Macht durch seine Verantwortlichkeit gegen das Generalkapitel in sofern beschränkt, daß er sie nicht zum Schaden des Ganzen mißbrauchen konnte. Alle Staatsverhältnisse waren dermaßen gegliedert, daß keine Selbst-

hilfe, kein Faustrecht unter der Herrschaft des Ordens aufkommen konnte, und jeder Streit durch die Ordensregierung gesetzlich geschlichtet ward. Alle überschüssige Streitkraft, die nach innen zu keinen verderblichen Spielraum fand, mußte sich folglich nach außen hin ergießen; das lag überdies auch schon in dem kriegerischen Geist des Ordens. So geschah's, daß der Ordensstaat sich und die deutsche Bildung immer weiter ausbreitete, vom Oderstrom bis gen Esthland hinauf. Zur Zeit seiner größten Blüthe umfaßte er 55 Städte, 10,000 Dörfer, 2000 Höfe, 48 Schlösser.

Einen achtzigjährigen Kampf hatte er mit den heidnischen Litthauern zu bestehen und eben dadurch erschöpfte er endlich seine Kraft. Damit vereinigten sich noch zwei wichtige Umstände. Der Großfürst Jagello von Litthauen hatte nämlich nach dem Tode des Königs Ludwig von Ungarn und Polen (1382) die Krone Polens erhalten, war 1386 zum Christenthum übergetreten, und bekehrte auch die Litthauer dazu. Nun war also der Kampf des deutschen Ordens gegen diese kein Glaubenskampf mehr, und deshalb zogen auch keine Kreuzfahrer mehr aus Deutschland dem Orden zu Hilfe, während dieser zu gleicher Zeit durch die Vereinigung Polens und Litthauens einen doppelt mächtigen Feind gegen sich hatte. Am 15. Juli 1410 geschah bei Tannenberg eine entscheidende Schlacht. Jagello (in der Taufe Wladislav II. genannt) führte ein Heer von 160,000 Mann gegen den Orden; der kriegerische Hochmeister Ulrich von Jungingen stellte ihnen 83,000 Mann gegenüber. Vierzigtausend davon, darunter der Hochmeister selbst und 600 Ritter, wurden erschlagen. An diesem Tage war das Werk von fast zwei Jahrhunderten bis tief in den Grund erschüttert worden. Der unerschrockene und edle Heinrich Reuß von Plauen, Komthur von Schwetz, rettete die Marienburg und den ganzen Orden. Doch nur für den Augenblick; den Verfall desselben konnte er, selbst nachdem er Hochmeister geworden war, nicht aufhalten. Denn der alte Geist des Gehorsams und der Sittenstrenge war aus dem Orden entschwunden und die Zwietracht dafür eingezogen. Da nun Heinrich Reuß von Plauen, um den durch den Krieg zerrütteten Staatshaushalt wieder herzustellen, mit Strenge durchgreifen wollte, murrten die Ritter über ihn, weil er ihren Privatvortheil beeinträchtigte; sie verlästerten ihn, setzten ihn (1413) ab, und legten ihn sogar in Haft, worin er starb. Und wie die Ritter, so thaten auch die Unterthanen des Ordens; sie schmachteten durch die langen Kriege im Elend, und sollten doch schwere Abgaben erlegen, weil der Ordensschatz erschöpft war; dadurch wurde die Herrschaft des Ordens immer mehr verhaßt.

So schwebt das Verderben mit rauschenden Fittichen über der Größe und Herrlichkeit vergangener Zeiten; das erhabene Gebäude der Herrschaft löst sich in seinen Fugen, die Pfeiler wanken, und schon schleicht die Meuterei durch die verödenden Säle, in welchen die alten verblichenen Siegesbanner hängen.

15.

Es muß die Kirche sich erneuern;
Bald ruft ihr Gott in Schreck und Pein,
In Pest und wilden Kriegesfeuern
Erschütternd zu: Gedenke mein!

N. Lenau.

König Wenzeslav lebte, um die Regierung des Reiches wenig bekümmert, meistens in Böhmen, und zwar in Schwelgerei und Grausamkeit. So lang' die Reichsfürsten dabei ihren Vortheil fanden, ließen sie ihn gewähren. Dies war (unter Anderm) der Fall, als er, wegen großer Verwirrung im Geldwesen, 1390 auf einem Reichstag plötzlich alle Schulden an die Juden im ganzen Reich für nichtig und abgethan erklärte, nach der herkömmlichen Vorstellung, daß die Juden, weil sie keinen Landbesitz hatten, mit Leib und Gut der kaiserlichen Kammer als „Kammerknechte" gehörten. Ihre Schuldner zahlten dafür der Kammer funfzehn Procent. Durch solche unehrliche Gewaltschritte suchte sich Wenzeslav Geld zu erwerben, was er gar sehr brauchte, weil die königlichen Einkünfte durch den Uebergang der Regalien in die Hände der Fürsten bedeutend geschmälert worden waren. Aus Geldverlegenheit hielt der König auch den Adel feil, und Standeserhöhungen für Geld (durch sogenannte „Adelsbriefe") kamen seit Karl IV. immer mehr auf.

Endlich hatte jedoch Wenzeslav durch seine Gewaltthätigkeit die böhmischen Großen so sehr erbittert, daß sie sich mit seinem Bruder Sigismund, welcher nach dem Tode seines Schwiegervaters Ludwig im Jahre 1382 König von Ungarn geworden war, und mit seinem Vetter, dem Markgrafen Jodokus von Mähren, gegen ihn verbündeten. Der Letztere nahm Wenzeslav (1394) gefangen. Da bestellten die Deutschen den Pfalzgrafen Ruprecht zum Reichsverweser und forderten, entrüstet über die Schmach, welche in der Person des Königs der Krone war angethan worden, von den Böhmen die Freilassung des Königs. Dies geschah. Doch Wenzeslav war durch das Unglück nicht besser geworden, sondern lebte und regierte wie vor und eh in Böhmen, trunksüchtig, jähzornig, roh und grausam. Für Deutschland ernannte er (1396) seinen Bruder Sigismund zum Reichsverweser. Dieser aber mußte damals eilig gegen den türkischen Sultan Bajessid ins Feld ziehn, welcher Ungarn bedrohte, und ihn (1396) besiegte.

Indessen dauerte die Kirchenspaltung fort, zum Aergerniß der ganzen Christenheit, durch die Hartnäckigkeit der beiden Päpste, Bonifacius IX., welcher 1389 zu Rom, und Benedicts XIII., welcher 1394 zu Avignon erwählt worden. Immer dringender wurde zugleich die Nothwendigkeit einer gründlichen moralischen Kirchenverbesserung gefühlt. Man erinnerte sich

wieder, daß der Papst ursprünglich bloß der Bischof von Rom sei und daß sein Primat, d. i. seine Oberherrschaft über die ganze Kirche, weder einen rechtlichen, noch einen biblischen Grund habe. Deshalb dachte man an die Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung (eines Conciliums), welche die ganze katholische Kirche rechtmäßig vorstelle und vertrete, und welcher sich auch die beiden Päpste unterwerfen sollten. Schon 1381 hatte ein Deutscher, Heinrich Langenstein aus Hessen, eine solche Versammlung in Vorschlag gebracht. Nun drangen die Universitäten Paris und Oxford (1398) mit Bestimmtheit darauf. Da raffte sich König Wenzeslav endlich aus seiner Trägheit auf und kam wegen dieser Angelegenheit mit dem König Karl VI. von Frankreich in Rheims zusammen; sie beschlossen dort die Absetzung der beiden streitenden Päpste und die Wahl eines neuen rechtmäßigen kirchlichen Oberhauptes. Dabei besorgte aber der Erzbischof Johann von Mainz, sein Erzbisthum zu verlieren, welches er von Bonifacius IX. gekauft hatte, und suchte nun jenes Vorhaben zu vereiteln. Auf seinen Betrieb vereinigten sich mit ihm die übrigen rheinischen Kurfürsten (1400) zu Oberlahnstein, entsetzten den König Wenzeslav, als untüchtig, unwürdig und ungerecht, und erwählten drei Tage später den Pfalzgrafen Ruprecht. Viele andre Fürsten aber und zumal auch die oberdeutschen Städte blieben dem Wenzeslav treu. So war nun das Reich unter zwei Königen, gleichwie die Kirche unter zwei Päpsten gespalten, und dadurch überall unselige Verwirrung.

König Ruprecht war tapfer, edel und dem Recht wie der Bildung zugethan; er hatte schon 1386 die Universität zu Heidelberg gestiftet. Gleichwohl konnte er in jener schweren Zeit der Zerrüttung weder zu Macht noch zu Ansehn kommen, weil ihm überall der Eigennutz und die Eifersucht der Fürsten und der Haß der Städte im Wege standen. Er unternahm 1401 einen Römerzug; aber kaum war er bis ins Gebiet von Brescia gekommen, so mußte er (1402) aus Geldnoth schon wieder umkehren. Nun wollte König Wenzeslav auch einen Römerzug thun, um die Kaiserkrone zu erhalten; aber plötzlich wurde er von seinem Bruder abermals gefangen genommen, und hierauf erkannte der Papst Bonifacius IX. Ruprecht als rechtmäßigen Kaiser an. Bald entkam jedoch Wenzeslav aus seiner Haft und trat nun endlich mit Kraft auf; freilich war's jetzt für ihn schon zu spät. Da aber König Ruprecht, mit aufrichtigem Ernst und mit Strenge, Ordnung und Gerechtigkeit im Reich herzustellen trachtete, wurden ihm die Fürsten vollends abhold, insbesondere eben jener Erzbischof Johann von Mainz, weil Ruprecht die Raubschlösser einiger Vasallen desselben zerstört hatte. Johann verbündete sich gegen ihn mit mehreren andern Fürsten 1405 zu Marbach in Schwaben.

Diese allgemeine Verwirrung in Staat und Kirche wurde noch vermehrt, als 1409 eine Kirchenversammlung zu Pisa die beiden streiten-

den Päpste, Benedict XIII., und Gregor XII. abgesetzt und statt ihrer einen neuen, Alexander V., gewählt hatte. Da nämlich jene beiden ihre Würde nicht aufgeben wollten, so hatte die Kirche nun drei Päpste auf einmal. Bald darnach (1410) starb Ruprecht, und nun wurden durch Parteiung der Kurfürsten zwei deutsche Könige erwählt, Jodokus von Mähren und Sigismund von Ungarn; auch der abgesetzte Wenzeslav lebte noch in Böhmen, und so hatte jetzt das Reich drei Könige. Jodokus starb jedoch im nächsten Jahre (1411) und Sigismund wurde nun abermals gewählt, und zwar mit Bewilligung seines Bruders Wenzeslav, welcher bloß den Titel behielt und in Böhmen, als König dieses Landes, noch bis zum Jahre 1419 in seiner alten Weise lebte.

Das Reich kam nun wieder zur Einheit. Die Kirche hingegen blieb noch immer in Spaltung; denn nach dem Tode Alexanders V. (1410) wurde Balthasar von Cossa, ein mit Sünden befleckter Mann, als Johann XXIII. zum Papst erwählt. Benedict XIII. aber und Gregor XII. nannten sich fortwährend rechtmäßige Oberhäupter der Christenheit. Noch schlimmer und gefährlicher aber, als diese Spaltung, war die immer wachsende Verderbtheit der Kirche, sowohl was die Glaubenslehren, als auch was die Sitten der Geistlichkeit betraf.

Schon längst hatte die Geistlichkeit viele neue Begriffe und Lehren, durch welche sie große Macht über die Seelen erlangte, als Glaubensartikel aufgestellt, obwohl diese nicht in den Grundlehren des Christenthums zu finden waren und nicht selten der Absicht Christi selbst widersprachen. So geschah's, daß der göttliche Kern des Christenthums unter einer Menge sinnlicher Vorstellungen allmälig fast ganz vergraben und unkenntlich worden war. Statt an echte Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit, hielt sich das Volk an den blendenden Schein eines prachtvollen Gottesdienstes und an die strenge Beobachtung der eingeführten Gebräuche, von denen manche völlig heidnisch, einige sogar ruchlose Verhöhnungen der Religion und der Kirche waren. Die Verehrung der Heiligen war durch den Aberglauben in eine wahre Abgötterei ausgeartet. Man schrieb der bloßen Wiederholung mancher Gebete in bestimmter Zahl und gewissen Gebetsformeln übernatürliche Kräfte zu; man glaubte, durch Gebete, vornämlich der Priester, die Seelen Verstorbener aus dem Fegefeuer zu erlösen, und durch Anlegung eines Mönchskleides auf dem Todbette vor der ewigen Verdammniß gerettet zu werden. Im Allgemeinen bestimmte nicht sowohl die Liebe zu Gott die Herzen der Menschen, als vielmehr die Furcht vor dem Teufel: und der Betrug machte sich die Dummheit zu Nutze, welche oft aus Schlechtigkeit entsprang und immer wieder zu Schlechtigkeiten führte.

Die Erwerbung irdischer Schätze und das allzueifrige Trachten nach immer mehreren waren die Keime des Sittenverderbnisses der Geistlichkeit gewesen. Der Mammon hatte zur Herrschsucht geführt, diese zur Allgewalt,

die Allgewalt zum Uebermuth und zur Sittenlosigkeit. Im Uebermuth aber verschwendete die Geistlichkeit ihre Schätze zur Befriedigung ihrer Prachtliebe, ihrer Schwelgerei und ihrer sinnlichen Lüste; und da ihre gewöhnlichen Einkünfte dazu nicht ausreichten, so ersann sie neue außergewöhnliche. Deshalb schrieben die Päpste Jubeljahre aus, daß die Menschen ihr Geld auf Wallfahrten gen Rom brachten. Sie verkauften geistliche Aemter und Würden, selbst die Anwartschaft darauf, für welche letztere sie die Einkünfte des ersten Jahres (die sogenannten „Annaten") erhielten. Für Geld löste man in Rom die für Blutsverwandte angeordneten Eheverbote und dergleichen. Die ergiebigste Geldquelle für den römischen Hof aber war der „Ablaß"; darunter hatte man früher bloß eine Nachlassung der Kirchenstrafen verstanden; in der Folge aber eine Nachlassung aller Sünden selbst, nicht bloß der begangenen, sondern oft auch der noch zu begehenden, und zwar für Geld; jede Sünde hatte ihre Taxe; eigene Ablaßverkäufer zogen mit Fahnen und den Schlüsseln St. Peters in Deutschland umher, riefen den Ablaß wie eine Waare aus und belegten Diejenigen mit dem Bann, welche sich diesem Mißbrauch widersetzten. Die Ungebildeten aber, welche daran glaubten, meinten nun, für ihr Geld ungestraft sündigen zu können. Es ist klar, daß dadurch die Sittlichkeit in tiefen Verfall kam.

Indem nun so das Verderbniß aufs alleräußerste getrieben wurde, begann es auch bereits zu verwesen, um nach den ewigen Geboten des Sittengesetzes, welches das Weltgesetz ist, frischen gesunden neuen Keimen Platz zu machen. Die alte Sehnsucht nach einer durchgreifenden Verbesserung (Reformation) der Kirche in Haupt und Gliedern sprach sich lauter und allgemeiner als Forderung aus. Der Hauptanstoß der Bewegung ging von England aus. Dort trat in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts Johann Wycliffe, Lehrer an der Universität zu Oxford, kühn gegen das Mönchthum und das Papstthum auf, verwarf den Ablaß, die Ohrenbeichte und die Lehre von der Verwandlung des Brotes in Christi Leib, so wie die Gewalt des Papstes, zu binden und zu lösen, und übersetzte die heilige Schrift, deren Gebrauch die Geistlichkeit allenthalben dem Volke vorenthielt, ins Englische. Er starb 1384. Seine Bücher kamen nach Deutschland und Böhmen und fanden daselbst eifrige Leser. Besonders gefielen Wycliffe's Ideen von Freiheit den kühnen, trotzigen Böhmen, welche durch Kaiser Karls IV. Fürsorge den Deutschen an Bildung vorangeeilt waren. Tief ergriffen Wycliffe's Lehren zumal den beredten Ritter Hieronymus Faulfisch (genannt Hieronymus von Prag) und dessen Freund, den frommen und gelehrten Meister Johannes aus Hussinecz (genannt Johannes Huß), welcher Lehrer an der Universität und Beichtvater der Königin war. Beide empfahlen und vertheidigten eifrig die Schriften Wycliffe's, und luden dadurch den Zorn der päpstlich gesinnten Geistlichen in Prag auf sich. Meister Huß predigte (seit 1401) in der Kirche Bethlehem

insbesondere gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichen, gegen die Entartung der Kirche in Glaubenssätzen und Gottesdienst, und gegen den Primat des Papstes. Aus Nationalhaß gegen die böhmischen Lehrer an der Universität schlugen sich die Deutschen zu den Feinden des Huß. Diesem aber gelang es, die Verfassung der Universität zu verändern. Die Lehrer und Studenten waren nämlich nach ihrer Herkunft in Nationen geschieden; die Vorstände derselben schlichteten über Geld- und Ehrensachen und wählten den Rektor. Nun hatten bis dahin drei fremde Nationen das Uebergewicht über die Böhmen gehabt; jetzt aber bekamen diese drei Stimmen und alle übrigen nur eine. Da zürnten alle deutschen Lehrer und Studenten schwer, zogen (ihrer 5000) im Jahre 1409 aus Prag fort und kamen gen Leipzig, wo der Markgraf von Meißen, Friedrich der Streitbare, sie hoch willkommen hieß und die Universität Leipzig stiftete. Huß aber wurde in Prag zum Rektor erwählt und verbreitete seine Lehre, allen Widersachern zum Trotz. Vergeblich lud ihn der Papst Johann XXIII. nach Rom; Huß berief sich auf eine allgemeine Kirchenversammlung und eiferte mit seinem Freunde Hieronymus gegen den Ablaßhandel. Da belegte ihn Johann XXIII. (1413) mit dem schärfsten Bann; Huß mußte Prag verlassen und predigte nun dem Volk auf dem Lande.

Indessen hatte sich Sigismund der Kirchenangelegenheit angenommen, und bei seiner Anwesenheit in Italien den Papst Johann XXIII. dahin vermocht, daß dieser eine allgemeine Kirchenversammlung nach Kostnitz (oder Konstanz) ausschrieb. Aus allen Reichen der Christenheit waren Patriarchen und Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, Aebte, Mönche und Priester herbeigekommen, sodann viele gelehrte Doctoren und Meister von den Universitäten, ferner Gesandte der christlichen Könige, fast alle Reichsfürsten, zahlreicher Adel und vieles Volk. Diese Fremden hatten alle erdenkliche Pracht und Herrlichkeit, aber leider hatten zugleich die Gelehrten ihre Leidenschaften bei wissenschaftlichen Streitigkeiten und die Geistlichen eine große Unsittlichkeit mitgebracht, so zwar, daß das Verderbniß, welches durch das Concilium ausgerottet werden sollte, bei vielen Mitgliedern desselben grade recht furchtbar zu schauen war. Von den drei streitenden Päpsten war bloß Johann XXIII. nach Kostnitz gekommen. Wenige Tage nach ihm, am 3. November 1414, traf auch Johann Huß dort ein; Sigismund hatte ihm feierlich freies Geleit hin und zurück versprochen, und auch der Papst gelobte ihm: er solle in Kostnitz auf keine Weise gekränkt werden. Die Kirchenversammlung wurde am 16. November eröffnet. Die Prälaten hatten sich zur Abstimmung in vier Hauptnationen geschieden (in die deutsche, französische, engliche und italienische) und die ersteren drei Nationen drangen vor allem streng auf die Absetzung der drei Päpste (zur Beendigung der Kirchenspaltung); dann sollte sogleich das Werk der Kirchenverbesserung vorgenommen werden. Papst Johann XXIII. mußte in einer

Sitzung am 2. März 1415 selbst seine Abdankung beschwören; aber er dachte keineswegs diesen Eid zu halten, und entfloh vielmehr schon am 20. März, mit Hilfe des Herzogs Friedrich von Oesterreich, als Reiter verkleidet, aus Kostnitz nach Schaffhausen. Von dort aus wollte er das ihm so furchtbare Concilium durch einen Machtspruch auflösen. Aber die Kirchenversammlung erklärte (am 6. April): „daß sie die ganze katholische Kirche vorstelle und daß sich der Papst allen ihren Anordnungen zu unterwerfen habe." Herzog Friedrich wurde in die Reichsacht gethan; die schwäbischen Städte und die Eidgenossen vollstreckten sie und entrissen ihm alle österreichischen Stammherrschaften in der Schweiz. Reumüthig erschien er hierauf wieder in Kostnitz und unterwarf sich der Gnade Sigismunds. Johann XXIII. aber wurde am 16. Mai wegen seiner vielen erwiesenen Verbrechen feierlich abgesetzt und als Gefangener in das Schloß Gottlieben im Thurgau gebracht.

Dort saß auch seit dem Palmsonntag der edle Huß, welcher schon am 28. November des vorigen Jahres auf Befehl eben jenes Papstes, ungeachtet des kaiserlichen freien Geleites, gefangen genommen worden war, und vergeblich verlangte sein Begleiter Johann von Chlum die Aufrechthaltung des freien Geleites; denn, obwohl der Kaiser wirklich darauf den Befehl zur Freilassung des Gefangenen erließ, so wurde diesem Befehl doch nicht Folge geleistet, und bald war der Kaiser schwach genug, sich überreden zu lassen, daß er zur Beschützung eines Ketzers kein Recht habe. So saß denn Huß in Eisen und Banden und war siech von Kerkerluft und Mißhandlungen, blieb aber starkmüthig, ergeben in den Willen Gottes, seiner Ueberzeugung getreu, und entschlossen, lieber Schmach und Tod zu erleiden, als die Wahrheit zu verläugnen. Seine Angelegenheit wurde indessen auch durch den Umstand verschlimmert, daß der Prediger Jakob von Mieß in Böhmen das Abendmal nach uralt-christlicher Weise, nämlich unter beiderlei Gestalt, des Brotes und des Weines, ausspendete; darin erblickten die Priester, welche es den Laien bloß unter der einen Gestalt des Brotes austheilten, eine Aufhebung ihres Vorrechts; Huß aber hatte jene Ausspendung unter beiden Gestalten gebilligt. Das mußte er entgelten. Vergeblich verlangte er, man solle seine Lehren durch die Bibel widerlegen. Man konnte dies nicht, darum verdrehte und verfälschte man seine Sätze, wollte seine Vertheidigung nicht anhören, und verhöhnte ihn sogar um jedes Wort, welches er in tiefster Herzensfrömmigkeit sprach. Eben jene Männer in der Versammlung, welche doch selbst ebenso streng wie Huß gegen den Primat des Papstes und gegen die Mißbräuche des Papstthums geeifert hatten, trachteten nun am allerheftigsten nach seinem Verderben. Und warum? aus kleinlichem Haß über verschiedene wissenschaftliche Meinungen; denn Huß vertheidigte die Ansichten der sogenannten realistischen Schule, jene Männer aber gehörten zu der entgegengesetzten nominalistischen.

Am 6. Juli beschuldigte man Hußen in öffentlicher Sitzung des Conciliums fälschlich, „er habe sich selbst die vierte göttliche Person genannt." Da rief Huß: „O Jesu Christ, dessen Wort dies Concilium verdammt, auf dich beruf' ich mich!" und vertheidigte alle seine Schritte. Als er in seiner Entschuldigung fortfahrend, auch sprach: „ich kam auf dies Concilium mit freiem Geleit, das mir der Kaiser gegeben, in sichrer Hoffnung, meine Unschuld vertheidigen zu können," und mit starren Blicken den eidbrüchigen Sigismund ansah, welcher mit der goldnen Krone auf dem Haupt, im kaiserlichen Schmuck auf dem Throne dasaß, da ward dieser blutroth und wich scheu den Blicken des Verrathenen aus; — es schlug ihm das Gewissen, wiewohl ihn die Priester seines Wortes durch den Trugschluß entbunden hatten, „daß man Ketzern keine Treue halten dürfe." Als ob der mehr oder weniger strenge Kirchenglaube unseres Nebenmenschen an den Pflichten rütteln dürfe, die wir ihm von Gott und Ehre wegen schuldig sind! Die versammelten Kirchenväter verurtheilten endlich den frommen Huß als „einen verstockten Ketzer", weil er, begeistert für die unbefleckte Würde der Kirche, die eingeschlichenen Mißbräuche angegriffen hatte. Nachdem er so ungerecht verdammt worden war, rissen ihm sieben Bischöfe seine Priesterkleider ab, setzten ihm eine mit Teufelsfratzen bemalte papierne Krone auf und riefen: „Wir übergeben deine Seele dem Teufel!" „Ich aber empfehle sie in deine Hände, Jesu Christe, der du sie erlöset hast," betete der fromme Huß. Hierauf wurde er dem weltlichen Gericht überantwortet und vor die Stadt hinaus auf den Richtplatz geführt, wo ein Scheiterhaufen aufgerichtet war. Schon stand Huß auf demselben, als man ihn nochmals ermahnte, seine Ketzereien zu widerrufen. Fest erwiederte er: „Ich bin mir keiner bewußt. Das, was mir fälschlich zur Last gelegt ward, habe ich nie geglaubt noch gepredigt, und für die reine Wahrheit des Evangeliums, die ich verkündigte, sterb' ich getrost und mit Freuden." Da ward der Scheiterhaufen angezündet. Als die Flammen rings um Huß aufschlugen, sang er zweimal mit lauter Stimme: „Jesu Christe, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner;" beim dritten Ruf wehte ihm der Wind Flamme und Rauch ins Gesicht, und er erstickte. Als seine Leiche verbrannt war, wurde die Asche in den Rhein gestreut. Am 30. Mai des folgenden Jahres (1416) starb auch sein kühner und edler Freund Hieronymus von Prag muthig in den Flammen.

Papst Johann XXIII. wurde nach seiner Absetzung bloß fünf Jahre lang in Haft gehalten und später sogar wieder zur Kardinalswürde befördert. Gregor XII. hatte aus freien Stücken auf die Papstwürde verzichtet. Zu dem starrsinnigen Benedikt XIII. reiste Sigismund selbst nach Spanien, um ihn zu demselben Schritt zu bereden. Um die Reisekosten zu erschwingen, hatte Sigismund dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, (1417) die schon früher an denselben verpfändete Mark

Brandenburg verkauft. Der greise Benedikt XIII. aber wollte nicht entsagen und schleuderte ergrimmt den Bannfluch auf die ganze Welt, wiewohl Niemand darauf achtete; das Concilium entsetzte ihn am 26. Juli 1417 der päpstlichen Würde. Nachdem nun so durch die Absetzung der drei Päpste der Grund der Kirchenspaltung beseitigt worden war, drangen die Deutschen eifrig darauf, daß jetzt auch die so wichtige Kirchenverbesserung vorgenommen würde. Dies war jedoch gegen das Interesse der italienischen Kardinäle und Bischöfe. Leider siegte auch die welsche List, und in Folge deren wurde, bevor man an jenes Geschäft ging, am 11. Oktober 1417, ein neuer Papst gewählt. Er nannte sich Martin V., kannte die Gefahr, welche dem Ansehen des päpstlichen Stuhles durch die Kirchenversammlung drohte, und machte sie zu nichte. Da nämlich im folgenden Jahre eine Seuche ausbrach, so war ihm dies ein gelegener Vorwand, um die Kirchenversammlung plötzlich — aufzulösen. Dies geschah auch, und nun waren denn alle Hoffnungen auf Kirchenverbesserung wieder vereitelt.

Als in Böhmen die Kunde von Hußens Hinrichtung erscholl, schrieen nicht bloß seine Freunde um Rache; das ganze böhmische Volk erhob sich in tiefer Entrüstung, und betrachtete die Religionsfreiheit als Nationalsache. Die Stände beschlossen (1416): „Jeder Edelmann sollte das Recht haben, auf seinen Gütern Hußens Lehre predigen zu lassen." Hußens Anhänger nannten sich ihm zu Ehren Hussiten; Niklas, Gutsherr von Hussinecz (Hußens Geburtsort), stellte sich an ihre Spitze. Nach der Lehre von der Ausspendung des Abendmals an die Laien unter beiderlei Gestalt („sub utraque") nahmen jene nun den Kelch (welcher den Laien bisher verweigert worden) zum äußeren Sinnbild, und nannten sich „Brüder vom Kelch" (oder Kalixtiner), sowie „Utraquisten". Bald verführte sie der religiöse Eifer zu Grausamkeiten; Priester und Mönche, welche sich weigerten, das Abendmal unter beiderlei Gestalt auszutheilen, wurden mißhandelt, gefoltert, ermordet, Kirchen und Klöster geplündert und verwüstet. Eine Bannbulle des Papstes Martin V. entflammte die Wuth des Volkes nur noch mehr. An die Spitze der Hussiten stellte sich ein gewaltiger Kriegsmann, Johann Ziska von Trocznow. Sie hielten Versammlungen auf einem Berge im Bechiner Kreise, welchen sie Tabor hießen, nannten sich darnach Taboriten und trotzten kühn dem König Wenzeslav.

Als dieser (1419), vom Schlage gerührt, kinderlos gestorben war, wollte sein Bruder Sigismund, als einziger Erbe aller Stammlande des Hauses Luxemburg, die Regierung Böhmens antreten. Aber die Böhmen gedachten ihm seinen Wortbruch an Huß und weigerten sich, ihn anzuerkennen. Durch übel angebrachte Strenge gegen die hussitische Lehre und die Hussiten, erbitterte er die Böhmen noch mehr, und entzündete einen Bürgerkrieg, welcher mit Sturmeseile allerorten aufflammte. Aus Parteiwuth wurden scheußliche Grausamkeiten verübt und noch grausamer gerächt. Um diesen Gräueln ein

Ziel zu setzen, legten die katholischen Landherren und die Prager, welche gemäßigter waren, als die übrigen Hussiten, dem König ihre Forderungen in vier Artikeln vor, welche die „Prager Artikel" heißen. Sie verlangten darin: „Freiheit des Predigens in der Landessprache, Ausspendung des Abendmals an die Laien unter beiderlei Gestalt, ferner, daß die Geistlichen ihre Schätze und Besitzthümer aufgeben und hinfür ein apostolisches Leben führen, endlich, daß alle Sünden und Laster, sowohl bei den Geistlichen als den Laien, ausgerottet werden sollten." Sigismund verwarf diese vier Prager Artikel unbedingt; den wilden Taboriten hingegen waren dieselben noch viel zu mild und gemäßigt. Gleichwohl vereinigten sich beide Parteien gegen Sigismund, welcher beiden gleich verhaßt war. Vergeblich erhob dieser das Schwert; er hatte nicht etwa bloß eine Rotte Empörer zu bekämpfen, sondern den tiefbeleidigten Nationalgeist; die Taboriten fochten nicht bloß für ihren Glauben, sondern zugleich für die Freiheit. Nach dem Tode des Niklas von Hussinecz 1421 wurde Johann Ziska, welcher sich „Johann vom Kelch, in Gottes Hoffnung Hauptmann der Taboriten," nannte, ihr alleiniger Anführer. Wiewohl erblindet, schritt er ihnen, wie ein Würgengel, zu Schlachten und Siegen voran. Zweimal zog Sigismund (1421 und 1422) mit vielem Kriegsvolk gegen die Hussiten; doch der Schrecken vor diesen sprengte jedesmal die Deutschen aus einander. Nach Ziska's Tode (1424) theilten sich die Hussiten in mehre Parteien, welche mit Erbitterung gegen einander, aber einträchtig und darum glücklich gegen den verhaßten Sigismund und gegen alle Katholischen kämpften. Unwiderstehlich brachen sie auch aus Böhmens Grenzen hervor und trugen Mord und Brand nach Sachsen, Meißen und Franken, Oesterreich, Ungarn und Schlesien. Vergeblich waren alle päpstlichen Predigten zu Kreuzzügen, vergeblich alle Reichsaufgebote gegen sie. So oft die Deutschen den Grenzen Böhmens nahten, wurden sie geschlagen oder flohen. Dies schmähliche Kriegsunglück der Deutschen kam größtentheils daher, weil in Deutschland selbst das Fehdewesen fortwährend wüthete und die einzelnen Reichsstände schwächte. Auch fochten die begeisterten Hussiten in einer den Deutschen ganz neuen Kampfweise. Oder hatten die Deutschen kein Glück, weil sie sich brauchen ließen, ein Volk zu unterdrücken? Oder büßten sie durch solche Kriegsschmach die Schmach des Wortbruchs, welche auf ihrem König lag?

Erst nachdem der Glaubens- und Bürgerkrieg in Böhmen Jahre lang unsägliches Elend angerichtet, erst nachdem Tausende hingemordet waren, neigte sich Sigismund zur Nachgiebigkeit; aber die Böhmen trauten ihm nicht.

Das Bedürfniß des Friedens war jedoch so allgemein dringend geworden, wie das einer Kirchenverbesserung. Deshalb hatte sich 1431 zu Basel abermals ein Concilium versammelt. Der Papst Eugenius IV. eiferte zwar heftig dagegen und gebot den versammelten Kirchenvätern, aus-

einander zu gehen. Sie behaupteten jedoch standhaft: „ein Concilium steht über dem Papst, welcher bloß das dienende Oberhaupt desselben ist.“ Indessen hatte sich Sigismund (1431) nach Italien begeben, um sich dort von dem Papst zum Kaiser krönen zu lassen. Er ließ sich dabei die tiefste Erniedrigung gefallen; der Papst setzte ihm nämlich nicht selbst die Krone auf, sondern ließ sie ihm durch einen Andern, und zwar schief, aufs Haupt setzen und stieß sie dem knieenden Kaiser mit dem Fuße zurecht! Mit dieser Schmach kam Sigismund im Oktober 1433 nach Basel zum Concilium. — Schon zu Anfang jenes Jahres waren die Stimmführer der Hussiten dort eingetroffen und hatten dem Concilium die vier Prager Artikel zur Bestätigung vorgelegt. Nach langen Verhandlungen wurden endlich (am 30. November desselben Jahres) diese Artikel durch die sogenannten „Compactaten“, jedoch in folgender Ermäßigung, angenommen: „die Freiheit des Predigens soll gelten, aber nur für verordnete Priester; das Abendmal darf unter beiderlei, aber auch unter Einer Gestalt gespendet werden; die Geistlichen sollen keine Güter mehr besitzen, wohl aber solche verwalten; endlich sollen alle Sünden ausgerottet werden, jedoch nur durch die rechtmäßigen Obrigkeiten.“ Nun unterwarf sich die gemäßigte Partei der Hussiten; die republikanisch gesinnten Parteien der Taboriten und Waisen aber weigerten sich voll Erbitterung, jene Compactaten anzunehmen. Sie rüsteten sich, wurden aber 1434 bei Böhmisch-Brod besiegt. Nun nahm sich das Concilium eifrig der Kirchenverbesserung an, schaffte viele Mißbräuche ab und versuchte auch die weltliche Macht des Papstes und der römischen Kirche zu beschränken, zum großen Aerger des Papstes Eugenius IV. und der ganzen römischen Partei.

Indessen war Sigismund als König von Böhmen anerkannt worden, nachdem er die Aufrechthaltung der Compactaten und des hussitischen Gottesdienstes beschworen hatte; 1436 zog er feierlich in Prag ein. Doch kaum hatte er die Gewalt in der Hand, so brach er dem Volk seinen Eid. Da erhoben die Böhmen drohend ihre gefürchteten Waffen, und seine eigne zweite Gemahlin, Barbara von Cilly, eine verrufene lasterhafte Frau, spann gegen ihn Verrath; sie zürnte ihm nämlich, weil er dem Herzog Albrecht von Oesterreich, dem Gatten seiner Tochter aus erster Ehe, Elisabeth, die Erbfolge von Ungarn und Böhmen zugedacht hatte. Diese Länder wollte sie selbst, nach Sigismunds Tode, beherrschen; deshalb bot sie noch bei dessen Lebzeiten dem jungen König Wladislav von Polen ihre Hand an und schloß sich eng an die betrogenen und tiefgekränkten Hussiten. Als Sigismund von der Verschwörung Nachricht bekam, lockte er seine Gemahlin durch List aus Böhmen nach Znaim in Mähren, und ließ sie dort gefangen nehmen. Hierauf bestellte er sein Testament und starb bald darnach (9. December 1437) im siebzigsten Jahre seines Alters. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des Hauses Luxemburg, und dessen Macht, für deren Aus-

breitung Karl IV. so unermüdlich gewirkt hatte, war durch die Schuld seiner Söhne zerfallen.

16.

Schon ringt im wild verworrnen Streit
Das Neue mit der alten Zeit.

Damals war das Band der alten Reichsverfassung immer lockerer geworden und das Ansehen der Kaisergewalt zusehends dahingeschwunden, weil sich die Staatsgewalt so vieler einzelner Reichsstände (als Fürsten) über ihre Länder (die früheren Reichsprovinzen) unter besonderen Verfassungen immer kräftiger ausgebildet hatte. Während nun so eine erst in der Entwickelung begriffene neue Gestaltung die alte verdrängte und zersprengte, wurde diese neue Entwickelung noch vielfach gestört und aufgehalten durch gar manche üble Reste aus der alten Zeit, vornämlich durch die Eifersucht zwischen Fürsten, Adel und Städten, durch die immerwährenden Zwistigkeiten der Fürsten unter sich, durch die furchtbaren Mißbräuche, welche sich die heimlichen Vehmgerichte erlaubten, durch die allgemeine Verwirrung im Münz- und Geldwesen, endlich durch das alte zügellose Fehdewesen.

Ein trauriges Bild aller dieser Uebel war damals besonders in Baiern zu schauen. Hier seht einzelne Züge zu diesem Bilde! Noch immer haderten die Fürsten aus den verschiedenen Linien des Hauses Wittelsbach, welche Baiern unter sich getheilt hatten, mit der größten Erbitterung gegen einander; vornämlich die beiden Vettern, Herzog Ludwig von Ingolstadt (zubenannt „im Bart") und Herzog Heinrich von Landshut. Dieser Letztere vergaß im Zornmuth, weil ihn Ludwig der Gebartete um Zahlung einer rechtlich wohlbegründeten Schuld mahnte, seine fürstliche und ritterliche Ehre so ganz und gar, daß er während des Concils zu Konstanz seinen Feind Ludwig im Bart meuchlerisch anfiel, und der Angefallene konnte vor dem Kaiser nicht Genugthuung erlangen; ja, Herzog Heinrich erhielt sogar einen Begnadigungsbrief. Ganz Baierland wurde durch die Zwiste der Fürsten in Parteien zerrissen. Bei Alling fochten (1422) Baiern gegen Baiern, und die Fürsten eines Bluts gegen einander; dort entschieden die Bürger Münchens, ihren Fürsten Ernst und Wilhelm getreu, das Glück der Schlacht. — Wie übel es um das Recht des Einzelnen bestellt war, gibt das Beispiel eines edlen Ritters, Kaspars des Törringers, zu erkennen. Diesem hatte Herzog Heinrich von Landshut ungerecht das Seinige genommen und haßte ihn um so grimmiger, seit die Ritter des Baierlands einen Schutz- und Trutz-Bund aufgerichtet und den Törringer zu dessen Hauptmann gewählt hatten. Und als der Törringer eines Tages

nicht daheim auf seinem Stammschlosse war, sondern bloß seine Hausfrau, zog Herzog Heinrich vor die gute alte Veste, erstürmte sie und riß die Mauern nieder. Da löste sich jener Ritterbund auf; der Törringer suchte sein Recht vor dem Kaiser, und als er es da nicht fand, lud er den Herzog vor die heilige Vehme auf die rothe Erde, und erlangte 1429 vor dem Freistuhl zu Limburg, daß Herzog Heinrich vervehmt wurde. Da verschwand der Törringer plötzlich aus der Mitte der Lebendigen, Niemand erfuhr, wo und wie er geendet. Aber die Fürsten zitterten vor der Macht des Gerichts, das Einen aus ihrer Mitte als einen Frevler des Thrones verlustig und vogelfrei erklärt hatte, und warben bei dem Kaiser, es zu beschränken. Und wirklich ordnete Sigismund eine Reform der westphälischen Freigerichte an und beschränkte die heilige Vehme innerhalb der Grenzen Westphalens. — In jenen argen Zeiten ließ sich der Herzog Ernst von München durch falschen Fürstenstolz zu einer großen Grausamkeit verleiten. Sein Sohn Albrecht hatte eine Jungfrau aus Augsburg, Agnes Bernauer, liebgewonnen, welche wegen ihrer Schönheit und Tugend bei Jung und Alt „der Engel" hieß. Und wiewohl sie nur geringen Standes war, nämlich eines Baders Kind, so wurde sie doch durch priesterlichen Segen heimlich des jungen Fürsten eheliches Weib. Darüber ergrimmte sein Vater Ernst, und als Albrecht einst in Regensburg zu einem Turnier einreiten wollte, ließ ihm jener die Schranken verschließen, wie einem Unehrlichen, weil er „wider Sitte und Zucht mit einer Jungfrau lebe". Vergeblich schwur Albrecht laut, Agnes sei seine eheliche Hausfrau. Als jedoch keine Vorstellung nützte, führte er sie stolz und frei auf seine Burg zu Straubing und ließ sie dort als Fürstin ehren. Einst aber, als er ferne war, schickte sein Vater nach Straubing, ließ die schöne unschuldige Frau ergreifen und gefangen setzen, und gebot, sie hinzurichten. Gefesselt, wie eine Missethäterin, wurde Agnes auf die Donaubrücke geschleppt und in den Strom gestürzt; als die Wellen, mitleidiger als die Menschen, sie ans Ufer trugen, faßte sie ein Henker mit einer Stange an ihrem goldigen Haar und stieß sie in die Tiefe des Stroms hinab, daß sie ertrank (1436). So opferte ein Vater dem Vorurtheil von Standesgleichheit das Glück seines Sohnes und die Unschuld. — Wie hier der Vater gegen den Sohn, so wüthete später — auch in Baiern — Ludwig der Höckerige ruchlos gegen seinen Vater, Ludwig im Bart von Ingolstadt. Er belagerte diesen 1443 in Neuburg, und ließ ihn in einen verborgenen Kerker werfen. Ganz Baiern stand deshalb im Bürgerkrieg. Selbst als der unnatürliche Sohn (1445) gestorben war, wurde Ludwig im Bart nicht frei, sondern von einem Kerker in den andern geschleppt, bis er, 81 Jahre alt, aber trotzig und ungebeugt, in einem Thurm zu Burghausen starb.

Ein ganz andrer Geist, als diese Baierfürsten, beseelte den neuen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich von Hohenzollern, welcher

auch von früher her in Franken vieles Land besaß (Anspach, Baireuth u. s. w.). Während jene Fürsten durch immerwährende Landestheilungen und Zwistigkeiten ihre Kräfte zersplitterten und zugleich unsägliches Elend über ihr Volk brachten, erwarb sich Friedrich, klug, gerecht und fest, die Liebe des seinigen, als die sicherste und edelste Stütze fürstlicher Macht, suchte den Frieden zu erhalten und nahm sich der Kirchenverbesserung gegen die Anmaßungen der Päpste an. Das ist der Ahnherr der jetzigen Könige von Preußen. — Zur selben Zeit (1423) kam Sachsen mit der Kurwürde an den Markgrafen von Meißen, Friedrich den Streitbaren und blieb bei dessen Geschlecht.

Inzwischen wuchs dem deutschen Reich gegen Niedergang das neue Herzogthum Burgund zu gar gefährlicher Nachbarschaft heran. Es hatte allmälig fast alle Länder zwischen der Maas und Schelde, bis zur Nordsee hinauf, an sich gezogen. Damals beherrschte es Philipp der Gütige; dieser hat 1430 den berühmten Orden des goldenen Vließes gestiftet.

Von Aufgang her drohte Deutschland und dem ganzen Abendlande ein furchtbarer Feind; das waren die Osmanen (oder Türken). Unablässig und unwiderstehlich stürmten sie gegen das längst ohnmächtig gewordene griechische Kaiserthum an und bereiteten schon dessen Untergang. Und war erst diese Vormauer der Christenheit vor ihren siegreichen Waffen in Trümmer zerfallen, dann ergossen sich die Türken auch über Ungarn, dann drangen sie unaufhaltsam auch ins Herz Europas, in Deutschland ein.

Dies edle Herz, — des Höchsten fähig und des Höchsten werth, weil es, wenn auch zuweilen in schweren Zeiten matter, doch stets für's Höchste, für die Freiheit schlug, — es pochte damals gegen die Anmaßungen der Päpste kühner und stolzer als je. Tief gekränkt fühlte es, wie arglistig diese alle Hoffnungen einer Kirchenverbesserung getäuscht hatten, und es wollte sich nicht abermals täuschen lassen. Die Päpste aber sahen gar wohl ein, daß ihre ganze Macht zerfallen müsse, sobald sie ein allgemeines Concilium als höchste Macht über sich anerkennen würden, und wehrten sich hartnäckig um die Existenz der Hierarchie. Deshalb versuchte Eugenius IV. alles Mögliche, um das Basler Concilium aufzulösen und berief ein andres nach Ferrara in Italien; denn dort hoffte er durch den überwiegenden Einfluß der italienischen Prälaten seine Interessen durchzusetzen. In diesem kirchlichen Streite blieb das für die Kirchenverbesserung eifrige Basler Concilium standhaft und schaffte die Hauptpunkte der allgemeinen Klage, die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit und jene Mißbräuche im Gottesdienste ab, welche die Religion entweihten. Der deutsche Reichstag nahm die Beschlüsse des Conciliums an. Als nun Eugenius IV. sich demselben nicht fügen wollte, setzte ihn das Concilium (25. Juni 1439) ab, und erwählte statt seiner den Papst Felix V.

Während dieser Zeit (1438) war Herzog Albrecht von Oesterreich,

weiland Kaiser Sigismunds Eidam, als Albrecht II. zum König und Kaiser erwählt worden, ein hochgebildeter und entschlossener Fürst, untadelhaft von Sitten und voll der besten Absichten für das Wohl des Reichs. Er brachte, zur Herstellung des Landfriedens, eine Eintheilung Deutschlands in vier, später eine in sechs Kreise in Vorschlag, nebst besserer Einrichtung der Gerichte und Anordnung von „Austrägen". Doch die Eifersucht der Fürsten auf die Städte verhinderte die Ausführung seiner Vorschläge. Bald darauf (27. Oktober 1439) starb Albrecht II. Erst nach seinem Tode gebar seine Wittwe Elisabeth einen Sohn, Ladislaus, welcher der Nachgeborne (Posthumus) genannt wurde.

Nun erwählten die Kurfürsten seinen Vetter, den Herzog Friedrich von Steiermark, als Dritten dieses Namens, zum Oberhaupt des Reichs. Das war ein bedächtiger Herr, welchem die Ruhe über Alles ging, schwach und unfähig und doch auch länderfüchtig, — kleinlich und doch auch eigensinnig. So untüchtig in allen Eigenschaften, konnte sich Friedrich der Dritte in die vielfach verworrenen Verhältnisse nicht finden, welche sich von allen Seiten um ihn herandrängten, und vermochte noch viel weniger den Geist seiner Zeit zu begreifen, jene geheimnißvolle Sprache der Stürme, wie sie in der Natur die Nähe des Frühlings verkündigen, oder dem Licht der Morgensonne voraneilen, wenn sich diese noch hinter den dunkeln Bergen des Horizontes verbirgt.

Obwohl Friedrich der Dritte selbst nur den geringsten Theil der österreichischen Hausmacht besaß, so machten ihm doch die Angelegenheiten seines Geschlechtes hinlänglich zu schaffen, weil er die Vormundschaft über seine jungen Vettern, Siegmund von Tyrol und Ladislaus den Nachgebornen, führte, welcher Letztere der Erbe von Ungarn und Böhmen war. In Böhmen besorgten zwei vom Adel, Meinhard von Neuhaus und Heinrich Ptarsko (nach dessen Tode Georg von Podiebrad) die Regierung als Statthalter für den jungen Ladislaus; in Ungarn aber erkannte nur eine Partei diesen als König an, während eine andre (unter Johann Hunyades Corvinus) dem König Wladislaw von Polen huldigte; der junge Ladislav selbst kam (mit der ungarischen Krone) in Friedrichs III. Schutz und vormundschaftliche Gewalt.

17.

Und sinken wir der Uebermacht,
So woll'n wir doch zur ew'gen Nacht
Preiswerth hinüberwallen!

F. Schlegel.

Seit etwa vier Jahrzehnten war in den schaurig schönen Thälern des hohen Rhätiens, wo die Quellen des Rheins aus dem ewigen Eise der

Gletscher herabrinnen und wo das Volk verschiedene Sprachen zu reden beginnt, die Freiheit aufgerichtet worden. Die schlichten Hirten, welche in jenem Lande wohnten, waren von alten Zeiten her dem Bischof von Chur, den Aebten von Disentis und Pfäffers und vielen mächtigen Edelleuten unterthan gewesen. Diese hatten überall ihre Burgen und mißbrauchten schändlich ihre Gewalt über das Volk. So begehrte der Kastellan von Cardovall im Engadin muthwillig eines Mannes Tochter aus Camogask. Der Vater brachte sie ihm bräutlich geschmückt gen Cardovall hinauf; wie aber der Kastellan die Jungfrau frech umarmen wollte, da durchstieß ihn der Vater mit dem Schwert und alsobald sprangen seine Freunde herzu, erstürmten Cardovall, zertrümmerten es und befreiten das Land unter den Quellen des Innstroms. Im grünen Schamser Thal war ein Mann, Johannes Chaldar, kühn und stark; der saß einst gutes Muths mit den Seinigen beim Mahl, da trat der Edelherr von Fardün herein und spie ihm vor Uebermuth in den Brei. Dies gethan und Chaldar faßte ihn an der Gurgel, stieß ihm den Kopf in die Speise, rief dazu: „Jetzt friß den Brei, den du gewürzt hast," und erwürgte ihn. Drauf bot er das Volk auf und sie brachen die Burgen. Aber der Bischof Hartmann gab aus freiem Antrieb seinen Gotteshausleuten das Recht: zu ihrem Schutz und Schirm Bündnisse unter einander und mit ihren Nachbarn zu schließen. So entstand 1396 der Gotteshausbund. Im Oberland waren viele rechtschaffene Männer im Wald beim Dorfe Truns zusammengekommen und beriethen sich oft heimlich bei Nacht zum Schutz gegen der Herren Gewalt. Und der Abt Peter von Disentis redete bei diesen für die Sache des Volkes. So kamen im Mai 1424 die Boten der Gemeinden in ihren grauen Kitteln mit den Herren bei Truns zusammen unter einem Ahornbaum und beschworen einen Bund, welcher der „obere" oder „graue" hieß; und wovon in der Folge das ganze Land „Graubündten" genannt worden ist. Zwölf Jahre darnach (1436), als Graf Friedrich von Toggenburg kinderlos gestorben war, kamen die Männer aus seinen dortigen Herrschaften in Rhätien (gegen Tyrol hin) zusammen, und schlossen, weil sie sich durch seinen Tod als Freie betrachteten, auch einen Bund, der hieß der der zehn Gerichte. Diese drei Bünde haben später (1471) wieder einen großen Bund unter einander geschlossen, zu Schutz und Trutz, für die Volksfreiheit, gegen Gefahren von innen und außen.

Aber über den Besitz der übrigen Toggenburg'schen Herrschaften in den Schweizerlanden entstand Streit zwischen den Eidgenossen. Die Schwyzer und Züricher machten darauf Anspruch, — die Schwyzer, weil der letzte Graf bei ihnen Landrecht gehabt, — die Züricher, weil er bei ihnen Bürger gewesen. Zwietracht zwischen Freien um Herrschaft! der erste Keim des Verderbens für die Freiheit! Die Toggenburg'schen Unterthanen aber wollten freie Männer werden und schwuren deshalb zu Schwyz. Da

ward Zürich voll heftigen Neids und Zorns, daß es die Toggenburger nicht zu Unterthanen haben sollte, und erhob selbstsüchtig schmählichen Krieg gegen alle Eidgenossen. Ein Verrath kommt nie allein. Als die Züricher von jenen (1440) besiegt wurden, schlossen sie ohne Scham einen Bund mit Friedrich III., welcher, wie seine Ahnherren, die Eidgenossenschaft haßte und gern eine Gelegenheit ergriff, um sie zu zersprengen, und die Landschaften wieder zu gewinnen, welche das Haus Habsburg durch die Eidgenossen verloren hatte. Weil sich aber diese mit Kraft und Glück wehrten, Zürich bedrängten und Friedrich III. selbst nicht Kriegsvolk genug hatte, so bat er, — der deutsche Kaiser! — den König von Frankreich um Hilfe gegen Glieder des deutschen Reichs.

Der König von Frankreich hatte gar viel müßiges räuberisches Kriegsvolk in seinem Lande, und war froh, dessen los zu werden. Es hieß — nach einem früheren Feldhauptmann, dem Grafen von Armagnac, — die Armagnaken (die Deutschen nannten sie spottweise die „armen Gecken"); Ludwig, der Thronerbe von Frankreich, führte ihrer 30,000 gegen die Eidgenossen. Die Armagnaken zogen (im August 1444) gen Basel heran. Die Eidgenossen aber lagen vor Zürich und spotteten ihrer; nur 1500 Eidgenossen standen gegen die ungeheure Uebermacht des Feindes und drangen begeistert in dieselbe ein. Sie wurden zersprengt, ein Theil auf eine freie Au, der andre an das Siechenhaus bei St. Jakob an der Birs (bei Basel). Aber herrlich fochten sie fort für Freiheit und Vaterland, bis die auf der Au alle hingemäht lagen. Die am Siechenhaus hatten die Gartenmauer wie einen Brustwall vor sich, schlugen dreimal den Sturm der Feinde zurück, thaten zwei Ausfälle und wichen nicht, bis die Mauer zusammenstürzte und das Siechenhaus in lichten Flammen stand. Da lagen nach zehnstündigem Kampf 6000 Feinde erschlagen, und alle Eidgenossen, bis auf zehn, welche durch die Flucht das Leben gerettet, aber ewige Schande dafür gewonnen haben. Nach der Schlacht ritt Burkard Münch, Herr von Landskron, der Schweizer Feind, mit andern Rittern gar stolz über die Leichen dahin und sprach vergnügt: „Nun bad' ich in Rosen". Das hörte ein sterbender Mann, der am Boden lag, Arnold Schick von Uri, faßte voll Grimms einen Stein, warf ihn mit letzter Kraft dem Burkard Münch ans Haupt, und rief: „So friß diese Rose". Und als der Stolze zerschmettert hinstürzte, gab der von Uri vergnügt den Geist auf.

Nachdem der Thronerbe von Frankreich die Schweizer so kennen gelernt hatte, verging ihm der Muth gegen sie, er friedete mit ihnen zu Ensisheim und zog den Rhein hinab. Der Krieg im Schweizerlande wüthete jedoch fort, und die Eidgenossen überwanden alle Feinde, daß ihr Ruhm hoch blieb. Erst 1450 ward durch den Schultheißen von Bern der Streit vertragen, also, daß der Bund Zürichs mit Oesterreich ab und todt sein

solle. So hatte der Kaiser für seine schlechten Ränke nichts als das Nachsehn und Schmach.

Nach diesem Schweizerkrieg entstand ein großer Krieg mehrerer Fürsten gegen die oberländischen Reichsstädte, welche sie gern zu ihren Landstädten gemacht hätten. Der Krieg erstreckte sich vom Main bis an den Bodensee und dauerte von 1449 bis 1450. Zweihundert Dörfer waren dabei in Flammen aufgegangen, und was das Allerschlimmste war, die Städte selbst hatten über den Eigennutz der einzelnen unter sich den Gemeinsinn verloren.

18.

. . . . Den Flug
Des Denkens hemme ferner keine Schranke,
Als die Bedingung endlicher Naturen!

Schiller.

Zur selben Zeit mußte die vertrauensvolle deutsche Nation durch welsche Arglist und durch die Unfähigkeit ihres Oberhauptes, Friedrichs III., alle Früchte des Basler Conciliums und damit auch alle Hoffnungen auf Kirchenverbesserung und Glaubensfreiheit einbüßen. Friedrich III. wollte den Streit des Basler Conciliums mit dem Papst Eugenius IV. beendigen und schickte deshalb an ihn seinen Geheimschreiber Aeneas Sylvius. Dieser war ein Mann, reich an allen Gaben des Geistes, gelehrt, ein Meister im Dichten, Geschichtforschen und in der Ueberredungskunst, aber er benützte die letztere Gabe eigennützig zur Befriedigung seines Ehrgeizes und opferte diesem ohne Bedenken seine Grundsätze. So trat er, wiewohl er früher ein heftiger Feind des Papstthums und ein eben so eifriger Vertheidiger der Kirchenfreiheit gewesen war, plötzlich auf die Seite des Papstes Eugenius IV., und dieser wurde nun so kühn, daß er es wagte, die Kurfürsten von Trier und von Köln abzusetzen, weil sie bisher gegen ihn gewesen waren. Da schlossen die deutschen Kurfürsten (1446) zu Frankfurt einen Verein und gelobten sich, gegen die Anmaßungen des Papstes die Beschlüsse des Basler Conciliums, überhaupt die deutsche Kirchenfreiheit aufrecht zu erhalten. Aber Aeneas Sylvius wußte den schwachen Kaiser auf die Seite des Papstes zu bringen und bestach den Kanzler des Kurfürsten von Mainz, welcher hierauf auch seinen Herrn dafür stimmte. Vergeblich hatte ein deutscher Ehrenmann, dessen Name nie vergessen werden soll, Georg von Heimburg, (tiefgelehrt, vieler Fürsten Rath und Syndikus in Nürnberg,) als Gesandter in Rom auf gut deutsch, ohne Scheu, die Sprache der Wahrheit dem ganzen ränkevollen römischen Hof ins Gesicht gesagt. Eugenius, schon

krank und dem Tode nah, versprach: „die Beschlüsse des Reichstags, wodurch die des Basler Concils angenommen waren, gelten zu lassen, jedoch müßte ihn die deutsche Nation dafür entschädigen," und zugleich verwahrte er sich, daß dem päpstlichen Stuhl dadurch kein Nachtheil entstehen sollte. Das war der Fallstrick. Denn nun schlossen die deutschen Reichsfürsten (1447) mit ihm eine Uebereinkunft; und der Kaiser zu Wien (1448) gleichfalls eine (die sogenannten „Wiener Konkordate"), worin alle Beschränkungen der päpstlichen Macht — zurückgenommen wurden; dies geschah ohne gemeinsame Zuziehung der Fürsten, welche Aeneas Sylvius erst nachträglich, einen nach dem andern, durch besondere Zugeständnisse dafür gewann. Nun war das Basler Concilium ohne Kaiser- und Fürstenschutz, und mußte sich auflösen. So triumphirte das Papstthum. Der ehrgeizige Aeneas Sylvius hatte sich durch seine schlaue Beihilfe dazu den Weg zu kirchlichen Würden gebahnt, er wurde Bischof von Triest. Friedrich III. ließ sich (1452) durch den neuen Papst Nikolaus V. zu Rom die Kaiserkrone aufsetzen. Die deutsche Nation aber — war schamlos betrogen.

Doch ob auch das Papstthum damals über die deutsche Glaubensfreiheit triumphirte, — der alte treue Gott wachte noch über sein deutsches Volk. Er erweckte damals aus dessen Mitte einen Mann und erleuchtete denselben mit der Gabe einer Erfindung, durch welche der Tyrannei für alle Zeiten ihr Stachel gebrochen worden ist. Dieser Mann war Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg, eines edlen Geschlechts, geboren in Mainz zwischen 1393 und 1400. Er war, noch jung an Jahren, bei Gelegenheit eines Streites der Zünfte gegen die adeligen Geschlechter, mit vielen Andern seines Standes aus seiner Vaterstadt fortgezogen und nach Straßburg gekommen, wo er manche nützliche Kunst pflegte und über das Mittel nachsann, geschriebene Worte in kürzerer Zeit und mit leichterer Mühe bis zu tausend Malen zu vervielfältigen, als dies bis dahin durch das Abschreiben möglich war. Schon seit einiger Zeit war eine Kunst erfunden worden, Bilder zu vervielfältigen; man schnitt sie nämlich auf hölzerne Tafeln, überzog dann die Oberfläche derselben mit einer Schwärze und druckte sie so, vermittelst eines Reibers, auf Papier ab (das war die Holzschneidekunst). Oft wurden auf solche Tafeln auch ganze Schriftzeilen in Buchstaben geschnitzt. Dieses noch rohe sogenannte „Briefdrucken" brachte Gutenberg wahrscheinlich auf die Spur seiner Erfindung. Er wollte nämlich in ähnlicher Weise ganze Bücher drucken und unternahm dazu zahllose Versuche. Endlich schnitt er ganze Schriftseiten auf Holztafeln, zertheilte diese, reihte die einzelnen Buchstaben zu Zeilen an einander, welche er wieder zerlegen und wieder zusammensetzen konnte, und druckte nun den Satz vermittelst einer Presse. Das aber ist eben das Wesen der Buchdruckerkunst, bewegliche Buchstaben, welche zu Worten zusammengesetzt sind, abzudrucken (gleichsam eine sichtbare Nachahmung oder Anschauung der menschlichen Sprache

selbst, welche der Geist aus so vielen beweglichen Tönen und Lauten kunstreich zusammensetzt). Es war ein mühseliges Werk, aber die Mühe war dem Gutenberg selig, denn er lebte einzig in seinem hohen Gedanken; und freudig opferte er in Geduld und Gottvertrauen seinem Werk all' sein Hab' und Gut. Seit 1444 lebte er wieder in Mainz, und da nun sein Vermögen über seinen zahllosen Versuchen ganz dahingeschwunden war, so verband er sich 1450 mit einem reichen Bürger in Mainz, Johann Fust, zur gemeinsamen Betreibung seiner Erfindung, in solcher Art, daß Fust das nöthige Geld zur Einrichtung der Werkstätte (gegen Verpfändung) hergeben sollte, sodann jährlich einige hundert Gulden für Kosten, jedoch nur vorlagsweise, Gutenberg seine Kunst, seinen Fleiß und seine Zeit; der Nutzen der Unternehmung sollte gemeinschaftlich sein. Es war aber bei der Vervielfältigung von Büchern wohl ein großer Gewinnst zu erwarten, denn ein abgeschriebenes Werk kostete damals oft vierzig Goldthaler oder noch mehr. Also schlossen beide Männer einen Vertrag. Nicht lange darnach ersann Gutenberg eine leichtere Art, wie in kürzerer Frist, als zum Schneiden so vieler Buchstaben erforderlich war, deren mehrere, dauerhaftere und zierlichere als die hölzernen gefertigt werden könnten; er goß nämlich in Metall Matrizen (d. i. vertiefte Mutterformen), und aus diesen wieder Metallbuchstaben. Mit solchen begann er (1452) den Druck der heiligen Schrift. Wie schlug ihm das Herz vor Freuden, als er nach jahrelangem Hoffen und Harren dem Fust die ersten Blätter seines Druckwerks zeigen konnte; das ist die sogenannte zweiundvierzigzeilige Bibel. Ein kunstfertiger Mann, Peter Schöffer von Gernsheim, welcher früher Schreiber gewesen war und sich in Fust's Hause befand, ersann während der Zeit eine leichte Art die Buchstaben zu gießen, er prägte nämlich stählerne Buchstabenformen in Kupfer ein und gewann dadurch schärfere Matrizen. Als Fust Schöffers große Geschicklichkeit erkannte, gab er ihm seine Tochter zur Hausfrau und gewann ihn für sein Geschäft. Nachdem sich nun Fust so gesichert hatte, nahm er 1455 einen Streit mit Gutenberg über die Abrechnung zum Anlaß, um sich von diesem zu trennen und alles Druckwerkzeug für sich allein zu behalten. Es kam zu einem Prozeß. Gutenberg verlor ihn und stand nun wieder so arm und verlassen wie früher in der Welt, betrogen um die Früchte seines Fleißes, und noch dazu ohne Geräthe zur Betreibung seiner Kunst. Fust und Schöffer hingegen druckten eifrig fort und förderten 1457 ein herrliches Werk, das Psalterium, zu Tage. Gutenberg verzagte nicht und baute auf Gott. Und siehe, ein braver Mann, Doktor Humery, schoß ihm Geld vor, wovon er sich neues Geräthe anschaffen konnte. Damit begann er frisch zu arbeiten, und vollendete 1460 den Druck des „Katholikons" (einer allgemeinen lateinischen Grammatik). Die neue Kunst wurde, schon in Folge der Trennung Gutenbergs von Fust, besonders aber der Eroberung von Mainz (1462), durch die Kunstverwandten in alle Länder ver-

Gutenberg und Fust.

breitet und hoch geehrt; Kaiser Friedrich III. verlieh den Schriftsetzern einen Adler, den Buchdruckern einen Greif mit den Druckerballen, nebst gekröntem offnem Helm, zum Wappen. Man weiß nicht genau, wann Gutenberg gestorben ist (wahrscheinlich zwischen 1467 und 1468); gleichviel! Sein Werk, die Buchdruckerkunst, wird in allen Welttheilen so lange bestehen, als die Menschheit, für welche dadurch eine neue Zeit der Entwickelung begonnen hat. Denn nun hatte das flüchtige Wort Dauer erlangt für Jahrhunderte und gab bei ganzen Nationen tausendfachen Wiederhall; nun konnte sich keine Kaste mehr für sich allein den ausschließlichen Besitz der Wahrheit vorbehalten; unaufhaltsam wurde diese jetzt Eigenthum des Volkes. Und „die Wahrheit wird euch frei machen!" heißt es in der heiligen Schrift.

19.

Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz!
Uhland.

Inzwischen befand sich Kaiser Friedrich III. fortwährend in großen Mißhelligkeiten mit seinen erbländischen Ständen und mit jenen von Ungarn und Böhmen, weil er sich weigerte, seinen jungen Neffen Ladislaus, welchen nach dem Tode König Wladislavs von Ungarn (1444) Alle zu ihrem Herrn haben wollten, aus seiner vormundschaftlichen Gewalt zu entlassen. Darüber entstand ein Bürgerkrieg, und im August 1452 zogen die Oesterreicher und Böhmen gewaffnet vor Wienerisch-Neustadt, wo der Kaiser war. Sie liefen Sturm, eroberten die Vorstadt und drangen bis an die Zugbrücke vor dem Wiener Thor; ein einziger Mann, Andreas Baumkircher, vertheidigte diese, von dreizehn Wunden bedeckt, mit Riesenkraft gegen die ganze Menge, bis die Brücke abgebrochen war und das Gatter niederfiel. Endlich erschrak der Kaiser vor dem Ernst der Völker und übergab ihnen (1452) seinen Neffen Ladislaus. Mit Jubel wurde der ersehnte Knabe allenthalben begrüßt; und es übernahmen für ihn der Graf von Cilly in seinem Antheil am österreichischen Erbland, Georg Podiebrad in Böhmen, in Ungarn Johann Hunyad, die Statthalterschaft. Der Kaiser genoß nirgends Achtung und Ansehn. Dennoch war er drauf bedacht, die Würde seines Geschlechtes zu erhöhen und führte (1453) für alle Glieder des Hauses Oesterreich nunmehr ständig den erzherzoglichen Titel ein, welchen sie noch heute haben.

Am 29. Mai 1453 hatten die Türken unter Anführung ihres kühnen Sultans Mohammed II. Konstantinopel erstürmt und das tausendjährige griechische Kaiserthum zertrümmert. Da kam Entsetzen über das ganze Abendland. Der Papst rief die Völker zum heiligen Kampfe gegen die Ungläubigen auf; doch mit dem Glauben an die Heiligkeit des Papstes war auch die Begeisterung längst erloschen. Der Kaiser aber hatte nur Thränen, keine Thatkraft. Die deutschen Fürsten kamen zwar auf mehreren Reichstagen zusammen, beriethen sich über einen Zug gegen die Türken und versprachen sogar, den bedrohten Ungarn ein Kriegsheer zu Hilfe zu schicken; gleichwohl vergaßen sie über ihren einheimischen Zwisten ihr Versprechen und gaben die Ungarn den osmanischen Eroberern preis. Da schirmten die Ungarn, von Natur aus heldenhaft, in heiliger Begeisterung ohne fremde Hilfe ihr Vaterland, und hielten dadurch auch von dem ganzen Abendlande den Anschwall der verheerenden Völkerfluth aus Osten ab. An der Spitze der Helden standen der Statthalter Johann Hunyad mit dem Schwert in

der Hand, und ein greiser Franziskanermönch, Johann Capistranus, welcher die Kreuzesfahne schwang. Schon früher war Capistranus, welchen das Volk wegen seines strengen Wandels wie einen Wunderthäter und Heiligen verehrte, durch die Lande Oesterreich und Mähren gezogen, und hatte, wohin er kam, gegen Irrlehren, Kleiderpracht, Spielsucht und Sittenverderbniß gepredigt; die Flamme der Begeisterung, welche aus seinen Blicken leuchtete, hatte alle Herzen entzündet. Die Zuhörer verstanden die lateinischen Worte seiner Predigten nicht; der bloße Ton seiner Rede erschütterte jedes Herz durch die Kraft des Herrn, die mit ihm war. Seine Zuhörer warfen ihre üppigen Kleider und Geschmeide von sich, brachten Würfel und Karten herbei, schichteten sie zu Scheiterhaufen und verbrannten sie; zahlreiche Sünder gingen in sich und thaten Buße. So geschah's (1451) zu Wien, wo noch heutzutag am Stephansfriedhof Capistran's steinerne Kanzel zu schauen ist. Durch diese Kraft der Begeisterung hatte Johann Capistranus 1456 viel Volk, meistens aus den unteren Klassen, zum heiligen Kampf mit sich fortgerissen und als Kreuzfahrer dem Hunyad zugeführt. Es war hoch an der Zeit. Denn schon stand der siegreiche Sultan, der da wollte: „es solle nur ein Herr auf Erden, wie nur ein Gott im Himmel sein," vor Belgrad und beschoß diese Stadt aus dreihundert Kanonen. Am 21. Juli 1456 stürmten die Türken die Stadt; schon gab selbst der kühne Hunyad sie für verloren; doch Capistranus, gottbegeistert, wankte nicht und trieb die Türken zurück. Des andern Tages that er, — zwei Ordensbrüder und den Fahnenträger zur Seite, — mit 1000 Kreuzfahrern einen Ausfall; „Jesus" war das Schlachtgeschrei. Bald verkündete es den Sieg. Belgrad war gerettet. Der stolze Sultan flüchtete; 24,000 Türken lagen todt auf dem Plan. Zwei Wochen darnach starb Hunyad auf dem Krankenbette und nach drei Monaten folgte ihm Capistran ins ewige Leben.

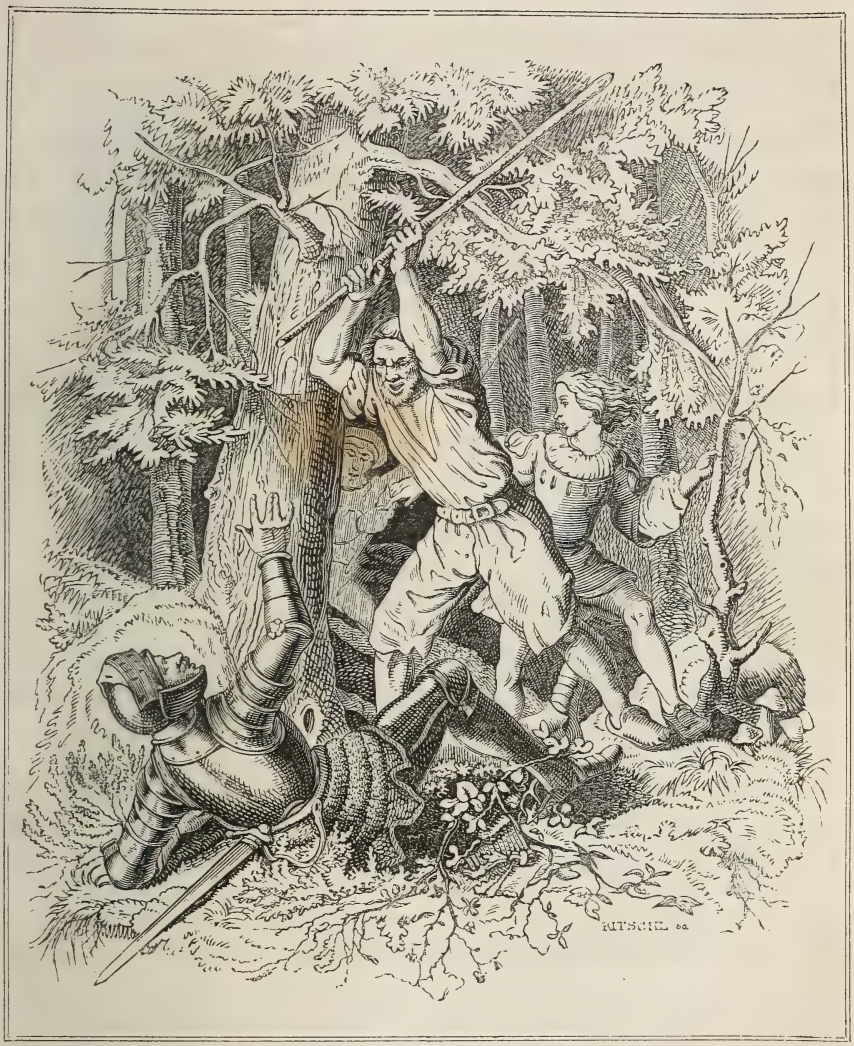
Indessen vergab sich der Kaiser immer mehr an seiner Würde und ließ sich von dem schlauen Aeneas Sylvius bestimmen, einen Versuch mehrerer Fürsten zur Sicherstellung der deutschen Kirche gegen Roms Oberherrschaft von sich zu weisen. Aeneas Sylvius aber stieg bis zur Kardinalswürde empor und erreichte endlich im Jahre 1458 das höchste Ziel seines Ehrgeizes, er wurde nämlich zum Papst gewählt. Als solcher nahm er den Namen Pius II. an, bemühte sich rastlos, einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen, und verkündigte zugleich die hierarchischen Grundsätze, welche er anfangs selbst bekämpft, dann aber so unerschütterlich vertheidigt hatte, nunmehr der ganzen Christenheit als Machtgebote. Er wollte das Papstthum im ganzen Umfang früherer Hoheit, aber auch mit allen Mißbräuchen, wieder herstellen. So verdammte er jede Berufung von dem Papst auf eine zukünftige Kirchenversammlung als fluchwürdig. Bald mußte Deutschland die päpstliche Einmischung schwer empfinden, gleichwie es auch bereits alle Kämpfe auszustehen hatte, welche — bei des Kaisers gänzlicher

Nichtigkeit — durch die Bestrebungen der Fürsten, ihre Macht auszubreiten, so wie durch die Gegenbestrebungen des Adels und der Städte entstanden waren.

So litten die sächsischen Länder fünf Jahre lang (1445 — 1450) durch einen Krieg zwischen dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen und seinem Bruder Wilhelm (den Söhnen Friedrichs des Streitbaren. Dabei hatte dem Kurfürsten sein Hofmarschall, der tapfre Ritter Kunz von Kaufungen, treu gedient, und von ihm für manchen im Krieg erlittenen Schaden Güter in Meißen bekommen. Diese sollte er nach dem Frieden (1450), gegen Erstattung seiner eigenen, zurückgeben. Als er sich aber dessen trotzig weigerte, verwies ihn der Kurfürst des Landes. Da wollte sich Kaufungen an ihm rächen, warb Genossen, erstieg, während der Kurfürst in Leipzig bei einem Feste war, das Schloß zu Altenburg und raubte ihm seine beiden Kinder, die Prinzen Ernst und Albrecht. Den Letzteren brachte er schnellen Ritts durch Wald- und Wildwege gen Böhmen. Er hatte kaum noch eine halbe Meile bis zur Grenze, als er in einem Walde Rast machte, um dem hungernden Prinzen Beeren zu pflücken; da kam ein Köhler herbei, dem sich Albrecht zu erkennen gab. Kaufungen wollte sich zur Wehre setzen, verwickelte sich aber mit den Sporen im Gesträuche; nun schwang der Köhler rüstig seinen Schürbaum gegen ihn, und sein Weib rief alle Köhler in der Runde herbei; die kamen und fingen den Prinzenräuber. Seine Genossen, welche den Prinzen Ernst entführt hatten, lieferten diesen aus, nachdem sie sich zuvor Gnade ausgebeten hatten; Kunz von Kaufungen aber ward zu Freiburg enthauptet. Diese zwei Prinzen haben in der Folge (1485) zu Leipzig die sächsischen Länder getheilt, und die zwei nach ihnen benannten Linien des sächsischen Hauses gestiftet, welche noch heutzutag regieren, die Ernestinische mit Kursachsen und Thüringen, und die Albertinische mit den meißnischen Ländern.

In Brandenburg erstarkte die monarchische Verfassung durch die Kraft und Klugheit der Fürsten aus dem Hause Hohenzollern immer mehr. —

In dem benachbarten Preußen war die Herrschaft des deutschen Ordens seit den Zeiten der Hussitenkriege immer mehr zerfallen; eine vorgeschlagene Vereinigung zwischen dem Orden, dem Adel und den Städten führte nur dazu, daß die beiden letzteren sich gegen den ersteren verbanden, dessen Regierung nach Auflösung der gesetzlichen Ordnung zu Willkür entartet war. Ja, die Städte sagten (1454) dem Orden sogar förmlich ab, und boten in Verbindung mit einer mächtigen Adelspartei das Land dem Polenkönig an. Die Macht des Ordens war damals schon so tief gesunken, daß er (1455) den zur Vertheidigung geworbenen Söldnern das Land und die Marienburg verpfänden und die Neumark an Brandenburg verkaufen mußte; die Söldner aber verkauften die Marienburg, so wie jene Städte



Gefangennehmung des Kunz von Kaufungen.

und Burgen, welche sie inne hatten, an den König von Polen. Nach vielen Kämpfen wurde endlich 1466 zu Thorn ein Friede geschlossen, in welchem der Orden nur einen kleinen Theil seines Landes behielt, den übrigen an Polen abtrat und dafür dessen Vasall wurde! —

In Baiern wagte es Herzog Ludwig von der Landshuter Linie, 1458 die Reichsstadt Donauwörth zu überfallen, um sie zu seiner Landstadt zu machen; ein Beispiel, wie sehr die Fürsten jener Zeit sich selbst als un-

unschränkte Herren, den Kaiser als eine bloße Null betrachteten! Darüber kam er in des Reiches Acht und erweckte einen langen verderblichen Krieg; auf des Papstes Anmahnung gab er endlich Donauwörth dem Reiche zurück. —

In der Rheinpfalz hatte Friedrich der Sieghafte, Ludwigs Freund, statt seines Neffen und Mündels Philipp, die Kurwürde an sich gerissen. Das war ein gar kluger, kriegserfahrner, aber auch den Künsten und Wissenschaften holder Herr, welcher sich kühn gegen Kaiser und Papst setzte. Seine Feinde hießen ihn nur den „böse Fritz". Für Kaiser und Papst ergriff der gewaltige Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg Partei, ein Held, berühmt in allen Turnieren und Schlachten, und eben so thätig an Geist. Diese beiden Männer, der „böse Fritz" von der Pfalz und Albrecht Achilles, standen, hoch über alle andere Fürsten emporragend, gleichsam als Vorkämpfer mitten in den Wogen der großen Bewegung, welche der Papst erregte. Der Papst wollte nämlich den 1459 zum Kurfürsten von Mainz erwählten Diether nur dann bestätigen, wenn ihm dieser eine übermäßige Summe Geldes (als „Annaten") bezahlen und geloben würde, keine Fürstenvereine mehr zu berufen (weil diese so oft den päpstlichen Anmaßungen entschiedenen Widerstand geleistet hatten). Diether verweigerte, als deutscher Mann, beides, und berief sich — was der Papst so scharf verboten hatte — 1461 auf ein allgemeines Concilium. Da that ihn der Papst in den Bann und bestellte — mit des Kaisers Einwilligung — statt seiner den Grafen Adolf von Nassau zum Erzbischof von Mainz. Dem schwachen Kaiser und dem herrischen Papst zum Trotz, verbanden sich nun Diether und der „böse Fritz", welche früher Feinde gewesen; — auf der anderen Seite aber kämpfte Albrecht Achilles gegen den Freund des „bösen Fritz", den Herzog Ludwig von Baiern-Landshut, und Adolf von Nassau schloß Bündniß mit des „bösen Fritz" alten Gegnern, dem Grafen von Würtemberg, dem Markgrafen von Baden und den Bischöfen von Speier und Metz. Diese führten voller Wuth einen abscheulichen Krieg; sie sengten und brannten, mordeten und raubten in dem gesegneten Land am Rhein, Main und Neckar. Wer mußte dabei das Meiste leiden? Das arme Volk. Bei Seckenheim, wo der Neckar in den Rheinstrom rinnt, trieb der „böse Fritz" (am 30. Juni 1462) seine Feinde zur Schlacht. Sie war kurz, aber entscheidend. Der Graf von Würtemberg, der Markgraf von Baden und der Bischof von Metz fielen in des Siegers Gewalt. Es wird erzählt, daß der siegreiche Kurfürst den Würtemberger als Gefangenen auf dem Heidelberger Schloß zu einem stattlichen Mahl geladen, wo kostbare Speisen und Wein die Fülle aufgetragen waren, nur kein Brot. Und als der Würtemberger dies vermißte, ließ ihn der Kurfürst hinabschauen auf die verwüstete Pfalz weithin und sprach: „Wo soll das Brot herkommen, da ihr dem Volk muthwillig die Saat niedergeritten?" Bald darauf besiegte Ludwig

Kurfürst Friedrich der Sieghafte und der Graf von Würtemberg.

von Baiern den Albrecht Achilles bei Giengen. Der Kaiser war in heftigem Zorn; der „böse Fritz" lachte darüber und ließ die Gefangenen nicht los, bis daß sie sich durch eine gute Summe Geldes auslösten. Endlich vermittelte der Papst den Frieden. Wenige Monate nach jener Schlacht gewann jedoch sein Gegner Adolf von Nassau durch Ueberfall und Verrätherei die Stadt Mainz, nahm ihr ihre Freiheiten und machte sie sich unterthan. Da mußte der mannhafte Diether auf Erzbisthum und Kurwürde verzichten, erlangte sie jedoch nach Adolfs Tode (1475) wieder. —

Zur selben Zeit hatte der Kaiser selbst mit seinem eignen Hause und

in seinen österreichischen Erblanden Fehde. Der junge König Ladislaus war 1457 gestorben, worauf die Ungarn den Matthias Corvinus, einen Sohn des Helden Hunyad, die Böhmen den Georg Podiebrad zu Königen wählten. Den Kaiser mochte keine Nation und er mußte Oesterreich mit seinem herrschsüchtigen Bruder Albrecht und seinem Neffen Sigismund von Tyrol theilen. Nun war das Volk dort durch unmäßige Zölle und schlechte Münze schwer erbittert und litt noch obendrein unsäglich durch die Räubereien zahlreicher Schaaren von entlassenen und müßigen Söldnern, welche im Lande umherstreiften. Der Kaiser kümmerte sich um all' das Elend nicht und lud dadurch gerechten Unwillen auf sich. Bei solcher Stimmung war es dem ränkevollen Erzherzog Albrecht ein Leichtes, die Wiener gegen den Kaiser aufzuhetzen. Ein kühner Mann, Wolfgang Holzer, stellte sich an ihre Spitze, vertrieb den dem Kaiser zugethanen Rath und erklärte sich zum Beschützer der Stadt. Friedrich III. rückte mit Kriegsvolk vor Wien, wo sich seine Gemahlin und sein Söhnlein Maximilian befanden, und wurde nach dreitägigen Unterhandlungen endlich in die Stadt eingelassen. Kaum war er aber wieder in der Burg seiner Väter, so gebot er den Wienern, seine entlassenen Söldner zu bezahlen. Diese raubten und plünderten und der Kaiser schützte einen der Verhaßtesten unter ihnen gegen den Rath. Da kündeten die Wiener dem Kaiser den Gehorsam auf und belagerten ihn in seiner Burg; der kecke Holzer, welcher mittlerweile Bürgermeister geworden war, rief Albrecht zum Oberfeldherrn aus. Endlich zog der König Podiebrad zu des Kaisers Rettung heran und vermittelte 1462 den Frieden, worin Albrecht das Land Oesterreich und die Stadt Wien erhielt; sein Bruder, der Kaiser, aber that ihn bald darauf in die Reichsacht. Albrecht waltete, darum unbekümmert, grausam und tyrannisch in Wien, so daß der Holzer, um die Stadt zu retten, einen Anschlag machte, ihn gefangen zu nehmen und dem Kaiser auszuliefern. Dies ward verrathen und der Holzer hingerichtet. Doch bald darauf (1463) starb auch Albrecht, und nun erst wurde die Ruhe in Oesterreich auf einige Zeit hergestellt. —

In Böhmen hielt König Georg Podiebrad mit Klugheit und Entschiedenheit die nationalen Interessen des Landes und die Religionsfreiheit aufrecht. Aber eben dadurch lud er den heftigen Zorn des Papstes Pius II. auf sich. Dieser verbot das Abendmal unter beiderlei Gestalt und that den König, welcher ihn vergeblich warnte und ihm dann kräftig widerstand, in den Bann. Papst Paulus II., der Nachfolger des 1464 gestorbenen Pius II., ließ sogar einen Kreuzzug gegen den König predigen. Vergeblich erbot sich dieser, gegen die Türken ins Feld zu ziehen; der Haß des Papstes gegen die Ketzer war größer, als dessen Eifer gegen die Ungläubigen, er verkündigte den von seinem Vorfahrer ausgesprochenen Bann, und trug dem König Kasimir von Polen die Krone Böhmens an. Der undankbare Kaiser machte mit dem Papst gemeinsame Sache und verbündete sich insgeheim mit

dem König Matthias Corvinus von Ungarn gegen Podiebrad, welcher dessen Schwiegervater war, und auch feindlich in Böhmen einbrach. Heimlich aber wollte er den Papst bewegen, seinem Sohne Maximilian die Nachfolge in den Reichen Ungarn und Böhmen zuzusichern.

Während dieser Zeit verlor Ostfriesland seine alte Freiheit; 1463 machte sich der gewaltige Junker Ulrich Cirksena zum Grafen über das Land.

Jener deutsche Biedermann aber, Georg von Heimburg, konnte in Deutschland keine Freistätte finden, wo er sein gebanntes Haupt zur Ruhe hinlegen mochte, das im Kampfe fürs Vaterland und die Wahrheit ergraut war. Der edle Podiebrad nahm ihn bei sich auf; nach dessen Tode (1471) mußte Georg von Heimburg abermals flüchten; lebensmüde, versöhnte er sich endlich mit der Kirche und starb 1472.

Während des ungerechten Krieges gegen Böhmen waren die Türken mit Mord und Brand durch Kroatien schon bis nach Krain vorgedrungen, und hatten viele Tausende in die Sclaverei mit sich fortgeschleppt. So stand nun die Gefahr den Reichsständen und dem Kaiser plötzlich dicht vor den Augen. Und dennoch kamen weder die Ersteren, noch der Letztere zur Thatkraft. Die Reichsstände hielten manche Zusammenkünfte und beschlossen viel zur Herstellung des Landfriedens und zur Abwehr des Feindes von außen, aber kein Beschluß wurde ausgeführt. Der Kaiser besuchte nach zwei Jahren (1471) einen Reichstag zu Regensburg, auf welchen auch päpstliche Gesandte gekommen waren; aber schon in der ersten Sitzung schlief er ein während einer Rede des einen päpstlichen Gesandten, und der andere mußte ihn wecken! Und als zur Bestreitung des Türkenzugs eine allgemeine Besteuerung in Vorschlag gebracht wurde, weigerten sich die Städte, besorgt, dazu beizutragen. So stellte Deutschlands politische Lage, bei dem Streben der Fürsten nach Erweiterung ihrer Macht, ein Bild der traurigsten Zerrüttung dar. In hundert Vaterländchen zertheilt, deren jedes nur für sich sorgte, hatten die Deutschen den Gedanken an ein in Freiheit, Treue und Ehre einziges und einiges Vaterland vergessen. Es war eine Zeit, daß ein verzagtes Herz wohl hätte denken mögen, sie sei die Sterbestunde der Nation. Aber es war nur die letzte Stunde des Mittelalters und seiner morschen Institute, welche ihre Rollen ausgespielt hatten, des Feudalwesens und der Hierarchie; und hinter dieser trüben Sterbestunde stieg schon die Sonne einer neuen Zeit empor, welche Deutschlands Wiedergeburt beleuchtete.

20.

Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Lernt, Brüder, eure Kraft; sie ist in eurer Treu'!
Ach, würde sie noch jetzt bei jedem Leser neu!

A. v. Haller.

Damals herrschte Herzog Karl der Kühne (ein Sohn des 1467 gestorbenen Philipps des Guten) über das burgundische Reich, welches Herzogthum und Grafschaft Burgund, Artois, Flandern, Geldern, Limburg, Luxemburg, Namur, Hennegau, Holland, Seeland und Friesland umfaßte. Karl der Kühne war der reichste Fürst seiner Zeit, und unterhielt ein wohlgerüstetes stehendes Heer, war tapfer, voll glänzender Geistesgaben, hochgebildet; aber vom Glück verwöhnt und ehrgeizig, besaß er die Mäßigung nicht, welche das Glück erst adelt und dauernd macht, und achtete die Menschenwürde nicht. Sie rächte sich an ihm.

Seinem stolzen Gemüthe war der Herzogstitel für den Besitz so vieler reicher und herrlicher Länder nicht genug, er wollte König heißen. Kaiser Friedrich III. war geneigt, ihm diese Würde, noch mehrere Bisthümer dazu und das Reichsvikariat über alle Länder jenseits des Rheinstroms zu ertheilen; zugleich aber beabsichtigte er eine Vermählung seines Sohnes Maximilian mit Karls einziger Tochter Maria zu Stande zu bringen, um dadurch Karls ungeheure Erbschaft an das Haus Habsburg zu bringen. 1473 kamen Karl der Kühne mit seiner holdseligen Tochter und der Kaiser mit seinem Sohne in Trier zusammen. Da sah die edle Maria den jungen Maximilian in seiner Schönheit und Kraft und ward ihm von Stund' an hold und behielt sein Bild für immer in ihrem Herzen. Aber dem König von Frankreich, Ludwig XI., war der Bund sehr zuwider und er ließ arglistig den Kaiser warnen, als trachte der ehrgeizige Herzog Karl nach dem Kaiserthum. Der Kaiser glaubte es und verließ Trier in aller Eile, ohne Urlaub, zur großen Beleidigung des mächtigen Herzogs von Burgund, welcher ihm dafür Rache schwur. Nun war damals ein Streit in Köln zwischen dem abgesetzten Erzbischof Ruprecht, welcher von seiner Würde nicht weichen wollte, und dem Domkapitel. Das Letztere hatte den Kaiser um Schutz gegen Ruprecht angegangen; dieser aber stellte sich in den Schutz des Herzogs von Burgund, welcher alsobald (1474) mit sechzigtausend Kriegsleuten vor Neuß zog, das zu Köln gehörte. Als der Kaiser dies erfuhr, berief er das Reichsaufgebot, verbündete sich mit Frankreich und zog mit stattlichen Heeresschaaren heran, um Neuß zu entsetzen. Alles erwartete eine entscheidende Schlacht; siehe da ward (1475) plötzlich Friede geschlossen zwischen dem Kaiser und dem Herzog, und der Kaiser entließ sein Heer.

Der Herzog von Burgund dachte bereits an einen andern Kampf. Erzherzog Sigismund von Tyrol hatte ihm das Elsaß verpfändet, und Karl einen ungerechten tyrannischen Mann, Peter von Hagenbach, als burgundischen Landvogt dahin gesetzt, welcher das Land grausam bedrückte. Nun hatten Frankreich, die Stände im Elsaß und Oesterreich um die Freundschaft der Eidgenossen geworben und Bündnisse mit ihnen geschlossen, ebenso der junge Herzog René von Lothringen, und da es der Hagenbach, welcher zu Breisach saß, in seinem Uebermuthe zu weit trieb, so hatten ihn die Bürger gefangen und er war (1474) hingerichtet worden. Der Kaiser selbst hatte den Eidgenossen geboten, in Hochburgund einzufallen, auch der König von Frankreich hatte sie dazu gereizt und sie hatten es mit Freuden gethan. Nachdem aber der Friede in der kölnischen Angelegenheit geschlossen worden war, verließen der Kaiser und der König von Frankreich treulos die Schweizer. Da brach Karl der Kühne zornentbrannt (1476) in Lothringen ein, eroberte es, brachte den König von Frankreich auf seine Seite und warf sich dann mit seiner ganzen Macht auf die Schweizer. Vergeblich suchten diese durch Abgesandte den Frieden zu erhalten. Karl gewann Genf und Lausanne. In Grandson ergab sich die Besatzung der Burg auf das Ehrenwort eines bübischen Edelmanns, welcher wie ihr guter Freund zu den Belagerten kam und ihnen im Namen des Herzogs freien Abzug zusicherte. Aber als sie aus der Burg hervorzogen, ließ Karl der Kühne die 450 tapfren Kriegsmänner ergreifen und wie Verbrecher hinrichten. Da zogen zwanzigtausend Schweizer (1476) einträchtig zur Blutrache gegen Grandson heran, und schlugen (am 3. März) des Herzogs überlegenes kriegsgeübtes Heer, daß es in wilder Flucht dahinjagte; sein ganzes Lager mit allen Kostbarkeiten ward von den Siegern erbeutet. Karl der Kühne tobte vor Schmerz und Grimm. Bald hatte er wieder sechzigtausend Kriegsleute unter seinen Fahnen und zog von Lausanne gegen den Neuenburger See und Murten; von dort wollte er gen Bern und Freiburg rücken. Er stürmte Murten, doch es widerstand heldenhaft. Sobald die in Lothringen, in Straßburg und in der Schweiz es erfuhren, kamen sie eilig wider seine große Wuth und Gewalt herbei. Am 22. Juni 1476 geschah bei Murten eine Schlacht. Da ward der See vom Blute roth, funfzehntausend seines Kriegsvolks wurden ihm erschlagen. Karl selbst mußte mit dreitausend Reitern fliehn; nur mit dreißig kam er, todtenbleich und schweigend, an den Genfersee. Die Schweizer harrten nach altem Brauch drei Tage lang auf dem Siegesfelde, dann versenkten sie die Leichen der erschlagenen Feinde in großen Gruben; später (1480) errichteten sie für die Knochen ein Beinhaus, fürstlichem Uebermuth zur Warnung.

Nun wollten der Papst, der Kaiser und der König von Ungarn Frieden vermitteln. Aber Karl der Kühne war vor Scham und Verzweiflung wie von Sinnen und wollte das Glück erzwingen. Oft saß er schweigend

und brütete vor sich hin, dann stürzte er Becher Weins hinab, um sich zu betäuben, sprang auf, raufte sein Haar und rief, daß sich Alle vor seinem gottverlass'nen Wesen entsetzten: „Nichts von Nachgeben, nichts von Frieden, wenn der Junge von Lothringen nicht ausgeschlossen bleibt!" Der Herzog René von Lothringen hatte nämlich mittlerweile sein Land und seine Hauptstadt Nancy wieder gewonnen, und die Schweizer sandten ihm achttausend Kriegsleute zur Hilfe. Wie ein Rasender zog nun Karl der Kühne gegen ihn ins Feld, vor Nancy, um die Stadt zu entsetzen. Dort kam's am 5. Januar 1477 zur Schlacht. Als Karl sich am Morgen jenes Tages aufs Pferd schwang, fiel seine Helmzier, ein goldner Löwe, auf den Sattel herab; „das ist von Gott", sprach er düster, und gab, an seinen Tod denkend, seinen Dienern versiegelte Befehle. Die Schlacht begann. Da riß sich ein welscher Verräther, der Herr von Campobasso, auf welchen Karl sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, seine rothe Schärpe ab und ging mit achthundert Mann zu René über. Karls Heer wurde umzingelt. Wüthend brach das Morden los. Vergeblich suchte Karl die Ordnung herzustellen; es war nicht Haltens mehr. Da sprengte er verzweifelnd davon und stürzte mit seinem Roß in einen gefrornen Bach, dessen Eis unter ihm einbrach. So lag er hilflos, da kam ein tauber lothringischer Edelmann heran und spaltete ihm mit der Hellebarde das Haupt. Erst am dritten Tage fand man seine entstellte Leiche.

21.

Und ob das Alte rings veraltet,
Soll deutscher Sinn fortan bestehn;
Und ob die Welt sich umgestaltet,
So lang' der Gott der Väter waltet,
Soll das Geschlecht nicht untergehn!

Schmidt von Lübeck.

Alsobald entstand ein großer Streit um das Erbe Burgunds und um die Hand der schönen Prinzessin Maria. Der König von Frankreich wollte ihr seinen Sohn anvermählen; aber die treue Maria reichte ihre Hand dem geliebten Erzherzog Maximilian von Oesterreich. Zu Gent war am 19. August 1477 die Hochzeit. Das Haus Habsburg erwarb nun das reiche Erbe Burgunds. Ritterlich behauptete es Maximilian gegen Frankreichs Neid und Trotz in der Schlacht bei Guinegate (1479). Aber schon 1482 verlor er seine theure Gattin, welche ihm zwei Kinder — Margaretha und Philipp — geschenkt hatte, durch den Tod. Da bemächtigten sich die Niederländer der Vormundschaft und ließen sich mit dem ränkevollen König von Frankreich in Unterhandlungen ein. Margaretha wurde dem

Thronerben Frankreichs verlobt und sollte diesem die Grafschaften Charolais, Artois und Burgund als Mitgift bringen; der junge Philipp blieb unter der Vormundschaft der niederländischen Stände. Dafür bekämpfte Maximilian die Niederländer und gewann endlich (1484) durch einen Vertrag zu Brügge, daß sie ihm die Vormundschaft und die Landesverwaltung überließen, wofür er ihnen ihre kostbaren alten Freiheiten bestätigen mußte.

Nach dem Tode Podiebrads (1471) hatten die Böhmen Wladislav, den Sohn des Polenkönigs Kasimir, zu ihrem König gewählt, und der Kaiser diesen belehnt. Darüber ergrimmte aber der Ungarnkönig Matthias Corvinus, und überzog nicht nur Böhmen, sondern auch Oesterreich mit Krieg, während die Türken mit Mord und Brand in Kärnthen, Krain und Steiermark einbrachen. Der alte Kaiser, aus seiner geliebten Ruhe aufgescheucht, flehte vergeblich das Reich um Hilfe an; die Reichsstände machten es ihm stets zur ersten Bedingung, den Landfrieden herzustellen und durch ein höchstes Reichsgericht zu sichern. Der Kaiser aber verzögerte dies lange. Endlich (1485) eroberte der kühne Ungarkönig Oesterreich und die Residenzstadt Wien. Da mußte der Kaiser flüchten und kam 1486 mit seinem Sohne Maximilian gen Frankfurt. Dort erwählten die versammelten Fürsten am 16. Februar den Erzherzog Maximilian zum römischen König.

Auf diesen thatkräftigen jungen Fürsten waren alle Hoffnungen der deutschen Nation gerichtet, daß er ihre Wünsche und Bedürfnisse werde ins Werk setzen helfen. Diese betrafen die Herstellung des Landfriedens und die Ordnung der so vielfach verworrenen inneren Verhältnisse durch reichsständische Theilnahme an der Reichsverwaltung. Zwar scheiterte die Errichtung eines obersten Reichsgerichts an der kleinlichen Eifersucht des Kaisers, welcher besorgte, seine höchste Machtvollkommenheit dadurch einzubüßen. Hingegen wurde in Schwaben, wo — trotz der Zersplitterung des Landes in lauter kleine Gebiete vieler geistlicher und weltlicher Herrn und Städte — das alte Einungswesen noch nachwirkte und beim Ritterstande auch noch fortdauerte, 1488 der Anfang zu einer wirksamen wechselseitigen Verbindung der einzelnen Stände gemacht. Längst schon bestand dort eine große Adelsgesellschaft, genannt „vom Sankt-Georgen-Schilde", welche alle übrigen in sich aufgenommen hatte und zu welcher auch Prälaten gehörten; sie umfaßte die Landschaften in vier Kreisen und sah es für den Beruf des Adels an, „Gerechtigkeit und Frieden zu fördern." Auf Betrieb des Grafen Hug von Werdenberg, welcher des Kaisers Vertrauen besaß und verdiente, trat nun diese Adelsgesellschaft in Vereinigung mit zwei und zwanzig Reichsstädten, und mit beiden Theilen verbanden sich endlich auch die Fürsten; alle zu dem gemeinsamen Zweck: durch gemeinsame Kraft den Landfrieden zu erhalten. Diese allgemeine Verbindung wurde in der Folge der schwäbische Bund genannt, und gewann eine ausübende Gewalt von hoher Bedeutung.

Zur selben Zeit nahmen die Bürger der Stadt Brügge in den Nieder-

landen den König Maximilian gefangen und wollten ihn zwingen, die Vormundschaft seines Sohnes Philipp dem König von Frankreich zu überlassen. Während jedoch ihm sein Vater, der Kaiser, mit einem Reichsheer zur Hilfe heranzog, wurde Maximilian wieder frei gegeben, wiewohl auf harte Bedingungen. — Zwei Jahre darnach (1490) starb der Ungarkönig Matthias Corvinus in Wien, und nun gewann König Maximilian Oesterreich und nahm auch die Krone Ungarns in Anspruch. Doch eine zahlreiche Partei der dortigen Großen erwählte den König Wladislav von Böhmen, mit welchem Maximilian nach einigen Kriegsbewegungen einen Vergleich zur Thronfolge in Ungarn (nach dem Erlöschen des Mannsstammes) schloß. — Damals raubte Karl VIII., König von Frankreich, Maximilians Braut, Anna von Bretagne, und schickte ihm dessen Tochter Margaretha zurück, obwohl er ihre Mitgift (die Grafschaften Charolais, Burgund, Artois) behielt. Maximilian wollte diese Beleidigung rächen, und da ihn das Reich im Stiche ließ, so warb er auf eigene Kosten ein Heer gegen Frankreich, und erlangte endlich (1493) die Herausgabe jener Grafschaften. In demselben Jahre starb sein Vater, Kaiser Friedrich III., nachdem er drei und funfzig Jahre die Krone getragen hatte, ohne je wirklich geherrscht zu haben, nämlich im wahren Sinne dieses Worts. Er hinterließ seinem Sohne das Reich in Verwirrung und die kaiserliche Krone ohne Ansehen.

Maximilian war in allen Eigenschaften ganz das Gegentheil seines bedächtigen, unentschlossenen Vaters. Er besaß Lebhaftigkeit des Geistes und rastlose Thätigkeit, klaren Blick, hohen Sinn für Ehre und ritterlichen Muth, welcher sich selbst in Abenteuern gefiel, eine nicht gemeine Bildung, Kenntnisse in allen Dingen, besonders im Kriegswesen, und entschiedene Liebe zu Künsten und Wissenschaften, endlich, bei seinem einfachen Wesen, eine große Gabe der Leutseligkeit. Gleichwie seinen Ahnen, lag auch ihm die Vergrößerung der Macht seines Hauses sehr am Herzen, wobei ihn das Glück über alle Erwartung begünstigte. Dabei hatte er redliche Absichten für das wahre Wohl des deutschen Reiches und fügte sich den Vorschlägen, welche darauf abzweckten. Endlich schwebte noch ein hohes Ziel vor seinem Geiste: die Vertreibung der Türken aus Europa. So stand er, von der Nachwelt der „letzte Ritter" genannt, wie mit gezücktem Schwerte auf den zusammengesunkenen Trümmern des Mittelalters, eine ehrfurchtgebietende Gestalt, obgleich er nicht Alles erreicht hat, was er erstrebte.

Damals gingen in den europäischen Staatenverhältnissen große Veränderungen vor, sowohl in Beziehung auf die äußere Stellung der einzelnen Staaten zu einander, als auch in Bezug auf die inneren Entwickelungen, auf Politik, Handel, Kriegsverfassung und Nationalgeist. Alle diese Veränderungen standen in einem innigen Zusammenhang, und kein einzelner Staat vermochte sich von der allgemeinen Bewegung auszuschließen, auf deren Bahn die neue Zeit als Siegerin heranzog. 1492 wurde Amerika

durch Christoph Columbus entdeckt; die wundersamen Berichte von den ungeheuren Schätzen auf diesem Erdtheil entzündeten die Einbildungskraft und die Leidenschaften der Menschen in Europa; der gewinnsüchtige Kaufmann, wie der kriegslustige Abenteurer und der bekehrungseifrige Mönch blickten sehnsüchtig nach jener neuen Welt, wie nach dem Paradies auf Erden. Da überdies durch die Eroberung Konstantinopels das Morgenland dem Zuge des europäischen Handels unzugänglich geworden war, so fing dieser jetzt an, seine Richtung gen Westen zu nehmen. Demzufolge erlangten nun jene Staaten Europas, welche zunächst gen Westen lagen, eine immer größere Bedeutung; auf der andern Seite mußten Italien und Deutschland, welches seinen bisher so ergiebigen Speditionshandel einbüßte, zumal die Hansa, dabei verlieren. Zunächst gewann Spanien dadurch, welches die Länder der neuen Welt mit gewaffneter Hand in Besitz nahm und deren unermeßliche Reichthümer an sich zog. Frankreich, welches seit langer Zeit stets eifersüchtig und eroberungslustig auf Deutschland hinüberblickte, war durch die innigste Vereinigung aller Staatskräfte vermittelst der monarchischen Verfassung gleichfalls zu einer furchtbaren Macht herangewachsen; die Könige konnten ohne Widerspruch auf Volk und Adel rechnen, wenn sie beiden die Aussicht auf Ruhm gaben; überdies standen den Königen die bedeutendsten Geldmittel zu Gebot und, was sie weder durch Waffen noch durch Gold ausrichteten, das erreichten sie durch ihre doppelzüngige Politik, welche sie schon längst in der Schule des römischen Hofes gelernt hatten. Ueberhaupt wurden jetzt Geld und Politik die wichtigsten Hebel. Da seit der Einführung der Feuergewehre die Kriege immermehr durch besoldete Schaaren geführt wurden, so konnte man ohne Geld keine mehr unternehmen. Die Politik der Höfe aber wurde zur Kunst des Betrugs, zu einem frevelhaften Spiel mit Eiden, und wer den Andern am feinsten täuschte, hatte Ehre und Vortheil davon. Es ist klar, wie furchtbar dies Beispiel der Höfe auf die Entsittlichung der Völker wirken mußte. In dieser Kunst erreichte auch Spanien bald die Meisterschaft. Wie sollte, da die Grundpfeiler der Treue untergraben waren, der Tempel des Völkerrechts bestehen?

Der Einfluß aller dieser Verhältnisse zeigte sich auch in Deutschland, dessen politische Lage ohnehin durch seine Zersplitterung sehr schwach war. Bei der Ohnmacht der kaiserlichen Gewalt und den oft eigennützigen Bestrebungen einzelner Reichsstände konnte die Ehre der gesammten Nation selten würdig vertreten werden. Die Pest der Politik ergriff sowohl den Kaiser als auch die Fürsten, und wer davon rein blieb, dessen Ehrlichkeit mußte unterliegen. Gleichwohl war noch so viel Redlichkeit im Kern der Nation, daß jene Politik (die sogenannte „wälsche Praktik") im Allgemeinen verachtet ward. Die Kriegsverfassung durch stehende Heere von Söldnern, welche in Deutschland „Landsknechte" hießen, äußerte einen nachtheiligen Einfluß auf den Adel (der Geschlechtsadel war schon durch die Einführung des

Briefadels gesunken) und auf das Ritterthum; denn dessen Bedeutung lag in der persönlichen Tapferkeit, und diese galt jetzt weniger, weil seit der Einführung der Feuergewehre und stehenden Heere der Kampf in Massen den Ausschlag gab. So stand also das Ritterthum, wiewohl es noch seinen alten Glanz in Turnieren und dergleichen behauptete, doch schon an seinem Grabe; aber die edelsten Männer, welche demselben angehörten, griffen mit dem alten ritterlichen Muth bereits nach anderen, den geistigen Waffen; die minder Edlen gaben ihre Selbstständigkeit auf und wurden höfisch; die Kräftigsten übten trotzig das alte Fehderecht; die Tüchtigsten leisteten der Ausbildung der Fürstenmacht Widerstand. — Das Söldnerwesen wirkte übrigens auch nachtheilig auf die Sitten ein. Denn, wo blinder Gehorsam für Geld — Treue heißt, da geht die echte Treue verloren. Wofür verschwendeten jene Landsknechte die gefürchtete deutsche Tapferkeit? Fürs Vaterland? Nein! für die Zwecke der Machthaber, die sie bezahlten. Ueberdies erlosch die Idee der Volksbewaffnung; der Soldatenstand wurde zu einer eigenen Kaste, und stellte sich dem Nährstand um so trotziger und hochmüthiger gegenüber, je sklavischer er selbst den Befehlen seiner Oberen gehorchen mußte. Ueberhaupt zeigte sich die schroffe Ungleichheit bei der Abgliederung der einzelnen Stände immer verderblicher; besonders wurde der arme Bauernstand furchtbar gedrückt, während Adel und Bürger sich im Wohlleben und Luxus überboten. Endlich war auch die immer weiter um sich greifende Erstickung des vaterländischen Rechts durch das römische für die Nationalität höchst nachtheilig, denn durch das letztere wurde die altvolksthümliche Oeffentlichkeit und Befugniß der Gemeinden zum Finden des Urtheils ausgeschlossen, wurde der moralische Rechtsbegriff von tausend Spitzfindigkeiten über einzelne Fälle entstellt, der schlichte Verstand verwirrt, der Streitlust wie der Habsucht Thür und Thor geöffnet, durch Herleitung der Fürstenmajestät unmittelbar von Gott auch der Sinn für die Freiheit tödtlich angegriffen, und die bloße Gewalt mit einem Heiligenschein umgeben. Dies römische Recht wurde in Deutschland durch die immer zahlreicher gestifteten Universitäten stets weiter ausgebreitet, weil auf denselben eigene Lehrstühle für jenes errichtet waren. Trotz dem war der Kern der Nation noch gesund; Dank sei's dem Bürgerthum, in dessen Schooß sich die mannigfaltigsten Bildungsstoffe erhalten und entwickelt hatten! Der Geist der Nation war noch unverdorben; je schwerer der Druck der Verhältnisse, um so höher und gewaltiger mußte er sich wieder aufrichten. Immer deutlicher zeigte sich das durchgreifende Streben nach einer reichsständischen Vertretung der deutschen Nation, zur Einigung und zum Wohle derselben.

Die Reichsstände drangen kräftig und beharrlich auf eine neue Reichsverfassung, auf dem inneren Frieden gegründet, durch das Gesetz geheiligt und für die Dauer verbürgt. Dies geschah auf einem Reichstag zu Worms 1495; dort wurde das uralte, aber veraltete Fehderecht bei Strafe

der Reichsacht aufgehoben und ein ewiger Landfriede aufgerichtet. Indem nun die einzelnen Reichsstände sich nicht mehr wechselseits als Fremde bekämpften, war zugleich die Möglichkeit vorhanden, daß sie sich, wiewohl jeder selbstständig, doch alle wieder als Glieder eines Staates betrachten und vereinigen konnten. Zunächst war hierauf eine oberstrichterliche Reichsbehörde nothwendig, vor welcher jeder Gekränkte sein Recht finden mochte. Als solche wurde das Reichskammergericht bestellt. Dieses bestand, vom Hof unabhängig, aus einem Kammerrichter und sechzehn theils adeligen, theils rechtskundigen Richtern, welche der Kaiser mit Zuziehung der Reichsstände wählte, und welche durch Beiträge der Reichsstände besoldet werden sollten; Maximilian gestand dem Reichskammergericht die wichtige Befugniß zu, die Reichsacht zu verhängen. Für die ausübende Gewalt wurde (1495) auch ein beständiges Reichsregiment in Vorschlag gebracht; doch es kam damals noch nicht zur Ausführung. Hingegen sollte sich der Reichstag alljährlich in einem Monat versammeln, um die Vollziehung der Kammergerichtsurtheile und der Erkenntnisse von Austragsgerichten (welche den Fürsten nach altem Rechte blieben), so wie die Kraft des Landfriedens zu überwachen. — Diese wichtigen Einrichtungen wurden dadurch vervollständigt, daß das Reichsgebiet (mit Ausnahme von Böhmen, Mähren, Schlesien, der Lausitz und Preußen) in Landfriedens-Kreise, zuerst (1500) in sechs, später (1512) in zehn, getheilt wurde (den schwäbischen, baierischen, fränkischen, oberrheinischen, westphälischen, niedersächsischen, österreichischen, burgundischen, niederrheinischen und obersächsischen); jeder Kreis hatte einen Kreisobersten und Räthe, welche die öffentliche Ruhe und Sicherheit, so wie die Vollziehung der Reichsbeschlüsse bewahren sollten. Dadurch war nun endlich ein festes Band der Einigung um die einzelnen deutschen Länder geschlungen, und auch die öffentliche Sittlichkeit und Sicherheit konnten nun von Staatswegen besser beaufsichtigt werden. Aber auch in Bezug auf die Geldbedürfnisse des Reiches mußte eine bestimmte Norm getroffen werden, schon wegen der Kriege gegen Reichsfeinde, dann auch wegen Besoldung des Kammergerichts; deshalb wurde eine „Satzung wegen des gemeinen Pfennigs" erlassen, d. i. ein allgemeines Reichsbesteuerungssystem. Durch diese Reichsverfassung, welche auf dem Reichstag zu Köln 1512 ihre Vollendung erhielt, waren nun die bei Erlassung der goldnen Bulle gesetzlich selbstständig, aber sich leider auch wechselseits fremd gewordenen deutschen Länder wieder gesetzlich und sittlich vereinigt, ohne daß die einzelnen deutschen Länder ihre Selbstständigkeit verloren. Damals wurde auch das Postwesen eingerichtet und dadurch die lebhaftere Verbindung des Verkehrs begründet.

In jenen Tagen (1495) erhob der Kaiser die gesammten württembergischen Lande zu einem Herzogthum; Graf Eberhard im Bart wurde erster Herzog von Würtemberg, — der reichste Fürst seiner Zeit, nicht durch eitel Gold, sondern weil er sagen durfte: „Ich kann in jedes Unterthans

Schooß sicher schlafen." Goldne Worte, ihr deutschen Fürsten! O vergeßt sie nie! Gerechtigkeit ist's und Treue, wodurch ihr euch so sicher bettet!

22.

O unglückselige Stunde, da das Fremde
In diese stillbeglückten Thäler kam,
Der Sitten fromme Unschuld zu zerstören.

Schiller.

Die Schweizer waren durch ihr Kriegsglück in allen Landen gefürchtet, aber auch übermüthig geworden und vergaßen die alte Einfalt, Tugend und Einigkeit. So hatten sie sich über die Theilung der burgundischen Beute und über die Aufnahme Solothurns und Freiburgs in die Eidgenossenschaft heftig entzweit. Diesen Zwiespalt schlichtete (1481) ein frommer Einsiedler, Nikolaus von der Flüe. Aber das wachsende Verderben ließ sich nicht mehr aufhalten. Das junge, rüstige Volk lief schaarenweise aus dem Lande, um fremden Herrn für Sold zu dienen; man nannte dies „Reislaufen". Nun waren nicht bloß die Schweizerwaffen, sondern auch leider die Schweizertreue feil, und mit dem fremden Geld kam das Verderbniß in die Alpen. Städte und Landgemeinden waren voll Eifersucht auf einander, und unnatürlich strebten die Freien nach Herrschaft über Landsleute.

Als nun der Kaiser Maximilian von den Eidgenossen verlangte, daß sie, als Glieder des deutschen Reiches, den „gemeinen Pfennig" geben, sich dem Kammergericht unterwerfen und ihr Bündniß mit Frankreich aufgeben sollten, wollten sie's nicht thun (1496). Bald darnach (1498) hatten die Graubündner Streit mit ihren Nachbarn in Tyrol und traten in die Eidgenossenschaft. Da rüstete der Kaiser mit dem schwäbischen Bunde gegen die Schweizer, und aller Adel erhob sich stolz, um sie endlich zu demüthigen. Aber die Schweizer schlugen ihre Feinde (1499) bei Fraſtenz, auf der Malser Haide in Tyrol, und bei Dorneck. Es war ein kurzer Krieg, aber mehr als 20,000 Menschen kamen drin um. Da schloß der Kaiser am 22. September 1499 zu Basel mit ihnen Frieden und sprach sie frei von der Verbindlichkeit zu Reichssteuern und vom Kammergericht. So trennte sich die Eidgenossenschaft der dreizehn Orte, mit vielen schutzverwandten Orten, vom Reichsverband. Damit endigte das funfzehnte Jahrhundert.

23.

Das Heiligste schützen wir mit dem Schwert!
Körner.

Das neue Jahrhundert begann mit einer glorreichen Volksthat der Dithmarschen. — Kaiser Friedrich III. hatte den König Christian von Dänemark 1474 mit dem Dithmarschen-Lande belehnt, und Christians Sohn Johann brach im Februar 1500 in dasselbe ein mit einem Heer von zwanzigtausend Mann und einem gefürchteten Haufen von sechstausend fremden Söldnern, welche die „schwarze Garde" hießen; ihr Anführer war der Junker Schlenz, ein gewaltiger Mann von hohem Wuchs, der hatte sich vermessen: „wenn das Land nicht im Himmel läge, so wollt' er's bezwingen;" und so dachten auch Alle für gewiß, die Dithmarschen würden erschrocken zur Stelle um Gnade flehen. Die aber waren getrost, hielten einen Bußtag, beichteten und nahmen das Abendmal, und die Weiber sprachen zu den Männern: „Wohlauf! Gut und Blut für die Freiheit!" und so wagten sie's gottesmuthig gegen die Gewaltigen, so trotzig diese waren; denn die Ritter hatten sich wie zum Tanz geschmückt, und brachten schon die Siegel mit für die Handschriften, damit sie das Land verkaufen wollten; also kamen die Feinde, an 30,000 Mann stark, gegen die Dithmarschen. Ein theurer Held, Wolf Isenbrand, warf in der Eil' eine Schanze auf, dreihundert Männer vertheidigten sie; — eine wehrhafte Jungfrau aus Hogenworden trug den Freien Kreuz und Banner voran in die Schlacht; die hatte für ihr Vaterland ewige Keuschheit gelobt. Als nun die Feinde stolz heranzogen und das Feldgeschrei riefen: „Wehr' dich, Bauer, die Garde kommt!" und die Schanze stürmten, da hielten die dreihundert Dithmarschen gegen die vielen Tausende aus, brachen hervor, stachen in den Feind, warfen zu Boden, den riesigen Junker Schlenz zuvorderst, den einer aus Nienkerken mit der Hellebarde schlug, und riefen jauchzend: „Wehr' dich, Garde, der Bauer kommt!" Die Schleusen sind auf, die Wasserfluthen schießen auf die Feinde herein, sie sinken und ertrinken, wo einer den Dithmarschen zu entrinnen versucht. Gar viele Grafen und Herrn und in die Tausende des gemeinen Volks wurden erschlagen, nur mit genauer Noth entrann der Dänenkönig. So haben die Dithmarschen mit Gottes Hilfe Freiheit und Vaterland gerettet; es war im Februar 1500. Dann haben sie, Gott zum Dank für seinen Schutz, bei Hemmingstädt ein Kloster gebaut, und hat die wehrhafte Jungfrau, die ihnen Kreuz und Banner vorangetragen, darin zuerst den Schleier genommen.

Dithmarschen-Schlacht bei Hemmingstädt.

24.

Jedwedes Unheil, welches die Welt betraf,
Floß aus der Brust ehrsüchtiger Könige,
Die unbefriedigt durch das Erbtheil
Ihres Geschlechts in die Fremde schweiften.

Platen.

Indessen verfolgte Frankreich seine Vergrößerungspläne und machte Italien zum Schauplatz seiner Unternehmungen. Kaiser Maximilian setzte sich

dawider und wurde dadurch in viele Kriege und in ein Gewebe von diplomatischen Verhandlungen verwickelt, in welchen die Gewaltigen der Erde sich nicht schämten, heute Treue zu schwören, morgen den Eid zu brechen, und um Länderbesitz Einer den Andern zu verrathen. Da die deutschen Reichsstände dem Kaiser zu solchen auswärtigen Kriegen, welche das Interesse der Nation nichts angingen, keine Hülfe bewilligten, so konnte er, bei aller seiner Thätigkeit, in Italien nichts ausrichten. Der Verlauf der Begebenheiten war (in Kürze) folgender.

Aufgefordert von dem Herzog von Mailand, Ludovico Moro, hatte der kriegerische König Karl VIII. von Frankreich 1495 Neapel erobert. Aus Besorgniß vor Frankreichs Uebermacht schlossen nun der König Ferdinand von Spanien, der Papst, der Kaiser, die Republik Venedig und selbst der Herzog von Mailand ein Bündniß, um die Franzosen aus Italien zu vertreiben, und Karl VIII. verließ schnell dies Land. Kaum aber war jene Besorgniß zerstreut, so ließen die Verbündeten den Kaiser im Stich. Karls VIII. Nachfolger, Ludwig XII., eroberte (1499) unter dem Vorwand alter Ansprüche Mailand, nahm durch Verrätherei eines Schweizers den Herzog (1500) gefangen und wollte nun auch Neapel besitzen. Zu diesem Zweck unterhandelte er mit dem König von Spanien, eroberte das Reich Neapel (1501) und theilte es mit diesem. Doch unrecht Gut thut nicht gut. Bald entstanden Streitigkeiten zwischen Frankreich und Spanien. Da hielt der König von Spanien den von Frankreich durch trügerische Friedensunterhandlungen zu Blois (1504) so lange hin, bis der spanische Feldherr die Franzosen aus Neapel vertrieben hatte; Ludwig XII. mußte es 1505 an Spanien überlassen. In dem Frieden zu Blois belehnte der Kaiser den König Ludwig XII. mit dem Herzogthum Mailand; dafür sollte Ludwigs XII. Tochter des Kaisers Enkel, Karl, heirathen und ihm Mailand als Mitgift bringen. Aber Ludwig XII. verlobte seine Tochter mit dem Herzog Franz von Angouleme und wollte zu Mailand auch noch die Herrschaft über Genua gewinnen, deshalb zog er 1507 gegen Genua aus. Da erschrak der Papst Julius II. und berief den Kaiser nach Welschland. Dieser wollte auch Mailand wieder besetzen, weil Ludwig XII. sein Wort gebrochen. Aber siehe da, die mächtigen Venezianer hatten ihm alle Pässe verlegt. Damals nahm Maximilian (mit Bewilligung des Papstes) den Titel eines „erwählten römischen Kaisers" an. Die Venezianer aber schlugen ihn und eroberten Görz, Triest und Fiume. Durch dies Glück reizten sie die Eifersucht der übrigen Mächte, und Julius II. brachte (1508) ein Bündniß mit Frankreich, Spanien und dem Kaiser gegen sie zu Stande, welches die „Liga von Cambrai" hieß und die Demüthigung Venedigs zum Zwecke hatte. Die Verbündeten theilten schon im Voraus das Gebiet der Republik unter sich und griffen sie an; bei Agnadello erlitten die Venezianer (1509) eine furchtbare Niederlage durch die Franzosen. Da wandte sich das bedrängte

Venedig mit lockenden Anerbietungen zuerst an den Kaiser, um ihn von dem Bündniß zu trennen; und, als dies vergeblich war, an den Papst. Dieser schloß schnell mit Venedig Frieden und verband sich mit den Schweizern zur Entfernung der Franzosen und Deutschen aus Italien. Dadurch näherten sich jetzt natürlich Frankreich und der Kaiser wieder und bedrohten den Papst. Dieser aber schloß 1511 mit Venedig und Spanien die sogenannte „heilige Liga" gegen Frankreich und bewog auch den Kaiser zum Waffenstillstand mit Venedig. Auch die Schweizer traten zur Liga und eroberten dem Sohn des Herzogs Ludovico Moro Mailand wieder. Nun verbündete sich Venedig (1513) mit Frankreich; — gegen Frankreich aber traten der Papst, der Kaiser, Spanien und England zusammen. Ludwig XII. wurde 1513 bei Novara besiegt, zugleich fiel der König von England in Frankreich ein; der Kaiser schlug die Franzosen bei Guinegate und wollte das französische Burgund für seinen Enkel Karl, den Sohn Philipps, erobern, nahm deshalb Schweizer in Sold und legte ein Heer vor die Stadt Dijon. Aber die Schweizer ließen sich durch französisches Gold bestechen und der Kaiser schloß 1514 mit Ludwig XII. einen Stillstand. Im nächsten Jahre starb Ludwig XII. Gegen seinen Nachfolger, König Franz I., verbanden sich Kaiser und Papst, Spanien, Mailand und die Schweizer. Aber Franz I. drang mit einem zahlreichen Heer nach Italien, besiegte 1515 bei Marignano zum erstenmal die gefürchteten Schweizer und gewann Mailand. Der Kaiser führte zur Wiedereroberung dieses Herzogthums ein zahlreiches Heer nach Italien, aber die Schweizer in seinem Heere wollten nicht gegen die im französischen Heere kämpfen. So wurde des Kaisers Plan zunichte; bald darnach schloß Franz I. mit den Schweizern einen ewigen Frieden. Da mußte sich auch der Kaiser zum Frieden entschließen und trat (1517) Mailand an Franz I. ab, Verona an die Republik Venedig.

25.

Der doppelhäupt'ge Adler Oestreichs blickt
Im stolzen Flug hernieder auf zwei Welten.

Um so besser waren dem Kaiser seine Pläne zur Vergrößerung der österreichischen Hausmacht geglückt.

Tyrol hatte er 1496 nach des Erzherzogs Sigismund Tode mit seinen Erblanden vereinigt. Durch die Vermählung seines Sohnes Philipp mit Johanna, der Tochter des Königs Ferdinand von Spanien, erhielt sein Enkel Karl 1517 die Nachfolge in den spanischen Reichen nebst dem Besitz aller dazu gehörigen neuentdeckten Länder in Amerika. — Seine zwei andern Enkel, Ferdinand und Maria, vermählte der Kaiser 1515 mit Anna

und Ludwig, den Kindern des Königs Wladislav von Böhmen und Ungarn; dadurch erhielt das Haus Oesterreich auch die Anwartschaft auf diese beiden Königreiche. —

Auch bei dem baierischen Erbfolgekrieg gewann der Kaiser manches für Oesterreich. Dieser Krieg war nach dem Tode des Herzogs Georg von Baiern (des letzten von der Landshuter Linie) 1503 zwischen dem Herzog Albrecht von der Münchner Linie und zwischen Georgs Schwiegersohn, dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz, ausgebrochen, und sehr viele Fürsten hatten daran Theil genommen. Er wurde 1507 geschlichtet und die Söhne Ruprechts von der Pfalz erhielten die sogenannte „junge Pfalz" (die Landschaft Neuburg an der Donau), Albrecht von München das Uebrige. Dieser weise Fürst stiftete für Baiern die Erbfolge nach dem Recht der Erstgeburt, und verordnete die Untheilbarkeit des Landes.

So erhob sich das Haus Oesterreich zu einer erstaunlichen Macht, allen fremden Staaten zum Neid und Schrecken, siegreich über alle Gegenbestrebungen derselben; immer kühner faßte es die Weltherrschaft als Ziel ins Auge; immer stolzer schritt es diesem großartigen Ziele zu. Aber in Deutschland stemmten sich die Reichsstände solchem Trachten mit unerschütterlicher Standhaftigkeit entgegen. Da die Hoheit und Macht der deutschen Fürsten längst eine gesetzliche geworden, so war das Trachten des Hauses Oesterreich nach der Alleinherrschaft unhaltbar; die verbundenen deutschen Fürsten, als Vertreter der ganzen Nation, ersetzten die abgestorbene Idee des alten Kaiserthums viel heilsamer, und ihr kräftiger Widerstand gegen Oesterreichs Alleinherrschaft rettete die neue allseitige Nationalentwicklung vor Verflachung und Erstarrung.

26.

Der Freiheit Morgen steigt herauf,
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf!

Uhland.

Schon seit einiger Zeit hatten die untersten Klassen des Volkes an ihrem schweren Joch gerüttelt. Das angeborne Menschenrecht, verhöhnt und in den Staub getreten, schrie um Rache. Durch die oft wiederholten Verbote, daß die Städte keine Ausbürger mehr aufnehmen durften, hatten die armen Bauern jede Hoffnung auf Erleichterung ihres schrecklichen Looses verloren; es blieb ihnen nichts mehr übrig, als sich durch eigene Kraft zu helfen. „Wenn es denen in der Schweiz gelungen ist, warum sollen wir uns nicht auch erlösen können?" dachten sie; „hilf dir selbst, so wird dir

Gott helfen." Schon 1460 waren die Bauern gegen den Abt von Kempten aufgestanden, 1471 die im Würzburgischen, 1492 ihrer 10,000 in den Niederlanden (die hießen die „Käsebröter", waren aber vom Adel besiegt worden), 1502 die im Erzbisthum Speier; diese hatten einen Bundschuh zum Wahrzeichen und zur Losung die Frage: „Höret, was ist das für ein Wesen?" nebst der Antwort: „Wir können vor den Pfaffen und dem Adel nicht genesen!" Sind aber auch unterdrückt worden. 1513 erhoben sich die Bauern im Breisgau, wollten bloß Kaiser und Papst zu Herrn, sonst Niemand, und alles Unbillige abgethan wissen, besonders die fremden Gerichte; aber auch sie wurden unterdrückt. In Würtemberg hatte damals der junge Herzog Ulrich die Herrschaft; der lebte in Saus und Braus, gab Feste, Turniere und Jagden und ließ seine Diener und Räthe über Gut und Blut der Unterthanen nach Willkür schalten und walten. Das arme Volk litt dabei unsäglich durch Sporteln und Taxen, Beamtenwillkür und fürstliche Jagdhunde. Da kamen viele rechtschaffene Leute 1514 im Remsthal zusammen und nannten sich, weil sie keinen Rath wider solches Wesen wußten, die Gesellschaft „des armen Konrad" (d. i. kein Rath). Als endlich die böse Regierung sogar Maß und Gewicht verringerte, ward es dem gemeinen Mann zu arg, und die vom „armen Konrad" kamen in großen Haufen herbei und verlangten Abschaffung des neuen Wesens. Der Herzog, von seinen Räthen verleitet, wollte sie mit Härte unterdrücken. Da zogen jene allüberall die Sturmglocken und wurden Meister des Landes. Nun kam in Stuttgart ein Landtag zu Stande, und die Landstände sprachen nach ihrem heilsamen Recht: „Nun darf der Herzog ohne unser Wissen und Wollen nichts mehr thun." Aber der gemeine Mann sagte: „Ihr Städter und Edelleute sorgt für euch, doch damit ist uns noch immer nicht geholfen", und wollte sich drum den Beschlüssen nicht unterwerfen. Da überfiel der Herzog die Unzufriedenen mit großer Macht, besiegte sie und unterdrückte durch ein strenges Gericht zwar den Aufstand, aber nicht dessen Ursache, sondern lebte in Saus und Braus wie vor und eh.

Ein mehr oder minder schlechtes Regiment war leider noch in manchen andern deutschen Ländern. Doch gab es auch viele edlere Fürsten, welche die erhabene Aufgabe ihres Berufes begriffen und redlich zu erfüllen trachteten. Unter ihnen ragte besonders Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, hervor. Ueberhaupt aber war das Fürstenthum selbst, vollendet und unerschütterlich durch landständische Verfassungen und Erbfolgeordnung, der Grundstein des ganzen neueren Rechtszustandes in Deutschland geworden, und zwar zum Heil der Nation.

Indessen hatten Glaubensverderbniß, Aberglaube und geistliche Tyrannei den höchsten Gipfel erreicht. So war die heidnische und gotteslästerliche Vorstellung aufgekommen, daß es Zauberer und Hexen gebe, welche mit dem Teufel Bündnisse schließen und dadurch große Macht zum Schaden

ihrer Mitmenschen erlangen könnten. Dieser entsetzliche Wahn wurde 1484 durch eine päpstliche Bulle, in welcher der Hexenprozeß angeordnet ward, noch bekräftigt. Zwei Dominikanermönche wurden als Hexenrichter bestellt und bekamen auch die kaiserliche Erlaubniß, peinliche Untersuchungen vorzunehmen; bald wetteiferten geistliche und weltliche Richter, Hexen aufzuspüren, zu foltern und zu richten. Ein von dem Dominikaner Jakob Sprenger verfaßtes und 1489 im Druck erschienenes Buch, der „Hexenhammer" betitelt, bildete die Grundlagen für das bei den Hexenprozessen zu beobachtende Verfahren. Zugleich wurden alle religiöse Mißbräuche aufs Neue geltend gemacht, und wer sich dagegen auflehnte, wer mit kühnen Worten die geistige und geistliche Tyrannei antastete, wurde als Ketzer verfolgt, und mußte dies durch Gefängniß oder Tod büßen. In Köln am Rhein war ein päpstlicher Großinquisitor, dessen Amt es war, den Aufschwung des Geistes zu bewachen und zu unterdrücken. Ebenso suchten die Päpste den wichtigen Einfluß der Buchdruckerkunst zu beschränken, und geboten, bei Strafe des Bannes, daß kein Buch ohne vorhergegangene Durchsicht und Erlaubniß des Bischofs gedruckt werden dürfte; das ist der Ursprung der Büchercensur; die deutsche Nation hat sie also ihrer alten Erbfeindin: Rom zu verdanken; in Mainz wurde 1486 die erste Censurbehörde eingesetzt. — Endlich nahm der Ablaßhandel noch mehr als bisher überhand. Und dennoch konnte die Macht der Finsterniß durch alle Anstrengungen die neue Herrschaft des Lichtes nicht mehr unterdrücken, in welcher die Menschheit und das deutsche Volk insbesondere sich verjüngen sollte.

Diese neue Morgenröthe ging von der Wissenschaft aus. Die Zahl der deutschen Universitäten hatte im Laufe des Jahrhunderts bedeutend zugenommen; so war auf die Gründung der Hochschulen zu Prag, Wien, Heidelberg, Erfurt (1392) und Leipzig die von neuen, wie Rostock (1415), Löwen (1426), Mainz (1441), Greifswalde (1456), Basel (1459), Freiburg (1460), Trier und Ingolstadt (1472), Tübingen (1477) erfolgt. Aber leider waren sie lange genug vornämlich Pflanzschulen der päpstlichen Grundsätze geblieben, indem auf denselben vorzugsweise die Scholastik getrieben wurde, jene trostlose Schulweisheit, welche durch spitzfündige Schlüsse der Lüge den Schein der Wahrheit gab, und ebenso hatte die deutsche Nation es den Universitäten zu danken, daß das römische Recht in Deutschland immer tiefer eindrang, daß es das heimische immer mehr verdrängte. Aber nach der Eroberung Konstantinopels hatten viele geflüchtete Griechen mit ihrer Muttersprache auch die Anregung ins Abendland gebracht, die Meisterwerke der alten griechischen Dichter, Weisen und Geschichtschreiber kennen zu lernen. Die vollendete Schönheit derselben, ihre einfache und großartige Wahrheit, die heitere, reinmenschliche Weltansicht, welche aus ihnen leuchtete, begeisterten die edelsten deutschen Männer, und gleichwie der Handel und die Eroberungslust in Amerika, so fanden die hellen Geister

der Nation in den Meisterwerken der Alten eine neue Welt vor sich aufgethan. Nun betrieb man mit schönem Eifer deren Studien, welche mit Recht „Humaniora" genannt wurden (weil sie eine humane, d. i. reinmenschliche Bildung erwirkten), sowie die Männer, welche sich damit befaßten, „Humanisten". Unter ihnen ragten besonders Johann Wessel, Rudolph Agricola, Konrad Celtes, Hermann von der Busche, Erasmus von Rotterdam, Johann Reuchlin von Pforzheim hervor. Die Humanisten verbesserten anfangs bloß das entartete Sprachstudium; bald aber traten sie auch gegen die alte Scholastik auf und strebten die gesunde Vernunft wieder in ihr Recht einzusetzen. Sobald die Finsterlinge dies merkten, begannen sie einen erbitterten Kampf und verschrieen und verdammten die Humanisten als Ketzer; so wurde der treffliche Johann Reuchlin von den Finsterlingen, an deren Spitze Johann Pfefferkorn und Jakob Hoogstraaten standen, aufs Heftigste angegriffen, und selbst die Universitäten Paris, Löwen, Erfurt und Mainz nahmen Partei gegen ihn; wohl redete kühn Ulrich von Hutten für den wackeren Mann, und bald ging der Kampf für den Humanismus auf ein weiteres Gebiet über, bald wurde er ein Kampf des erwachenden nationalen Bewußtseins gegen den romanischen Despotismus. Scharf trafen die Pfeile des Spottes, welche die Vorfechter der neuen Richtung auf die Dunkelmänner abschossen; sie deckten die Blößen der Finsterlinge auf, machten sie lächerlich und trugen den glänzendsten Sieg über sie davon. Am thätigsten war dabei der edle Ritter Ulrich von Hutten, dessen ganze Seele für Deutschlands Ehre und Freiheit glühte. Er war 1488 auf dem Schlosse Steckelberg in Franken geboren, hatte in Italien Feldzüge mitgemacht, und focht in seinem Vaterland mit den Waffen des Geistes, als Dichter und Redner, kühn und hoffnungsreich für Wahrheit und Recht. 1517 lernte ihn Kaiser Maximilian in Augsburg kennen und setzte ihm einen Lorbeerkranz auf, welchen die geistreiche Tochter Peutingers, eines gelehrten und hochberühmten Rathsherrn, geflochten hatte; eine solche Krönung mit dem Lorbeer war damals die höchste Ehre für Dichter. Später hat Huttens edles Haupt eine Dornenkrone tragen müssen!

Zu gleicher Zeit griff die Volkssprache als Schriftsprache mächtig fördernd in die freiere Entwickelung des Volksgeistes ein. Nun gab's nicht bloß deutsche Geschichtsbücher im Druck zu Jedermanns Belehrung, sondern auch schon mehrere Uebersetzungen der heiligen Schrift ins Deutsche, wiewohl noch roh und ungeschlacht. Die alten Heldenlieder und Sagen kamen in ungebundener Rede als Volksbücher wieder an den Tag und neue dazu. Der gekünstelte steife Meistergesang verfiel, und statt dessen flatterten zahllose Volkslieder wie Frühlingsvöglein ringsumher, bald zart und herzinnig, bald kräftig und derb; Veit Weber aus Freiburg sang herrliche Schlachtweisen vom Schweizerkampf gegen Burgund.

Auch der Volkswitz flog damals auf, wie ein rüstiger Falke, und riß mit scharfen Krallen allen Lastern und Thorheiten die Mäntelchen vom Leibe; so schrieb Sebastian Brant ein Buch, betitelt „das Narrenschiff", worüber der berühmte Geistliche Johann Geiler von Kaisersberg sogar predigte. Die Freiheitslust des Volks machte sich im kernhaften Spott Luft. Seit der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts kamen, besonders in Nürnberg, lustige Fastnachtsspiele auf, durch welche die früheren theatralischen Vorstellungen aus der heiligen Geschichte allmälig verdrängt wurden, und der Grund gelegt ward, daß die Bühne in der Folge zu einer volksthümlichen Anstalt, zu einer Freistätte werden konnte für den Nationalgeist, wenn ihm alles andre öffentliche Leben genommen würde. Jene Fastnachtsspiele spiegelten frisch und treu, wenn auch derb und roh, des Volkes Thun und Treiben. Lauter Lebenszeichen von der gesunden Kernkraft des Volks, welche unter allem geistigen Druck doch nicht erlegen war!

Diese Kraft, so wie die Tiefe des deutschen Geistes, zeigte sich vornämlich in den zahlreichen Erfindungen, welche Deutsche im Laufe jener letzten Zeit gemacht hatten, nämlich, außer der allerwichtigsten (der Buchdruckerkunst), die des Spinnrads, der Taschenuhren, der Flintenschlösser, des Kanonengusses u. s. w., so daß die deutsche Nation mit Recht und Ehre vorzugsweise die „erfinderische" heißt. Am herrlichsten aber zeigte sich die Kraft der Nationalität in der Kunst, und zwar in jenem Zeitraum vornämlich in der Malerei und Bildhauerei. Schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hatte in Köln eine Malerschule bestanden, und im vierzehnten war dort der edle Meister Wilhelm hochberühmt; unter Karl IV. war auch in Prag eine Malerschule. Im funfzehnten Jahrhundert hatten die Brüder Hubert und Johann von Eyk in den Niederlanden die Oelmalerei erfunden und fortan wurde diese Kunst vorzüglich dort gepflegt und vor allen Meistern ragten Hans Hemling und Israel von Mecheln hervor. Aber auch in verschiedenen Städten Oberdeutschlands bildeten sich Malerschulen, die berühmteste in Nürnberg. Dort schufen gar emsig Martin Schön, Michael Wohlgemuth, Hans Burgkmair u. a. m.; aber zur höchsten Vollendung hat sie Albrecht Dürer von Nürnberg gebracht (geboren 1471, gestorben 1528). Der Kaiser ehrte ihn hoch, und gebot einst einem Edelmann, dem Meister die Leiter zu halten. Als sich der Edelmann dessen weigerte, sprach der Kaiser: „Albrecht ist mehr denn ein Edelmann. Wißt Ihr denn nicht, daß ich aus jedem Bauer einen Edelmann machen kann, aber nicht aus jedem Edelmann einen Dürer?" Dürer malte ihn noch auf seinem letzten Reichstag zu Augsburg (1518). Auch als Holzschneider und Kupferstecher erwarb Dürer hohen Ruhm. Andre berühmte Maler jener Zeit waren Meister Lukas Kranach aus Franken (geb. 1471, gest. 1553), an Kunst und Treue ein echt deutscher Mann, und der geistreiche Hans Holbein, welcher 1498

Albrecht Dürer vor Kaiser Maximilian.

in Augsburg geboren ward, später in Basel lebte und in England, reich an Ehren, 1554 starb. In der Bildhauerei haben sich besonders die Nürnberger Meister Adam Kraft, Peter Vischer (mit seinen Söhnen) und Veit Stoß hervorgethan. — In den Werken aller jener deutschen Künstler giebt sich ein ernster, tiefer und sinniger Geist kund, ein strenges Streben nach Wahrheit (oft sogar auf Kosten der Schönheit), und so offenbart sich auch darin recht der deutsche Charakter. Uebrigens dienten die Künste noch immer der Religion, aber bereits im Bewußtsein ihrer Selbstständigkeit. Sie hatten das Höchste erreicht, was ihnen nach der bisherigen Weltansicht möglich war. Jetzt, da diese einer neuen Platz machen sollte, verklärten sie gleichsam wie ein schönes Abendroth die untergegangene Zeit des Mittelalters.

Fünftes Buch.

(Vom Jahre 1517 bis zum Jahre 1648.)

1.

Licht aller Welt und Freiheit allen Landen!
Tag allen Völkern! Ordnung, Recht und Friede!
Das ist der Bibelspruch der neuen Aera.

Ludwig Bechstein.

Kaiser Maximilian, der alte ritterliche Held, dachte, nachdem er das Haus Oesterreich zu einer ungeheuren Höhe der Macht emporgebracht hatte, eifrig an die Erreichung seines anderen Zieles: die Türken aus Europa zu vertreiben. Er schloß deshalb (1517) ein Bündniß mit Frankreich und Spanien und schrieb für das Jahr 1518 einen Reichstag nach Augsburg aus; dort wollte er es auch dahin bringen, daß sein Enkel Karl, nun König von Spanien, zum römischen König gewählt würde.

Auch der Papst Leo X. betrieb jenen kriegerischen Plan gegen die Türken und forderte alle Fürsten der Christenheit dazu auf. Er liebte und pflegte die schönen Künste, und es lag ihm sehr am Herzen, die erhabene Peterskirche in Rom ausbauen zu lassen. Da jedoch seine gewöhnlichen Einkünfte für die Kosten dieses Werkes nicht ausreichten, so ließ er für alle Christen, welche dazu beisteuern würden, einen vollkommenen Ablaß verkündigen. Nun zogen Mönche in Deutschland umher und verkauften den Ablaß; der berufenste von allen war ein Dominikaner, Johann Tetzel, welcher denselben, wie ein Marktschreier seine Waare, also anpries: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seel' von Stund' an in den Himmel springt." Als er aber mit solchem Wesen gen Wittenberg in Sachsen kam, wo der Kurfürst Friedrich der Weise 1502 eine Universität gestiftet hatte, fand er an einem eben so frommen als kühnen Mann aus dem Volke heftigen Widerstand. Das war der Doctor Martin Luther (geboren am 10. November 1483), eines Bergmanns Sohn aus Eisleben, Augustinermönch und Lehrer an der Universität. Er entbrannte in heiligem Zorn über den unseligen Ablaßhandel, und schlug am 31. October 1517 fünf und

neunzig „Theses" (d. i. Sätze) gegen den Ablaß an die Thür der Schloßkirche an, welche er sich gegen Jedermann zu vertheidigen erbot. Der Haupt-

Luther in Wittenberg.

inhalt derselben war: daß nur wahre Reue, nicht aber Geld die Vergebung der Sünden bewirken könne, und daß der Papst nicht das Recht habe, Gottes Strafen für Geld zu erlassen. Da zeigte die Buchdruckerkunst zum ersten Mal ihre weltgeschichtliche Wirksamkeit; denn wie auf den Flü-

geln des Sturms verbreiteten sich jene fünf und neunzig Sätze in Druckblättern über ganz Deutschland und alle edleren Geister jauchzten dem kühnen Manne zu, welcher das ausgesprochen hatte, was Tausende still im Herzen gedacht. Vergeblich suchten ihn seine Gegner durch Schmähschriften zu widerlegen; die Kraft der Wahrheit machte sie zu Schanden. Leo X. nahm, mit Politik und Kunst beschäftigt, Luthers Angelegenheit anfänglich für nichts Höheres als einen gewöhnlichen Mönchszank. Als er endlich aufmerksam gemacht worden, berief er Luthern nach Rom. Der edle Kurfürst Friedrich der Weise aber, welcher Luthern hochschätzte und für ihn besorgt war, erwirkte, daß dieser sich bloß vor dem päpstlichen Gesandten, dem Kardinal de Vio von Gaëta, auf dem Reichstag zu Augsburg zu stellen brauchte.

Dieser Reichstag wurde 1518 eröffnet. Der Kardinal ermahnte auf demselben im Namen des Papstes die deutschen Fürsten eifrig zum Kreuzzug wider die Türken. Doch die Fürsten weigerten sich; vielmehr brachte ein Geistlicher, vom Bischof zu Lüttich abgesandt, eine Klage über die päpstlichen Gewaltschritte, und der feurige Ulrich von Hutten, welcher damals auch in Augsburg war, ließ eine Schrift „an die Fürsten deutscher Nation" ausgehn, worin stand: „Zwar ist's rühmlich, den Türken zu bekämpfen, aber jenen Türken, von dem ihr das Meiste zu befürchten habt, den sucht in Italien." Kurz: aus dem Kreuzzuge wurde nichts, und eben so wenig erreichte Maximilian die Erwählung seines Enkels Karl zum römischen König. Da schied der alte Kaiser in Todesahnung vom Reichstag und von Augsburg; er zog über Füßen und Innsbruck nach Wels in Oberösterreich und ließ sich seinen Sarg, wie einen treuen Freund, nachfahren. Schon nach drei Monaten starb er zu Wels (1519 am 12. Januar). —

Zwei Tage nach seiner Abreise von Augsburg war Luther dort angekommen. Er sollte vor dem Kardinal widerrufen; doch da ihn dieser nicht aus der heiligen Schrift zu widerlegen vermochte, so weigerte sich Luther und ging nach Hause. Noch immer war er jedoch zur Versöhnung mit dem Papste geneigt; nur verlangte er, man sollte ihn aus der Bibel widerlegen. Aber seine Feinde, besonders der Doctor Eck von Ingolstadt, trieben ihn durch ihre Heftigkeit immer weiter; und nun trat er entschieden gegen die päpstliche Gewalt auf. Da wurde (am 15. Juni 1520) der Bann auf ihn geschleudert und der Kurfürst aufgefordert, ihn gefangen zu nehmen. Aber seine Sache begeisterte die Trefflichsten des Adels, und viele tapfre Ritter boten ihm ihren Schutz an, zumal Franz von Sickingen, ein echt deutscher Mann voll Heldenmuth und Freiheitslust, Sylvester von Schaumburg, Götz von Berlichingen, Hartmuth von Kronenberg, Ulrich von Hutten. Luther wankte nicht; vielmehr ward er, durch alle Angriffe wider ihn, seiner höheren Aufgabe immer klarer bewußt, und erschütterte durch seine Schriften das ganze Gebäude der päpstlichen Macht.

Er berief sich auf ein allgemeines Concilium, und, weil man seine Bücher verbrannte, so warf er am 10. December 1520 vor dem Thore Wittenbergs die Verdammungsbulle und das päpstliche (kanonische) Recht ins Feuer. Die wehenden Flammen dieses Brandes schlugen ins ganze deutsche Volk, und es erkannte in Luther den Mann, von Gott gesandt, Gottes und des Volkes Sache zu führen.

Indessen hatten sich die Könige Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England und Karl von Spanien (Maximilians Enkel) um die Kaiserkrone beworben; der weise Kurfürst Friedrich von Sachsen, Luthers Freund, welchem sie angetragen worden, hatte sie ausgeschlagen. Endlich wurde Karl, als Fünfter dieses Namens, am 28. Juni 1520 zum deutschen Kaiser gewählt, und am 23. Oktober zu Aachen gekrönt, nachdem er feierlich hatte versprechen müssen: das Kaiserthum nicht erblich zu machen, in Deutschland zu residiren, kein fremdes Kriegsvolk ins Reich zu bringen, nichts wider die Reichsgesetze zu verordnen, des Reiches Eigenthum nicht zu verpfänden noch zu veräußern, die Reichsstände in ihren Freiheiten zu schützen, eine ständige Reichsregierung einzuführen, die Vereinigungen der Kurfürsten zu gestatten und die des Adels und der Städte zu verbieten, der Kirche ein Schirmvogt zu sein und alles abzuschaffen, was von Seiten des päpstlichen Hofes gegen dessen Konkordate mit der deutschen Nation geschehen sei. Die Gelobung dieser Bedingungen vor der Wahl hieß die Wahlkapitulation; sie wurde von nun an jedem Kaiser durch die Kurfürsten vor seiner Erhöhung auf den deutschen Thron vorgelegt, und diente also dazu, die Macht der Kurfürsten zu erhöhen, die des Kaisers aber zu beengen. Und nun konnte Karl V., der gewaltige Herr in der alten und neuen Welt, sich rühmen: daß die Sonne in seinen Reichen nicht untergehe, und sich größer dünken, als Karl der Große. Aller Augen blickten auf ihn, in jener Zeit der bangen Erwartung und drängenden Entwickelung so vieler Knospen und Keime; daß er, der deutsche Fürstensohn, die deutsche Krone erhalten, allen Bemühungen des Fremden zum Trotz, schien deutsch denkenden und fühlenden Männern die Verpflichtung für ihn zu begründen, daß er das Regiment im deutschen Geiste führen, der großen deutschen Sache, des Kampfes für Nationalunabhängigkeit, für Geistes- und Gewissensfreiheit erster Vorfechter sein müsse. Karl V. faßte seine Aufgabe anders auf, nicht vom geistigen, sondern vom politischen Standpunkte aus; er konnte und wollte das Werdende nicht fassen und fördern, nicht für die Zukunft der deutschen Nation wirken, die nur eine unter den vielen war, welche er beherrschte; er blickte auf die Vergangenheit des deutschen Kaiserthums; dessen alte Machtvollkommenheit nach dem alten Begriff der Weltherrschaft wollte er herstellen; kühn traute er seinen Kräften die Lösung dieser Aufgabe zu, konsequent harrte er aus in ihrer Durchführung, bis er, dessen Charakter einer der bedeutendsten in der neueren Geschichte, endlich von

der Ueberzeugung durchdrungen, daß er die rollende Entwickelung nicht aufzuhalten vermöge, von dem weiten Schauplatze glänzender Thaten in stille Einsamkeit zurücktrat.

Obwohl sich Luther im Bann befand, so brachte es doch der Kurfürst Friedrich der Weise dahin, daß er sich noch einmal auf dem Reichstag zu Worms, dem ersten, welchen der neue Kaiser hielt (1521), mit freiem Geleit einstellen durfte, um seine Lehre zu vertheidigen. Seine Freunde warnten ihn, treu besorgt, und erinnerten ihn an das Schicksal des edlen Huß. Aber Luther, auf Gott vertrauend und die Wahrheit mehr liebend als das Leben, gab ihnen zur Antwort: „Und wären so viel Teufel in Worms, als Ziegel auf den Dächern, ich gehe doch dahin." In seinem felsenfesten Vertrauen dichtete er auf der Reise das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott." Am 16. April 1521 kam er nach Worms und am 18. sprach er vor dem ganzen Reichstag, als er aufgefordert ward, zu widerrufen: „Ueberweiset mich aus der heiligen Schrift und ich will's thun; sonst nicht; denn ich glaube weder dem Papst noch den Concilien allein. Wider das Gewissen kann ich nichts widerrufen. Hier steh ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!" Hierauf trat er unter sicherm Geleit am 26. seine Rückreise an; aber am 8. Mai wurde er in die Reichsacht erklärt und seine Lehre verdammt. Sein Kurfürst, welcher dies erfuhr, besorgte das Schlimmste für ihn; auch für sich selbst mußte er's besorgen, wenn er ihn gegen die Mächtigen beschirme. Aber seine Fürstenehre und die Sache der Wahrheit galten Friedrich dem Weisen von Sachsen mehr, deshalb ließ er Luthern, da er in Thüringen des Weges zog, unter einem Buchenbaum durch treue Männer, welche vermummt waren, aufgreifen und auf die Wartburg bringen. Dort lebte nun Luther, unter dem Namen: „Junker Georg", durch des Fürsten treue Fürsorge vor den Nachstellungen seiner Feinde geborgen, zehn Monate lang. In dieser Freistätte, welche er sein Patmos nannte, begann er, die heilige Schrift aus dem ungefälschten Urtext ins Deutsche zu übersetzen (die früheren Uebersetzungen waren nach einem von Rom aus verstümmelten lateinischen Text, der „Vulgata"). Luther that's mit hoher Kraft und Meisterschaft, zur Ehre der edlen deutschen Sprache, deren ganze Gediegenheit und Kernhaftigkeit durch dies Werk kund und zur Norm für kommende Zeiten ward, zum Nutzen des deutsches Volkes, welches nun nicht mehr wie ein blinder Bettler vor den Pforten des Tempels zu warten brauchte, sondern, das fromme Haupt kühn erhoben, jetzt hinein trat, wie ein willkommener Gast und Sohn zum Tische des ewigen Vaters. Durch das geöffnete Verständniß der Urquelle des Christenthums gab Luther dem deutschen Volk die Fähigkeit, mit freier Urtheilskraft über ihn, über sein Werk und über Rom zu richten.

Zur selben Zeit faßte Luthers treuer Freund, Philipp Melanchthon (geboren in Bretten 1497), Lehrer an der Universität Wittenberg, ein grund-

Luther auf der Wartburg.

gelehrter, frommer und sanfter Mann, die Hauptsätze des evangelischen Glaubens, aus der heiligen Schrift gezogen, in einem Buche zusammen, welches unter dem Titel: „loci communes“ 1521 in Druck ausging, als Vorläufer der Luther'schen Bibelübersetzung. Durch dies Buch Melanchthons wurde das Verständniß der Reformation wesentlich gefördert.

Diese war mittlerweile immer mehr Sache der ganzen deutschen Nation geworden, hauptsächlich durch die unermüdlichen Bemühungen des Ritters Ulrich von Hutten. Dieser für Vaterland und Freiheit begeisterte Mann stürzte sich, sein ganzes Leben freudig einsetzend, jede Blüthe des

Daseins der Idee opfernd, als Vorfechter in den Kampf gegen die Feinde der Nationalität und der Freiheit, offne und heimliche, geistliche und weltliche. Er wußte wohl, was er wagte; er sah es klar vor sich, daß ihm die römische Hierarchie und alle ihre zahlreichen Anhänger, die „Römlinge", niemals vergeben würden; seine fromme Mutter weinte ahnungsvoll um ihn; aber er konnte nicht anders und rief: „Der Würfel ist gefallen; ich hab's gewagt." Und nun sandte er Schriften ans Volk, wie sie nie wieder so kühn, so scharf, so eindringend und hinreißend geschrieben worden. Mit allen Waffen des Ernstes und des Witzes, der Geschichte und der bündigen Schlußkraft enthüllte er die Mißbräuche und Anmaßungen, das furchtbare Sittenverderbniß des römischen Hofes, und schilderte die Politik desselben, wie sie immerdar feindselig gegen die deutsche Nation gewesen. Er rief das Vaterland auf, sich loszureißen von der schmählichen Abhängigkeit, er geißelte schonungslos alle Winkelzüge, alle Laster und Thorheiten der Römlinge; er wollte das römische Recht aus Deutschland entfernt wissen; er wollte Deutschland durch die Freiheit groß und herrlich machen helfen, durch Unabhängigkeit von Rom ebensogut wie durch Beschränkung der allzuweit um sich greifenden Fürstengewalt; und — wie bereits gesagt — auch er hoffte dabei auf den Kaiser; doch überzeugte er sich bald, daß er sich getäuscht.

Gleichzeitig brach sich aber die Reformation auch auf andern Wegen Bahn. Mitten in der deutschen Geistlichkeit, selbst in den Mönchsorden, regten sich das Bedürfniß einer tieferen Religiosität statt der bloßen todten Formen, der Drang nach Wahrheit, und die ewigen Forderungen der menschlichen Natur. Daher warfen viele Mönche ihre Kutten ab und traten aus der öden Stille ihrer Klöster ins bewegte Volksleben hinein, um zu schaffen und zu wirken. Sie schafften die Privatmessen ab, so wie die Ohrenbeichte, dies furchtbare Werkzeug der Priesterherrschaft über die Gewissen. Sie spendeten das Abendmal als freies göttliches Gnadenmittel. Sie zertrümmerten das Joch des Cölibats, diese von der römischen Hierarchie aufgeworfene Satzung, welche den hohen Begriffen des deutschen Volkes von der Würde der Frauen und von der Heiligkeit der Ehe widersprach und die Quelle eines schändlichen Sittenverderbnisses geworden war. In allen Klassen des deutschen Volkes, in allen Theilen des deutschen Vaterlandes rang sich der gesunde Menschenverstand nach vielhundertjährigem Druck empor, und das deutsche Gemüth drängte sich in seiner ganzen Innigkeit zu Gott hinan, mit welchem es bis dahin nur durch Vermittlung der Priester hatte reden können, deren Gnade es dazu durch tausend Opfer hatte erkaufen müssen.

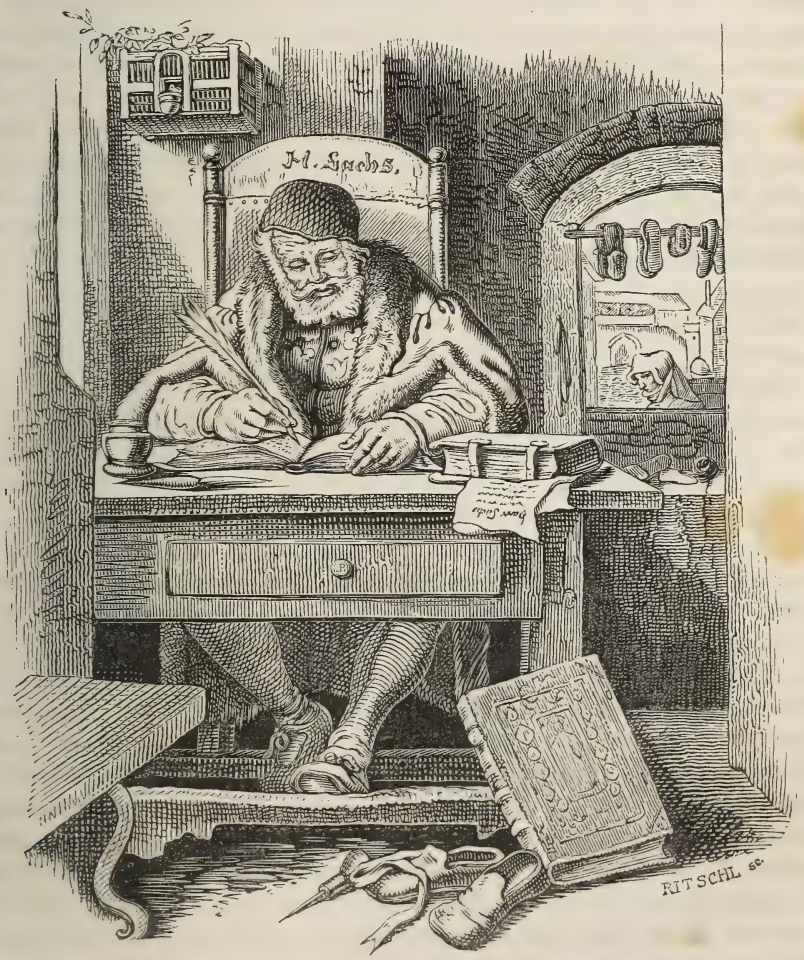
In solchen Bewegungen, wodurch der Nationalgeist mit allen seinen Hoffnungen und Wünschen zum kühnen Bewußtsein erwacht, sucht auch jeder Einzelne für die eigene Thatkraft einen immer größeren Spielraum zu

gewinnen; dann reißen alle Ideen, welche die ganze Zeit stürmisch bewegen, in dem Gemüthe des Einzelnen, welches sie seiner eigensten und ursprünglichen Richtung unterordnen will, auch alle Leidenschaften hervor; dann wird die Begeisterung oft zur Schwärmerei, und im kühnen Streben nach inniger Vereinigung mit dem Göttlichen verliert die Seele das richtige Maß für irdische Dinge; die zur Ueberzeugung gewordene Meinung des Einzelnen will sich als allgemein gültige behaupten, und, indem sie sich so gleichsam ins Ungeheure ausdehnt, verdrängt und zerstört sie jede andre neben sich. Dies war auch damals der Fall. So standen zu Wittenberg Männer auf, welche, vom Strome der großen geistigen Bewegung fortgerissen, durch Luthers Werk noch nicht befriedigt waren, und, indem sie einem dunklen Drang ihres Inneren nachhingen, demselben vorerst durch gänzlichen Umsturz aller Reste von alten Formen Luft zu machen suchten. An der Spitze dieser Eiferer stand Andreas Bodenstein aus Karlstadt. Weil ihnen die fast abgöttische Verehrung der Heiligen ein Gräuel schien, erbrachen sie Gotteshäuser und zerstörten die darin befindlichen Bilder und Statuen der Heiligen als eitel Götzenbilder. Gleichzeitig waren in Zwickau mehrere Schwärmer (unter ihnen besonders ein Tuchmacher, Nikolaus Storch), welche sich nicht unbedingt an die Bibel halten wollten, sondern behaupteten, daß die echte Belehrung nur durch den Geist komme. Sie selbst wähnten, göttliche Eingebungen zu haben, und verwarfen die Taufe unmündiger Kinder, aus dem Grunde, „weil ein Sakrament ohne Glauben keinen Sinn habe." Da sie aus Zwickau vertrieben wurden, so kamen ihrer Viele gen Wittenberg und machten dort mit Karlstadt gemeinsame Sache. Die tumultuarische Bewegung richtete sich nun auch gegen andere als bloß geistliche Institute und bedrohte sogar die bürgerliche Ordnung.

Als Luther auf der Wartburg davon vernahm, hielt er es in dieser seiner Freistätte nicht länger aus, sondern eilte, dem päpstlichen Bann und der kaiserlichen Acht trotzend, gen Wittenberg, um den Sturm zu beschwichtigen. Acht Tage hintereinander predigte er dort (im März 1522) zu dem Volke und bannte siegreich den bösen Geist der Verwirrung. So stand er fest und groß inmitten aller Stürme auf dem unerschütterlichen Felsen des Evangeliums, auf welchem die neue christliche Kirche als Leuchtthurm für alle Geschlechter der Menschen ragen sollte. Diese Beharrlichkeit, womit Luther für das religiöse Element der Reformation, rein von allen irdischen Nebenabsichten, die göttliche Offenbarung als Richtschnur und Gewährleistung verfocht, gewann ihm für seine Person immer mehre wahrhaft fromme Gemüther zu Anhängern und sicherte seinem Werke Dauer. Zwar wurde die Reformation in manchen Orten aufs allerheftigste angefochten und durch mehrere Machthaber untersagt; man hoffte sie noch immer völlig auszurotten und verfolgte ihre Verkündiger. Aber gerade durch diese Verfolgung und durch den Heldenmuth, mit welchem ihre Prediger und Bekenner für

sie litten und starben, mußte sie in der Achtung des deutschen Volkes nur um so höher steigen.

Ein wichtiges Mittel, wodurch sie immer tiefer in den deutschen Volksgeist eindrang, war die Einführung des deutschen Kirchenliedes durch Luther im Jahre 1523. Das griff nun durch die vereinigte Macht der Dichtkunst und des Gesanges unmittelbar in das Gemüth ein, während früher bei dem römisch-katholischen Gottesdienst so Vieles nur auf die Erregung der Sinne berechnet gewesen war. Der Einfluß, welchen das evangelische Kirchenlied zunächst auf die Veredlung der volksthümlichen Dichtung,



Hanns Sachs.

dadurch auf jene der Volkssprache, und durch beide auf den Nationalgeist überhaupt ausübte, war erstaunlich. Die volksthümliche Dichtung nahm nun Partei an dem großen geistigen Kampf und schritt, wie eine von jenen gewaltigen deutschen Heldenjungfrauen aus der alten Zeit, kühn in den ersten Reihen mit voran. Damals lebte in der edlen Stadt Nürnberg ein gar wackerer ehrsamer Mann, Hanns Sachs mit Namen (geboren 1498), seines Handwerks ein Schuster, von Gott gesegnet mit der herrlichen Gabe des Gesangs. Das war ein rechter deutscher Volksdichter, wie er sein soll, schlicht und recht, derb und bieder, fromm und frei. Der hat im Jahre 1523 ein gar schönes Gedicht geschrieben von „der wittenbergischen Nachtigall", wie diese nach langer Finsterniß fröhlich den neuen Tag verkündigt. Dieser brave Meister, Hanns Sachs, hat noch lange gelebt und zahllose Gedichte gemacht zu Nutzen und Frommen des Volks, geistliche und weltliche, ernste und lustige, Erzählungen und Lehren, Schwänke und Fastnachtsspiele. Er ist erst im Jahre 1576, im hohen Alter und hochgeehrt, gestorben. Auch viele andre tüchtige Volksdichter sind durch die Reformation erweckt worden, z. B. Burkhard Waldis, welcher kostbare Fabeln geschrieben hat. Im Kampf für die höchsten Angelegenheiten der Nation wuchs die Kühnheit der Sprache und des Geistes, und mit ihr die Kraft.

2.

„Wiewohl mein fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hätt gfangen an,
Gott woll sie trösten, es muß gahn,
Und sollt es brechen auch vor'm End,
Wills Gott, so mags nit werden g'wendt,
Drum will ich brauchen Füß' und Händ'.
Ich hab's gewagt."

Ulrich von Hutten.

Mittlerweile war, auf beharrliches Andringen der Reichsstände und nicht ohne Widerspruch des Kaisers, ein Reichsregiment niedergesetzt worden, als eine nationale und ständische Reichsregierung. Es hatte seinen Sitz zu Nürnberg und konnte eine größere, selbstständige Thätigkeit entwickeln, weil Kaiser Karl V. aus Deutschland abwesend war. Gleichwohl besaß es zu wenig Kraft, verstieß einerseits allzusehr gegen die hohen Ansprüche des Adels und ließ endlich andrerseits die gerechten Forderungen der untersten Stände, zumal des Bauernstandes, so völlig unbeachtet, daß es nicht im Stande war, eine dauernde gesetzliche Ruhe im Vaterlande herzustellen.

Der deutsche Adel hatte schon lange im Stillen nur mit Schmerz und

Grimm die neue Reichsordnung und die zunehmende Fürstenmacht ertragen, und mancher trotzige Ritter wollte sich das uralte Fürstenrecht nicht nehmen lassen. So that Götz von Berlichingen „mit der eisernen Hand", ein Mann voll Standesstolz und Streitlust, aber auch voll alter Biederkeit, welcher sich mit seiner eisernen Faust selbst Recht zu schaffen suchte, wenn er gekränkt war, trotz Kaiser und Reich.

Als aber alle deutschen Herzen durch die Reformation zu einem höheren Streben entzündet worden waren, erhielt der Freiheitsdrang des deutschen Adels eine edlere Weihe. Besonders von dem Augenblick an, als der pfälzische Ritter Franz von Sickingen an die Spitze trat, ein vielerfahrner Mann, klar in seinem Bewußtsein, groß in seinen Entwürfen, und so mächtig durch den Ruf seines Muthes, daß sein bloßer Name in schwierigen Händeln eben so oft den Ausschlag gab als seine Kriegskunst. Er war 1481 geboren, hatte unter Kaiser Maximilian in Welschland gefochten, und viele Fehden gehabt mit den Städten Worms und Frankfurt, mit dem Herzog Anton III. von Lothringen und dem jungen Landgrafen von Hessen, Philipp dem Großmüthigen. War irgendwo ein Gekränkter, welcher bei Kaiser und Reich nicht zu seinem Recht kommen konnte, so wandte er sich an Franz von Sickingen und dieser schaffte es ihm mit dem Schwert. Seine Macht und sein Ansehn in Deutschland waren so groß, daß der König von Frankreich, als er nach der Kaiserwürde strebte, um seinen Beistand buhlte und ihm durch eine eigne Gesandtschaft dreißigtausend Kronen und eine lebenslängliche Rente von achttausend ferneren anbot. Sickingen wies das Anerbieten ab, entschied sich lieber für den Kaiser Karl V. und schoß diesem zweitausend Dukaten vor. Als ihn aber Karl V. (1519) in den Reichsgrafenstand erheben wollte, verschmähte er's, in edlem Stolz auf seinen persönlichen Werth, und begnügte sich mit der Würde eines obersten Hauptmanns, Rathes und Kämmerers. Zum französischen Feldzug gab Sickingen dem Kaiser zweitausend Reiter und vierzehntausend Mann zu Fuß, außerdem ein Darlehen von zwanzigtausend Goldgulden. Wohl wurden die Fürsten über diese ungeheure Macht eines einzelnen Mannes besorgt und eifersüchtig; in der guten Meinung des Volks und Adels hingegen wuchs Sickingen noch höher, seit er sich der Reformation annahm, und weit und breit wurde er in Liedern und fliegenden Blättern als Retter des Vaterlandes von Tyrannei gepriesen. Er öffnete seine festen Burgen den Predigern der evangelischen Lehre und führte auf denselben den neuen evangelischen Gottesdienst ein. In einem seiner Schlösser, der Ebernburg an der Nahe, gab er seinem edlen Freunde, Ulrich von Hutten, eine Freistätte, als dieser, von der Rache der Römlinge verfolgt, nirgends mehr sicher war. Darum nannte Ulrich von Hutten Sickingens Burgen die „Herbergen der Gerechtigkeit". Auf der Ebernburg war auch eine eigne Druckwerkstätte, worin mehrere Schriften Huttens gedruckt wurden.

Franz von Sickingen hatte, wie Hutten und andere Vaterlandsfreunde, lange seine Hoffnungen auf den Kaiser Karl V. gesetzt, daß dieser sich an die Spitze der geistigen Bewegung stellen und zu Gunsten der Selbstständigkeit und Herrlichkeit Deutschlands sich von dem Papstthum völlig lostrennen würde. Dies gläubige Vertrauen Sickingens erwies sich jedoch leider nur als schöner Traum. Von der furchtbaren Höhe seiner stolzen Entwürfe herab betrachtete Karl V. die Interessen der Völker nur wie Fäden eines Gewebes, zur Willkür in seine Hand gegeben, und die einzelnen Menschen nur wie Werkzeuge, gut genug, um sie zu gebrauchen, zu wechseln und wegzuwerfen. So ging es auch dem edlen Franz von Sickingen. Als er sein Vertrauen auf den Kaiser enttäuscht sah, faßte er, im hohen Bewußtsein seines Strebens und seiner Macht, den Plan, den ganzen Adel deutscher Nation zu bewaffnen, um die Fürstenmacht zu brechen, das Reichsregiment aufzulösen, welches diese vertrat, die Interessen der Ritterschaft zu wahren und mit dem Adel, wie durch den Adel, aber nicht ohne die Mitwirkung der Städte, der Reformation allgemein den Sieg zu verschaffen. Zu diesem Zwecke wirkte Hutten durch feurige Schriften, welche das Mißtrauen der Städte gegen den Adel austilgen sollten, und berief Sickingen 1522 den Adel aus den Ritterkantonen Schwaben, Franken und vom Rhein gen Landau. Da kamen die trefflichsten Ritter zusammen, unter Andern die von Dalberg, Flersheim, Türkheim, Rüdesheim, Lorch, Schwarzenberg, auch Sickingens Freund der kühne Ritter Hartmuth von Kronenberg, ein begeisterter Vorfechter der Reformation und Todfeind der Römlinge; und alle schwuren aufs Evangelium für drei Jahre einen Bund und erwählten einmüthig Franz von Sickingen zum Hauptmann. Alsobald befestigte dieser seine Schlösser Nannstuhl (bei Landstuhl) und Ebernburg, und rüstete ein stattliches Heer. Anfangs unter dem Vorwand: es zöge gegen Frankreich. Bald aber ward offenkundig, daß es dem Sturz der Priesterherrschaft in Deutschland gelte, und zwar zunächst dem Kurfürsten und Erzbischof von Trier, Richard von Greiffenklau, welcher an der Spitze aller Gegner der Reformation stand; durch dessen Ueberwältigung wollte Franz von Sickingen, wie er sich ausdrückte, „dem Evangelium eine Oeffnung brechen."

Sickingen ergriff einen geringfügigen Vorwand zur Kriegserklärung gegen den Erzbischof, musterte bei Straßburg sein Heer und führte es in zwei Abtheilungen rasch zur That. Bald fiel Bliskastell in Sickingens Gewalt; dann erstürmte er St. Wendel und nahm mehre Edle gefangen, zu welchen er die bedeutungsvollen Worte sagte, welche auf noch kühnere Absichten Sickingens hinsichtlich einer durchgreifenderen Umwälzung hinwiesen: „Pferde und Harnische, so ihr verloren, mag euch euer Kurfürst wohl bezahlen, wenn er's bleibt. Werd' aber ich selbst Kurfürst, wie ich wohl kann und will, oder noch mehr, so mag ich euch wohl ergetzen." Die Nachrichten von seiner Rüstung und seinem Glück im Feld verbreiteten in Trier anfangs

großen Schrecken; doch Kurfürst Richard handelte unerschrocken als Feldherr und Fürst. Er rief das Reichsregiment in Nürnberg auf, begeisterte die Bewohner Triers durch priesterliche Kraft, daß sie für den Glauben ihrer Väter freudig zu den Waffen griffen, und setzte seine Hauptstadt, als Bollwerk des Katholicismus, in trefflichen Vertheidigungsstand. Franz von Sickingen zog indessen, unbekümmert um die Abmahnungen des Reichsregiments, am 8. September 1522 ins Triersche Gebiet, vor die Stadt selbst, forderte sie zur Uebergabe auf, und begann, als ihm der Kurfürst eine trotzige Antwort gab, sie heftig zu beschießen. Da stürzte wohl mancher ehrwürdige Rest von herrlichen Bauwerken aus der Römerzeit; heiß tobte der Kampf um das riesige „schwarze Thor", dessen Quadern noch heute dem Jahrtausend trotzen. Vergeblich ließ Sickingen die Belagerungsmaschinen auf einen Berg vor der Stadt bringen, wo das Volk glaubte, daß Triers Stifter, der fabelhafte Heidenkönig Trebetha, begraben sei, und wo noch heutzutage ein Römerhügel den Namen: „Franzens Kniepchen" trägt. Schon waren zwanzig Tonnen Pulvers verschossen, und Sickingen harrte ungeduldig auf funfzehnhundert Kriegsleute aus Braunschweig, welche ihm der Ritter Nikolaus Minkwitz zuführen sollte. Sie kamen nicht, denn der Landgraf von Hessen verweigerte ihnen den Durchzug durch sein Land, und rüstete, nebst dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, gegen Sickingen. Als dieser nun den Heldenmuth der Trierer erkannt und jene üblen Nachrichten erhalten hatte, hob er am 14. September die Belagerung auf und beschloß, im nächsten Jahre den Krieg aufs Neue zu beginnen.

Aber Sickingens Glückstern neigte sich bereits zum Untergang. Die Kurfürsten von Trier und der Pfalz und der Landgraf von Hessen schlossen ein Bündniß, um ihn zu verderben. Des Reiches Acht und Aberacht ward auf ihn geschleudert; mehrere seiner Freunde, die mit ihm zu Landau geschworen hatten, fielen jetzt, aus Besorgniß für ihr eigenes Schicksal, von ihm ab; der treue Hartmuth von Kronenberg verlor durch der Fürsten Uebermacht sein Schloß und all sein Gut. Doch Sickingen verzagte an dem Gelingen seines großen Planes noch nicht, sondern betrieb ihn vielmehr um so eifriger, da er von den Rüstungen der Fürsten gegen ihn erfuhr. Zugleich aber erwog er, treu besorgt, das Loos seiner Freunde, welche er auf seinen Schlössern beherbergte, und bat sie, dieselben zu verlassen, damit sie, wenn ihm ein Aeußerstes widerführe, nicht sein Unglück zu theilen hätten. Da griff denn auch, kranken Leibes, der Kühnste von allen, der edle Ulrich von Hutten, wieder zum Wanderstabe und zog aus der Ebernburg, seiner letzten Freistätte, fort, nicht wissend, wo er jetzt sein Haupt niederlegen solle. Franz von Sickingen aber kam zu Schweinfurt mit der erbitterten fränkischen Ritterschaft zusammen, und baute auf ihre Unterstützung, so wie auf die des oberrheinischen und böhmischen Adels und der ganzen evangelischen Partei. Deshalb warf er sich in seine Feste Nannstuhl, um sich in derselben so lange

zu vertheidigen, bis jene Hilfe herankäme. Aber im Frühling des Jahres 1523 zogen die drei verbündeten Fürsten von Kur-Trier, Kur-Pfalz und Hessen mit großer Heeresmacht wider ihn aus und belagerten ihn in Nannstuhl. Heldenhaft vertheidigte sich Sickingen, welcher an der Gicht litt, aber ungebeugten Geistes war. Furchtbar beschossen die Fürsten seine festen Mauern. Ein Thurm, welcher vierundzwanzig Schuh in der Dicke gebaut war, stürzte zusammen; der Ritter eilte hinaus, um sich selbst davon zu überzeugen, denn er hielt's für unmöglich; da schlug die Kugel einer Nothschlange neben ihm

Franz von Sickingen.

auf einen Balken, daß die Splitter und Steine ihm in die Seite fuhren. So schwer verwundet, wurde er in ein gehauenes Gewölbe getragen. Noch immer hoffte er auf Hilfe; als aber diese nicht kam, übergab er endlich den Fürsten die Burg und sich selbst auf ritterliche Haft. Da zogen die drei Fürsten in die Burg ein, kamen an sein Krankenlager und fanden ihn sterbend. Freundlich zog er vor dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen die Mütze vom Haupt und antwortete mit edler Würde in gebrochnen Worten auf ihre Fragen, nur dem Erzbischof von Trier gönnte er trotzig keinen Gruß. Mannhaft verschied er (am 7. Mai 1523) und erschüttert standen seine Feinde um die Leiche des Helden, falteten die Hände und beteten andächtig für seine Seele. Seine anderen festen Schlösser, die Ebernburg, der Drachenfels u. a. m., und seine Güter fielen in der Fürsten Gewalt, wurden jedoch später seinen Nachkommen zurückgegeben. Solchen Ausgang nahm der großartige Plan dieses ritterlichen „Rächers deutscher Freiheit". In einem Harnischkasten ward er zu Grab getragen! Als Luther Sickingens Tod vernahm, rief er: „Der Herr ist gerecht, aber wunderbar! er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwerte helfen!" Du deutsches Volk aber gedenke des Ritters Franz immerdar; denn nicht der bloße Erfolg der Thaten begründet den ewigen Werth des Mannes, sondern die Reinheit des Willens, welche den Enkeln als ein Saatkorn neuer Thaten bleibt.

Als nun Sickingen gefallen war, brach der mächtige „schwäbische Bund" den Widerstand der fränkischen Ritterschaft. Auch der verfolgte Ulrich von Hutten hatte jetzt keinen Schutz und Schirm mehr. Er war in die Schweiz gezogen und hatte bis zu Ende Januars 1523 in Basel gewohnt; aber die erbitterte Geistlichkeit, welche ihm nirgends Ruhe gönnte, reizte den Rath der Stadt gegen ihn, und so mußte er abermals weiter ziehn, nach Mühlhausen, von dort nach Zürich, auch da wurde er verfolgt. Selbst alte Freunde stießen jetzt aus kleinlicher Furcht den Unglücklichen von sich. Da brach ihm denn auf der Insel Ufnau im Züricher See das Herz, welches für die Sache der Wahrheit alle irdischen Schätze und Ehren verschmäht hatte (im August 1523); Niemand weiß das Grab, in welchem seine irdische Hülle ruht. Kaum so viel Geld, um seine Schulden zu bezahlen, sein Schwert und eine Schreibfeder (den Feinden so furchtbar, seinem Vaterland so ritterlich treu wie sein Schwert) waren sein ganzer Nachlaß. Aber, wenn Hutten auch unterlag, — sein Wahlspruch: „Ich hab's gewagt!" war fürs deutsche Volk nicht verloren, — und sei's auch nie!

Bald darnach wurde das Reichsregiment durch die Eifersucht des Kaisers und der Städte, besonders aber der Kaufleute, welche die größte Geldmacht in der Hand hatten (wie das Geschlecht der Fugger in Augsburg), gestürzt. Eine tiefe Spaltung war in die Nation gekommen, deren Einfluß sich bald auch auf die religiöse Angelegenheit derselben erstreckte. 1524 vereinigten sich mehrere katholische Fürsten, unter dem Vortritt Oesterreichs und

Baierns, zu Regensburg, zur Aufrechterhaltung des römischen Katholicismus, und suchten nun, nach einem geordneten Plan die Reformation zu unterdrücken. Aber da gingen vielen andern Fürsten die Augen auf; dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Herzog Ernst von Lüneburg, dem König Friedrich I. von Dänemark, welcher auch Schleswig und Holstein besaß, dem Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, Albrecht von Brandenburg. So bereitete sich im Stillen ein großer Kampf der Fürsten gegen und für die Reformation in zwei Parteien vor.

In dieser Zeit ist ein Bauernkrieg in deutschen Landen ausgebrochen, dessen Geschichte jedes deutsche Herz mit tiefer Betrübniß erfüllen muß und allen Machthabern zur ernsten Warnung dienen sollte, wohin die Rechtlosigkeit und die Unterdrückung des Volkes führen, welche entsetzliche Folgen die moralische und geistige Verwahrlosung desselben nach sich zieht, und wie verderblich der Wahn ist, daß man dann am sichersten herrschen könne, wenn man Menschen zu Halbthieren herabzuwürdigen sucht. Denn der Freiheitstrieb läßt sich doch nie ganz ersticken!

Der Zustand der deutschen Bauern hatte sich seit der neuen Reichsverfassung nicht verbessert, vielmehr in Folge derselben noch verschlimmert, wenn es anders auf Erden noch einen schlimmeren Zustand geben kann, als den der Rechtlosigkeit! Die vielen aufgekommenen Steuern, welche die Reichsstände bezahlen sollten, und der erhöhte Kostenaufwand, welchen die Reichstage verursachten, hatten die Folge, daß die geistlichen und weltlichen Herrschaften nun ihre Grundunterthanen noch schwerer belasteten als bisher, und sie bis aufs Blut beschatzten. Ueberdies sahen die Bauern noch tagtäglich mit offnen Augen zu, wie ihre Herrschaften, besonders die geistlichen, so recht im Uebermuth, ja ihnen gleichsam zum Hohn, das Geld verpraßten, welches sie im Schweiß des Angesichts, unter Thränen und Flüchen denselben erwerben mußten. Der Bauern Klagen hörte kein Regiment, kein Kammergericht; sie standen außer dem Gesetz, außer dem Volk, sie waren Sklaven. Die Herrschaften aber hatten sich jene Bauernaufstände seit der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts nicht zur Warnung sein lassen. Als nun durch die Reformation allenthalben die Lehre von der „evangelischen Freiheit" ausgebreitet wurde, glaubten die armen ungebildeten Bauern, welche die geistige Bedeutung derselben nicht zu fassen vermochten, einen Stern des Trostes in ihrer Hoffnungslosigkeit aufgehn zu sehen. Was geistige Freiheit! Sie brauchten zunächst eine leibliche, und glaubten diese, nach welcher sie sich inbrünstig sehnten, jetzt durch die Religion geheiligt. In diesem Glauben wurden sie allerdings durch einzelne Prediger noch bestärkt, aber noch mehr durch manche Schwärmer und Betrüger, welche den Samen des Unkrauts unter das gesunde Korn der Reformation ausstreuten. Einer der gefährlichsten war ein Geistlicher, Namens Thomas Münzer, welcher sich für einen Propheten ausgab, sowohl den Papst als Luthern

schmähte und dem Volke ein neues Reich verkündigte, in welchem alle Menschen gleiche Rechte und vollständige Gütergemeinschaft haben sollten. Wegen dieser Lehren wurde er überall vertrieben; aber besonders die letztere Verheißung war für das ungebildete und gedrückte niedere Volk so verführerisch, daß Thomas Münzer, wohin er kam, großen Anhang fand.

Am Neujahrstage 1525 standen die Bauern des Abts von Kempten auf und verwüsteten das Stift. Diese That war gleichsam das Losungszeichen für alle übrigen Bauern in Süddeutschland, ihr Joch zu zertrümmern, und da der Grund ihrer Erbitterung überall einer und derselbe war, so darf man sich nicht verwundern, daß fast zu gleicher Zeit die ganze deutsche Bauerschaft in Aufruhr und Waffen stand. Schnell wuchsen die anfangs kleinen Rotten der Bauern zu furchtbaren Heeren heran, welche nun die verhöhnten Menschenrechte von ihren Zwingherrn trotzig zurückforderten.

In Schwaben suchte Herzog Ulrich von Würtemberg den Bauernaufstand zu seinem eignen Vortheil zu benutzen. Ulrich war nämlich wegen seiner vielen Gewaltthätigkeiten in die Reichsacht verfallen und hatte 1519 durch den mächtigen schwäbischen Bund und durch den Herzog Wilhelm von Baiern sein Land verloren; das Haus Oesterreich aber hatte Würtemberg (1520) vom schwäbischen Bunde um dessen Kriegskosten an sich gekauft. Der geächtete Herzog Ulrich schweifte nun in vieler Herren Ländern umher, lernte in Hessen die Reformation kennen und trachtete auf alle Weise wieder in den Besitz Würtembergs zu kommen. Deshalb warb er ein Heer von Schweizern und wollte sich auch der schwäbischen Bauern bedienen, denn die österreichische Herrschaft war im Lande verhaßt, weil sie die Reformation verfolgte. Darauf baute nun Ulrich seinen Plan. Aber die Schweizer Söldner verließen treulos ihn und die Sache der Bauern; der schwäbische Bund aber hatte ein großes Heer gerüstet, welches Georg Truchseß von Waldenburg anführte, ein gewaltiger Kriegsheld, doch roh, grausam und ein Verächter der Menschenwürde. Vor diesem mußte der Herzog weichen. Der Truchseß schlug auch im Anfang mehrere Heere der Bauern. Als er aber bei Weingarten von denselben eingeschlossen wurde, machte er mit ihnen einen Vertrag, kraft dessen sie sich zerstreuen und ihre Beschwerden eingeben sollten.

Da verlangten die Bauern ein Schiedsgericht, zusammengesetzt aus dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich (Kaiser Karls V. Bruder), dem Kurfürsten von Sachsen, Luther, Melanchthon und mehren Predigern, und faßten ihre Beschwerden in zwölf Artikeln ab, welche also lauteten: „Zum Ersten sollen unsere Gemeinden das Recht haben, sich selbst ihre Pfarrer zu wählen, und diese sollen Gottes Wort lauter nach dem Evangelium verkündigen. Sodann sollen wir nichts mehr bezahlen, als die Kornzehnten, wovon der Pfarrer leben muß; was aber davon übrig, das soll den Armen zu gut kommen. Zum Dritten soll die Leibeigenschaft abgeschafft

werden, weil Christus uns Alle ohne Unterschied durch sein kostbares Blut erlöset hat. Zum Vierten und Fünften sollen Vogel- und Fischfang für den Bauersmann frei sein, und auch die Jagd, damit uns das Wild der Herrn das Unsrige nicht mehr beschädigt und abweidet, wozu wir bisher stillgeschwiegen, und auch die Waldungen sollen wieder der Gemeinde sein. Ferner zum Sechsten und Siebenten soll man uns nicht zu härteren Frohndiensten zwingen, als wie unsre Aeltern gedient haben, und aller Dienst soll durch aufgerichteten Vertrag zwischen Herrschaft und Unterthanen bestimmt und drüber keine ungerechte Willkür sein. Dann soll auch (zum Achten) der Zins auf Lehngütern nach besserer Billigkeit geschätzt werden, auf daß wir nicht Grund und Boden ganz umsonst bauen. Zum Neunten soll man die guten alten Gesetze halten, und fürder nicht neue nach Willkür machen. Zum Zehnten soll jeder, so durch Unrecht Aecker und Wiesen an sich gebracht hat, die vor Zeiten den Gemeinden gehört haben, sie diesen zurückgeben. Zum Elften soll der Brauch aufhören, welcher der „Todfall" heißt, daß die Erben ihre Erbschaft durch einen Theil derselben von der Herrschaft ablösen müssen (z. B. das beste Stück Vieh, das sogenannte „Besthaupt"), wodurch Wittwen und Waisen schändlich beraubt werden. Und endlich zum Zwölften wollen wir, wenn einer von diesen Artikeln wider Gottes Wort wäre und daraus widerlegt werden kann, denselben abschaffen." Dies waren die billigen Absichten der deutschen Bauern, und die zwölf Artikel flogen allenthalben umher, aber fanden kein Gehör.

Um so erbitterter schrien die Betrogenen um Rache und wollten sich die Anerkennung der Artikel ertrotzen. Wohin sie kamen, steckten sie Klöster und Adelsschlösser in Brand, plünderten Kisten und Keller und erschlugen ohne Schonung Priester und Mönche, Adel und Herrn. Die deutschen Länder von Lothringen bis gen Steiermark, von der Schweizergrenze bis gen Samland in Preußen hinauf glichen einem großen Schlachtfeld voll Leichen und Schutthaufen. Am gewaltigsten waren die Bauern vom Odenwald (die führte ein Schenkwirth Namens Georg Metzler) nebst denen vom Neckarthal, an deren Spitze Jäcklein Rohrbach stand; beide zusammen bildeten den „hellen Haufen". Jäcklein Rohrbach eroberte am 16. April 1525 Weinsberg, nahm den Grafen von Helfenstein nebst siebzig Rittern gefangen, und ließ sie wider die vorgehaltenen Spieße der Bauern treiben, daß sie von zahllosen Stichen durchbohrt umkamen; ein Pfeifer spielte lustig dazu auf. Fast zur selben Zeit verführte Thomas Münzer die Bürgerschaft der Stadt Mühlhausen; er brachte es dahin, daß der alte Rath abgesetzt und ein neuer bestellt wurde. Dann zog er sengend und brennend ins offne Land hinaus, und ganz Thüringen, Mansfeld und Eichsfeld standen in Flammen des Aufruhrs. Als Luther die Gräuelthat bei Weinsberg erfuhr, schrieb er, von Zorn hingerissen: „Schlagt die Bauern todt, wie tolle Hunde, wo ihr sie findet, öffentlich und geheim!" Doch wo hätten die

Bauern Menschlichkeit lernen sollen? Weder bei ihren alten Herrn, welche sie wie Thiere behandelt hatten, noch bei den feindlichen Heeren, welche ihnen jetzt gegenüber standen; „Gleiches mit Gleichem!" war ihr Wahlspruch; ihre Grausamkeit war die Wuth des zu Tode gehetzten Hirsches, der seine rasenden Verfolger mit den Geweihen faßt. — Außer der Mäßigung mangelten ihnen aber auch Gemeinsinn und Einsicht, — die waren in der langen Knechtschaft erstickt; es mangelte ihnen Mannszucht, — denn, da sie das Joch einmal abgeworfen hatten, war Jedem auch der nothwendige Gehorsam

Götz von Berlichingen.

unerträglich; es fehlten ihnen endlich Kriegskunst und kluge Führer. Sie fühlten das Letztere und zwangen deshalb mehrere kriegserfahrne Ritter, ihre Hauptleute zu werden. So nöthigten die „vom hellen Haufen" auch den in Fehden vielerfahrnen Götz von Berlichingen „mit der eisernen Hand", ihr Führer zu werden. Er that's, wiewohl unwillig, weil er als ein Edelmann die gemeinen Bauern verachtete, und schwur ihnen nur auf vier Wochen zu; aber so lange hielt er auch getreu bei ihnen aus, gab ihnen manchen guten Rath und suchte manche üble That zu verhüten. Auch viele Städte traten auf die Seite der Bauern und vermehrten die allgemeine Gährung.

Der „helle Haufen" zog unter Metzler und Götz gen Franken und vereinigte sich mit dem dortigen Bauernheer, an dessen Spitze der Ritter Florian Geyer stand. Beide belagerten das feste Schloß zu Würzburg; der Bischof floh; die Bauern aber verwarfen rachedürstend die Kapitulation der Besatzung des Schlosses. Nun beschlossen die Bauern in ihrem großen Rath: zu Heilbronn eine gemeinschaftliche Kanzlei (Regierung) für alle Haufen einzurichten und eine durchgreifende Reformation der ganzen Reichsverfassung zu bewerkstelligen. Den Entwurf des Plans dazu machten zwei ihrer Hauptleute: Friedrich Weigant von Miltenberg und Wendelin Hipler (welcher früher hohenlohischer Kanzler gewesen war), ein hochsinniger Mann. Der Hauptgrundsatz in diesem Entwurf war die Befreiung der Bauern von den drückenden Gerechtsamen geistlicher und weltlicher Herrschaften. Das Mittel dazu sollte eine Verwandlung sämmtlicher geistlicher Güter in weltliche (Säkularisation) sein, um daraus die weltlichen Herrschaften für die Aufhebung ihrer Rechte zu entschädigen. Es sollte keine Zölle, noch Geleite mehr geben, und bloß der Kaiser, als alleiniger Herr, alle zehn Jahre eine Steuer erhalten. Sodann sollte die ganze Gerichtsverfassung volksthümlich werden, und zwar also: Im Reiche sollten vier und sechzig Freigerichte (mit Richtern aus allen Ständen), sechzehn Landgerichte, vier Hofgerichte und ein Kammergericht bestehn, das letztere mit zwei Mitgliedern aus dem Fürstenstande, zwei aus dem Grafen- und Herrnstande, zwei aus der Ritterschaft, drei aus den freien Reichsstädten, drei aus den Fürstenstädten und vier aus allen Landgemeinden. Die Doktoren des fremden (römischen) Rechtes sollten von allen Gerichten ausgeschlossen sein, und endlich Gleichheit der Münze, des Maaßes und Gewichtes eingeführt werden.

Dieser Plan kam jedoch nicht zur Ausführung, weil sich der Aufstand mittlerweile immer weiter ausbreitete und weil zu gleicher Zeit einzelne Anführer das Volk eifrig zur größten Zügellosigkeit aufreizten; besonders der wilde Thomas Münzer, welcher in biblischen Redensarten zur Vertilgung aller Fürsten und Obrigkeiten aufrief.

Aber schon schwebte das Schwert des Gerichtes über den Bauern. Am

12. Mai 1525 schlug der Truchseß von Waldburg die würtembergischen Bauern bei Böblingen; da blieben ihrer 8000 todt auf dem Platze. Dann zog er nach Weinsberg, steckte es in Brand und ließ die Gefangenen hinrichten. Der Pfeifer, welcher bei der Ermordung jener siebenzig Ritter aufgespielt hatte, wurde mit einer langen Kette an einen Pfahl gebunden und langsam zu Tode gebraten; der Truchseß selber trug in teuflischer Rachsucht Holz dazu herbei. Schon hatten auch der Landgraf Philipp von Hessen, die Herzöge Georg von Sachsen und Georg von Braunschweig, und der Graf von Mansfeld in Hessen rasch die Ruhe hergestellt und zogen nun gegen Thomas Münzer, welcher mit 8000 Bauern schlachtfertig auf einem Berge bei Frankenhausen stand. Da wurden 5000 Bauern erschlagen (15. Mai), davon der Berg noch heutzutage der „Schlachtberg" heißt. Münzer selbst entfloh, wurde aber ergriffen, gefoltert und hingerichtet. Am 18. Mai erschlug der Herzog Anton von Lothringen 6000 Bauern bei Lupfstein, verbrannte dies Dorf mit allen Bewohnern, und ließ am andern Tage vor Zabern zweitausend Bauern, welche sich auf sein fürstliches Wort gegen freien Abzug ergeben hatten, niedermetzeln. Der Kurfürst Ludwig von der Pfalz erstickte den Bauernaufstand im Speierschen Gebiet, dann, in Verbindung mit dem Truchseß, den im Odenwald, und zog hierauf mit den Fürsten gen Franken. Götz und die Edelleute verließen die Bauern, Würzburg wurde am 7. Juni entsetzt, Franken zur Ruhe gebracht. Nun wandten sich die Sieger gegen Aschaffenburg und von dort an den Mittel- und Oberrhein. Bei Pfeddersheim erlag eine große Heeresmacht der Bauern am 23. Juni, in offner Feldschlacht und durch die Treulosigkeit der Fürsten, welche die Wehrlosen, die sich ergeben hatten, hinmorden ließen. Hierauf wurde auch am Oberrhein die Ruhe mit gewaffneter Hand hergestellt, eben so in Tyrol, Salzburg und Steiermark.

Aber die Rache der beleidigten Herrn war noch lange nicht gesättigt; zahllose Bauern, welche dem Tod in den Schlachten entronnen waren, wurden jetzt als Sühnopfer durch Henkershand geschlachtet, und manche Fürsten, zumal geistliche, befleckten sich selbst die Hände mit dem Blut ihrer verirrten Unterthanen. Nur wenige edlere Fürsten, worunter der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, erwogen, tief erschüttert, den Grund jener fürchterlichen Bewegung und suchten die Lasten des Bauernstandes zu erleichtern; die meisten Herrschaften hingegen bedrückten denselben jetzt in seiner Erschöpfung nur noch schwerer und raubten ihm die letzten Reste alter Freiheiten und Gerechtsame.

3.

Begeist'rung ist die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt und reift in allen Sphären.

Zedlitz.

Inzwischen führte Kaiser Karl V. in Italien einen Krieg gegen Franz I., König von Frankreich, wobei das Glück jenen stolzen und mächtigen Herrscher, der in zwei Welten gebot, auf alle Weise unterstützte. So trat ein berühmter Feldherr, der Connetable von Bourbon, (ein französischer Prinz von Geblüt, welchen Franz I. schwer gekränkt hatte,) unter die Fahnen des Kaisers, und im Jahre 1525 gewannen diesem die deutschen Landsknechte bei Pavia den Sieg über das französische Heer, wobei sein Gegner, König Franz I. selbst, gefangen genommen wurde. Nun traten alle Fürsten, welche es bisher mit dem Kaiser gehalten hatten, in großer Sorge über so ungeheures Glück und vor seiner Uebermacht, gegen ihn zusammen. Da gab der Kaiser 1526 zu Madrid seinen Feind aus der Haft frei; doch mußte ihm Franz I. geloben, alle seine Ansprüche auf Italien aufzugeben und Frieden zu halten. Kaum war jedoch Franz I. frei, so brach er sein Wort; ja, der Papst Klemens VII. entband ihn sogar feierlich von der Pflicht der Treue! Nun begann der Krieg abermals. Des Kaisers Kriegsvolk in Italien aber war voll Zorns auf den Papst und murrte, weil es keinen Sold bekam. Da führten es der tapfre Connetable von Bourbon und der Feldhauptmann der Landsknechte, Georg von Frundsberg, (1527) gen Rom, wo der Papst war, um sich dort Sold und Rache zu holen. Das kaiserliche Kriegsvolk stürmte die Stadt; da ward der Connetable erschossen; die Soldaten aber, nur noch wüthender, eroberten Rom, plünderten es und nahmen den Papst gefangen. Endlich schlossen (1529) Karl V. und Franz I. zu Cambray Frieden. Da mußte der Letztere seine Ansprüche an Mailand und Neapel aufgeben; der Kaiser aber war seines Glückes so froh, als müsse es ewig währen, und zog gen Italien. Dort verehrte er den Papst als Oberhaupt der Christenheit und wurde von ihm 1530 zu Bologna als König von Italien und Kaiser gekrönt.

Zur selben Zeit hatte das Haus Habsburg einen andern großen Kampf gen Osten hin zu bestehen, welcher das ganze deutsche Vaterland bedrohte, nämlich mit den Türken. König Ludwig II. von Ungarn war 1526 in einer Schlacht gegen diese bei Mohacz gefallen, und nun sollte, kraft des Erbvertrags, der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, des Kaisers Bruder und weiland König Ludwigs Schwager, die Kronen Böhmens und Ungarns erhalten. Aber in Ungarn wirkte ihm der ehrgeizige Johann Zapolya, Woywode von Siebenbürgen, mit Macht entgegen und ließ sich

zum König ausrufen. Zwar mußte er 1527 vor Ferdinand weichen und dieser behauptete die Krone siegreich. Doch nun begab sich Zapolya in den Schutz des türkischen Sultan Suleiman. Das war ein hochgewaltiger Held, so voll stolzer Entwürfe, wie Kaiser Karl V., und wollte das ganze Abendland erobern. Mit einem Heer von dreimalhunderttausend Mann drang der Sultan 1529 in Ungarn ein, erstürmte Ofen, bestellte dort den Zapolya zum König, jedoch abhängig von den Türken, und zog nun am 27. September 1529 gegen Wien heran. Diese Stadt hatte nur schwache Mauern und wenig gutes Geschütz, die Besatzung war 21,000 Mann stark, aber jeder Mann ein Held, und an der Spitze Aller stand der Graf Nikolaus von Salm, ein Greis an Jahren, aber frisch, gewaltig von Gestalt und Kraft, muthig wie der jüngste Mann und kampferprobt. Da war Wien das Bollwerk des ganzen deutschen Vaterlands, des Christenthums und der abendländischen Gesittung gegen morgenländische Tyrannei und Barbarei. Wüthend vor Kampf- und Beuteluſt stürmten die Türken, grimmig trieb sie der stolze Sultan gegen die Mauern und Wälle, in die Laufgräben; wohl flogen viele Minen auf, wohl klafften die Breschen. Aber begeistert vertheidigten die christlichen Helden die theure Stadt; alle Uhren standen dort still, keine Glocke tönte; nur das Schlachtgeschrei scholl, nur die Geschütze donnerten wie Ehrensalven für jene Männer, die freudig fürs Vaterland starben. Und der Sultan erkannte endlich, daß all' seine Kriegsmacht zu Schanden werde von Vaterlandsliebe und Begeisterung. Da hob er am 14. Oktober die Belagerung Wiens auf. — Freiheit! Nun verkündigten die Uhren wieder die Zeit, nun klangen wieder alle Glocken, und Jubelmusik scholl von den Thürmen des befreiten Wiens herab. Der Sultan aber zog grimmig mit Mord und Brand durchs offne Land nach Ungarn zurück und behauptete dies Land als türkische Provinz. Der alte Held Nikolaus Salm war eine Stunde vor der Befreiung im letzten Türkensturm auf den Tod verwundet worden und starb am 4. Mai des folgenden Jahres, glorreichen Andenkens für alle Deutschen zu allen Zeiten.

Mittlerweile hatte sich in Deutschland die Reformation immer mehr befestigt und ausgebreitet und zwar in demselben Grade, je entschiedener der kühne Luther jede Rücksicht auf römisch-kirchliche Satzungen, welche er früher noch beobachtet hatte, von sich warf und je bestimmter er die neuen Formen einer selbstständigen evangelischen Kirche ausbildete. Schon im Jahre 1524 hatte er seine Augustinermönchskutte abgelegt; im Jahre 1525 trat er sodann in den Stand der heiligen Ehe mit einer edlen Jungfrau, Katharina von Bora, welche früher Nonne gewesen war; das that er allen Priestern zum Beispiel, auf daß sie sich lossagten von dem Cölibat, dieser widernatürlichen päpstlichen Satzung, und auf daß sie ihren Gemeinden zu Mustern häuslicher Zucht und Sittlichkeit würden. Um das sittliche Leben der Geistlichkeit zu veredeln, hielt er auch eine große Kirchenvisitation in

Sachsen. Er hatte die Ohrenbeichte aufgehoben, den Gebrauch des Abendmals unter beiderlei Gestalt für die Laien eingeführt, die Messe abgeschafft, den Glauben an die Fürbitte der Heiligen verworfen und demgemäß auch die Anbetung ihrer Bilder verboten. Dagegen führte er die Volkssprache beim Gottesdienst ein, die deutsche Predigt, das deutsche Kirchenlied. Und ebenmäßig damit suchte er auch den Volksunterricht wieder in Schwung zu bringen, welcher bis dahin so arg versäumt worden war. Anstatt des Wahnes, daß der Laie der Gnade des Priesters zur Vermittlung mit Gott bedürfe, stellte Luther den Glauben auf, daß in dem Verdienst Jesu Christi allein alles Heil des Menschen begründet sei. In allen neuen Einrichtungen zeigte sich der Grundsatz: daß der Glaube die Bildung nicht aufhalten solle, sondern fördern, und daß die Vernunft, welche von Gott kommt, diesem ihrem Ursprung auch wieder in freier Forschung zustreben müsse. Das war ungemein wichtig für die sittliche Veredlung des Volkes. — Unterdessen griff jedoch die Reformation auch bald ins politische Leben der deutschen Nation ein. Sowohl der Adel als der Bauernstand hatten die Lehre „von der evangelischen Freiheit" lebhaft aufgefaßt, jeder auf seine eigne Art, — alle beide praktisch, — aber beide waren unterdrückt worden. Nun stellte Luther sein Werk, damit es selbst nicht auch mit unterdrückt würde, unter den Schutz der Fürsten. Diese aber erweiterten dabei ihre landesherrlichen Hoheitsrechte, zuvörderst dadurch, daß sie die geistlichen Güter einzogen, sodann auch dadurch, daß die geistliche Obergewalt des Papstes in den evangelischen Ländern nicht mehr anerkannt wurde, und folglich auch die geistliche Gewalt der von ihm eingesetzten Kirchenvorsteher, der Bischöfe und Prälaten, nicht mehr; da leiteten nun dort die weltlichen deutschen Fürsten die oberste Aufsicht über alle kirchlichen Angelegenheiten. So kam damals eine neue Einheit zwischen Kirche und Staat zu Stande, und zwar in dem Verhältniß, daß die geistliche Gewalt unter der des Staates stand. Dies wirkte wieder auf die größere Verbreitung der evangelischen Lehre heilsam zurück, weil nun immer mehre einsichtsvolle und thatkräftige Fürsten öffentlich dieselbe bekannten. So war die evangelische Lehre schon bis nach Samland in Preußen hinaufgedrungen, und der dortige Bischof Georg von Polenz nahm sie an. Bald folgte ihm ein andrer geistlicher Fürst, der Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, Albrecht von Brandenburg. Dieser lag in Fehde mit Polen und da ihn das Reich dabei nicht unterstützte, so vertrug er sich endlich mit Polen, erkannte dessen Oberherrlichkeit über Preußen an und erhielt nun letzteres als erbliches Herzogthum für sich und seine Brüder zu Lehn (1525). Er übergab jedoch dem deutschen Orden alle päpstlichen und kaiserlichen Privilegien, welche derselbe besaß, und nun verließen jene Mitglieder desselben, welche die neue Lehre nicht annehmen wollten, das Land Preußen, zogen nach Mergentheim und wählten dort Walthern von Kronberg zum Hochmeister; so bestand der einst

so mächtige Orden nun auf einem andern Grund und Boden fort, ohne höheren Zweck und ohne Thätigkeit. Albrecht von Brandenburg aber bekannte, als neuer Herzog von Preußen, nun öffentlich die evangelische Lehre und verbreitete sie in seinem Land. Ebenso thaten auch Kurfürst Johann von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, zubenannt der Großmüthige, Herzog Ernst von Lüneburg, Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürst Wolfgang von Anhalt, Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken und die Grafen von Mansfeld; auch viele Reichsstädte, wie Nürnberg, Nördlingen, Straßburg, Hall, Hamburg, Magdeburg. Als nun jene Reichsstände, welche katholisch geblieben waren, diese rasche Ausbreitung der evangelischen Lehre sahen, beriethen sie sich eifrig unter einander, um dies zu hintertreiben. Aber die Evangelischen waren auch auf der Hut und schlossen im Jahr 1526 zu Torgau ein Bündniß zu ihrer wechselseitigen Sicherheit. Die Katholischen nahmen indessen gleichfalls eine festere Stellung ein, und als im Jahr 1529 zu Speier ein Reichstag gehalten wurde, setzten sie es auf demselben, weil sie Stimmenmehrheit hatten, durch, daß die evangelische Lehre nicht weiter verbreitet werden dürfte. Dagegen legten jedoch die evangelischen Reichsstände unerschrocken eine feierliche Protestation ein; von dem Tage an (es war am 19. April) ist der Name: „Protestanten" aufgekommen. Der Kaiser war damals gerade in Italien und ergrimmte heftig, als ihm die evangelischen Reichsstände jene Protestation vorlegen ließen, nicht sowohl über die evangelische Lehre an und für sich, sondern weil ihm, in seiner Machtvollkommenheit, in seinem Glück und Streben, der politische Widerstand der Fürsten verhaßt war; er dachte in seinem Stolz, ihrer bald Meister zu werden. So war die evangelische Partei zwiefach bedroht, durch die katholischen Fürsten und durch den mächtigen Kaiser. Aber ein hochedler Fürst stand, voll Feuereifers und Muth, als ihr Schirm und Hort in deutschen Landen. Das war Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen; dieser erwog alle Umstände und sah nur Heil in der festen Eintracht aller evangelischen Stände.

Leider war nämlich in der evangelischen Partei selbst ein großer Zwiespalt. Dies war also gekommen: Ungefähr zur selben Zeit, als Luther in Sachsen gegen den Ablaßhandel und andere Mißbräuche der römischen Kirche auftrat, war zu Einsiedeln in der Schweiz ein Pfarrer, Namens Ulrich Zwingli (geboren zu Wildhaus im Toggenburgischen 1484), ein Biedermann, hell von Einsichten, innig fromm und stark von Muth. Den verdroß es gewaltig, wie er sah, daß in Schweizerlanden der päpstliche Ablaß feil getragen ward; und er predigte dagegen wie Luther. Wie ihm nun Viele dafür hold wurden, so eiferte er immer kühner auch wider das sündliche Leben der Geistlichen und Laien und wider alle Mißbräuche, die sich ins Christenthum eingeschlichen hatten, der gesunden Vernunft zu Trutz und Hohn, — wider Wallfahrten und Kasteiungen, wider Anbetung der Heili-

gen, Cölibat und dergleichen. Als Zwingli 1518 als Pfarrer nach Zürich berufen ward, predigte er dort auf dem alleinigen Grund der Bibel; gleich wie Luther schaffte er die Messe ab und trat (1524), als Priester, in den Stand der Ehe. Der große Rath in Zürich, der die Wahrheit erkannte, schützte ihn gegen seine Feinde. Bald verbreiteten sich Zwinglis Lehre und die Kirchenverbesserung in der Schweiz, zumal in Basel und Bern; aber die Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Luzern hielten am römisch-katholischen Glauben fest; da eiferten die altgläubigen Priester und Mönche heftig gegen die Reformation und entzündeten den Haß des Volkes gegen Alle, welche ihr anhingen. So ward um des Glaubens willen großer Zwiespalt in der Schweiz, gleichwie in Deutschland. Aber auch jene beiden Männer selbst, welche in Deutschland und in der Schweiz die Reformation hervorgerufen hatten, wiewohl sie Beide rüstig nach einem und demselben Ziele strebten, wiewohl sie Beide begeistert für eine und dieselbe Sache fochten, — Luther und Zwingli, waren uneins über die Lehre vom Abendmal. Luther sagte nämlich: „Beim Abendmal ist auf eine geheimnißvolle Weise in Wein und Brot wirklich Christi Fleisch und Blut vorhanden"; Zwingli hingegen sprach: „Wein und Brot im Abendmal sind bloß Zeichen von Christi Fleisch und Blut." Dieser Streit der Meinungen wurde mit großer Heftigkeit fortgeführt, besonders von Seiten Luthers, und es mischten sich auch tiefere weltliche Beweggründe hinein; Luther stand für die Sache der Fürsten, gleich wie diese (die evangelischen nämlich) für ihn und sein Werk; Zwingli und die Anhänger seiner Lehrbegriffe in der Schweiz, (welche die Reformirten hießen, zum Unterschied von den Lutheranern,) standen für die Volksfreiheit. Das waren also die zwei Parteien der Evangelischen. Der Landgraf Philipp von Hessen gab sich alle mögliche Mühe, beide zu vereinigen und veranstaltete deshalb 1529 zu Marburg ein Religionsgespräch. Da kamen Luther und Zwingli zusammen. Aber sie konnten sich nicht vereinigen; Luther beharrte allzu leidenschaftlich auf seiner vorgefaßten Meinung, (eine menschliche Schwäche, die er später auf seinem Todbette bereute,) und Zwingli konnte seine Ueberzeugung nicht aufgeben, für welche er nicht bloß den gesunden Verstand, sondern auch die Aussprüche der heiligen Schrift zu Zeugen aufrief. Es war ein Streit um bloße Worte; denn eigentlich dachte wohl auch Luther dabei nur an die Gegenwart des übersinnlichen Leibes und Blutes Christi. Uneins, aber einander segnend, reichten sich die beiden Reformatoren die Hände und schieden von einander. Da frohlockte die päpstliche Partei.

Bald darnach (1530) kam der Kaiser nach Augsburg auf einen Reichstag, um Reichshilfe gegen die Türken zu erhalten. Aus diesem Grunde zeigte er sich gegen die lutherischen Reichsstände minder streng und schrieb aus: „Jede Glaubenspartei soll ihre Meinung vortragen zu gütlicher Be-

sprechung." Da ließen die lutherischen Reichsstände durch Melanchthon ein klares und bündiges Bekenntniß ihres Glaubens aufsetzen (die sogenannte „Augsburgische Konfession"). Am 25. Juni 1530 ward dies laut vorgelesen in der Kapelle der bischöflichen Pfalz vor zweihundert Reichsgliedern. Da standen groß und herrlich sechs deutsche Fürsten, wie sechs Säulen der evangelischen Kirche, Landgraf Philipp von Hessen, Kurfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, die Herzoge Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg und Fürst Wolfgang von Anhalt, — jeder entschlossen: Land und Gut, Leib und Leben fürs Evangelium hinzugeben; dazu die Bürger der Städte. Da fühlte der mächtige Kaiser, tiefergriffen, daß es doch noch etwas Höheres gebe als seine irdische Macht und Gewalt. Vergeblich mahnte er den edlen Landgrafen Philipp von Hessen gar ernst und schwer, bei Verlust kaiserlicher Gnade, seiner (des Kaisers) Entscheidung zu folgen. Der Landgraf gab ihm als deutscher Ehrenmann diese Antwort: „Die Gnade Gottes gilt mir mehr, denn all' die eitlen Güter dieser Welt!" Vergeblich machte ihm der Kaiser Hoffnungen. Philipp von Hessen ließ sich dadurch so wenig verführen, wie durch Drohungen schrecken. So sah der Kaiser seine ganze Staatsklugheit (worin er Meister war) vor der deutschen Treue und Begeisterung zu nichte werden; aber begreifen konnte er diese zwei nicht, er, der von seiner Höhe herab die Menschen nur wie Maschinen betrachtete. Eben so vergeblich war eine Widerlegung jenes Glaubensbekenntnisses, welche er durch katholische Gottesgelehrte abfassen ließ. Es ward noch viel hin und wieder gesprochen und gethan, bis daß endlich ein sogenannter „Reichsabschied" zu Stande kam; darin war den Lutheranern aufgegeben: „sie sollten sich bis zum 15. April 1531 mit der römisch-katholischen Kirche vereinigen"; Zwinglis und der Reformirten war dabei gar nicht gedacht worden. Die protestantischen Reichsstände versuchten nun ihr Heil nach allen Seiten hin, aber überall sahen sie sich am Ende hintergangen. Da kamen sie denn (ihrer sieben Fürsten, zwei Grafen und elf Städte) am 26. Februar 1531 zu Schmalkalden zusammen und schlossen (nach uralt-deutschem Recht der Einung oder „Association") einen Bund, um wechselseits sich selbst und ihren Glauben mit starker Hand zu schützen. Uebrigens trafen damals zwei Umstände zusammen, welche die Politik des Kaisers zu Gunsten der Protestanten leiteten; — nämlich zuerst der Umstand, daß er seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, König von Ungarn, zum König über Deutschland machen wollte (weil er selber mit seinen andern Reichen genug zu schaffen hatte) — und sodann die Gefahr vor den Türken, wogegen des gesammten Reichs Hilfe nöthig war. Deshalb mußte er die protestantischen Reichsstände freundlicher und zuvorkommender behandeln, um ihre Zustimmung zu erhalten. Und also geschah's auch, und es ward im Jahre 1532 zu Nürnberg ein „Religionsfriede" aufgerichtet; kraft dessen genossen nun die

Protestanten Duldung, aber nur einstweilen, bis zu einer Kirchenversammlung oder einem Reichstag, und die weitere Ausdehnung der Reformation war verboten.

Noch bevor dieser Beschluß gefaßt wurde, in welchem die „Reformirten" (die Anhänger Zwinglis) nicht mit einbegriffen waren, nämlich noch im Jahre 1531, war der edle Zwingli heldenhaft gefallen. Denn die Männer aus den katholischen Orten der Schweiz waren in Waffen wider die Züricher ausgezogen und bis gen Kappel gekommen, nicht weit von Zürich. Da lagen ihnen die Reformirten entgegen, Zwingli voran und am 11. Oktober geschah dort eine Schlacht; Zwingli hielt Stand und kämpfte begeistert für seinen Glauben. Und sieh, wie er von Kampf und Wunden matt niedersinkt, da kommt ein katholischer Mann aus Unterwalden auf ihn zu, und gebeut ihm, mit dem Schwert in der Faust: „Rufe die heilige Jungfrau Maria an, so behältst du das Leben." Aber Zwingli weigert sich dessen; denn weil er sein Lebenlang die Anbetung der Heiligen für sündhaft gehalten, so will er's auch jetzt aus leidiger Todesfurcht nicht thun; sondern faltet die Hände und blickt gen Himmel; da durchstößt ihm der Unterwaldner den Hals, daß Zwingli den Geist aufgibt; doch ruft er verscheidend noch: „Den Leib können sie tödten, die Seele nicht!" Also starb Zwingli, seinem Volk und seinem Glauben getreu, mit ihm sechshundert Züricher. Da frohlockten alle Päpstlichen über den Sieg. Aber der Fortgang der Reformation ist dadurch doch nicht aufgehalten worden. Vielmehr hat später ein gelehrter, eifriger und strenger französischer Geistlicher, Johann Kalvin (eigentlich hieß er Chauvin), geboren 1509 zu Noyon in der Pikardie, Zwinglis Werk mit strengerem Eifer in Genf fortgesetzt; seine Anhänger hießen Kalvinisten.

4.

Ob Alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.
Schiller.

Inzwischen hatte der kühne Landgraf Philipp von Hessen schon lang Pläne gefaßt, um den vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg wieder in sein Land einzusetzen. Schon funfzehn Jahre war dieser jetzt draus fern, und seinen Sohn Christoph hatte der Kaiser lang in Haft gehalten, bis Christoph endlich glücklich entfloh; dem Ulrich selber gab der edle Landgraf in seinem Lande Unterkunft und Schutz, des Kaisers Zorn zum Trotz. Das Volk in Würtemberg aber war meist der evangelischen Lehre zugethan und mochte den aufgedrungenen fremden Herrn, den König Ferdinand, nicht

leiden, welchen sein Bruder, der Kaiser, damit belehnt hatte; denn Ferdinand wollte die Reformation auch in Würtemberg ausrotten. Um nun dies zu verhindern, so wie um die Uebermacht des Hauses Oesterreich zu dämmen, setzte Landgraf Philipp Alles in Bewegung. Durch seinen Betrieb geschah's, daß sich der „schwäbische Bund" auflöste, welcher eine Hauptstütze Oesterreichs und des Katholicismus in Schwaben gewesen war; auch schloß der Landgraf ein heimliches Bündniß mit dem Feinde des Kaisers, dem König Franz I. von Frankreich. Endlich sammelte er ein großes Heer und führte es rasch gen Schwaben. Die Oesterreicher standen beim Städtlein Laufen am Neckar. Als der Landgraf dies erfuhr, rief er: „Sind die Feinde einmal im Laufen, so ist's ein gutes Zeichen für uns!" Frohen Muthes griff er sie an, schlug sie und gewann gar rasch dem Herzog Ulrich das Würtemberger Land wieder. Da empfingen die braven Schwaben diesen mit hellen Freuden und vergaßen alle Ulrichs streng Regiment von ehedem; ein Volk, so alt es auch wird, vergißt stets das Böse gar gern und hofft auf gute Zukunft. Dies geschah 1534. Der Kaiser und sein Bruder Ferdinand waren damals grade fern und konnten nichts dawider thun, so leid es ihnen auch war, daß Oesterreich das kostbare Würtemberger Land wieder verlor. Also ward Friede geschlossen zu Kadan, unter der Bedingung, daß die Fürsten, welche Ferdinand bis dahin noch nicht als deutschen König anerkannt hatten, dies jetzt thun sollten. Darauf behielt Ulrich das Herzogthum, aber als Afterlehen von Oesterreich; die würtembergischen Landstände erkannten jedoch solche Afterlehnschaft nicht an.

Zur selben Zeit war ein gar seltsam Wesen in der Stadt Münster in Westphalen, eine höchst gefährliche religiöse und politische Schwärmerei, so daß alle deutschen Fürsten, die protestantischen so gut wie die katholischen, besorgten: sie möchte sich, wie eine Seuche, weiter in ihren Landen ausbreiten. Nämlich die Sekte der „Wiedertäufer", welche sich besonders durch Thomas Münzer erhoben hatte, war durch dessen Tod noch keineswegs ausgerottet, sondern zeigte sich, bald hie bald da, noch in ganz Deutschland; ihren Hauptsitz aber hatte sie in den Niederlanden. Die Wiedertäufer verwarfen die Taufe der unwissenden Kinder und tauften erst die Erwachsenen, auf daß diese durch die Taufe zu neuen Menschen würden, und wollten allesammt als geistlich Wiedergeborene, als Volk Gottes, auch eine neue bürgerliche Ordnung haben. Dabei verstanden sie das hohe Wesen der wahren Freiheit gar schlimm; denn wahre Freiheit ruht stets auf Sittlichkeit und bürgerlicher Ordnung. Die Wiedertäufer aber suchten den Staat nach dem Muster Israels im alten Testament, das sie blind nachäfften, einzurichten. Zwei solche Wiedertäufer, Johann Bockelson aus Leyden (gemeinhin bloß Johann von Leyden genannt), seines Handwerks ein Schneider, dazu auch Poet, ein Mensch voll abenteuerlicher Gedanken, und Johann Mathieson, ein Bäcker aus Haarlem, waren nach

Münster gekommen, wo kürzlich ein kühner Prediger, Namens Rottmann, die evangelische Lehre eingeführt, und wo sich das Volk mit Gewalt gegen den Glaubensdruck des Bischofs und des Domkapitels aufgelehnt hatte, so daß diese aus der Stadt entwichen waren. Jene beiden Wiedertäufer verführten nun den Prediger Rottmann und entzündeten das ohnehin aufgeregte Volk durch ihre Predigten und vorgeblichen überirdischen Erscheinungen gar bald zur tollsten Schwärmerei. Mathieson, welcher ein so ungeheures Ansehn erlangt hatte, daß ihn das Volk bloß den „großen Propheten" hieß, taufte die Bürger aufs neue, bestellte 1534 eine neue Obrigkeit, führte allgemeine Gleichheit und Gemeinschaft aller Güter ein (und dabei ward der schändlichsten Unsittlichkeit Thür und Thor geöffnet), ließ alle Bücher bis auf die Bibel verbrennen und alle Kostbarkeiten in ein Haus zusammentragen, zum Gemeinschatz. Wer dieser Thorheit widerstrebte, wurde von den Schwärmern verbannt oder unter Martern getödtet. Draußen vor der Stadt aber lag der zürnende Bischof mit seinem Kriegsvolk. Da rief eines Tages Mathieson, der sogenannte große Prophet: „Gott hat mir geboten, die Feinde zu vertreiben!" — Sprach's und nahm eine Waffe und rannte wie wahnsinnig zum Thore hinaus; aber siehe, draußen stieß ihn der erste beste Landsknecht nieder. Als dies Johann von Leyden erfuhr, sprach er gleißnerisch zu dem fanatischen Volke: „Gott hat mir dies Märtyrerthum des Propheten schon lang vorher geoffenbart; jetzt aber gebot er mir, daß ich des Märtyrers Wittwe, Divara, zur Frau nehme und des Himmels Regiment in dieser Stadt bestelle." Gesagt, gethan! Johann von Leyden bestellte nun zwölf Richter über das Volk und gab das Gesetz: „Jeder Mann soll so viel Frauen nehmen, als er will." Da entstand eine abscheuliche Zuchtlosigkeit in Münster, und Johann von Leyden ging dabei Allen mit bösem Beispiel voran. Bald darauf stand auch ein anderer Lügenprophet auf und verkündigte dem betrogenen Volk Folgendes: „Mir ist von Gott eingegeben worden, daß Johann von Leyden den Stuhl Davids wieder aufrichten und auf demselben alle Völker der Erde beherrschen soll." Da rief das Volk alsobald den Schneider zum König von Zion aus. Er ging nun in Sammt und Seide, mit goldnem Schmuck behangen, gar stolz einher und ließ sich viel Gefolge nachtreten, darunter zwei Jünglinge zu Roß, die hinter ihm Krone, Schwert und Bibel trugen. Einen Mann, Namens Knipperdolling, bestellte er zum Scharfrichter, und achtundzwanzig andere Männer sandte er als „Apostel" aus, um allerorten die neue Lehre zu verkündigen und das neue Reich auszubreiten. Aber, wohin diese thörichten Boten der Thorheit kamen, da wurden sie gefangen gesetzt und viele von ihnen auch hingerichtet. Johann von Leyden, der König von Zion, trieb indessen in Münster sein Wesen immer toller fort. Mittlerweile bekam der Bischof Kriegsvolk zur Hilfe; auch der Landgraf Philipp von Hessen mußte (in Folge des Vertrags von Kadan) das seinige dazu hergeben, um

die gefährliche Schwärmerei ausrotten zu helfen. Die Stadt Münster wurde nun enger eingeschlossen und heftiger belagert; bald entstand darin eine Hungersnoth, und das Elend wuchs von Tag zu Tag. Da verschmachteten viele Unglückliche; viele andere, zumal Greise und Weiber, die zur Vertheidigung der Stadt nicht tauglich waren, ließ Johann von Leyden unbarmherzig zu den Thoren austreiben. Draußen aber fing sie der Bischof und ließ sie hinrichten oder gab den Hungrigen nur dann Brot, wenn sie schwuren, wieder katholisch zu werden. Wie nun mittlerweile in Münster das Elend zunahm, wuchs auch des Königs tolle Schwärmerei. Verzweiflungsvoll ging er in seinen kostbaren Gewändern umher, verkündigte dem betrogenen Volk göttliche Verheißungen und, weil er sein Ansehn nur noch durch Schrecken fortbehaupten konnte, ließ er jeden tödten, welcher an seinen Aussprüchen zweifelte. So that er selber an Elisabeth, einer von seinen Frauen. Diese sprach nämlich: „Ich kann's nicht begreifen, daß Gott so viele Menschen will Hungers sterben lassen. Laß mich von hinnen ziehn; ich mag den Jammer nicht länger sehn!" Da zückte der Schneider-König grimmig das Schwert und schlug ihr das Haupt ab auf offnem Markt, damit alle Kleinmüthigen vor seinem Gericht zittern sollten; dann faßte er seine andren Frauen und tanzte mit ihnen singend, wie wahnsinnig, den Reigen um die blutige Leiche, und gebot allem Volk desgleichen: „Frohlockt, ihr Zaghaften, singet und tanzt!" Aber schon schlug die Stunde der Vergeltung. Am 24. Juni 1535 wurde die Stadt Münster durch Verrätherei erobert. Da entstand ein furchtbarer Kampf; der Prediger Rottmann hatte sein bestes Gewand angethan und focht bis zum letzten Athemzug wie ein Held; Johann von Leyden aber, Knipperdolling und mehre andre Häupter der Wiedertäufer wurden gefangen und später unter schauderhaften Martern hingerichtet. Ihre Leichen wurden in eisernen Körben auf dem Lambertusthurm ausgehängt, zum schauderhaften Wahrzeichen: bis zu welchem Wahnsinn religiöse Schwärmerei den Menschen bringen kann. Darauf führte der Bischof in der Stadt Münster den römischen Katholicismus wieder ein.

Die protestantischen deutschen Fürsten, welche mit den katholischen gemeinschaftliche Sache gegen die Wiedertäufer gemacht hatten, sahen indessen ein, wie gar vortheilhaft die Stellung der katholischen Fürsten im Vergleich zu der ihrigen war. Deshalb beschlossen sie, ihre Vereinigung von 1537 an auf zehn Jahre zu erneuern, nahmen in dieselbe auch den Herzog Ulrich von Würtemberg, die Herzoge von Pommern und mehre Städte auf, und bestellten den neuen Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich (den Nachfolger des Johannes seit 1532) und den mannhaften, feurigen Landgrafen Philipp von Hessen zu ihren Bundeshäuptern. Dagegen setzten sich auch die katholischen Reichsstände in kriegerische Bundesverfassung, und standen, dem schmalkaldischen Bunde der Protestanten gegenüber, (1538)

als sogenannter „heiliger Bund" da. So bethörte der Streit um den Glauben die deutschen Herzen, daß sie sich haßten, als wären sie einander wildfremd und feind, und zu unsäglichem Elend des Vaterlands zogen sich am deutschen Himmel die finstern Wetterwolken des Bürgerkrieges zusammen. Ist das nicht eine große Thorheit, wenn Söhne eines Volks, Brüder eines Bluts, sich hassen, weil der Eine von ihnen Gott auf eine andere Weise verehrt als der Andere, da doch beide an denselben Gott glauben, dessen Wesen die ewige Liebe ist? Aber der Mensch kann nicht von Grund des Herzens lieben, wenn er nicht auch von Grund des Herzens hassen kann, und meistens muß seine Liebe in den Flammen des Hasses erst recht geläutert werden; durch Wunden und Qualen muß er erst zur Klarheit der Erkenntniß reif werden. Jede große Idee, welche in der Entwickelung der Menschheit zum Vorschein kommt, fährt heran wie ein gewaltiger Sturm, der die Fluth bis in die untersten Tiefen aufwühlt; — warum? eben weil sie aus den innersten Tiefen der Menschheit kommt. Wer den Sturm gerade erleben muß, verzweifelt oft, ob die Ruhe wieder kommen werde. Aber sie kommt doch — wenn auch erst für die Enkel; diese haben die Frucht von allen Aengsten und Nöthen, welche ihre Ahnen ausgestanden. —

Es dauerte nicht lange, so fingen jene drohenden Wetterwolken an, sich zu entladen. Der Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, zubenannt der Jüngere, welcher katholisch war, gab den Anlaß zum Ausbruch des Krieges; er hatte nämlich die Stadt Goßlar, welche im schmalkaldischen Bunde war, mit gewaffneter Hand angefallen; darüber griff ihn nun dieser Bund mit einer Macht von 19,000 Kriegsleuten an, und vertrieb ihn gar schnell (1542) aus seinem Lande. Als Heinrich es 1545 wieder erobern wollte, wurde er vom Landgrafen Philipp von Hessen gefangen genommen. Mittlerweile hatte sich die Reformation unter günstigen Umständen im Stillen immer weiter ausgebreitet; in Brandenburg durch den Kurfürsten Joachim II., im (Albertinischen) Herzogthum Sachsen durch den neuen Herzog Heinrich, desgleichen in Zweibrücken und in der Oberpfalz; selbst in geistlicher Herrn Ländern wirkte sie segensreich. So hatte (schon 1536) der treffliche Kurfürst Herman von Köln in seinem Lande die kirchlichen Mißbräuche abzuschaffen und die Sittenzucht der Geistlichkeit zu verbessern gesucht, — wiewohl es ihm nicht gelang; denn eben die Geistlichkeit wollte keine Besserung.

Inzwischen hatte der Kaiser fern von Deutschland sein Schwert gezogen, um seine hohen Pläne auszuführen. Dabei verlor er jedoch Deutschland nie aus den Augen, und war fest überzeugt, daß es ihm durch seine Staatskunst, wie durch die Gewalt seiner Waffen gelingen müsse, alle Glaubensparteien zur römisch-kirchlichen Einheit wieder zu verschmelzen, die Macht der Fürsten zu brechen und überhaupt die Ruhe wieder herzustellen. In sich

verschlossen, so wie ein Gott über seinen Schöpfungen brütet, und dennoch rastlos thätig, in seinen Gedanken erhaben über all' die zahlreichen verwirrten Staatenverhältnisse, im festen Glauben, daß das Glück seinem ehernen Willen allezeit dienstbar sein müsse, stand Kaiser Karl V. groß und einsam da in jener Zeit der geistigen Bewegung, welche ihn wie Meerestoben umrauschte; alle die tausend Stimmen, die bald als ernste Fragen, bald als frohe Hoffnungen, bald als Forderungen, bald als Verzweiflung aus dem Herzen der Menschheit geheimnißvoll hervordrangen, — sie klangen ihm, der für alle Erscheinungen nur den ungeheuren Maßstab seines eigenen Willens hatte, bloß wild und verworren durcheinander; er konnte, so hoch er auch an Geistesgaben und Charaktergröße vor vielen Menschen hervorragte, doch den ewigen Grundton aus jenem geheimnißvollen Durcheinanderbrausen nicht heraushören, nämlich die Stimme Gottes, welche sich in den Stürmen und Donnern der Weltgeschichte kund gibt; diese Stürme und Donner schienen ihm vielmehr nur Herolde seines Ruhmes, nur Triumphgesänge auf seine Macht. Von solchem Geiste beseelt, fuhr Kaiser Karl V. mit großer Macht gen Afrika. Dort war nämlich ein gewaltiger Seeräuber, Namens Schereddin, welcher den König von Tunis vertrieben hatte, und über dessen Land so wie über Algier herrschte, wo zahllose Christen in harter Sklaverei schmachteten; Schereddin fuhr immerdar hinaus ins Meer, so so daß kein Christenschiff vor ihm sicher war. Kaiser Karl V. aber erstürmte Tunis und befreite alle Christensklaven; deren waren zwanzigtausend, die jubelnd in ihre Heimath wiederkehrten. Das war 1535.

Nach dieser glorreichen That wendete der Kaiser seine Waffen wieder gegen Frankreich, dessen König Franz I. den Frieden gebrochen hatte, heimlich mit den deutschen Protestanten im Bunde stand und sogar den Erbfeind der Christenheit, die Türken, gegen das Haus Oesterreich aufreizte. Der Kaiser vertrieb die Franzosen aus Piemont und trug dann (1536) den Krieg in die Provence. Da wankte zwar sein Glück, aber nicht sein Sinn. Er setzte den Kampf beharrlich bis 1538 fort, bis der Papst zu Nizza einen Waffenstillstand zwischen den beiden Gegnern vermittelte. Zu Aiguesmortes, wo der Rhonefluß ins Mittelmeer strömt, kamen sodann Karl V. und Franz I. freundschaftlich zusammen, als ob sie niemals Feinde gewesen wären.

Mittlerweile hatte jedoch Schereddin abermals das Meer unsicher gemacht. Da unternahm der Kaiser 1541 mit einem auserlesenen Heer eine neue Fahrt gen Afrika, den trotzigen Räuber zu bändigen und zu vernichten. Glücklich landete er vor Algier, und forderte, voll Zuversicht auf den Sieg, die Stadt zur Uebergabe auf. Aber am dritten Tage brach ein furchtbarer Sturm über seine Flotte herein, die Anker fuhren aus dem Grunde, die Schiffe taumelten wider einander und flogen hinaus in die offene See. Viele seines Kriegsvolks ertranken und der Kaiser mußte dessen

Ueberreste drei Tage lang unter zahllosen Gefahren durch Feindesland führen, bis er den Hafen fand, worin sich die geretteten Schiffe gesammelt hatten. Jetzt, im Unglück, zeigte sich der Kaiser wahrhaft groß; er war der Erste in der Gefahr, der Letzte, um sich auszuruhn; die Kranken tröstete er und die Verzweifelnden richtete er durch sein hohes Beispiel zu frischem Muth auf. Als er aber nach Europa zurückkehrte, stand Franz I. von Frankreich schon wieder schlagfertig da, um Mailand zu erobern, und ließ 1542 von verschiedenen Seiten her fünf Kriegsheere gegen ihn ausziehen. Nun bot der Kaiser all' seine Staatskunst auf, um den schmalkaldischen Bund zu bewegen, ihm gegen Frankreich und die Türken beizustehn. Die Protestanten aber weigerten sich dessen, wofern ihnen der Kaiser nicht einen beständigen Frieden zusichern und ein neues unparteiisches Reichskammergericht einsetzen wolle. Karl V. versprach Beides und nun standen ihm die Protestanten auch redlich bei, brachen mit ihm in Frankreich ein, und zogen rasch auf Paris los. Kaum noch zwei Tagereisen war Karl V. von dieser Stadt entfernt; da bot ihm Franz I. den Frieden an, und der Kaiser nahm diesen auch (zu Crespy 1544) unvermuthet an, unter der Bedingung, daß ihm Franz I. zu einer Religionsvereinigung und zum gemeinsamen Zug gegen die Türken beistünde.

Nun ward des Kaisers Absicht den deutschen Protestanten plötzlich klar. Er zögerte auch nicht, sie ihnen noch deutlicher erkennen zu geben. Schon lange war die Nation auf eine allgemeine Kirchenversammlung vertröstet worden, auf welcher die Glaubensangelegenheit zwischen den Altgläubigen und den Protestanten friedlich ausgeglichen werden sollte. Dieses Concilium wurde nun wirklich eröffnet, und zwar zu Trient in Tyrol, am 13. Dezember 1545. Aber die protestantischen Reichsstände wollten nichts davon wissen, denn sie waren voll Mißtrauens, sowohl auf die Arglist des Papstes als auf die des Kaisers, und das mit gutem Grund. Denn er hatte sie schon öfter getäuscht, und wollte sie auch jetzt nur in eine Falle locken; das, was er unter einer gütlichen Ausgleichung verstand, war eigentlich bloß Unterwerfung unter das Papstthum. Als er nun jetzt sah, wie die protestantischen Reichsstände von dem Concilium nichts wissen wollten, erklärte er diese Weigerung für frevelhafte Verachtung der kaiserlichen Majestät, that die Häupter des schmalkaldischen Bundes, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen, in des Reiches Acht und berief ein Heer aus den Niederlanden, um die Acht zu vollstrecken. Da frohlockten die tüchtigsten Männer unter den Protestanten, die des langen Spieles von Lug und Trug längst überdrüssig waren, besonders der Landgraf Philipp, daß nun endlich der Krieg als Gottesurtheil die gerechte Sache entscheiden sollte. Am Vorabend dieses Krieges starb der kühne Martin Luther zu Eisleben, am 18. Februar 1546. Sein letztes Wort war ein einfaches „Ja" als Antwort auf die

Frage: „ob er auf die Lehre von Jesu Christo, wie er sie gepredigt habe, sterben wolle?" Sanft entschlummerte er im Frieden Gottes, während bereits der gewaltige Kaiser das Schwert aus der Scheide zog, um Luthers Werk, die Reformation, und alle Hoffnungen deutscher Freiheit, nicht sowohl dem Papst in Rom, sondern vielmehr seiner eigenen Alleinherrschaft, als großes Opfer zu schlachten.

Was vermag alle Tyrannenmacht gegen feste Treueinigkeit? Nichts, lieben Landsleute! Zwiespalt zwischen Freunden hingegen schmiedet den Feinden die besten Waffen. Ach, leider war Zwiespalt, so lang man deutscher Geschichten denken mag, in deutschen Landen alles Uebels Keim, alles Unheils Gedeihn; das ist eine traurige Wahrheit, und doch vergißt sie leider so mancher Deutsche sogar noch heutigen Tages. So ging's auch damals, wie Kaiser Karl V. mit so entschiedenem Ernst wider die Protestanten rüstete. Sie sahen die drohende Gefahr vorher und bevor er seine Kriegsvölker gesammelt hatte, stand der schmalkaldische Bund (1546) schon schlagfertig da mit ungeheurer Macht, tüchtig genug, um das Allertheuerste vor Karls V. eigenwilligen Geboten zu schützen; auch hatte der Bund gar treffliche Feldhauptleute, darunter einen mit Namen Sebastian Schärtlin, Reichsritter von Burtenbach, und den kühnen Landgrafen Philipp von Hessen, den besten Mann im Feld und im Rath. Sodann kam dem schmalkaldischen Bund auch das Glück freundlich entgegen, und der Bund hätte nur frisch zugreifen dürfen, so hätte er den Kaiser selbst in seine Gewalt bekommen können. Aber nein! da hatte Jeder von den Bundeshäuptern seine eigene Meinung und blieb dabei und wollte den Andern nicht nachgeben. Dies ward Allen zum Schaden. Denn so versäumten sie die günstige Gelegenheit, den Kaiser in seiner Schwäche anzugreifen; dieser hingegen gewann Zeit, zu erstarken und sie seine Stärke fühlen zu lassen. Da waren die Städte über der Fürsten Saumseligkeit gar sehr erbittert und wollten aus Zorn keine Geldhilfe mehr beisteuern, noch ihre Kriegsleute fürder bei so schlecht bestellten Sachen lassen; aber die Fürsten selber mußten ihre Schuld bald auch büßen.

Der Kaiser hatte indessen schon längst, noch bevor er zur offnen Gewalt griff, einen andern Plan befolgt; er hatte nämlich gesucht, sich unter der Partei der Protestanten selbst Freunde und Anhänger zu gewinnen. Als tiefer Menschenkenner hatte er sich bald den jungen Herzog Moritz von Sachsen herausgefunden (das war der Sohn des Herzogs Heinrich von der Albertinischen Linie, geboren 1520, und der Schwiegersohn des Landgrafen Philipp von Hessen). Karl V. erkannte dieses jungen Fürsten Ehrgeiz; er wußte, daß der Kurfürst von Sachsen seinen Vetter Moritz geringschätzte, und zog diesen dafür an sich. Zu Regensburg schloß er mit ihm am 19. Juli 1546 ein heimlich Bündniß. Und weil Herzog Moritz gar tapfer, klug und gewandt war, so gewann ihn der Kaiser bald so lieb, wie

seinen leiblichen Sohn, wiewohl Moritz Protestant war, und vertraute ihm ungemein, wie er, als stolzer und verschlossener Fürst, nicht leicht irgend Jemanden vertraute. Moritz aber verbarg seinen Glaubensgenossen lang seine wahre Gesinnung. — Als nun damals (1546) der Winter gekommen war, brach Herzog Moritz plötzlich in Kursachsen ein, um im Namen des Kaisers an seinem Vetter, dem Kurfürsten Johann Friedrich, die Reichsacht zu vollstrecken. Da eilte der Kurfürst zur Stelle vom schmalkaldischen Bundesheer, welches in Oberdeutschland stand, heim in sein Land und vertrieb seinen Vetter daraus. Aber Moritz zog gen Böhmen; — dort sammelte sich, wie der Frühling 1547 begann, ein großes kaiserliches Heer bei Eger, und rasch, ehe sich der Kurfürst dessen versah, brach der Kaiser von Böhmen her in dessen Land, und wie er vernahm, daß der Kurfürst sich gen Wittenberg gewandt, zog er ihm längs des Elbstroms nach. Am 24. April 1547 stand der Kurfürst mit 9000 Mann auf der Lochauer Haide bei Mühlberg am Elbstrom, jenseits dessen der Kaiser selber mit seinem Feldherrn, dem Herzog von Alba (einem Spanier), dem König Ferdinand und dem Herzog Moritz. Es war ein Sonntag und der Kurfürst hörte eben die Predigt in der Kirche; da drang des Kaisers Reitervolk über den Elbstrom; die kursächsischen Truppen zogen sich zurück; aber jenes holte sie ein und griff sie ungestüm an; der Herzog von Alba und Moritz trieben, der eine seine Reiter, der andre seine Schützen wider die beiden Flanken der kursächsischen Schlachtreih'. Bald ermatteten diese, bald riß Verwirrung ein, bald war das weite Feld von Roßdorf bis Falkenburg und Baiersdorf hin voller Leichen und Flüchtiger. Der Kurfürst selbst, ein starkbeleibter, unbehilflicher Mann, wehrte sich heldenhaft gegen Welsche, Ungarn und Spanier, die ihn umringten, bis ihm das Blut über's Angesicht strömte; da rief ihm ein Edelmann aus Meißen, Thilo von Trott, auf Deutsch zu: „Wollt Ihr Euch nicht ergeben?" — „Einem Deutschen? Ja!" sprach der Kurfürst und gab dem von Trott zwei Ringe, die er vom Finger zog, zum Zeichen der Gefangenschaft. Der von Trott brachte ihn nun zum Herzog von Alba und dieser mußte ihn dem Kaiser vorführen. Da wollte der Kurfürst den Blechhandschuh ausziehen, um dem Kaiser nach deutscher Art die Hand zu reichen, und wollte auch niederknien; der Kaiser litt beides nicht. Da hub der Kurfürst an: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!" und wollte weiter reden, aber der Kaiser fiel ihm also ins Wort: „Bin ich's nun? — Ihr habt mich lange nicht so geheißen." — „Ich bin Ew. kais. Majestät Gefangener," sprach drauf der Kurfürst, „und bitte um ein fürstliches Gefängniß." „Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr's verdient habt," antwortete der gestrenge Kaiser. Außer dem Kurfürsten war auch der Herzog Ernst von Braunschweig, der die Reiterei anführte, gefangen worden, 50 Stück Geschütz waren in des Siegers Gewalt gefallen. Dieser aber sprach in stolzer Demuth: „Ich kam, ich sah, und — Gott siegte." —

Sodann zog er rasch gen Torgau und von da nach der festen Stadt Wittenberg, wo die Kurfürstin war. Um Wittenberg ohne Schwertstreich zu gewinnen, gebot der Kaiser seinem hohen Gefangenen, daß er die Uebergabe befehle; aber der Kurfürst wollte das nicht thun; da dachte ihn der Kaiser durch Schrecken dazu zu zwingen, und ließ ihn als einen Rebellen zum Tode durch's Schwert verdammen. Der Kurfürst vernahm dies Urtheil, da er eben mit Herzog Ernst am Schachspiel saß, voll hoher Seelenruhe und sprach: „Ich kann's vom Kaiser nicht glauben. Ist's aber wahr, so möcht' ich gern bestellen, was meine Hausfrau und Kinder angeht." Indessen erreichte der Kaiser doch seinen Zweck, denn der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und der Herzog Wilhelm von Kleve, Johann Friedrichs Schwager, kamen nun, voll Besorgniß um Johann Friedrich, zum Kaiser, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Das Ende derselben war, daß der Kaiser das Todesurtheil zurücknahm; dagegen mußte Johann Friedrich sein Gefangener bleiben, so lang es dem Kaiser beliebte, die Kurwürde und seine Länder an den Herzog Moritz abtreten, dem Kaiser selbst die Festungen Wittenberg und Gotha; des Kurfürsten Kinder aber sollten von Moritz mehre kleine Gebiete und jährlich 50,000 Gulden Meißnisch erhalten. So war nun der Kurfürst ein armer aufgegebener Mann, wiewohl ihn der Kaiser glimpflich behandeln ließ; aber ein heller trostreicher Stern ging dem gefangenen Fürsten in der Nacht seines Unglücks auf, der heilige Stern deutscher Treue. Er hatte in guten Tagen den berühmten Maler Lukas Kranach, welcher Bürgermeister in Wittenberg gewesen, gar lieb und werth gehalten. Als nun damals der Kaiser im Feldlager zu Pistritz lag, ließ er den Meister Kranach zu sich kommen und war ihm huldreich wegen dessen großer Kunst und Berühmtheit, wiewohl es bekannt war, daß Lukas Kranach ein Freund Luthers und Melanchthons war. Da besprachen sich der Kaiser und der Maler, und Kranach mußte dem Kaiser erzählen, wie er ihn einst als Knäblein zu Mecheln abkonterfeit hatte, worüber sich der Kaiser gar sehr erfreute. Da stürzen dem alten Mann, dem Kranach, auf einmal die Thränen aus den Augen, er wirft sich dem Kaiser zu Füßen und fleht um Gnade für seinen theuren armen Herrn, den Kurfürsten. Ergriffen gibt ihm der Kaiser zur Antwort: „Du sollst erfahren, daß ich ihm Gnade erzeigen will." Und siehe, der Kaiser läßt dem Maler einen silbernen Teller voll ungarischer Dukaten zum Geschenk verehren und macht ihm Anträge, nach den Niederlanden zu ziehen. Der Kranach nimmt auch, um den mächtigen Kaiser nicht zu erzürnen, von dem Geschenk, aber nur so viel, als er mit zwei Fingerspitzen fassen kann, lehnt den Antrag ab, und bittet sich einzig und allein dies als Gnade aus: „Laßt mich meinem Herrn, dem Kurfürsten, in sein Gefängniß folgen." Das ist auch geschehen. Denn alsobald, wie der Herzog Moritz die Kurwürde angetreten, ist der alte treue Kranach aus Sachsen fortgezogen zu seinem Kurfürsten, der in Insbruck zur

Karl V. und Lukas Kranach.

Haft gebracht worden, und hat ihm diese durch Freundestrost und durch seine edle Kunst erheitert. Solche Biederkeit war ein schöner Preis für die Standhaftigkeit, womit der Kurfürst auch im Unglück und in Todesgefahr seinem Glauben nicht treulos werden mochte. Als aber der siegreiche Kaiser in Wittenberg einzog (am 26. Mai 1547) und hörte, daß dort der protestantische Gottesdienst eingestellt worden war, rief er: „Geschah dies in Unserm Namen, so geschah's Uns nicht zu Gefallen," und ließ denselben wieder öffentlich halten. In der Schloßkirche zu Wittenberg ließ er sich

Luthers Grab zeigen; da gab ihm der finstre Herzog von Alba den Rath, die irdischen Reste Luthers ausgraben und verbrennen zu lassen. Aber der große Kaiser erwiederte ihm, tief erschüttert vom Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen: „Er ruhe in Frieden; er hat seinen Richter schon gefunden. Ich führe Krieg mit den Lebendigen, nicht mit den Todten."

Nachdem nun das eine Haupt des schmalkaldischen Bundes so unerwartet schnell vor der Macht des Kaisers erlegen war, kam ungeheurer Schrecken vor derselben über alle Protestanten, und auch das andre Bundeshaupt, der Landgraf Philipp von Hessen, so muthig er sonst war, sah ein, das er, als einzelner Mann, sich vor derselben nicht erwehren könne. Deshalb suchte er durch den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und durch seinen Schwiegersohn Moritz, welcher des Kaisers rechte Hand war, Unterhandlungen anzuknüpfen, um sein Schicksal sicher zu stellen. Der Kaiser aber wollte von irgend welchen Bedingungen der Unterwerfung nichts wissen, — auf Gnade und Ungnade müsse sich der Landgraf dem Kaiser zu Füßen legen, dessen Verzeihung erflehen, alle Bündnisse abthun, 150,000 Gulden Buße zahlen und alle seine Festungen schleifen bis auf Ziegenhain oder Kassel. Dies schrieb Karls V. Minister, Granvella, im Namen des Kaisers, den beiden Kurfürsten Joachim II. und Moritz von Sachsen vor, und sie gingen darauf ein. Wie nun der Landgraf Philipp (nachdem er mit Bewilligung seiner Landstände nach hartem Seelenkampf die Bedingungen angenommen) voll guten Vertrauens nach Halle kommt und am 19. Juni 1547 Angesichts der Fürsten vor dem Kaiser hinkniet, und seine Abbitte durch seinen Kanzler für sich ablesen läßt, will er dem Kaiser die Hand reichen; der aber zieht sie finster zurück. Da geht Philipp von dannen. Am Abend aber erfährt er, daß er verhaftet werden soll. Vergeblich zürnten die beiden Kurfürsten. Der Landgraf wurde, unter harter Behandlung durch seine Wächter, nach den Niederlanden in strenge Haft gebracht; der Kurfürst Johann Friedrich mußte seinem Sieger als Gefangener überall hinfolgen, auf daß sein Haupt ein Unterpfand des Gehorsams der Protestanten sei. Nun war der schmalkaldische Bund plötzlich aufgelöst, denn dessen Mitglieder unterwarfen sich. Der fromme Fürst Wolfgang von Anhalt verließ lieber sein Land, als den evangelischen Glauben, und sang scheidend Luthers hohes Lied des Vertrauens: „Eine feste Burg ist unser Gott." Nur die edle Stadt Magdeburg trotzte dem Kaiser standhaft; dafür sprach er am 17. Juli 1547 die Reichsacht über sie aus. Der Kaiser hatte das Ziel seiner stolzen Zuversicht unglaublich schnell erreicht; seine Feinde waren gebändigt und unschädlich gemacht; die Reformation schien rettungslos verloren. Durch alle deutschen Lande flog der Schrecken vor Karls V. Macht. Er selbst hielt sie für unüberwindlich und Niemand wagte es, sie anzutasten. Die Früchte davon zeigten sich bald. In Böhmen, wo König Ferdinand waltete, und in den Niederlanden wurden die grausamsten Anstalten zur Un-

terdrückung der Glaubensfreiheit getroffen und ausgeführt.

In jener Zeit hatte die Reformation in ganz Deutschland nur noch eine einzige schwache Hoffnung, nämlich grade auf die Politik des Kaisers, welcher die Protestanten damals nicht zum Aeußersten treiben wollte; und nur noch einen einzigen Freund hatte sie, der sie schützen konnte; das war des Kaisers Liebling, Moritz, der neue Kurfürst von Sachsen. Im Gefühl seiner schweren Schuld gegen den Blutsverwandten und gegen die Glaubensgenossen, und in warmer Liebe zum evangelischen Glauben, that Moritz alles Mögliche, um durch seinen Einfluß beim Kaiser und aus eigner fürstlicher Macht in seinen Landen die religiösen Verfolgungen abzuhalten. Aber bald sah er ein, daß ihm, um den evangelischen Glauben zu retten, kein andres Mittel überblieb, als — zum zweitenmal zum Verräther zu werden. Das ist das Unselige des Verraths!

5.

Weh' dem, der erst im Licht des Tod's erkennt,
Daß er des Lebens höchstes Ziel verfehlte!
Wohl dem, der durch den Tod sein Leben sühnt!
Der aber stirbt am schönsten, dem die Treue,
Die ihm des Lebens Wege vorgezeichnet,
Die sichre Brücke wölbt zur Ewigkeit.

So eifrig nun auch Kaiser Karl V. die Glaubensvereinigung betrieb, so wollte er doch durchaus nicht ein bloßer Knecht des Papstes sein. Er that jenes im Gefühl seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit, der zufolge er sich als unumschränkten Herrn auch über die Gedanken und Gewissen der Menschen dünkte; jene Glaubenseinigung schien ihm, von seinem Standpunkt aus, eine wichtige politische Maßregel. Gar lange hatte er gehofft, daß die Kirchenversammlung in Trient jenes Werk, welches ihm als hohes Ziel seines Berufes vorschwebte, zu Stande bringen werde; dennoch verrechnete er sich bei aller seiner Menschenkenntniß und Staatsklugheit. Allgemeine Kirchenversammlungen waren den Päpsten von der Zeit an stets verhaßt, als solche die päpstliche Macht und das zuchtlose Leben der herrschenden römischen Geistlichkeit zu beschränken drohten, und es war eine alte Politik des römischen Hofes, solche Kirchenversammlungen, wenn er sie nicht auseinandersprengen konnte, wenigstens auf welschen Boden zu versetzen, wo er sie dann durch eine Mehrzahl welscher Prälaten unmittelbar unter seinen Einfluß stellen konnte. Damals kam nun bei der Trienter Kirchenversammlung zweierlei in Betracht, erstens jene alte Furcht des römischen Hofes vor einer echten Kirchenverbesserung, sodann zweitens noch die Eifersucht auf des Kaisers allzugroße Macht. Deshalb ließ der römische Hof

im März 1547 die Kirchenversammlung von Trient nach Welschland, und zwar nach Bologna verlegen. Der Kaiser war darüber aufs Heftigste aufgebracht, weil er in dieser Maßregel nur eine neue Hinderung der Vereinigung sah; der Papst seinerseits zürnte dem Kaiser, nämlich darüber, daß dieser gegen die Protestanten in Deutschland noch allzuglimpflich verfahre.

Da beschloß nun der Kaiser, selbst Hand ans Werk zu legen, ohne den Papst. Deshalb veranstaltete er 1548 zu Augsburg auf dem Reichstag, daß sich zwei katholische Gottesgelehrte und ein protestantischer über die kirchlichen Streitfragen besprachen und einen Entwurf zu Stande brachten, wie es in Sachen der Religion einstweilen, bis zur Entscheidung der echten Kirchenversammlung (die in Bologna erkannte nämlich der Kaiser nicht an) gehalten werden sollte. Diese Vorschrift hieß das „Interim", weil sie nur einstweilen (interim) gelten sollte. Darin waren nun fast alle Hauptsätze der evangelischen Lehre auf römisch-katholische zurückgeführt, nur der Gebrauch des Abendmals unter beiderlei Gestalt und der Fortbestand der Priesterehen (aber auch diese bloß für einstweilen) zugestanden. Viele Reichsstände nahmen dies „Interim" an; der gefangene Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen hingegen, der landlose Fürst Wolfgang von Anhalt, und mehre andre Fürsten weigerten sich dessen standhaft, auch Kurfürst Moritz. Vom Volk wurde das Interim fast überall in Deutschland, bei Katholiken wie bei Protestanten, mit gleichem Hohn und gleicher Erbitterung aufgenommen, gleichwohl aber mit Gewalt aufgedrungen. In Kursachsen ließ Moritz zu Gunsten der Protestanten ein eignes Interim (das sogenannte „Leipziger") abfassen; doch war auch dies den eifrigen Protestanten noch immer zu päpstisch. Alle Feinde des Interims aber, alle verfolgten evangelischen Prediger fanden in der freien Reichsstadt Magdeburg herzliche Aufnahme und treuen Schutz, also daß Magdeburg damals eine rechte Machtburg der Glaubensfreiheit war. Dies reizte den Zorn des Kaisers, denn Niemand sollte sich auflehnen gegen seine Machtgebote; und er gebot (1549) den Kurfürsten Moritz von Sachsen und Joachim II. von Brandenburg, des Reiches Acht und Aberacht an der trotzigen Stadt Magdeburg zu vollstrecken. Da aber sowohl von protestantischer als von katholischer Seite immerfort Klagen über Klagen gegen das Interim erschollen, so verwies er männiglich auf die Kirchenversammlung, welche 1550 wieder zu Trient hergestellt worden war. Doch von dorther war keine Einigung zu hoffen. Die Reichsstände wollten nur ein allgemeines, freies Concilium; selbst die katholischen Fürsten trugen Bedenken, das Trienter zu beschicken, und auch der Papst wünschte, daß es sich auflösen möchte. So herrschte denn damals eine trostlose Verwirrung; der Kaiser aber hegte im Stillen den Plan, seinen Sohn Philipp, einen strengkatholischen Prinzen, welchem er die Nachfolge in den spanischen Reichen zugedacht hatte, auch in Deutschland, anstatt Ferdinands, zu seinem Nachfolger wählen zu

lassen. Zum Glück für's Vaterland vereitelten die Kurfürsten diese Wahl durch eine Standhaftigkeit, welche in jener Zeit der Bedrängniß doppelt ehrenwerth war.

Mittlerweile trug der Kurfürst Moritz den schmerzhaftesten Stachel im Herzen. Mit dem ganzen Feuer seiner kühnen Seele hing er an der evangelischen Lehre und sollte nun selbst das Werkzeug zu ihrer Vernichtung sein! Auf sein Wort und das des Brandenburgers hatte sich sein Schwiegervater, Landgraf Philipp, dem Kaiser unterworfen und schmachtete nun, — dem Fürstenwort zum Hohn, und obwohl er alle Bedingungen ehrlich erfüllt hatte, — in Karls Gefängniß! Als ein zweideutiger Mann stand Moritz vor den Augen seiner Glaubensgenossen, ja ganz Deutschlands da, obwohl er redlich alles Mögliche aufgeboten hatte, um die Befreiung des Landgrafen vom Kaiser zu erwirken; er sah sich getäuscht, er sah die weiteren Folgen des Frevels, zu welchem er sich früher durch seinen Ehrgeiz hatte verleiten lassen, nämlich den drohenden Untergang der deutschen Freiheit und Verfassung, die damals einzig auf der Erhaltung der Fürstenmacht gegen den Kaiser beruhte, er sah im Geist auf ihren Trümmern die schrankenlose Willkürherrschaft des Kaisers sich erheben. Da faßte Moritz, von Reue, Grimm und Rache getrieben, einen kühnen Entschluß. Doch um diesen desto sicherer ausführen zu können, mußte er jetzt den Kaiser, welcher das höchste Vertrauen auf ihn setzte, eben so planmäßig täuschen, wie er früher seine Glaubensgenossen getäuscht hatte. Dieser Zwang der Umstände: das Gute nicht frei und offen thun zu können, sondern nur unter der schändlichen Maske der Falschheit, dieser Zwang war eine gerechte aber entsetzliche Strafe für jenen Fürsten, welcher durch so viele treffliche Eigenschaften würdig gewesen wäre, den schönsten Ruhm der Tugend und den lautesten Dank des Vaterlandes zu erringen. Da Moritz vom Kaiser beauftragt war, die Reichsacht an Magdeburg zu vollstrecken, so hatte er Truppen und Geld; beide suchte er nun für seinen geheimen Plan fortzubehalten und zu vermehren. Deshalb zog er die Belagerung Magdeburgs in die Länge (von Mitte Septembers 1550 bis zu Anfang Novembers 1551) und schloß während der Zeit heimlich ein Bündniß mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen (dem Sohn des gefangenen Philipp) und mit dem König Heinrich II. von Frankreich. Magdeburg ergab sich ihm auf glimpfliche Bedingungen und er ließ der Stadt ihre Festungswerke. Sodann hielt er seine Kriegsvölker in Thüringen beisammen, wo sie in Winterquartier lagen, und täuschte den Kaiser, welcher zu Insbruck war, den ganzen Winter von 1551 bis 1552 hindurch. Mit Frühlings Anfang aber (am 20. März) warf Moritz plötzlich die Maske ab und stand leuchtenden Antlitzes inmitten seiner Kriegsschaaren, um mit dem Schwert in der Faust die deutsche Verfassung vor Karls V. Machtherrschaft zu retten. Rasch vereinigte

er sich mit den Heeren Wilhelms von Hessen, welchen die Sohnesliebe trieb, seinen Vater aus dem Kerker zu befreien, und des Markgrafen Albrecht von Brandenburg; in Sturmeseile zogen sie dann allesammt gen Süddeutschland, und vor ihnen her flogen zwei Kriegsmanifeste. Darin stand geschrieben: „wie der Kaiser die Religion nur zum Deckmantel seiner Willkür nehme, wie er, allem Recht zum Hohn, den Landgrafen noch gefangen halte in schwerem Leid, wie er die deutsche Freiheit und Verfassung vernichten wolle, dem Eid zuwider, den er der deutschen Nation geleistet; gegen solche unerträgliche, ja thierische Knechtschaft, die noch dazu vererbt werden solle, hätten sich denn jetzt die Fürsten zusammengethan, in Kraft ihrer heiligen Pflicht, für alle andern Stände deutscher Nation einzustehn." Schon nach zehn Tagen stand Moritz vor Augsburg; es ergab sich ihm und er stellte den unterdrückten evangelischen Glauben dort wieder her. Inzwischen brach König Heinrich II. in Lothringen und Elsaß ein und besetzte Metz, Toul und Verdün. Alle evangelischen Reichsstädte bis auf Ulm leisteten den verbündeten Fürsten Geldhilfe. Hierauf besprach sich Moritz zu Linz an der Donau eilig mit dem römischen König Ferdinand, welcher für seinen Bruder, den Kaiser, Vergleichsvorschläge that; der vorsichtige Moritz aber wollte ohne die Beistimmung seiner Verbündeten nichts Bestimmtes abschließen und verschob deshalb alles auf eine spätere Zusammenkunft in Passau. Dann zog er rasch gegen das kaiserliche Lager zu Reuti in Tyrol, erstürmte es, gewann die Ehrenberger Klause und wollte nun gradesweges auf Insbruck zueilen, um den Kaiser selbst in seine Gewalt zu bekommen. Dies Vorhaben ward jedoch durch eine Meuterei der Soldaten vereitelt, welche Sturmsold verlangten; Moritz verlor dadurch einen Tag, und der Kaiser, wiewohl er heftig an der Fußgicht litt, gewann noch Zeit, in einer Sänfte von Insbruck nach Villach in Kärnthen zu flüchten; freiwillig folgte ihm der gefangene Kurfürst Johann Friedrich dahin, weil er seine Freiheit nicht seinem verhaßten Vetter Moritz verdanken wollte. Der Kaiser aber, der sich solches von Moritz nicht versehen hatte, war bis in den Grund der Seele erschüttert; zum Kriege nicht gerüstet, sah er sich genöthigt, durch seinen Bruder Ferdinand mit Moritz Frieden zu schließen. Dies geschah zu Passau (vom 31. Juli bis zum 2. August 1552). Kraft des dort abgeschlossenen Vertrags wurde der gefangene Landgraf losgegeben, wurden die Geächteten der Reichsacht enthoben, und die Protestanten sollten ihren Glauben und ihre Rechte behalten; kurz: Friede sollte sein zwischen allen Parteien. Dies war die schöne Frucht von Moritzens Werk. Aber eine bittre Frucht jenes Bündnisses deutscher Fürsten mit dem König von Frankreich war der Verlust der drei lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdün fürs deutsche Reich.

Nun kehrten die befreiten Fürsten Philipp und Johann Friedrich in ihre Lande heim, und mit Jubel empfing jeden sein treues Volk. Da weinte der alte Meister Lukas Kranach Thränen der Freude, wie er seinen

Herrn wieder in den Armen seiner edlen Hausfrau sah. Kranach überlebte dies nicht lange; schon ein Jahr darauf (1553) machte sich der einundachtzigjährige Greis auf den Weg nach Jenseits, um seinen theuren Herrn dort anzumelden, und 1554 folgte ihm dieser wirklich hinüber. Dem Landgrafen hatte das Elend in der Haft die Haare gebleicht, wiewohl er erst achtundvierzig Jahre alt war; aber sein Geist war stark und ungebeugt geblieben und selbst im Kerker hatte er nicht aufgehört, für sein Land zu sorgen. Seine treue Hausfrau Christine, welche sich für seine Befreiung zweimal fruchtlos dem Kaiser zu Füßen geworfen hatte, sah er nicht mehr; sie war vor drei Jahren verschieden; in tiefer Rührung kniete er zu Kassel still an ihrem Grabe, während in der Kirche der feierliche Dankgottesdienst für seine Befreiung gehalten wurde. Aber wen er von Treuen noch am Leben fand, denen gedacht' er redlich die Treu'. So dem tapfern Ritter Heinz von Lüdder; der hatte ihm die gute Feste Ziegenhain mannhaft bewahrt, als ein kaiserlicher Feldhauptmann, dem Vertrage zuwider, deren Uebergabe gefordert hatte. Nun verlangte der Kaiser vom Landgrafen, er sollte den Heinz von Lüdder, weil er ihm getrotzt, aufhängen lassen. Was that der Landgraf? Er schlang zwar dem Ritter (statt des Stricks) eine Kette um, aber eine goldne; so erfüllte er buchstäblich des Kaisers Gebot und zeigte zugleich, daß dieses Mannes Treue rein erfunden, wie Gold im Feuer. Und wie dieser einzelne Mann, so waren damals alle im Hessenland und hatte der Landgraf seiner Stände großer Liebe und Aufopferung viel zu danken.

Nun zog der Kaiser mit großer Heereskraft ins Feld gegen den König von Frankreich, um diesem die Eroberungen auf deutschem Gebiet wieder abzugewinnen. Er belagerte Metz, doch das Glück war ihm nicht günstig und er mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen; da sprach er, von der leidigen Gicht geplagt, voll Bitterkeit: „Das Glück ist ein Weib; wie ich noch jung war, hielt es mich werth; jetzt in meinem Alter verläßt es mich." Gleichwohl setzte er den Kampf gegen Frankreich ohne Glück vier Jahre lang fort; erst 1556 wurde ein Waffenstillstand geschlossen, kraft dessen Metz, Toul und Verdün bei Frankreich blieben. Wohl faßte später (1563) Pfalzgraf Wolfgang den Plan, diese drei Bisthümer wieder zu erobern und erbat sich dazu vom Landgrafen Geldhilfe und sonstige Unterstützung; aber der Plan kam nicht zur Ausführung und Lothringen blieb französisch!

Mittlerweile hatte der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, ein wilder, unmäßiger Herr, dem nur wohl war bei Trinken und Schlagen, Sengen und Brennen, das blutige Kriegshandwerk in Deutschland übermüthig fortgetrieben, meistens auf Kosten der Bischöfe und Stifter. Da that ihn der Kaiser endlich in die Reichsacht, das Reichskammergericht verhängte Exekution gegen ihn, und viele Fürsten, worunter auch Moritz, hatten sich gegen den Friedensbrecher vereinigt. Albrecht aber lachte über Acht und Aberacht. — „Acht und Aberacht?" sprach er, „das macht sechzehn,"

und trug den Reichskrieg nach Niedersachsen. Dort kam's bei Sievershausen, auf der Lüneburger Haide, am 9. Juli 1553 zur Schlacht. Der wilde Markgraf wurde besiegt, später (1554) nochmals bei Kitzingen, floh dann nach Frankreich und starb endlich zu Pforzheim 1557. Jene Sievershäuser Schlacht aber kostete dem kühnen Kurfürsten Moritz das Leben in seinem dreiunddreißigsten Jahr. Er hatte die Flecken auf seiner Ehre durch Deutschlands Errettung von der kaiserlichen Willkürherrschaft zu verwischen gesucht; nun sühnte er seine Schuld, indem er, als Held fechtend, für die Erhaltung von Deutschlands Ruhe starb. Als Kaiser Karl V. die Nachricht von Moritzens Tod erfuhr, blieb er lange in finstrem Schweigen; endlich rief der Schmerz aus ihm: „O Absalon, mein Sohn, mein Sohn!" Denn Karl V., in dessen Brust so wenig Platz für Liebe war, hatte Moritz wahr und tief geliebt! Seine hohe Zuversicht auf das Glück war nun gebrochen; dahin waren all sein Stolz und sein Muth; er sah's furchtbar klar vor sich, daß er mit all seiner Macht das Ziel seines Lebens doch nicht erreicht hatte. Er litt außerdem an heftigen körperlichen Schmerzen (an der Gicht); Alles erinnerte ihn an die Nichtigkeit irdischer Hoheit; und er sehnte sich so recht von Herzen fort aus dem Getümmel der Welt, welche ihn anwiderte, nach tiefer, unverletzlicher Ruhe; und, von Trübsinn befangen, wollte er nicht länger säumen, einen langgehegten, seltsamen Entschluß auszuführen. Kurz bevor er dies that, kam am 26. September 1555 auf einem Reichstag zu Augsburg, unter Vorsitz des Königs Ferdinand (welchen der Kaiser, Deutschlands überdrüßig, zu allem bevollmächtigte), ein Religionsfriede zu Stande. Die wesentlichen Punkte desselben waren folgende: Es sollte eine religiöse Duldung stattfinden, also, daß um des Glaubens wegen Niemand Verfolgung zu leiden habe. Ueber die augsburgischen Konfessionsverwandten sollte keine geistliche Gerichtsbarkeit mehr bestehen (die Reformirten waren ausgeschlossen) und sie durften die eingezogenen Kirchengüter fortbesitzen. Die weltlichen Reichsstände sollten für ihre Person das Recht haben: zum evangelischen Glauben überzutreten, desgleichen das Recht: ihren Unterthanen dessen Ausübung zu erlauben, ebenso die evangelischen Unterthanen das Recht: auszuwandern, wenn ihnen jene Ausübung von ihren Fürsten nicht gestattet würde. (Dadurch kam leider der Grundsatz auf, daß die Religion des Fürsten auch die des Landes sein müsse.) Wenn hingegen geistliche Reichsstände evangelisch werden wollten, so sollte ihnen dies zwar freistehen, jedoch sollten sie in diesem Fall ihre Würden dadurch verlieren, übrigens ohne Schaden ihrer Ehre; dieser Artikel hieß der „geistliche Vorbehalt"; er enthielt eine reiche Aussaat von Unfrieden für's Vaterland.

Einen Monat nach diesem sogenannten „Religionsfrieden" führte Kaiser Karl V. jenen langgehegten Entschluß wirklich aus. Er legte nämlich die Regierung seiner vielen Reiche nieder; übergab am 25. Oktober 1555 seinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande und 1556

die Kronen von Spanien, Neapel, Westindien, und entsagte endlich in demselben Jahre auch der deutschen Kaiserkrone zu Gunsten seines Bruders, des Königs Ferdinand. Dann fuhr er gen Spanien und zog sich dort an seinem siebenundfunfzigsten Geburtstag in das Kloster St. Just zurück. Dort in der stillen Einsamkeit des Klostergartens, wo er seine Wohnung hatte, wollte er, nachdem er so lang die schwere Last der Herrschaft getragen hatte, bloß für Kunst und Wissenschaft, in Selbstbetrachtung und Gebeten leben; dort hoffte er endlich die Ruhe zu finden, welche er im heißen Mittagsschein des Glückes, welche er in so vielen Kämpfen und Siegen nie hatte erringen können. Er gab sich auch viel mit mechanischen Beschäftigungen ab, und

Karl V. im Kloster St. Just.

wollte einstmals zwei Uhren in einen Gang bringen, allein es gelang ihm, trotz aller Mühe, durchaus nicht. Da fiel ihm sein ganzes vergangenes Leben bei, und er sprach ernst und bitter, indem er die Fruchtlosigkeit seiner Bestrebungen erkannte: „So vermag ich nicht einmal zwei Uhren in denselben Gang zu bringen und vermaß mich doch einst, so viele tausend Menschen zu einem einzigen Glauben zu bringen." In der Einsamkeit von St. Just nahm sein Trübsinn von Tag zu Tag zu; vom Zeitlichen abgewandt, bereitete er sich durch strenge Bußübungen für die großen Geheimnisse der Ewigkeit vor. In solcher Stimmung kam er einst auf den Gedanken, sich bei lebendigem Leibe sein eigenes Leichenbegängniß halten zu lassen. Und der weiland Kaiser, der sich jetzt bloß als Geschöpf von Staub betrachtete, das bald wieder zu Staub werden sollte, hörte in der Kirche tief erschüttert die feierlichen Todtengesänge, welche am Trauergerüste für sein Seelenheil angestimmt wurden. Des Tages darauf ergriff ihn ein Fieber und nach wenigen Wochen verschied er am 21. September 1558. Er war ein außerordentlicher Mann gewesen, ein Kaiser, wie es wenige gab, voll Eifers, der tiefgesunkenen Kaiserwürde ihre alte hohe Bedeutung wieder zu erringen, (wiewohl er nicht bedachte, daß sie bereits durch die des Fürstenthums völlig ersetzt war,) groß an Geist und stark von Muth und Willenskraft, sein Leben lang nichts über sich erkennend und am Ende seines Lebens dennoch gezwungen einzusehen, daß ein Einzelner, sei er auch noch so gewaltig, zwar gegen den Geist der Menschheit in seiner Zeit streiten, aber ihn nicht überwinden kann. An dieser Erkenntniß ist sein ganzer Stolz, ist seine ganze Zuversicht gescheitert und sein Herz gebrochen.

6.

. . . . In allen Dingen
Ist besser Hoffen als Verzweifeln . . . .
Göthe.

Wie der frische Odem des Frühlings, vor dem alles Starre schmilzt, alles Todte plötzlich in Staub zerfällt, so war aus Deutschland der Geist der Reformation mit Macht in viele Länder gedrungen. Es war deutscher Geist, der zum zweiten Mal fremde Völker verjüngt hatte. Das erste Mal war's nämlich gewesen, wie das alte Römerreich durch deutsche Waffen in Trümmer zerfiel und die gesunde unverdorbene deutsche Kernkraft überall neue Herrschaften einsetzte und den gewaltigen Anstoß zu neuen Entwickelungen gab. Auch jetzt war es wieder eine römische Weltherrschaft, die geistliche nämlich, welche durch Deutsche zertrümmert worden. Wie damals das heidnische, so trug jetzt das geistlich-römische Weltreich selbst die Schuld,

nämlich den Fluch der Tyrannei und des Sittenverderbnisses. Und wie damals die weltliche Herrschaft Roms als geistliche wieder auferstehen konnte, so versuchte die geistliche Herrschaft Roms auch jetzt, sich mit frischem Muth von ihrem Sturz wieder emporzurichten. Wie war dies möglich? Also: Früher wie jetzt ließen sich die Deutschen gläubig durch die Vorspiegelungen und Künste der Priesterherrschaft gängeln; jetzt aber hatten die Protestanten einen gefährlicheren Feind in ihrer eigenen Mitte, nämlich dieselbe religiöse Unduldsamkeit, dasselbe starre strenge sinnlose Festhalten am todten Buchstaben, dieselbe blinde Verehrung des Bestehenden, dieselbe Verläugnung und Verketzerung des geistigen Fortschritts, die sie auf Seiten der römischen Hierarchie gehaßt und bekämpft hatten. Wie einst die päpstlichen Scholastiker, so eiferten und geiferten jetzt die protestantischen Theologen. Mit derselben Erbitterung und Grausamkeit, womit das Papstthum alle Andersgläubigen verfolgt hatte, verfolgten sich jetzt Lutheraner und Kalvinisten wechselseits. Die Fürsten fingen an, sich in ihren Ländern, jeder wie ein Papst im Kleinen, zu benehmen. Die freie höhere Entwickelung der Gottesgelehrtheit stockte, oder verlor sich, um nicht in trockne Pedanterei zu verfallen, in mystischen Grübeleien. Kurz: es zeigten sich im deutschen Nationalleben, so schnell nach der herrlichen Zeit der Begeisterung, jetzt allenthalben traurige Rückschritte.

Unter solchen Umständen griff denn das Papstthum seine Pläne auf zur Wiederherstellung der zertrümmerten Herrschaft. Es zählte dabei auf die mächtigen Häuser Oesterreich und Baiern, und es fand noch dazu einen Bundesgenossen, — so schlau, einschmeichelnd, mächtig, weitverbreitet und dienstwillig, wie noch nie in der Weltgeschichte ein Tyrann einen gleichen Diener und Helfershelfer, wie noch nie die Freiheit einen gleichgefährlichen Feind gefunden hatte, — nämlich den Jesuitenorden. Diese geistliche Gesellschaft, welche von einem spanischen Edelmann, Namens Ignaz von Loyola, gestiftet und von dem Papst Paulus III. im Jahre 1540 feierlich bestätigt worden war, hatte ursprünglich den Zweck: die Weltherrschaft der römischen Kirche durch offne und heimliche Bekehrungen, durch Predigten und Erziehung der Jugend wieder herzustellen. Die Mitglieder dieser sogenannten „Gesellschaft Jesu", die Jesuiten, zeichneten sich vor jenen der alten Mönchsorden durch ihre tiefe Welt- und Menschenkenntniß, durch ihre feinen Manieren, durch den glänzenden Anschein ihrer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit aus, und verstanden es, die Herzen der Menschen zu gewinnen und völlig zu beherrschen; sie wurden die Beichtväter der katholischen Fürsten, die Erzieher der Prinzen, und benützten den Einfluß, welchen sie in dieser Stellung besaßen, zum Vortheil ihres Ordens und des Papstthums, gegen das natürliche Interesse des Volks; sie brachten es dahin, daß ihnen die Fürsten Lehrstühle auf den Universitäten einräumten, und errichteten nun mit großem Eifer ihre Kollegien, worin sie die Jugend nach ihren Grund-

sätzen, nämlich zur blinden Verehrung der römischen Kirche und des Ordens, zum Haß gegen alle Andersgläubigen und zu deren Verfolgung erzogen. Sodann verbreiteten sie den Aberglauben auf alle mögliche Weise, um das deutsche Volk dumm zu machen; denn sie wußten gar wohl, daß sich nur ein Volk, welches vor Dummheit den Eigennutz der Priester nicht sieht, von diesen tyrannisch beherrschen und zu Allem bringen läßt, ein aufgeklärtes aber solche geistlichen Herrenknechte zum Lande hinausjagt. Leider gelang es den Jesuiten auch wirklich, in Baiern festen Fuß zu fassen und dort die Volksentwickelung niederzudrücken. Auch suchten sie sich, unter fremden Namen und in weltlichen Kleidern, in protestantischen Ländern bei Fürsten und Volk einzuschleichen, um im Stillen und ganz unmerklich ihre Bekehrungen zu bewerkstelligen. Der Hauptgrund ihrer politischen Kraft aber lag darin, daß sie sich an das Interesse der spanischen Linie des Hauses Habsburg anschlossen. Dabei besaß der Jesuitenorden eine Kraft in sich, wie nicht leicht ein Staat, nämlich durch seine überaus künstliche Verfassung, in Folge deren jeder einzelne Jesuit stets für das Interesse des ganzen Ordens handelte. Das war also der neue mächtige Feind des deutschen Volks in religiöser Hinsicht, aber bald auch in politischer, und leider auch in sittlicher; denn die Jesuiten befolgten und predigten den Grundsatz: „Der Zweck heiligt das Mittel" — und zwar auch jedes verbrecherische, — aber welcher Zweck? immer der, welcher der römischen Kirche und dem Orden nützte!

So war die Reformation, diese große deutsche Volkssache, durch ihre innere Entartung und zu gleicher Zeit von außen her durch ihren Todfeind, den Jesuitenorden, mit tausend unsichtbaren Armen bedroht; und das deutsche Volk stand da, zersplittert durch unseligen Glaubenshaß, der in den verschiedenen Parteien immer furchtbarer anschwoll und endlich wohl nur in einem Bürgerkrieg austoben konnte. Die Zeit begann trostlos zu werden. Es war nach jener großen Begeisterung offenbar eine tiefe Abspannung und Ermattung eingetreten. Die Blüthen der schönen Künste verwelkten; man baute nicht mehr Dome in jenem wunderbaren, erhabenen, alt- und echtdeutschen Styl; neu-welsche Schnörkeleien mengten sich schon in der Bauart ein. Eben so ging's bereits mit Malerei und Bildhauerei. Auch die Dichtkunst entartete zu Rohheit oder Geschmacklosigkeit. Auch das wissenschaftliche Streben trug ganz die blasse traurige Farbe jener Zeit, obwohl es in derselben viele tüchtige Gelehrte gab; aber eben das war das Unglück, daß die starre todte Gelehrsamkeit die lebendige Forschung niederdrückte. So ging es mit dem Sprachstudium; jene edlen „humanistischen" Studien, welche den ersten Anstoß der großen geistigen Bewegung gegeben hatten, waren entartet; man fing an, die herrliche deutsche Muttersprache der lateinischen nachzusetzen. Ebenso ging's mit der Rechtsgelehrsamkeit. Nur in den Naturwissenschaften geschahen große und wichtige Fortschritte; aber, gleichwie oft dicker Rauch die Flamme, so umhüllte diese Fortschritte ein mächtiger Aber-

glaube; sie erschienen dem Volke wie furchtbare Zauberei. In dieser Zeit hat der große Naturkundige Theophrastus Paracelsus gelebt (geboren zu Einsiedeln 1493, gestorben zu Salzburg 1541), welcher noch heutzutage als seltsamer Wunderdoktor im Munde des Volkes lebt. In diese Zeit versetzt die Sage auch den Schwarzkünstler Doktor Faust, von dessen Leben und Höllenfahrt im Volksbuch zu lesen ist. Habsucht, Furcht und Thorheit der Großen trugen viel dazu bei, solchen Wahn und Aberglauben zu vermehren und zu verstärken; und so kamen, besonders an den Höfen, die trügerische Goldmacherkunst (oder Alchymie) und die Sterndeuterei (oder Astrologie) immer mehr auf; man verschwendete Gold und Gut an Betrüger, welche sich mit dem Schein geheimer Wissenschaft umgaben, um durch diese den sogenannten „Stein der Weisen" zu finden (vermittelst dessen man unedle Metalle in eitel Gold verwandeln zu können glaubte), oder um sich sein künftiges Schicksal aus den Sternen weissagen zu lassen. Dabei nahm die mystische Schwärmerei, diese Pest für Fürsten und Völker, immer mehr zu und vergiftete die Geisteskräfte und die Sittlichkeit. Gegen solchen allgemeinen Verfall reichten weder die geschärften Reichspolizeiverordnungen von 1530 und 1548 aus, noch die neue „peinliche Hals-Gerichts-Ordnung Kaiser Karls V. und des heiligen römischen Reichs", welche 1532 auf dem Reichstag zu Regensburg erlassen worden und welche kurzweg unter dem Namen „Karolina" bekannt ist. Das war eine Gerichtsordnung, welche durch die furchtbare Strenge der darin festgesetzten peinlichen Strafen, so wie durch die Anwendung der Folter oder Tortur (um dadurch den Angeklagten zum Geständniß zu bringen), jedem Menschenfreund eben so viel Entsetzen erregt, als Mitleid über die thörichte Ansicht, daß das Gesetz für den Einzelnen, wie im Namen des Staats gleichsam nur Blutrache vollstrecken soll; denn es ist eine bekannte Sache, daß gerade die unmenschlichsten Strafen den Pöbel am allerwenigsten von Verbrechen abschrecken, sondern dessen moralisches Gefühl nur noch mehr abstumpfen. Ach, und die letzten Reste der alten deutschen Volksgerichte mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit schwanden dahin! Aber eben jene Maßregeln werfen ein grelles Licht auf die Zeit selbst, und dabei könnt ihr erkennen, lieben Landsleute, daß Unsittlichkeit und politische Unfreiheit stets Hand in Hand gehen; so z. B. ist auch damals die Büchercensur außerordentlich verschärft worden. Nur ein Volk, welches sittlich rein ist und immer sittlich vollkommener zu werden strebt, ist der Freiheit werth, weil es ihre erhabene Wesenheit fassen kann.

In jenen Zeiten (1559) ist auch die alte Volksfreiheit der Dithmarschen untergegangen. Und warum? Weil die Dithmarschen, durch ihr vieles Glück und ihre Reichthümer von Stolz und Uebermuth verblendet, nicht mehr die alten Tugenden, nicht mehr die alte Einfalt bewahrten, nicht mehr so wachsam und gerüstet dastanden, wie einst. Dennoch erwiesen sie auch bei

ihrem Untergang die alte Heldenkraft und besonders zeichneten sich die Frauen durch kühne Großthaten aus. — Folgendes ist der Hergang, wie der Dithmarschen Freiheit unterdrückt ward. Die Dänen und die Holsteiner hatten seit dem letzten großen Sieg der Dithmarschen im Jahre 1500 ihre feindseligen Absichten gegen dieselben keineswegs aufgegeben, sondern dachten auf Rache an den trotzigen Bauern und hatten lang im Stillen gerüstet; die Dithmarschen aber dünkten sich allzusicher und beachteten dies nicht. Sie hatten den evangelischen Glauben angenommen und begaben sich in den Bund der Hansa. Aber Letzteres war nicht zu ihrem Heil; denn die stolzen Bürger meinten es mit den freien Dithmarschen-Bauern doch nicht aufrichtig, ein altes Unheil in deutschen Landen, daß sich ein Stand über den andern vermaß, wie die Ritter über die Bürger, so die Bürger wieder über die Bauern. Nun gewann der Herzog Adolf von Holstein 1548 vom Kaiser Karl V., daß ihm — auf das alte Versprechen des Kaisers Friedrich III. hin — das Land der Dithmarschen überlassen ward. Er reisete verkleidet im Land umher, erkundete dort alle Wege und Stege, und nahm Söldner, indem er vorgab, er wolle den Spaniern gegen die Franzosen dienen. Und er verband sich mit dem König Friedrich von Dänemark; beide sagten im Jahre 1559 den Dithmarschen durch Fehdebriefe den Krieg an und forderten sie zur Unterwerfung auf. Die Dithmarschen rüsteten und bestellten ihre Schanzen, und die Frauen ermahnten die Männer, tapfer zu fechten. Aber es war Uneinigkeit zwischen den einzelnen Kirchspielen und Anführern, während die Feinde das Land von mehren Seiten zugleich angriffen, um dadurch sowohl die freien Männer über den Hauptschlag zu täuschen, als auch deren Macht zu zersplittern. Wider das feste Meldorf geschah der Feinde erster Angriff. Da wehrten sich die gewaltigen Dithmarschen mit der Wuth der Verzweiflung, Männer und Weiber, — eine Frau erstach zwei Landsknechte mit einem Messer — bis daß nur noch vierhundert Dithmarschen übrig waren; die zogen sich auf ein Warf zurück, und verschanzten sich aufs Neue. Aber von allen Seiten umstellt, mußten sie sich endlich doch ergeben und wurden über die Elbe versetzt. Sodann geschah ein furchtbarer Kampf um den Flecken Heide, wo jeden Samstag großer Markt war und die achtundvierzig Vorsteher des Landes zusammenzukommen pflegten. Da stoßen die Dithmarschen mit ihren langen Spießen wacker zu, daß die Landsknechte vor ihnen laufen. Dem König von Dänemark wird ein Edelmann zur Seite erschossen; der Herzog von Holstein sieht seine Fähnriche wanken und weichen; da eilt er von dem Bühel, auf dem er hält, herbei, faßt die Fähnriche an der Hand, führt sie voran und ruft ihnen zu: „Da, da ist der Feind!" Drauf gibt er seinem Roß die Sporen, dringt voran und schießt auf einen Dithmarschen Bauer; der aber, verwundet und am Boden liegend, stößt dem Herzog mit der Hellebarde in den Rücken, daß sich dieser, verwundet, forttragen lassen muß. Aber der Bauern wurden gar Viele erlegt und lagen

zu Haufen über einander, — auch Frauen, die in Mannskleidern und Harnischen mit vorangefochten hatten. Ein andres Häuflein Bauern, das in der Nähe stand, — Reimer Grote führte es an, — wollte den Landsleuten nicht beispringen. Der Feldmarschall der Feinde aber ließ den Flecken Heide in Brand stecken. Da zogen die Dithmarschen aus dem Theil ihres Landes, welcher die „Geest" heißt, und den sie nun verloren hatten, in den andern tieferen Theil, in die „Marsch", und sammelten sich dort, willens, das feindliche Lager anzugreifen. Aber es waren dort durch die Dürre der Jahrszeit alle Gräben ausgetrocknet, und bald erkannten sie nun kummervoll, daß sie nach so zahllosen Verlusten (dreitausend Männer lagen schon erschlagen) gegen der Feinde Uebermacht nichts mehr vermochten und daß die letzte Stunde ihrer Freiheit geschlagen habe. Also sandten sie, während die Feinde Kriegsrath hielten, ihre Geistlichen mit weißen Stäben in deren Lager, um für die Friedensboten sicheres Geleit zu erhalten, und am 19. Juni 1539 wurde der Friede geschlossen, — um den Preis der Unterwerfung. Die Dithmarschen erkannten nämlich die Herzoge von Holstein als ihre Herren an und mußten ihre Waffen und all ihr Kriegsgeräth und all die Fahnen ausliefern, die sie in früheren glücklicheren Zeiten erbeutet hatten; auch ward ihr theurer Schatz vernichtet, die alten Freibriefe, die sie von Kaisern und Päpsten hatten; nur ihr altes Landrecht von 1447 durften sie behalten, und manche Vorrechte, welche die Nordfriesen genossen, — freilich kein Ersatz für die Freiheit, die sie verloren hatten! Wohl versuchten sie's später noch öfter, diese wieder zu erringen. Doch jeder Versuch war fruchtlos; die Dithmarschen sind Unterthanen geblieben; was für eine Vormauer könnten diese Deutschen, die jetzt ihre Söhne in Dänemarks Heere senden müssen, für Deutschland gegen Dänemark sein!

Die neue Reichsverfassung, zu welcher unter der Regierung des Kaisers Maximilian der Grund gelegt worden, hatte sich unter der seines Enkels Karl V. vollständiger ausgebildet. So das Kammergericht, welches nun alljährlich untersucht werden sollte und (im Jahr 1555) eine Ordnung zur Vollstreckung seiner Beschlüsse erhielt. Eben so die Kreisverfassung, die Steuerverfassung und die Kriegsverfassung; jeder Kreis des Reiches mußte einen bestimmten Antheil („Kontingent") an Soldaten, Geschütz und Kriegsbedürfnissen stellen. Seit 1555 gab es außerdem eine eigene „Reichsdeputation", deren Zweck es war, die Mittel zur Erhaltung des Landfriedens in jenen Fällen zu berathen, in welchen dies den Kreisen nicht völlig gelang. Uebrigens erschuf Karl V. 1548 einen neuen Reichsstand, nämlich die sogenannte „Reichsritterschaft"; das war eine Vereinigung aller jener Ritter, welche unmittelbar unter dem Reiche standen, im Gegensatz zum Landadel; diese Reichsritterschaft leistete der kaiserlichen Kammer einen eigenen Beitrag, genoß einige Hoheitsrechte (wie z. B. die Gerichtsbarkeit und das Recht der Steuerumlage), bildete eigene Ritterordnungen

und hielt regelmäßige Zusammenkünfte. Die Reichsstädte standen damals noch im höchsten Wendepunkt ihrer Blüthe, Macht und Bedeutung; ihre Gemeindewesen waren wohl geordnet und verwaltet; aber die ungeheuren Reichthümer der Bürger steigerten den verderblichen Uebermuth in Sitten und Bräuchen allzusehr; und, während sie dem Luxus nachhingen, fing die Macht schon zu verdorren an. Laut der Reichspolizeiordnung vom Jahre 1530 gab es vier Klassen von Bürgern, nämlich: gemeine Bürger und Handwerker, dann Kauf- und Gewerbsleute, Rathsmänner von wegen ihrer Abkunft und Vermögens, endlich Doktoren (oder graduirte Gelehrte). Besonders behaupteten die Kaufleute ein gar großes Ansehen durch ihre ungemeine

Karl V. und Fugger.

Geldmacht. Das auffallendste Beispiel davon gab die Familie der Fugger in Augsburg. Diese Fugger hatten ihre Flotten auf den weiten Meeren und bauten in ihrer Vaterstadt hundert und sechs Versorgungshäuser für die Armen; gleich Fürsten beschützten und beschäftigten sie berühmte Künstler und Gelehrte, und, so recht als Bürger, ließ einmal ein Fugger aus seinem eigenen Schatz 80,000 Goldgulden prägen, weil es der Stadt an Geld fehlte, um dem Kaiser das geforderte Strafgeld zu bezahlen. Kaiser Karl V. liebte die Fugger sehr und wohnte gern bei ihnen, wenn er nach Augsburg kam. So kehrte er auch einstmals im Juni 1530 auf dem Rückweg von Italien bei einem Fugger in Augsburg ein und entschuldigte sich bei diesem, daß er ihm eine große Summe Geldes, die ihm der Fugger geliehen, noch nicht habe zurückzahlen können. Es war kalt Wetter, und der Kaiser sprach, wie verschieden doch das welsche Klima vom deutschen sei. Da läßt ihm der Fugger im Kamin ein Feuer von duftendem Zimmtholz machen (eine Unze Zimmt galt damals zwei Dukaten) und warf stolz einen noch viel kostbareren Brennstoff hinein, nämlich die Verschreibung auf jene Gelder, welche er dem Kaiser vorgeschossen hatte. Bei solchem Feuer mag einem Kaiser der Frost wohl vergehen. — Die fürstliche Gewalt endlich erstarkte in jener Zeit außerordentlich, und zwar bei einem Theil der Fürsten (nämlich bei den evangelischen) in Folge der Reformation (wie schon erzählt); sodann auch gerade in Folge der Bestrebungen des Kaisers Karl V., sie in ihre alten Grenzen zurückzudrängen, weil sie nun alles Mögliche versuchten, um dagegen ihre Selbstständigkeit zu behaupten. Noch immer übten dabei die Landstände ihr heilsames Recht; doch schon trug auch diese Anstalt den Keim des Verderbnisses in sich, weil die Landstände, den Geist und die geschichtliche Begründung ihres Instituts verkennend, sich häufig allzustreng nur je auf ihre einzelnen Standesinteressen beschränkten und die allgemeinen Landes- und Volksinteressen darüber aus den Augen ließen, da sie doch ursprünglich Landes- und Volksvertreter sein sollten. Dadurch aber wurde der fürstlichen Willkür und dem Beamtenwesen in den einzelnen deutschen Ländern ein immer größerer Spielraum gegeben.

Nach Karls V. Abdankung wurde dessen Bruder Ferdinand, welcher bisher römischer König gewesen, nun Kaiser, nachdem er den Fürsten eine Wahlkapitulation beschworen hatte. Weniger ausgezeichnet durch Geistesgaben als Karl V., war Kaiser Ferdinand aus Gründen der Politik doch in Sachen der religiösen Duldung milder gesinnt als jener. Der Papst Paulus IV. wollte ihn auch, wegen des Religionsfriedens mit den Protestanten, anfangs gar nicht anerkennen; erst Papst Pius IV. that dies (1559), aber nur gegen eine förmliche „Obedienzleistung". Uebrigens gaben sich die schlauen Jesuiten alle Mühe, in den österreichischen Erblanden die Reformation zu unterdrücken. In Baiern, wo sie sich der entschiedensten Gunst der Herzoge zu erfreuen hatten, brachten sie diesen Plan auch bald zu Stande.

Besonders thätig war dabei der Jesuit Peter Canisius (aus Nymwegen), welcher, im Gegensatz zu Luthers Katechismus, einen großen und kleinen katholischen Katechismus verfaßte, und von seinen Feinden bloß der „canis austriacus" (der österreichische Hund) genannt wurde. Die Universität Ingolstadt war gleichsam die Hauptfestung der Jesuiten in Deutschland.

Die Protestanten aber weigerten sich standhaft, die Trienter Kirchenversammlung, welche von 1552 an unterbrochen und erst durch den Papst Pius IV. wieder zusammenberufen worden war, zu beschicken. Diese erließ hinwieder mehre Beschlüsse, welche die Macht des Papstthums befestigten, und welche die römisch-katholische Partei in Deutschland auch annahm. Im Jahre 1563 wurde jene Kirchenversammlung beendigt. — Mittlerweile dauerte bei den Protestanten der „Abendmalsstreit" noch fort, und in der lutherischen Partei selbst entstand über denselben Gegenstand eine Spaltung zwischen den Anhängern des Pastors Brenz in Schwäbisch Hall und jenen des Flacius in Jena. Darüber brach großer Haß und viele Zänkerei aus. So standen sich also Lutheraner und Kalvinisten, Brenzianer und Flacianer, erbittert gegenüber, zum Aergerniß der Reformation, allen Gegnern derselben aber zur größten Freude. Die Fürsten selbst nahmen an diesen erbärmlichen Zänkereien der Gottesgelehrten lebhaften Antheil, grade als hinge das Heil ihrer Völker an todten Buchstaben. Traurig genug! Denn nun sollten die Unterthanen mit aller Gewalt nur das glauben, was die Fürsten für wahr hielten. Vergeblich geschahen verschiedene Ausgleichungsversuche; sie griffen nicht durch. Darüber starb der edle Philipp Melanchthon voll Kummer (am 19. April 1560), am Abend seines Lebens noch schwer verkannt, und zwar blos darum, weil er im Geiste Christi Frieden und Duldung predigte. In der Pfalz führte der Kurfürst Friedrich III. die kalvinistische Glaubenslehre und (1563) den sogenannten „Heidelberger Katechismus" als Hauptglaubensbuch der Reformirten ein; aber seine Nachfolger wechselten wieder das Bekenntniß, und das mußten auch die Pfälzer als Unterthanen nachmachen; bald Lutheraner, bald Kalvinisten! Der Kurfürst August von Sachsen hingegen (das war der Bruder und Nachfolger des Moritz) hielt steif und fest an der lutherischen Lehre und verfolgte die Kalvinisten, wiewohl es deren viele heimlich in seinem Lande gab. Als er dies endlich entdeckte, ließ er (1577) die streng lutherische sogenannte „Konkordienformel" abfassen. So hatte nun jede von den drei religiösen Hauptparteien ihre Richtschnur des Glaubens, die Römisch-Katholischen hatten die Beschlüsse des Trienter Koncils, die Kalvinisten den Heidelberger Katechismus, und die Lutherischen die Konkordienformel; jede Partei aber glaubte, den wahren Christusglauben zu haben, und verketzerte die andern. Und welche hatte ihn denn wirklich? Keine; nur der hatte ihn, der den Lehren Christi folgte, dessen heiliges Gebot ist: „Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst."

So traurig war's damals in Deutschland mit den Religionsangelegenheiten bestellt. In politischen Dingen war's auch nicht besser. So machte der Kaiser Ferdinand 1559 den österreichischen Hofrath zum Reichshofrath, also, daß dieser dem Reichskammergericht fast gleich stand. Metz, Toul und Verdün blieben bei Frankreich. Liefland, welches bis dahin unter des deutschen Reichs Oberlehnsherrlichkeit gestanden, fiel an Polen. Und an den östlichen Grenzen erhoben fortwährend die Türken drohend ihre gefürchteten Waffen, in jedem Augenblick bereit, in das Herz der Christenheit einzubrechen. Ungarn, die Vormauer derselben, war durch den Hader der Parteien Zapolya's und Bathori's schwach; der Kaiser konnte nichts dagegen thun, er mußte den Türken alle Landschaften lassen, welche sie in Ungarn besaßen, dem Sohn des Zapolya Siebenbürgen, — und mußte außerdem dem Sultan alljährlich schwere Schatzung zahlen. Am Abend seines Lebens brachte es Kaiser Ferdinand dahin, daß sein Sohn Maximilian von den Kurfürsten als römischer König gewählt und auch vom Papst (1564) als solcher anerkannt ward. Sodann traf er die ernstlichsten Anstalten, auch dem Papst gegenüber, um eine durchgreifende Verbesserung der römisch-katholischen Kirche, so wie eine Kirchenvereinigung zu bewirken. Mitten in diesen Bestrebungen starb Kaiser Ferdinand (am 25. Juli 1564), löblichen Angedenkens; denn er hatte das Gute erstrebt, wenn er auch gegen die Uebermacht der Verhältnisse oft zu schwach gewesen war, um es auszuführen.

7.

Versöhnung, Gottes Ruf, versteht
Kein deutsches Herz dich mehr?

Nun erhielt sein ältester Sohn Maximilian, als Zweiter dieses Namens, die deutsche Kaiserkrone. Dieser war damals 37 Jahre alt, schwach von Körper, aber wahrhaft edel an Geist und Gemüth. Er kannte und schätzte Luthers Lehre und begünstigte den evangelischen Glauben, obwohl er selbst, als Kaiser, nicht zu demselben übertreten wollte; denn er hielt es für die Pflicht seines erhabenen Berufes, nicht selbst Partei zu nehmen, sondern über den Parteien zu stehen. Diesen Grundsatz bewährte er auch durch die That. So viel ihm auch die schlauen Jesuiten in die Ohren flüsterten, er sprach ernst und groß: „Ueber die Gewissen meiner Unterthanen hab' ich keine Macht", und ließ jeden frei und ungefährdet seinen Glauben ausüben, auch in seinen Erblanden. Das ist ihm ein ewiger Ruhm, ein viel größerer, als wenn er tausend Schlachten durch Menschenblut gewonnen hätte.

Diese seine durchgreifende Gerechtigkeitsliebe, so mild und freundlich sie sich in religiösen Angelegenheiten der Nation zeigte, bewährte er eben so streng,

wenn es galt, den innern Frieden des Reiches aufrecht zu erhalten. Das bewies er in der Grumbachischen Sache. Wilhelm von Grumbach, ein Edelmann aus Franken, war von dem Bischof von Würzburg, Melchior von Zobel, ungerechter Weise um seine Lehensgüter gekränkt und draus vertrieben worden, und hatte sich nicht Recht verschaffen können, wiewohl ihm das Reichskammergericht zu Gunsten gesprochen hatte. Im Jahre 1558 aber war der Bischof Zobel zu Würzburg meuchlings erschossen worden und den Grumbach hatte der Verdacht getroffen, daß er die Mörder angestiftet. Ungestüm verlangte er fort und fort vom Stift zu Würzburg die Wiedereinsetzung in sein Recht; gewann viele Reichsritter zu Genossen und sogar den Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Gotha (einen Sohn jenes Johann Friedrich, welcher die Kurwürde verloren hatte) zum Freunde. Darauf gestützt überfiel er im Jahre 1563 plötzlich die Stadt Würzburg und zwang das Stift, ihn in seine entzogenen Güter wieder einzusetzen. Weil er nun durch diese Gewaltthat den Landfrieden freventlich gebrochen hatte, kam er in die Reichsacht. Aber der Herzog Johann Friedrich nahm ihn in Schutz; denn Grumbach hatte diesem zugesagt: er wollte ihm beistehen, die verlorne Kurwürde wieder zu gewinnen. Da nun die Sachen also standen, ließ sie der Kaiser 1566 genau untersuchen, und darnach die Reichsacht erneuern. Als aber der Herzog Johann Friedrich sich des alten Grumbach noch immer treu und standhaft annahm und ihn nicht ausliefern wollte, verfiel er selbst auch in die Reichsacht, und sein Vetter, der Kurfürst August von Sachsen, vollstreckte sie. Johann Friedrich und Grumbach wurden 1567 gefangen genommen, der Letztere nach der damaligen Barbarei des Strafgesetzes geviertheilt, — der Erstere in die zwanzig Jahre lang bis an seinen Tod gefangen gehalten; sein Land blieb jedoch seinen Kindern, bis auf vier Aemter, welche der Kurfürst August bekam.

Inzwischen war das deutsche Vaterland abermals in großen Schrecken vor den Türken gewesen. Der türkische Kaiser Suleiman nämlich, derselbe alte siegreiche Held, welcher vor Wien gewesen war, hatte den Frieden gebrochen, um dem Sohne Zapolya's, Johann Sigmund, Fürsten von Siebenbürgen, durch Waffengewalt die Herrschaft über Ungarn zu sichern; mit ungeheurer Heeresmacht und Pracht war Suleiman gen Ungarn gezogen. Darauf hatten sich jedoch die deutschen Reichsstände, welche die Angelegenheiten des Kaisers in Ungarn mit den Türken in der letzten Zeit immer nur als Privatsachen desselben betrachtet hatten, die dem Reiche fremd seien, plötzlich zur Eintracht erhoben, und dem Kaiser kräftige Unterstützung bewilligt; eben so der Papst; die drohende Gefahr verscheuchte für den Augenblick den Gedanken an alle übrigen Streitigkeiten. Aus Italien, England und Frankreich zogen kriegsfreudige Männer herbei zum heiligen Krieg gegen den Erbfeind der ganzen Christenheit. Das christliche Heer war 80,000 Mann stark und zog gen Ungarn, wo es sich bei Raab verschanzte. Der

greise Suleiman aber wollte von Peterwardein gen Erlau ziehen. Da vernahm er, daß Graf Nikolaus Zriny den Sandschak von Tirhala zu Siklos überfallen, getödtet und dessen reiches Lager geplündert habe. Grimmentbrannt änderte nun Suleiman seinen Plan und warf sich mit seiner ganzen Macht auf die Feste Szigeth (zwei Meilen von Fünfkirchen), welche Nikolaus Zriny vertheidigte. Die Besatzung Szigeths war nicht sehr zahlreich; aber sie bestand aus lauter ungarischen Helden, denen die Ehre mehr galt als das Leben. Vom 5. August bis zum 8. September widerstanden sie der ganzen ungeheuren türkischen Heeresmacht. Endlich aber erkennt der Zriny, daß keine Rettung mehr möglich ist; die Türken sind schon Herrn der ganzen Umgegend, der Stadt und der äußern Feste, von allen Seiten stürmen sie gegen die innere Burg heran, in solcher Zahl, daß ringsumher nichts zu sehen ist als der Himmel und sie. Da weiht sich der Zriny freudig dem Tode. Er läßt ein mit gehacktem Eisen geladenes Feldstück abfeuern, daß viele Hunderte von Türken, die schon auf der Schloßbrücke stehen, getroffen in ihr Blut niederstürzen. Mitten im Pulverdampf sprengt er dann plötzlich, in seinem kostbarsten Gewand, den Säbel in der Faust, ohne Panzer und Helm, zum Thore hinaus wider den Feind, vor ihm sein treuer Fahnenjunker Juranitsch, mit ihm sechshundert Tapfre; und wie der kaiserliche Adler über ihm aufrauscht, bricht er todesfreudig in die Türken ein. Da durchbohren zwei Kugeln seine Heldenbrust, ein Pfeil sein Haupt; noch lebt er, die Janitscharen fassen ihn, heben ihn empor, und hauen ihm das Haupt vom Rumpfe. Schon steht die Burg in lichten Flammen, die rasenden Sieger stürmen über die Leichen der Helden hinein, plündern, und würgen Weiber und Kinder, die sie drinnen finden. Inzwischen dringen die Flammen zum Pulverthurm. Plötzlich bebt die Erde und unter Donnerhall fliegen Mauern und Sieger zerschmettert nach allen vier Winden, und Tausenden von Türken wird der Sieg zum Tod, werden Szigeths Trümmer zum Grab. Dies geschah am 8. September 1566. Beides, Sieg und Verderben, hatte der alte Suleiman nicht mehr erlebt; er war bereits in der Nacht vom 5. auf den 6. September verschieden, aber sein Tod war seinem Heere verheimlicht geblieben, und blieb's auch noch drei Wochen lang, bis sein Sohn Selim II. den Thron bestiegen hatte. Mit diesem wurde 1568 ein Waffenstillstand auf acht Jahre abgeschlossen, kraft dessen beide Theile im Besitze der Landschaften blieben, welche sie inne hatten. Der junge Zapolya aber erkannte den Kaiser als Oberlehnsherrn an. Er starb schon 1571; da erwählten die Siebenbürger den Stephan Bathori zu ihrem Fürsten und der Kaiser bestätigte denselben.

Zur selben Zeit, während in Deutschland durch des Kaisers redliches Streben und würdevolles Benehmen, trotz aller theologischen Zänkereien, innere Ruhe herrschte, geschahen in Frankreich entsetzliche Verbrechen aus Glaubenshaß. Die Römisch-Katholischen, von fanatischen Priestern aufge-

hetzt, wollten dort die Reformirten (oder „Hugenotten") mit Feuer und Schwert ausrotten, und in der Nacht vom 23. auf den 24. August 1572 (in der sogenannten „Bartholomäusnacht") wurden auf Anstiften der verwittweten Königin Katharina und auf Befehl ihres Sohnes, des Königs Karl IX. von Frankreich, in der Stadt Paris und in den Provinzen die Hugenotten überfallen und zu vielen Tausenden meuchlings ermordet (im Ganzen zählte man, gering gerechnet, dreißigtausend Schlachtopfer). Der König selbst soll damals aus den Fenstern seines Palastes auf die Unglücklichen geschossen haben, welche sich durch Schwimmen über den Seinestrom retten wollten. Kaiser Maximilian, dessen Tochter die Gemahlin des Königs Karl IX. war, vernahm diese Schandthat seines Tochtermanns mit tiefer Entrüstung. Aber eben so schändlich war's, daß ein deutscher Fürst, Johann Wilhelm von Sachsen, (schon im Jahre 1568) bei den unseligen Glaubenskämpfen in Frankreich dem König Karl IX. deutsche Söldner gegen die Hugenotten zugeschickt hatte. Andre Fürsten zogen freilich diesen zu Hilfe. So fochten oft Deutsche gegen Deutsche für schnöden Sold auf fremdem Boden, für fremde Interessen. Das bekümmerte den edlen Kaiser Maximilian II. tief; denn gar Viele trieben nun den Krieg als Handwerk, und machten, wenn sie ohne Dienst heimkamen, das Land unsicher, so daß die wilden deutschen Landsknechte eine wahre Landplage Deutschlands waren. Deshalb brachte der Kaiser auf einem Reichstag zu Speier 1570 ein neues „Werbegesetz" in Vorschlag, daß Niemand wider sein Wissen und seinen Willen in fremde Kriegsdienste treten durfte. Die Fürsten widersprachen dem, denn sie glaubten dadurch ihre Hoheitsrechte beeinträchtigt, und verstanden sich endlich nur unter bedeutenden Abänderungen dazu.

Redlich und unermüdlich fuhr Maximilian II. fort, für Versöhnung der Parteien und religiöse Duldung zu wirken. Da arbeiteten ihm jedoch leider die Jesuiten im Stillen überall entgegen, selbst in seiner eigenen Familie, und schürten den Haß der katholischen Fürsten und Unterthanen gegen alle sogenannten „Ketzer". Auf der andern Seite aber war die Reformation selbst durch die Schuld ihrer Prediger und fürstlichen Bekenner schon eben so tief entartet, als die römische Kirche, deren Entartung sie erzeugt hatte; diese Reformation, auf Freiheit des Glaubens gegründet und jetzt zur Glaubenstyrannei umgewandelt, — stand nun als Spott ihrer selbst, als eine ungeheure Lüge da. Das Traurigste war, daß unter solchen Umständen fast einzig nur von deutschen Fürsten die Rede sein kann, fast nirgends vom deutschen Volk, nämlich was das Handeln, freilich nicht, was das Leiden betrifft. Wie ein scheuer verachteter Bettler, der kein Recht hat mitzureden, wird das Volk immer weiter hinter Glanz und Pracht, immer tiefer unter die Laster und Ausschweifungen der Fürsten gedrückt, und kaum hie und da verkündigt ein Seufzer, ein leiser Schmerzensschrei des unterdrückten Volkes, daß es noch lebt, dies deutsche Volk, das

einst die Römer schlug und siegreich über die Länder der Erde schritt, das den Fürsten seine ganze Selbstherrlichkeit nie sklavisch verschenkt, sondern vertrauungsvoll sie nur gleichsam zu Vertretern derselben berechtigt hatte. Auch von der Kraft und Ehre des Reiches ist keine Rede mehr; die wahlfreie Krone von Polen wird dem tugendhaften Kaiser (1576) angetragen; — die deutschen Reichsstände sind dagegen.

Körperlich schwer leidend, kam der Kaiser 1576 auf einen Reichstag gen Augsburg, um sein Versöhnungswerk fortzusetzen. Aber die Protestanten sowohl als die Katholiken hielten fest an ihren Forderungen. Die Protestanten wollten nämlich, daß ein „Nebenabschied" Kaiser Ferdinands vom Jahre 1555 (kraft dessen auch die evangelischen Unterthanen geistlicher Stände von diesen bei Ausübung der Augsburgischen Konfession nicht bedrängt werden sollten) die verbindende Kraft eines förmlichen Reichsgesetzes erhalten, dagegen die unselige Klausel vom „geistlichen Vorbehalt" aufgehoben werden sollte, — durch Beides hätte die evangelische Kirche die Obmacht erhalten; — die Katholiken hingegen bestanden darauf, daß der „geistliche Vorbehalt" gelten sollte, der „Nebenabschied" aber nicht. So stritten beide Parteien hartnäckig, während der Türke abermals drohend seine Waffen erhob. Vergeblich stellte ihnen der Kaiser vor, daß zu wenig Fürsten auf dem Reichstag vorhanden seien, um etwas Entscheidendes zu beschließen; vergeblich ermahnte er sie aufs Dringendste zum Frieden unter sich, damit das gemeinsame Heil des Vaterlands nicht zu Grunde ginge; vergeblich gab er sein Kaiserwort, daß er stets jede Beschwerde heben wolle. Als nun keine Vorstellung noch Bitte fruchtete, ließ er den Reichsabschied abfassen, worin jene Streitpunkte nicht berücksichtigt waren. Gleich darauf verschied er, von Freunden wie Feinden wegen seiner Redlichkeit hochgeehrt. Seinen Sohn, Rudolf II., König von Ungarn und Böhmen, hatten die Kurfürsten bereits 1575 zum römischen König erwählt, und nun bestieg dieser Fürst den deutschen Kaiserthron. Fürs deutsche Vaterland aber stieg dabei kein Morgenroth empor; die Nacht des Todes, welche Maximilians II. Augen schloß, legte sich wie ein ungeheures Bahrtuch über das weite Vaterland.

8.

Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

Göthe.

Mittlerweile hatte sich das Volk in den Niederlanden, welche weiland Kaiser Karl V. 1555 seinem Sohn, dem König Philipp II. von Spa-

nien, übergeben hatte, muthig für seine bedrängte Freiheit zu einem Kampf erhoben, welcher deutschen Herzen unvergeßlich bleiben soll; denn jenes Volk, edel und hochherzig, betriebsam und beharrlich, durch Gewerke und Handel reich und blühend, war deutschen Ursprungs, und bewies diesen durch seine Freiheitsliebe, als es, durch Karls V. Verfügung von Deutschland losgerissen, und an Spanien geschmiedet, auf König Philipps II. Machtgebot spanische Sitten und spanische Knechtschaft annehmen sollte.

Philipp II. war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es seine heiligste Pflicht, daß es die höchste Aufgabe seines ganzen Lebens sei, der römisch-katholischen Religion in allen seinen Reichen die ausschließliche Herrschaft wieder zu verschaffen. Nach seiner Vorstellung war jede von den römisch-katholischen Glaubensvorschriften abweichende religiöse Ansicht nicht bloß ein Irrthum, sondern auch ein Verbrechen, eine Beleidigung gegen Gott, und ihm, dem König, läge es ob, solche Verbrechen zu bestrafen, die Ketzereien auszurotten, die Rechtgläubigen dadurch vor der Gefahr einer Ansteckung zu bewahren. So hielt denn Philipp II. das spanische Glaubensgericht (oder die „Inquisition") für eine heilige Anstalt und freute sich, als hätte er die größten Triumphe gewonnen, wenn diese Inquisition zahlreiche sogenannte Ketzer zur Hinrichtung brachte; solche Hinrichtungen hießen „Auto-da-fé's" und waren prachtvolle Schauspiele, denen der König mit seinem ganzen Hofe beiwohnte; da wurden die unglücklichen Schlachtopfer des Glaubenshasses schimpflich und qualvoll vor allem Volke verbrannt. So war's in Spanien eingeführt, und so wollte es König Philipp II. auch in den Niederlanden einführen, wo (namentlich in den nördlichen Provinzen) die Reformation fest eingewurzelt war. Er wollte noch mehr in seinem Stolz; er wollte, wie sein Vater, eine Weltherrschaft erringen, und Spanien sollte deren Mittelpunkt sein, in Spanien selbst aber sein Kabinet, worin er finster brütend über dem Gewebe seiner Pläne saß und dieses weithin über fremde Reiche auswarf, zumal über England und Frankreich. Es ist begreiflich, daß sich die Jesuiten aufs Innigste an das Interesse Philipps II. und Spaniens gebunden fühlten, weil ja das katholische Interesse und ihr eigenes damit zusammen hing.

In den Niederlanden wähnte Philipp II. durch Gewalt seine Absichten durchsetzen zu können. Da meinen die Tyrannen: Gewalt sei allmächtig wie Gott. O ihr thörichten Geschöpfe aus Staub, die ihr den Geist, Gottes Kind, für nichts achtet! Ihr begeht in aller eurer Bigotterie eine Gotteslästerung, wenn ihr ihn bloß als Opferthier ansehet, das ihr dem Götzen eurer Selbstsucht schlachten könnt. Philipp II. hatte 1559 seine Halbschwester, Margaretha von Parma, zur Statthalterin der Niederlande bestellt und ihr einen Staatsrath beigegeben, worin viele adelige Niederländer saßen, aber auch sein Günstling Granvella. Spanische Truppen blieben, gegen die Verfassung der Niederländer, in den blühenden Pro-

vinzen; eben so wurden, gegen die Landesverfassung, zum Schutz des Katholicismus, vierzehn neue Bisthümer dort errichtet. Darüber erhoben alle Niederländer laut ihren gerechten Unwillen, und drei treffliche Männer, der Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien und die Grafen von Egmont und Hoorn, nahmen sich als kühne Wortführer der ganzen Nation an. Wilhelm von Oranien, ein Liebling weiland Karls V., war Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht, welt- und staatsklug, bedächtig, verschlossen (weshalb er auch „der Schweigsame" hieß) und beharrlich für alles Gute; Graf Egmont war Statthalter von Flandern, eben so trefflich wie Oranien, aber lebhaft, ohne Argwohn und hoffnungsreich, überdies als siegreicher Krieger berühmt und der Stolz aller braven Niederländer. Beiden ging das Vaterland über Alles, und sie brachten es dahin, daß die Statthalterin Margaretha endlich den verhaßten Granvella 1564 aus dem Staatsrath entfernte. Dennoch war damit noch nichts gewonnen; denn König Philipp II. bestand darauf, daß die Beschlüsse der Trienter Kirchenversammlung in den Niederlanden anerkannt werden müßten; auch dauerten die Verfolgungen gegen die sogenannten „Ketzer" fort, und immer zahlreicher wurden die Hinrichtungen derselben.

Da sind im Jahre 1565 die kühnsten Männer vom Adel zusammengetreten und haben sich's wechselseits zugeschworen, die verhaßte und fluchwürdige spanische Inquisition in den Niederlanden nicht aufkommen zu lassen, und jeder Religionsverfolgung Widerstand zu leisten; dieser Bundeseid hieß das „Kompromiß". Und als die Statthalterin Margaretha 1566 den Staatsrath berufen hatte, kamen die Verbündeten zu ihr und übergaben ihr eine Bittschrift um Aufhebung der Gesetze gegen die Ketzer. Margaretha war überrascht und betroffen; da sprach der Graf Barlaimont, einer ihrer Räthe, auf französisch halblaut zu ihr: „Ist's doch nur ein Haufe von Bettlern!" Bettler aber heißt im Französischen: „gueux". Als die Verbündeten dies vernahmen, machten sie jenen schimpflich gemeinten Ausdruck zu einem Ehrenwort und zu ihrer Losung, und nannten sich alle von Stund' an „gueux" oder „Geusen", ließen auch eine Münze schlagen, worauf das Bild des Königs und die Schrift stand: „Getreu bis zum Bettelsack", und trugen diese Münze gar stolz auf der Brust zur Schau. Nun wurde dies Wort zum Namen der ganzen Partei, und alle, die es mit der Freiheit des Landes hielten, nannten sich fortan „Geusen". Hierauf breitete sich die Reformation in den Niederlanden mit Macht aus. Auf allen Straßen und Plätzen waren eifrige Prediger, welche sie dem Volke verkündigten; die Aufregung des Volkes nahm von Tag zu Tag zu und überschritt bald alles Maß. Es brach wie rasend in alle Kirchen und Klöster ein, und in drei Tagen wurden vierhundert Kirchen von der erhitzten Menge ihrer herrlichsten Gemälde und Bildsäulen entkleidet, ihrer kostbaren Geräthe beraubt. Da erschrak die Statthalterin und gab dem Volk gute

Worte. Der finstre König Philipp II. hingegen beschloß, als er die allgemeine Bewegung erfuhr, den Sturm mit Gewalt zu unterdrücken; doch hinterlistig ließ er den Niederländern, um sie sicher zu machen, verkündigen: „Alles soll vergeben und vergessen sein. Ich will selber zu euch kommen und eure Wünsche zufrieden stellen." Statt dessen sandte er seinen Feldherrn, den Herzog von Alba, mit einem gewaltigen Kriegsheer nach den Niederlanden. Als man nun dies dort vernahm, riethen Einige, den Spaniern muthig entgegen zu ziehen und sie gar nicht ins Land herein kommen zu lassen; Andere aber trauten den falschen Worten des Tyrannen. So waren auch die Verbündeten selber, welche theils katholisch, theils protestantisch waren, unter sich uneins geworden. Sogar die beiden Häupter der vaterländischen Partei, Oranien und Egmont, waren nicht eines Sinns. Sie beriethen sich zu Villebroek, und der vorsichtige Oranien, welcher durch geheime Kundschafter Philipps Pläne erfahren hatte, beschloß, einstweilen nach Deutschland zu gehn; der muthige Egmont aber wollte in den Niederlanden beharren und auch den Prinzen dazu überreden. Als er dies nicht vermochte, sprach er beim Scheiden, arglos scherzend, zu seinem Freunde Oranien: „Lebt wohl, Prinz ohne Land!" — „Lebt wohl, Graf ohne Kopf," gab ihm Oranien ahnungsvoll zur Antwort; darauf verließ er Niederland. Auch einmalhunderttausend Protestanten, größtentheils wohlhabende Menschen, flüchteten damals, vor dem furchtbaren Alba grauend, aus ihrer Heimath, die meisten von ihnen nach England.

Im Jahre 1567 zog Alba mit seiner Heeresmacht in Brüssel ein. Im Anfang verstellte er sich, und heuchelte Milde und Achtung vor den alten Freiheiten des Landes, um das Volk und dessen Häupter sicher zu machen. Nachdem ihm dies gelungen war, warf er plötzlich die Maske ab, verdrängte die Statthalterin Margaretha von ihrer Stellung und nahm selbst diese ein. Da zeigte er nun durch die That, daß der Ruf von seiner Unmenschlichkeit nicht gelogen hatte. Freundlich ließ er die arglosen Grafen Egmont und Hoorn zu sich einladen und dann gefangen nehmen. Ein von ihm zusammengesetztes Gericht, welches das Volk schlechtweg nur den „Blutrath" nannte, weil es diesen Namen leider verdiente, verfolgte die Andersgläubigen, wiewohl oft auch reiche Rechtgläubige, ächtete diejenigen, die abwesend waren, um ihre Güter einzuziehen, und ließ diejenigen, welche er fing, hinrichten. Also geschah's auch 1568 den Grafen Egmont und Hoorn, wie der kluge Oranien es in finstrer Ahnung vorausgesehen hatte. Da flüchteten immer Mehre aus ihrem Vaterlande; Oranien aber warb indessen in Deutschland Soldaten und fiel damit in den Niederlanden die Spanier an, wiewohl ohne Glück; doch ließ er sich nicht abschrecken.

Nun schrieb Alba eine sehr drückende Steuer, „den zehnten Pfennig", aus, welche allen Handel und Wandel, allen Wohlstand im Lande, das er wie Feindesland betrachtete, den Kern des Volkslebens gänzlich zu

zerstören drohte. Dadurch reizte Alba 1572 vollends das Volk in Masse zum Aufstand. Die meisten von den vertriebenen Geusen aber, welche auf dem festen Lande nicht mehr Fuß fassen durften, segelten keck und hoffnungsreich auf dem freien Meer umher und hießen davon die Wassergeusen. Sie gewannen die Stadt Briel und bald auch immer mehr Städte in Holland, Seeland, Geldern, Ober-Yssel und Friesland, und hatten endlich eine Flotte von 150 Schiffen, während Oraniens Bruder, Graf Ludwig von Nassau, in Hennegau wider die Spanier einfiel. Am 15. August kamen Alle vom Adel und aus den Städten, welche es mit dem edlen Oranien hielten, mit ihm zu Dordrecht zusammen und erkannten ihn für den rechtmäßigen Statthalter Hollands, Seelands und Utrechts. Da sah Philipp II. endlich ein, daß Alba's blutiges Walten die Sache nur verschlimmert hatte, und Alba kehrte 1573 nach Spanien heim. Während seiner Statthalterschaft hatte er in den Niederlanden achtzehntausend Menschen hinrichten lassen! Fluch haftete auf seinem Andenken!

Auf ihn folgte als Statthalter Don Luis Requesens y Zuniga, welcher nun den Weg der Mäßigung einzuschlagen versuchte. Aber diese kam jetzt zu spät. Kampf allein mußte nur noch entscheiden; das sah jeder brave Niederländer ein. Also ging der Krieg gegen die Spanier fort. Auf der Mookerheide bei Nymwegen gewann Requesens 1574 einen großen Sieg über die Niederländer. Aber seine Kriegsleute, welche keinen Sold bekamen, murrten laut. Da wies er sie an auf die reiche Stadt Leyden. Und sie belagerten diese mit großem Eifer, daß drinnen eine Hungersnoth entstand und furchtbar wüthete; die Wassergeusen aber hatten kein Landheer, um die treue Stadt zu entsetzen. Da wurden die Dämme durchstochen und die Schleusen aufgezogen, daß die Fluthen des Meeres wild hereinbrachen und alles Land überschwemmten. Tausend Spanier ertranken jämmerlich. Die Seeländer aber fuhren rüstig auf den schwellenden Fluthen heran und brachten den Leydnern Lebensmittel, und die edle Stadt ward frei. Requesens ließ sich durch solches Unglück nicht schrecken und führte den Krieg fort; die Freiheitskämpfer aber beschlossen, der spanischen Herrschaft ganz abzusagen, und wollten lieber einem andern Reiche angehören; deshalb wandten sie sich an Frankreich und England, doch keines von beiden wollte sie annehmen.

Indessen starb Requesens (1576) und nun zogen die spanischen Soldaten, welche keinen Sold bekamen, mordend und plündernd durchs ganze Land. In dieser allgemeinen Noth traten Holland und Seeland mit den andern Provinzen zusammen und verbündeten sich unter einander zu Gent (durch die sogenannte „Pacifikation"), um die bösen Gäste, die Spanier, aus dem Lande zu jagen. Diese aber plünderten indessen die reiche Stadt Antwerpen unter so schauderhaften Gräueln, daß Kinder und Kindeskinder noch mit Entsetzen von der „spanischen Furie" redeten. Zur selben Zeit

kam, als neuer Statthalter und Feldherr Spaniens, der Halbbruder König Philipps II., der tapfre, berühmte, herrschsüchtige und hochgebildete Don Juan d'Austria, nach den Niederlanden. Er brachte die zuchtlosen spanischen Soldaten zum Gehorsam, bestätigte klug jene Pacifikation von Gent, und entließ demzufolge seine Soldaten, um nur fürs Erste festen Fuß in den Niederlanden fassen zu können und sich das Vertrauen des Volkes zu erwerben. Holland und Seeland waren jedoch mißtrauisch gegen alle seine Versicherungen und wollten von einem Frieden mit ihm nichts wissen. Don Juan zeigte auch bald, daß er's nicht aufrichtig meinte, denn er warf sich plötzlich in das feste Schloß Namur und gewann die Festung Charlemont. Da standen alle Provinzen gegen ihn, bis auf Namur und Luxemburg, und erklärten den Prinzen von Oranien zum Regenten („Ruwaard") von Brabant. Aber Viele vom niederländischen Adel waren auf Diesen eifersüchtig und beriefen den Bruder des deutschen Kaisers Rudolfs II., den Erzherzog Matthias, zum Statthalter. Dieser kam auch alsobald; aber Wilhelm von Oranien wurde ihm als Stellvertreter beigegeben und der Erzherzog selbst übte keinen Einfluß aus. Inzwischen entstand eine Unzufriedenheit in den wallonischen Provinzen, welche gut katholisch waren, wegen allzugroßer Begünstigung der Protestanten, und jene beriefen einen Bruder des Königs von Frankreich, den Herzog von Anjou, ins Land, welcher gleichfalls nichts ausrichtete. Jene Spaltung aber zwischen den südlichen und nördlichen Provinzen war bereits der Grund zu einer künftigen Trennung beider.

Mittlerweile war Don Juan d'Austria (1578) gestorben und statt seiner der Prinz Alexander Farnese von Parma, ein kluger, hochgebildeter und tapfrer Fürst, gewiß einer der größten Männer seiner Zeit, herbeigekommen. Dieser suchte die inneren Zwistigkeiten der Niederländer zu Gunsten Spaniens zu benutzen, und wirklich schlossen die wallonischen Landschaften Artois und Hennegau nebst mehren Städten am 5. Januar 1579 einen Bund unter sich zur Aufrechthaltung der katholischen Religion. Da verbanden sich auch, auf Oraniens Betrieb, am 23. Januar desselben Jahres, zu Utrecht die nördlichen Provinzen (Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und die Landschaft Gröningen) zum Schutz der politischen Freiheit und des Protestantismus auf ewige Zeiten, und zwar so, daß jede einzelne Provinz unabhängig bleiben und ihre besondere Verfassung behalten sollte; später traten auch Friesland, Over-Yssel und die Stadt Gröningen bei. Das ist die Utrechter Union. Alexander Farnese aber eroberte (am 29. Juni) Mastricht. Nun söhnten sich die wallonischen Provinzen mit Spanien wieder völlig aus, unterwarfen sich und blieben getrennt von jenen freien nördlichen. Diese setzten muthig den Kampf fort und erklärten am 26. Juli 1581 den König von Spanien der Herrschaft über sie verlustig.

König Philipp II. war voll Erbitterung, daß die Niederländer durch

ihre Vaterlandsliebe all' seine List und Gewalt zu Schanden machten. Da hielt er es für das beste Mittel, den ihm verhaßten Prinzen von Oranien, welcher die Seele aller kühnen Unternehmungen sei, aus dem Wege zu räumen; dann, hoffte er, würde es ihm ein Leichtes sein, der Niederländer Meister zu werden. Er ächtete den Prinzen im Jahre 1580, setzte auf seinen Kopf einen hohen Preis, nämlich 25,000 Goldgulden, und versprach noch dazu Demjenigen, der ihm den Prinzen lebendig oder todt bringen würde, den Adelstand. Dies verlockte mehre Schurken zum Meuchelmord, — zuerst (im Jahre 1582) einen gewissen Jaurregui, und endlich einen gewissen Balthasar Gerards, welcher aus der Franche-Comté gebürtig war. Unter dem falschen Namen „Franz Guion" schlich er sich bei dem Prinzen von Oranien ein, und heuchelte diesem einen großen Eifer für den reformirten Glauben. Der Prinz war gnädig gegen ihn und schenkte ihm Geld; dafür kaufte sich Gerards zwei Pistolen, lud jede mit drei Kugeln, und erschoß den Prinzen (am 10. Juli 1584) zu Delft, als dieser eben von der Mahlzeit aufstand. „Herr Gott, sei meiner armen Seele gnädig und dem armen Volk!" stöhnte Oranien, indem er niedersank; dann gab er den Geist auf. Der Mörder wurde ergriffen und gestand, daß er seinen Vorsatz einem Franziskanermönch zu Tournay und einem Jesuiten in Trier mitgetheilt und daß ihn der Letztere darin bestärkt und versichert habe, „er würde dadurch die Märtyrerkrone verdienen"; auch Alexander Farnese habe darum gewußt. Gerards wurde auf eine barbarische Weise hingerichtet; König Philipp aber adelte vor den Augen seiner Völker den Meuchelmord, indem er die Verwandten des Mörders in den Adelstand erhob. Aber, ob der Tyrann auch den edlen Freiheitshelden hatte ermorden lassen, — die Freiheit selbst konnte er doch nicht tödten! Sie blieb stark und gesund in den Niederlanden, unter Krieg und Noth, und fand zu ihrem Schutz tausend Männer für einen. Ueberdies war Oraniens Sohn, der Prinz Moritz, wiewohl noch jung an Jahren, doch schon tüchtig von Geist, und sieben Provinzen stellten ihn an die Spitze eines Staatsrathes. Da jedoch die Spanier unter Farnese inzwischen den Krieg mit Glück fortsetzten, im Jahre 1585 die Stadt Antwerpen nach einer harten Belagerung eroberten, und ganz Flandern und Brabant bezwangen, so baten die Niederländer die Königin Elisabeth von England um Hilfe; diese schickte ihnen den Grafen von Leicester mit Kriegsleuten und das Volk setzte große Hoffnungen auf ihn. Doch auf den Rath eines weisen und treu fürs Vaterland gesinnten Mannes, Johann von Oldenbarneveld, stellten ihm die Provinzen Holland und Seeland den Prinzen Moritz als ihren besondern Statthalter gegenüber; vaterländische Interessen wahrt ein vaterländischer Mann am besten. Das zeigte sich auch bald durch die That, denn der Graf von Leicester nützte den Niederländern gar wenig und verließ sie schon im Jahre 1587. So sahen sich die vereinigten Niederlande durch die Gewalt der

Umstände immermehr dahin gebracht, keines fremden Fürsten Unterthanen zu sein, sondern ein unabhängiger Freistaat zu werden.

Mittlerweile faßte Philipp II., ergrimmt, daß seine Todfeindin, die Königin Elisabeth, die Niederländer unterstützt hatte, den kühnen Plan: England zu erobern, und schickte zu diesem Zwecke (1588) eine gewaltige Flotte von einhundertdreißig Kriegsschiffen mit zwanzigtausend Mann ins Meer. Er nannte sie in seiner Zuversicht die „unüberwindliche Armada". Aber Gott zerschmetterte sie durch Stürme, und den Rest der Schiffe schlugen die Engländer und die mit ihnen verbündeten Niederländer. Das Unglück Philipps wurde den Niederländern zum Heil — nicht bloß im Krieg, sondern auch für ihren Handel; denn mit jenem letzten vereitelten Schlage Philipps II. war Spaniens ganze Macht tief erschüttert und gesunken. Philipp II. sah am Abend seines Lebens seine Schätze so erschöpft, daß er durch die Geistlichkeit Beisteuern für sich sammeln lassen mußte. Er starb 1598 an einer entsetzlichen ekelhaften Krankheit.

Alexander Farnese war 1592 gestorben und sein Nachfolger, der Erzherzog Albrecht von Oesterreich, welcher über die südlichen (belgischen) Provinzen (die spanischen Niederlande) regierte, war ein milder Herr; Philipp II. hatte ihm seine Tochter die Infantin Isabella zur Gemahlin, und beiden die Souverainetät über die belgischen Provinzen gegeben, mit dem Vorbehalt, daß dieselben, im Falle die Ehe Albrecht und Isabellens kinderlos bliebe, an die Krone Spanien zurückfielen, was denn auch eintraf. Inzwischen wollten die freien vereinigten nördlichen (oder holländischen) Provinzen von einer Versöhnung mit Spanien nichts wissen, sondern führten den Krieg tapfer fort. Zu gleicher Zeit erweiterten sie ihre Macht zur See mit dem größten Glück; sie drangen mit ihren Flotten nach Ostindien und legten dort bedeutende Niederlassungen an; im Jahre 1602 entstand die große ostindische Handelsgesellschaft. Zwar eroberten die Spanier unter Spinola im Jahre 1604 die Stadt Ostende, nachdem sie dieselbe drei Jahre lang furchtbar belagert hatten; aber ihre Kraft war erschöpft und der spanische Hof sah endlich ein, daß ihm nichts anders mehr übrig blieb, als mit den vereinigten freien Provinzen Frieden zu schließen. Und im Jahre 1609 wurde zu Antwerpen wirklich ein Waffenstillstand abgeschlossen auf zwölf Jahre, kraft dessen wurden die vereinigten holländischen Provinzen vom spanischen Hofe als frei und unabhängig anerkannt. Sie bildeten jetzt eine selbstständige Staatsmacht und behielten nicht bloß alle Landschaften und Ortschaften, welche sie damals gerade besaßen, sondern behaupteten auch alle ihre Ansiedlungen und Eroberungen in Ostindien, welche sie während des Krieges gewonnen hatten. Aber leider waren sie nun auch vom deutschen Reich völlig losgetrennt, welches nichts für sie gethan hatte. Uebrigens hatte der niederländische Freiheitskrieg auf den deutschen Handel nachtheilig eingewirkt, und beigetragen, die Blüthe

desselben zu zerstören; durch anderweitige Ursachen ist auch die Hansa damals in Verfall gerathen.

So hatte nun die Freiheit durch die Vaterlandsliebe der Holländer, durch ihre Beharrlichkeit und durch die Weisheit ihrer Führer gesiegt. So war der himmelstürmende Stolz der Tyrannei gebrochen und gedemüthigt. Jener große Kampf hatte den Völkern die Lehre gegeben, daß keine Uebermacht der Tyrannen wider Begeisterung, Treue und Einigkeit etwas vermag; den Tyrannen aber hatte er die Lehre gegeben, daß sie keine gefährlicheren Feinde haben, als ihren eigenen Uebermuth, und als solche Vollstrecker ihrer Machtgebote, welche die letzten Reste der Volksliebe boshaft mit der Ferse zertreten, um sich dadurch in den Augen ihrer Herrn ein Verdienst zu erwerben.

9.

. . . Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?

Schiller.

Kaiser Rudolf II. war alles eher als ein Kaiser, und bekümmerte sich um nichts weniger als um das deutsche Reich, welches damals gerade eines kräftigen und aufgeklärten Regenten bedurft hätte, damit die unheilvollen Religionsstreitigkeiten hätten geschlichtet, die schwankenden Rechtsverhältnisse befestigt werden können. Kaiser Rudolf II. war gar mild, aber auch allzuschwach von Gemüth, so daß er, — gut katholisch wie er war, — die klugen Jesuiten völlig nach ihrem Belieben schalten und walten ließ. Das thaten sie nun eifrig, Rom und Spanien zu Lieb', aber der deutschen Nation zu Leid und Verderben, während sich Kaiser Rudolf II. fast einzig und allein mit den unnützen sogenannten „geheimen" Wissenschaften, Astrologie und Alchymie, beschäftigte. Nachdem ihn (wie man sagt) der berühmte Sternkundige, Tycho de Brahe, gewarnt hatte: „sich vor den Nachstellungen seiner nächsten Freunde in Acht zu nehmen", zog er sich voll Argwohn und Angst immer mehr zurück, ließ ungern Jemand vor sich und zeigte sich dem Volk nur höchst selten.

Die Jesuiten entwickelten indessen bei dieser Schwäche des Kaisers eine erstaunliche Thätigkeit, um die Reformation durch Gewalt und List in Deutschland auszurotten, wobei ihnen die erbärmliche Unduldsamkeit der Protestanten selbst trefflich zu statten kam. Am entschiedensten wirkten sie in den Erblanden des Hauses Oesterreich; und mit dem Bürgerstand wurde der Anfang gemacht. Auf des Kaisers Befehl (und dahinter steckten die Jesuiten) durften dort die Bürger auf einmal nicht mehr in die evangelischen

Kirchen kommen, welche der Herrn- und Ritterstand halten durfte; wer zum Bürger oder Professor angenommen wurde, mußte zuvor beschwören, daß er katholisch sei oder es werden wolle. Nicht einmal Bittschriften durften die armen Bürger mehr in Masse eingeben, sonst wurden sie für Rebellen erklärt und zum Tode verurtheilt. Kurz: das Volk sollte durchaus keinen eigenen Willen mehr haben. Aber auch der Adel sollte bald Gleiches empfinden.

Und wie in den österreichischen Erbstaaten, so ging's auch im ganzen Reich. Das Volk sollte nicht bloß wieder katholisch, nein, es sollte nach dem Plan der Jesuiten auch hauptsächlich wieder dumm gemacht werden; deshalb wurde streng auf Unterdrückung aller freisinnigen Bücher gesehen und eine verschärfte Censur angeordnet; die mächtigen Jesuiten ließen alle Schriften, welche ihnen anstößig schienen, verbieten und verbrennen, sie selbst aber entblödeten sich nicht, die ärgsten Schmähschriften wider die Protestanten drucken zu lassen, und dafür hatten sie — Preßfreiheit, sonst Niemand. Während sie sich so an dem Geist des deutschen Volks versündigten, boten sie zu gleicher Zeit alles auf, um protestantische Fürsten zum Uebertritt zur römisch-katholischen Religion zu bewegen. Und bei Einzelnen brachten sie es auch wirklich dahin. So ließ auf ihren Betrieb der Herzog Albrecht von Baiern seinen minderjährigen Neffen, den Markgrafen Philipp II. von Baden, in der katholischen Religion erziehen und erwirkte es vom Kaiser, daß ihn dieser (1571) schon im dreizehnten Jahre für volljährig erklärte, worauf der junge Markgraf die evangelischen Prediger vertrieb. Der Markgraf Jakob von Baden-Hochberg trat 1590 zum Katholicismus über. Eben so waren die Jesuiten unermüdlich thätig, einflußreiche Protestanten durch alle möglichen Künste wenigstens heimlich zu bekehren; ja sie erlaubten ihnen sogar die Heuchelei vor den Augen der Welt: nach wie vor die Formen des Protestantismus zu beobachten. Die Hauptstütze des Katholicismus und der Jesuiten blieb das baierische Fürstenhaus, in diesem besonders der junge Herzog Maximilian (geboren 1573), ein Fürst voll Talent, Kühnheit und Charakterstärke. Er war mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Steiermark (einem Neffen des Kaisers Maximilian II., geboren 1578) auf der Universität Ingolstadt von den Jesuiten erzogen worden, und beide Prinzen trugen von jener Zeit an, ihr ganzes Leben lang, einen unauslöschlichen Haß gegen die Reformation im Herzen; eine Verschwägerung knüpfte dies Band gleicher Neigungen noch fester, so daß ihnen die Austilgung des Protestantismus und die Herstellung des Katholicismus in Deutschland als das höchste und heiligste Ziel ihres Lebens erschien. Sie betrachteten dabei das Volk nicht nach seinen ewigen Rechten, sondern bloß als eine Masse von Geschöpfen, über deren Leben und Tod sie Herren seien; sie betrachteten, in ihrer unglückseligen Verblendung, jeden ihrer Unterthanen, welcher anders glaubte als sie, als einen Rebellen,

welcher dafür den Tod verdiene; und demgemäß handelten sie auch. Es war leider eine Zeit herangekommen, daß die eiserne Gewalt in deutschen Landen Alles entschied. Der Erzherzog Ferdinand, welcher seinen Stolz darein setzte, „ein Sohn der Jesuiten" zu heißen, (er war vielmehr ihr Knecht,) faßte schon im Jahre 1597 den Plan zu einer Gegenreformation und legte diesen dem Kaiser Rudolf II. vor, welcher in Prag residirte. Ferdinand führte seinen Plan auch in Steiermark mit der größten Härte aus, vertrieb 1598 alle seine Unterthanen, welche nicht katholisch waren, und zerstörte ihre Kirchen. — Der Herzog Maximilian von Baiern erwies seinen Glaubenseifer an der Reichsstadt Donauwörth, welche protestantisch war, aber noch ein Benediktinerkloster hatte. Dort hatten nun die Protestanten 1606 die Mönche bei einer altherkömmlichen öffentlichen Prozession arg verhöhnt und mißhandelt, und darüber war die Stadt in die Reichsacht gekommen. Freudig vollstreckte sie Maximilian, gewann Donauwörth 1607 und machte sie zu seiner Landstadt. — Schon früher war auch in Köln und in Straßburg die wachsende Macht der katholischen Partei an den Tag gekommen. In Köln war nämlich der Kurfürst und Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg heimlich mit einer Aebtissin verbunden, einer gebornen Gräfin Agnes von Mansfeld; deren Brüder, welche reformirt waren, verlangten nun von ihm, daß er sie öffentlich zu seiner Hausfrau nehme. Da trat der Erzbischof 1582 zum reformirten Glauben über und heirathete seine Geliebte 1583. Er hätte aber auch sein Kurland gern fortbehalten, wiewohl dies wider die Bestimmungen des „geistlichen Vorbehalts" war; doch der Stadtrath und das Domkapitel, so wie Kaiser und Papst wehrten es dem Kurfürsten; er wurde abgesetzt und die lutherischen Fürsten ließen ihn im Stich, weil er nicht Lutheraner, sondern — Kalvinist geworden war. Statt seiner wurde Ernst von Baiern mit Waffengewalt auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben; Gebhard Truchseß ging nach Straßburg, wo er Domdechant war. Auch dort entstand (1592) zwischen der protestantischen und katholischen Partei um die Besetzung des bischöflichen Stuhles ein Streit, der endlich zu Gunsten der letzteren entschieden ward.

Nun erkannten die protestantischen Fürsten allmälig die große Macht und die noch größeren Absichten der katholischen Partei, welche ihnen den Untergang drohte, und sie schlossen, vorzüglich auf das Betreiben des reformirten Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, im Jahre 1608 einen Bund zu Schutz und Trutz, die sogenannte Union. Darin befanden sich Pfalz und Hessen, Würtemberg, Baden, Anhalt, Brandenburg, die Markgrafen in Franken und mehre Reichsstädte. Der Kurfürst Christian II. von Sachsen, ein Lutheraner und schwacher Lüftling, zögerte mit seinem Beitritt. An der Spitze des Bundes stand der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz. Auch mit dem König Heinrich IV. von Frankreich verbanden sich die deutschen Protestanten insgeheim. Das war ein gar hochstrebender Fürst, wel-

cher die Absicht hatte, die spanisch-österreichische Uebermacht zu zertrümmern, alle Reiche Europas, jedes mit gleicher Macht wie die andern, zu einem christlichen Staatenbunde zu vereinigen und so durch ein „europäisches Gleichgewicht" den schönen Traum eines „ewigen Friedens" zu verwirklichen.

Als nun die katholischen Fürsten die Einigkeit der Protestanten sahen, schlossen auch sie im Jahre 1609 zu München einen Bund unter sich, als Gegengewicht der protestantischen Union, und nannten ihren Bund die „heilige Liga"; der kluge und rastlos thätige Herzog Maximilian von Baiern, welcher, bei aller religiösen Uebereinstimmung, doch voll geheimer Eifersucht auf Oesterreichs Macht, vielleicht auch nicht ohne Absichten auf die Kaiserwürde selbst war, trat an deren Spitze.

Inzwischen hatte sich ein großer Streit der Fürsten entsponnen um die Nachfolge in den Ländern des 1609 kinderlos verstorbenen letzten Herzogs von Jülich, bis daß endlich Brandenburg und Pfalz-Neuburg die Verlassenschaft in Besitz nahmen und bis auf völligen Austrag in Gemeinschaft verwalteten. Mitten in diese verwickelten Verhältnisse trafen im Jahre 1610 plötzlich zwei Todesfälle, welche denselben eine andere Wendung gaben; König Heinrich IV. von Frankreich wurde nämlich von einem ruchlosen Schwärmer, Franz Ravaillac, meuchlings ermordet und in demselben Jahre starb auch der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, welcher einen minderjährigen Sohn hinterließ. Kurfürst Christian II. von Sachsen aber trat, in einem Zustand von Trunkenheit, der „heiligen Liga" bei. Da schien für den Augenblick wieder eine Friedenshoffnung aufzugehn und nach so großer Aufregung wieder Ruhe hergestellt zu sein. Aber diese Ruhe war nur die Schwüle vor einem Gewitter. Die beiden großen Parteien, Katholiken und Nichtkatholiken, standen einander drohend gegenüber und beobachteten einander mit finstrem Schweigen. Jede war bereit, auf den ersten Anlaß das Schwert aus der Scheide zu ziehn. Die Protestanten waren dabei schwach durch ihre Uneinigkeit und glaubten was recht Großes zu thun, daß sie den neuen, durch den Papst Gregor XIII. 1582 verbesserten Kalender hartnäckig nicht annahmen, einzig und allein darum, weil diese vernünftige Verbesserung der Zeitrechnung von einem Papst herkam; so groß waren die Protestanten damals im Kleinlichen, weil sie fürs Große zu kleinlich dachten! Da nahmen die Katholiken eine ganz andere Stellung ein. In dichten Reihen an einander geschlossen, hatten sie alle nur ein einziges Ziel vor Augen, welches ihnen heilig schien und wofür sie Gut und Blut einsetzen wollten, nämlich die Wiederherstellung des römisch-katholischen Glaubens. Immer nur — Fürsten! Wie stand dabei das deutsche Volk? Es seufzte voll banger Erwartung, gedrückt und gebückt unter den blitzenden Schwertern, welche die Fürsten kampfbereit schon über seinem Nacken kreuzten.

Während dieser Zeit waren die Türken (1592) in Ungarn eingebro-

chen; doch hatten die kaiserlichen Waffen den Sieg errungen. Auch in Siebenbürgen hatte sich der Fürst Sigismund Bathori gegen den Kaiser erhoben, war jedoch zur Unterwerfung gebracht worden. Da nun das Land Siebenbürgen völlig unter österreichischer Herrschaft stand, wollten die Jesuiten auch dort mit Gewalt die eingedrungene und verbreitete Reformation ausrotten. Aber die Siebenbürger warfen sich lieber den Türken in die Arme, und es entstand nun wieder ein Krieg, bis endlich der Erzherzog Matthias, des Kaisers Bruder, einen leidlichen Vergleich zu Stande brachte.

Kaiser Rudolf II. kümmerte sich um dies alles nicht; sondern saß finster, argwöhnisch und menschenscheu zu Prag, in seiner Burg verschlossen, sammelte dort Kunstschätze, trieb unnütze Künste und las abergläubisch in den Sternen, ein armer, jammernswerther Mann, nicht bloß geistig, sondern auch körperlich siech. Besonders mißtrauisch war er gegen seinen Bruder, den Erzherzog Matthias (welchen er zum Statthalter in Oesterreich bestellt hatte); und zwar nicht ohne Grund. Denn Matthias, welcher über seines Bruders Unthätigkeit unwillig, herrschsüchtig und über den wachsenden Einfluß Maximilians von Baiern besorgt war, hatte sich (1606) von den Gliedern des Hauses Oesterreich zum Aeltesten des Geschlechts erklären lassen. Ob nun aber auch die beiden Brüder dergestalt in Mißhelligkeit zu einander standen, — so handelten sie doch gegen die Nichtkatholischen beide nach denselben Grundsätzen; Kaiser Rudolf unterdrückte diese in Böhmen, obwohl sie ihn auf die gefährlichen Anschläge seines Bruders aufmerksam machen wollten; Matthias that desgleichen in Oesterreich; dabei handelte aber auch Matthias, welcher nicht viel besser als sein Bruder war, nur als Werkzeug der jesuitisch-römischen Partei.

Ungeduldig nach dem Besitz der Herrschaft, begann Matthias bald gegen seinen kaiserlichen Bruder zu rüsten, zur Zeit, als sich gerade in Prag die Stände zu einem Landtag versammelt hatten und den Kaiser eifrig um Abhilfe aller Beschwerden drängten. In dieser doppelten Gefahr trat Kaiser Rudolf II. 1608 Ungarn, Mähren und Oesterreich seinem Bruder Matthias ab und versprach den böhmischen Ständen gerechte Abhilfe. Aber er mochte dies Versprechen nicht halten, sondern zürnte den Protestanten, weil er sie für die Urheber seiner Noth hielt, und versuchte es, in Böhmen den römischen Katholicismus zur alleinherrschenden Religion zu erheben. Gerade dadurch brachte er nun die allgemeine Gährung zum Ausbruch, die Böhmen riefen ihm mit den Waffen in der Hand zu: „Kaiser, halte dein Wort!" Da mußte Rudolf II. (1609), ob er wollte oder nicht, den sogenannten „Majestätsbrief" unterzeichnen, wodurch die Protestanten und Utraquisten das Recht zu freier Religionsübung, ein unabhängiges Konsistorium, eigene Kirchen und Schulen und die Universität Prag erhielten. Im Herzen des Kaisers aber nagten indessen Reue, Scham und Groll über seinen Bruder und er ließ heimlich viel Kriegsvolk gegen ihn werben. Schon war ein

Bruderkrieg nah am Ausbruch, als die Glieder des Hauses Oesterreich denselben noch verhinderten. Aber das einmal geworbene Kriegsvolk gab sich dabei nicht so leicht zufrieden, sondern brach unwillig, weil es keinen Sold erhielt, in Oesterreich und Böhmen ein, und hauste dort furchtbar, um sich schadlos zu halten; es bemeisterte sich der Stadt Budweis, drang dann bis Prag, überwältigte dort die Kleinseite und beging in seiner Zügellosigkeit blutige Ausschweifungen. Da thaten die böhmischen Protestanten die Waffen an, riefen das Volk zum Schutz des Landes, und den Matthias herbei. Schnell kam er mit Kriegsmacht heran, zog in Prag ein, und zwang seinen Bruder, den Kaiser, welchen die Stände in seinem eigenen Schloß als Gefangenen behandelten, auch der Krone von Böhmen zu entsagen. Vergeblich hoffte Rudolf II. auf die Hilfe der Reichsfürsten; ihn traf die gerechte Strafe der Treulosigkeit, er sah sich völlig verlassen. Da riß der arme Kaiser (doppelt unglücklich, weil er sein Unglück selbst verschuldet hatte) das Fenster auf, und rief, indem er auf Prag hinblickte: „Undankbare Stadt, für die ich Alles gethan, nun stößest du mich von dir. Gottes Rache komme über dich, und mein Fluch über dich und das Böhmerland!" Hierauf unterschrieb er die Urkunde seiner Abdankung und zerbiß in ohnmächtiger Wuth die Feder, deren er sich dabei bedient hatte. Sodann wurde Matthias zu Prag feierlich gekrönt. Dies begab sich im Jahre 1611. Rudolf II. aber konnte den Schmerz und die Schmach nicht überleben. Er starb 1612 im sechzigsten Jahre seines Alters. Da wurde Matthias (am 24. Juni) auch zum Kaiser erwählt.

Nun triumphirten die Jesuiten, welche den ganzen kaiserlichen Hof beherrschten, und suchten auch den neuen Kaiser zur Anwendung offner Kriegsgewalt gegen die Protestanten zu bewegen. Als sie aber sahen, daß Kaiser Matthias lieber in Frieden leben wollte, richteten sie ihre Hoffnungen auf ihren Zögling, den Erzherzog Ferdinand von Steiermark, von dessen blinder Ergebenheit sie überzeugt waren, und boten alles auf, daß Ferdinand an die Spitze des Hauses Oesterreich kam, zumal, da der Kaiser keine Kinder hatte. Es gelang ihnen auch wirklich, daß die zwei Brüder des Kaisers allen ihren Ansprüchen zu Gunsten ihres Vettern, des Erzherzoges Ferdinand, entsagten. Außerdem trafen damals auch noch mehre andre Umstände zusammen, um die Hoffnungen der römisch-jesuitischen Partei zu befördern; nämlich besonders das wachsende Ansehen des Herzogs Maximilian von Baiern, und dann das plötzliche Zerwürfniß der zwei protestantischen Fürsten, des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg und des Kurfürsten Johann Siegmund von Brandenburg. Diese Beide hatten sich wegen der Jülichschen Erbschaft schon verglichen und der Prinz Wolfgang Wilhelm von der Pfalz sollte die Tochter des Kurfürsten heirathen. Siehe da, während Beide zu Düsseldorf am Tisch sitzen, gerathen sie über die Erbschaft von Jülich abermals in heftigen Wortwechsel und der Kurfürst schlägt in der Hitze der Leidenschaft dem Prinzen ins Gesicht. Da tritt dieser von

der Verlobung zurück, wird katholisch und nimmt (1613) die Schwester des Herzogs Maximilian von Baiern zur Hausfrau; der Kurfürst aber wird nun (1614) reformirt. Ihren höchsten Triumph aber glaubten die Jesuiten zu feiern, als der Erzherzog Ferdinand, nach langem Widerstreben und Zögern der böhmischen Stände, endlich (1617) auch zum künftigen König von Böhmen und Herrn von Mähren und der Lausitz erwählt ward; doch mußte er feierlich den Majestätsbrief Rudolfs II. und überhaupt alle Freiheiten der böhmischen Nation beschwören. Nun begann ein eifriges Schaffen und Wirken der katholischen Partei gegen die Protestanten; vergeblich beschwerten sich diese beim Kaiser; vergeblich hofften sie auf Abhilfe. Die Jesuiten meinten schon in ihrer Herzensfreude: „Nun ist's um die Reformation geschehen. In kurzer Frist wird sie ausgerottet sein!" Doch sie täuschten sich, als sie mit sterblichen Augen den ewigen Gang der Geschichte voraussehen wollten. Es begann ein Glaubens- und Bürgerkrieg, welcher namenloses Elend übers theure Vaterland brachte. Aber kein Gewitter kommt vom Himmel, bloß um zu verderben, sondern stets um zu reinigen; und wenn ein Volk einer Sündfluth bedarf, so wird ihm Gott nach langer Hoffnungslosigkeit auch die Taube mit dem grünen Zweige senden und den Regenbogen ausspannen, zum Zeichen eines neuen Bundes.

10.

— Es zittern schon die Loose, und der ehrne Würfel fällt.
Körner.

In Böhmen kam die Erbitterung der Protestanten gegen die planmäßige Unterdrückung der religiösen und bürgerlichen Freiheit endlich im Jahre 1618 zum Ausbruch, und zwar durch folgende Veranlassung. Die Protestanten in den Städten Kloster-Grab und Braunau, welche unter geistlicher Herrschaft standen, hatten sich dort Kirchen erbaut; die Katholiken aber wollten dies nicht dulden, indem sie vorgaben, daß in Böhmen nur der Herrn- und Ritterstand und die königlichen Städte Religionsfreiheit genössen, nicht aber die Unterthanen geistlicher Herrschaften, worüber auch wirklich in dem Majestätsbrief Rudolfs II. nichts Bestimmtes festgesetzt war; die Protestanten führten jedoch dagegen an: „der geistliche Stand ist in Böhmen gar nicht als ein besonderer anerkannt und folglich sind die Kirchengüter eigentlich königliche Besitzungen". Als diese Streitfrage vor den Kaiser Matthias kam, entschied er sie zu Gunsten der Katholiken, und die zwei protestantischen Kirchen wurden durch die katholische Geistlichkeit geschlossen, die zu Kloster-Grab sogar zerstört.

Da kamen die Protestanten zusammen, nach einem Recht, welches ihnen

Rudolf II. gegeben hatte, sich aus ihrer Mitte „Defensoren" zu wählen zum Schutze ihrer gemeinsamen Interessen. Also thaten sie jetzt, beriefen aus jedem Kreise Böhmens sechs Männer von ihrer Partei gen Prag, und diese Defensoren schickten dem Kaiser eine Vorstellung gegen jenes gewaltsame Verfahren. Matthias aber gab ihnen eine ungnädige Antwort, untersagte ihnen jede fernere Zusammenkunft, und gebot seinen Statthaltern in Prag, die Versammlung der Defensoren aufzulösen. Dies reizte das Volk und dessen Vertreter zur heftigsten Erbitterung, und der Graf Matthias von Thurn, ein tapfrer, allgemein beliebter Herr, einer von den Defensoren, stellte sich an die Spitze der Unterdrückten und führte die protestantischen Stände, all' in Wehr und Waffen, ins Schloß zu Prag, wo sich die kaiserlichen Statthalter befanden, von denen sich besonders zwei, nämlich Wilhelm von Slawata und Jaroslav von Martinitz, als Todfeinde der Freiheit längst verhaßt gemacht hatten. Nach einem hitzigen Wortstreit wurden diese beiden Männer, nebst ihrem Schreiber Fabricius, von der Gegenpartei ergriffen und zum Fenster hinausgestürzt, wohl sechzig Fuß tief. Doch der Fall tödtete sie nicht; Martinitz entkam mit dem Schreiber, Slawata, welcher sich am Kopfe verwundet hatte, durfte nach seiner Herstellung Böhmen verlassen.

Nach dieser Gewaltthat sahen die Stände, daß kein Rücktritt mehr möglich sei, und handelten entschieden als Vertheidiger der Landesfreiheit. Sie zogen die kaiserlichen Güter und Einkünfte ein, und vertrieben die Jesuiten, als Anstifter aller Zwietracht und Verknechtung, aus Böhmen; später ging es diesen Ordensmännern auch in Mähren, Schlesien und Ungarn so. Hierauf wurde in Böhmen ein Ausschuß von dreißig Direktoren zur Verwaltung aller Landesgeschäfte zusammengesetzt, und Graf Thurn zum obersten Heerführer bestellt. Als der Kaiser von diesen Vorfällen erfuhr, wußte er vor Schrecken anfangs keinen Rath und wollte dann den Weg der Nachgiebigkeit einschlagen. Aber die Jesuiten riefen: „Nichts von Milde! nun ist die Stunde da, alle Ketzer auszurotten; da seht ihr die Frucht der Duldung — sie ist Rebellion!" So redete auch ihr Zögling und Werkzeug, der bigotte König Ferdinand. Bald scholl die Werbtrommel durch ganz Deutschland, hier für die Katholiken, dort für die Protestanten; bald scholl auch der Waffenlärm; bald standen die Parteien einander gegenüber, jede voll Ungeduld, den lang verhaltenen heißen Grimm, welchen die Geistlichen (beider Parteien) unermüdlich angefacht hatten, endlich im Blute der Gegner zu kühlen. Die evangelischen Stände in Oesterreich erhoben sich nach langem Druck und verweigerten dem Kaiser jede Hilfe; der kühne Graf Thurn schlug das kaiserliche Heer. Der Graf Ernst von Mansfeld, aller Kriegskünste kundig, wie kein Anderer, brachte den Böhmen viertausend Mann. Das Glück zog den Protestanten und der Freiheit wie im Sturmschritt voran.

Da starb plötzlich Kaiser Matthias (am 20. Mai 1619) und König

Ferdinand bestieg unter den ungünstigsten Verhältnissen den Thron. Die österreichischen Stände wollten ihm nicht huldigen, bevor er nicht den Religionsbeschwerden abgeholfen habe, und der Graf Thurn zog mit seinem Heer nach Oesterreich, um ihnen beizustehn. Am 5. Juni stand er bereits vor Wien und belagerte es; in dieser Stadt selbst erhoben sich die Protestanten. Ferdinands Noth war aufs Aeußerste gestiegen; Flucht oder Gefangenschaft, eins von beiden — sonst blieb ihm nichts übrig. Aber standhaft hielt er aus, im festen Glauben, daß er Gottes Sache führe und von Gott Rettung erhalten werde. Schon schlugen die Kugeln in die Mauern der Hofburg, und eines Tages stürmen plötzlich sechzehn Edelleute, Abgeordnete der Protestanten, in dieselbe, dringen in sein Gemach, schmähen ihn

Ferdinand II.

und verlangen ungestüm, daß er seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit den Böhmen geben soll; und wie er zögert, faßt ihn sogar einer von ihnen an der Brust, hält ihm eine Schrift vor, worin das Verlangen der Protestanten steht, und ruft ihm drohend zu: „Ferdinand, willst Du bald unterschreiben?" Da ertönt plötzlich Trompetenschall; seltsame Gerüchte fliegen durch die Hallen der Burg, die Abgeordneten erblassen und entfernen sich. Rettung ist da! Fünfhundert Kürassiere stehen zum Schutze Ferdinands auf dem Burgplatz, der Oberst St. Hilaire an ihrer Spitze; der Graf Boucquoi, kaiserlicher Feldherr, hatte sie — in andrer Absicht — nach Wien gesandt; durchs Fischerthor waren sie unbemerkt in die Stadt gedrungen. Bald darnach erhielt der Graf Thurn Nachricht, daß Boucquoi den Mansfeld geschlagen habe und gen Prag eile. Da hob Thurn die Belagerung Wiens auf und zog nach Böhmen zurück. Ferdinand aber fuhr hierauf gen Frankfurt am Main und wurde dort von den Kurfürsten am 28. August (1619) zum deutschen Kaiser erwählt, und am 9. September als Ferdinand II. gekrönt.

Noch bevor dies geschah, nämlich schon am 19. August, hatten ihn jedoch die Böhmen, Mährer und Schlesier, als Feind der Nation, förmlich der Herrschaft in ihren Landen für verlustig erklärt; und die Böhmen sagten dabei: „Wir haben seit uralten Zeiten stets das Recht gehabt, uns den König frei zu wählen." Und kraft dieses Rechts erhoben sie den jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz auf ihren Thron. Er zögerte lang, diese Würde anzunehmen; seine Mutter und manche wohlmeinende Freunde, so wie der Herzog Maximilian von Baiern (sein Blutsverwandter) und mehre andre Fürsten riethen ihm treubesorgt davon ab, aber seine hochstrebende Gattin, welche eine Königstochter aus England war, sprach zu ihm: „Hast du gewagt, eine Königstochter zu freien, so hab' auch den Muth, eine Königskrone anzunehmen!" Auch sein Hofprediger gebot es ihm als eine heilige Pflicht gegen seine reformirten Glaubensgenossen. Da nahm der Kurfürst die Krone Böhmens an und wurde am 29. November 1619 zu Prag als König gekrönt; Kaiser Ferdinands II. Feind, der Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen, versprach dem neuen König Beistand, und von der protestantischen Union hoffte dieser einen gleichen. Wirklich rückte auch Bethlen Gabor mit einem Heere vor Wien und verband sich mit dem böhmischen Heere, beide mußten jedoch wegen Hungersnoth zurückziehen. Indessen wankte König Friedrichs Herrschaft in Böhmen schon von dem Augenblicke an, in welchem er den Thron bestiegen hatte, und daran war lediglich die religiöse Unduldsamkeit Schuld. Denn die Königin und der allgewaltige Hofprediger wollten den reformirten Glauben mit Gewalt in Böhmen einführen, ließen die Bilder in den Kirchen zerstören, die alten Ceremonien abschaffen und erbitterten dadurch die Lutheraner und Hussiten eben so wie die Katholiken; durch diesen ungerechten und thörichten Fanatismus verlor der

neue König die Herzen des Volks. Er aber lebte in Saus und Braus zu Prag, als müßte seine Herrlichkeit ewig währen, und sah in unseliger Verblendung nicht, wie rings um ihn her das Verderben heranwuchs.

Zwar stand zur selben Zeit das Volk in Oberösterreich für den evangelischen Glauben auf und wollte mit den Böhmen gemeinsame Sache machen. Aber Kaiser Ferdinand II. hatte bereits seine Macht festgestellt. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, ein Lutheraner, hatte sich aus Haß, weil König Friedrich von Böhmen ein Kalvinist war, und aufgehetzt von seinem Hofprediger Hoe, (im März 1620) mit der katholischen Liga gegen ihn verbunden; die Fürsten der protestantischen Union hatten darauf im Juli, feig und engherzig, einen Vergleich mit derselben abgeschlossen, des Inhalts, daß weder die Union noch die Liga einander den Durchzug ihrer Truppen aufhalten sollten, (d. i. eine „Neutralität",) und, was das Allerwichtigste war, Kaiser Ferdinand II. hatte sich schon auf seiner Rückreise von Frankfurt mit Maximilian von Baiern eng verbunden und sich des Schutzes der mächtigen katholischen Liga versichert, deren Bundeshaupt dieser Fürst war. Nun zog Maximilian mit seinem wohlgerüsteten Heere nach Oberösterreich, ließ sich dort als Stellvertreter des Kaisers huldigen, und rückte dann, mit Boucquoi vereinigt, gegen Böhmen. Zwei spanische Feldherrn, der Marquis Spinola und Cordova, drangen mit dreißigtausend Mann wider des Böhmenkönigs Erblande, die Pfalz, vor, und der Kurfürst von Sachsen besetzte die Lausitz, welche den Böhmen Beistand versprochen hatte. Rasch brach nun Herzog Maximilian von Baiern mit dem Heere der Liga in Böhmen ein, jagte Friedrichs Truppen vor sich her und drang auf Prag los. Dort stellte sich Friedrichs Macht, zwanzigtausend Mann stark, unter der Anführung des Fürsten Christian von Anhalt, auf dem sogenannten „weißen Berg" in einem halben Bogen in Schlachtordnung. Gegenüber stand das noch einmal so starke Heer der Liga, unter dem Herzog Maximilian, dem Grafen Boucquoi und dem Feldherrn Czerklas von Tilly. Tilly war ein Niederländer von Geburt, ein vielversuchter alter Kriegsheld, streng von Sitten und streng im katholischen Glauben, voll festen Vertrauens auf eine geweihte Hostie, die er auf der Brust zu tragen pflegte, daß ihn diese in Schlachten bewahre; unheimlich war sein Aussehn, die Gestalt kräftig aber mager, die breite Stirn voller Runzeln, die Augen groß aber finsterblickend, die Wangen eingefallen, Nase und Kinn lang, der Knebelbart spitz und das graue Haar wirr und borstig; so war der alte Tilly, er trug meist ein grünes Atlaswamms, auf dem Haupt einen kleinen Hut mit einer langen rothen Feder. Als nun die Feldherrn der Liga im Lager vor Prag Kriegsrath hielten, drangen der alte Tilly und Maximilian von Baiern auf einen raschen Angriff; Boucquoi aber rieth, lieber die Feinde zu umgehn. Während die Feldherrn so unter sich noch uneins sind, tritt ein spanischer Karmelitermönch, der Pater Dominikus, welcher mit dem Heere zog, zwischen

sie und ruft ihnen zu: „Ihr Söhne der Kirche, was zögert und streitet ihr? Der Herr hat die Feinde in unsre Hand gegeben. Wohlauf, verderbet die Schänder des Heiligsten!" dabei hebt er ein Marienbild empor, dem die Augen ausgebohrt waren (er hatte es im Schutt des Schlosses Rakonitz gefunden), entzündet den Glaubenseifer der Feldherrn und entscheidet dadurch den Plan zum Angriff. Da bricht am 8. November 1620 bei Prag die Schlacht am „weißen Berge" los, Schlag Mittags. „Heilige Maria!" ist das Feldgeschrei der Liga. Die Böhmen halten den Angriff der Uebermacht eine halbe Stunde lang muthig ab. Die Baiern aber lassen sich nicht beirren und stellen die Ordnung her. Endlich ergreift das Reitervolk aus Ungarn die Flucht und reißt das böhmische Fußvolk mit sich fort. Nun löst sich im ungeheuren Schrecken alle Ordnung; nur die Grafen Thurn und Schlick behaupten noch mit den Mährern das Schlachtfeld, bis endlich Schlick gefangen wird und auch Thurn fliehen muß. Viertausend vom böhmischen Heere bleiben todt auf dem Plan, zehn Geschütze, hundert Fahnen sind in der Feinde Gewalt. Wie König Friedrich das Unglück vernimmt, verliert er allen Muth. Vergeblich rufen ihm die Prager zu: „In unsern Mauern, o König, wollen wir dem Feinde schon trotzen." Auch stehn achttausend Ungarn ihm zur Hilfe nur vier Meilen von Prag. Der König aber verläßt zaghaft sein Volk und flieht, mit seiner Gattin, dem Thurn und dem Anhalt, gen Breslau, von dort später nach Berlin. Nun zieht Maximilian von Baiern stolz in die Hauptstadt ein, und das Schicksal Prags entscheidet das von Böhmen. Auch Mähren und Schlesien unterwarfen sich dem Kaiser, da der König sie feig verlassen hatte. Zum Spott hieß man diesen seitdem bloß den „Winterkönig".

Nun stellte Kaiser Ferdinand II. die katholische Religion in Mähren wieder her. Gegen die Böhmen nahm er anfangs den Schein an, als habe er alles Vorgefallene vergessen; diese Mäßigung heuchelte er so lange, bis er die Böhmen dadurch sicher gemacht hatte. Dann begann er aber plötzlich seine Rache zu vollstrecken, und zwar mit einer Grausamkeit, welche nur durch die Stärke seines religiösen Wahnes erklärlich ist, und sein Andenken, so wie das seiner Gewissensräthe, für ewige Zeiten gebrandmarkt hat. Er ließ am 20. Februar 1621 plötzlich alle Häupter der großen Volksbewegung in Böhmen gefangen nehmen und am 21. Juni siebenundzwanzig vom hohen Adel hinrichten, dem Rektor der Universität die Zunge ausreißen, einen berühmten Gelehrten durch — Stockstreiche zu Tode schlagen, siebenhundert achtundzwanzig Edelleute aller ihrer Güter berauben, Viele auf Lebenszeit in Kerker werfen. Dies schauderhafte Gericht heißt der „blutige Landtag zu Prag". Der päpstliche Botschafter (oder „Nunzius") hatte ihn von dem Eide entbunden, welchen er der böhmischen Nation geschworen, und nun vernichtete er auch alle Religionsfreiheiten derselben. Er führte die vertriebenen Jesuiten im Triumph zurück und übergab ihnen die eingezogenen Güter

und die Universität Prag. Da hob die goldene Zeit der Mönche im weiland freien Böhmen an. Zuerst wurden die reformirten, dann auch die lutherischen Prediger verjagt. Die römisch-katholische Religion zog als Schreckensherrschaft in Böhmen wieder ein; nur so glaubte Ferdinand II. dieselbe sicher zu wissen, und er that's in dem entsetzlichen Wahn: „es geschehe zur Ehre Gottes". Da verließen wohl dreißigtausend Familien, welche nicht katholisch werden wollten, ihr armes Vaterland, so daß dies für lange Zeit verarmte. Doch das war noch nicht Alles gewesen. Als Ferdinand sein blutiges Glaubenswerk vollendet zu haben wähnte, krönte er es gleichsam mit allem Hohn und Uebermuth eines Tyrannen. Er zerschnitt 1627 eigenhändig den „Majestätsbrief", zum Wahrzeichen, daß Böhmens Freiheit auf ewig

Ferdinand II. zerschneidet den Majestätsbrief.

dahin sein solle. Dafür sorgten denn auch die Jesuiten mit großem Eifer; sie begannen das edle Volk durch Aberglauben dumm zu machen und zu entnerven, damit es nie wieder zu geistigem Aufschwung fähig werden sollte. Leider gelang ihnen dies für lange Zeiten; und erst heutzutage erhebt sich Böhmen wieder in seiner geistigen Kraft, und strebt im Hinblick auf seine große Vergangenheit verjüngt einer schöneren Zukunft entgegen.

Wie in Böhmen, so wurde die römisch-katholische Religion später auch in Schlesien und Oesterreich durch rohe Gewalt und mitunter durch wahrhaft teuflische Mittel wieder hergestellt; so riß man Kinder von ihren Eltern weg, und erzog sie nach Jesuitenmanier, damit die Eltern, um diesem Herzleid zu entgehen, lieber den katholischen Glauben annehmen möchten. Zu solchen Unmenschlichkeiten verführte den Kaiser der tiefeingewurzelte Wahn, daß er seinen Unterthanen den Weg zur ewigen Seligkeit selbst durch Gewalt aufthun müsse; dazu verführte ihn sein Beichtvater, der Jesuit Lamormain, welcher, durch die Einziehung der Güter von Geächteten, Millionen für seinen Orden gewann. Noch verderblicher aber als alle Noth war fürs Volk das Beispiel der kaiserlichen Treulosigkeit, welche Ferdinand II. durch seinen vermeintlich guten Zweck geheiligt glaubte, (eine Folge der Jesuitenmoral!) So manche Geflüchtete lockte er durch Versprechungen von Gnade in seine Gewalt zurück, und wenn sie dann vertrauensvoll wiederkehrten, behandelte er sie bloß nach seiner blutigen Willkür. Wenn ein Fürst, und noch dazu ein sogenannter frommer Fürst in solcher Weise alle Treue gegen seine Unterthanen verhöhnt, mit welchem Recht kann er verlangen, daß sie — ihm Treue halten? Wenn Völker sich empören, so haben oft die Fürsten in der Regel sich selbst oder ihren üblen Rathgebern und Stellvertretern die Schuld beizumessen; denn diese, oder (was dasselbe ist) sie selbst, als Knechte ihrer Rathgeber, treiben dann die Völker zur Nothwehr. —

Dies zeigte sich später auch in Ober-Oesterreich. Der Kaiser hatte diesen Theil seiner Erblande an Maximilian von Baiern für dessen Kriegskosten verpfändet, und Maximilian sich dort schon 1620 die Huldigung erzwungen, worauf er den Grafen Herbersdorf in Linz an der Donau zum Statthalter eingesetzt. Der Herbersdorf aber, welcher nun im Lande Oesterreich ob der Ens die Reformation von der Wurzel ausrotten wollte, waltete dort so unmenschlich wie weiland der Herzog Alba in den Niederlanden, und trieb dadurch sowohl die Stände (deren Freibriefe er verachtete) als auch das Volk zur Verzweiflung. Da erhob sich im Jahr 1626 das Landvolk (wohl achtzigtausend Menschen) und ließ seine Freiheitsfahnen wehen, auf denen der Spruch stand: „Weil es gilt Seel und Blut, geb' uns Gott Heldenmuth." Ein kühner und kluger Mann, Stephan Fadinger (seines Handwerks ein Hutmacher), ward der Bauern Hauptmann. Und sie schlugen den Herbersdorf bei Waitzenkirchen und Peuerbach, gewannen Wels, Freistadt, Enns und mehre andre Städte und belagerten Linz. Im Feld-

lager vor dieser Stadt ward Fadinger erschossen. An seine Stelle trat ein Edelmann, Achaz Willinger. Nun erlitten die Bauern mehre Niederlagen, schlugen aber zwei neue Heere, welche Maximilian wider sie ausgeschickt hatte. Da übergab dieser dem Grafen Gottfried Heinrich von Pappenheim (dem Stiefsohn des Herbersdorf) die Führung des Kriegs gegen die Bauern. Graf Pappenheim (geboren 1594) stammte aus einem uralten Geschlecht und hatte ein Muttermal, wie zwei gekreuzte Schwerter, auf der Stirn, mit auf die Welt gebracht, das stets zum Vorschein kam, so oft er in Zorn gerieth; daraus hatte ihm sein Vater Veit einen großen Kriegsruhm prophezeit. Seit seinem ersten Bad als Kind hat ihn nie mehr Jemand weinen gesehen. Von früh auf war Krieg sein Allerliebstes und er trug so viele Narben von Wunden am Leib, daß ihn die Soldaten nur den „Schrammhannes" hießen. Diesem Pappenheim gelang es nun auch wirklich, den Bauernkrieg in Oberösterreich rasch zu beendigen. Er schlug die Bauern bei Efferding, Gmunden, Vöklabruck und beim Schlosse Wolfseck, endlich bei Peuerbach und brachte sie zur Unterwerfung; 1627 wurden ihre Anführer hingerichtet.

Schon im Jahre 1621 hatte Ferdinand II. den Kurfürsten und Böhmenkönig Friedrich geächtet, wiewohl gegen alles Recht, weil nämlich die Böhmen diesen frei erwählt hatten und Friedrich nicht gegen Kaiser und Reich als Feind aufgestanden war, sondern bloß das Haus Oesterreich bedroht hatte, — eben so gegen alles Gesetz, weil Ferdinand II. die Acht, ohne Zuziehung eines Fürstengerichts, aus eigener Macht verhängte; der Herzog Maximilian von Baiern (mit mehren Andern) sollte sie vollstrecken. Noch in demselben Jahre (1621) hatte sich die Union der protestantischen Fürsten, welche in erbärmlicher Feigheit dem Falle Friedrichs thatlos zusah, — aufgelöst, weil sie kein tüchtiges Haupt hatte, wie die katholische Liga, welche der kühne Maximilian von Baiern beseelte und mit sich zu Thaten und Siegen fortriß. Mittlerweile hatte der spanische Feldherr Spinola die ganze Unterpfalz (nämlich die Pfalz am Rhein) bis auf Heidelberg, Mannheim und Frankenthal besetzt. Da stand für den unglücklichen, land- und leutlosen Kurfürsten und gewesenen Böhmenkönig nur ein einziger, unbeugsamer Freund, der Graf Ernst von Mansfeld, auch ein geächteter, land- und leutloser Herr, aber unerschöpflich in kühnen Anschlägen, durch seine Kriegskunst überall furchtbar, wohin er mit seinen Schaaren kam; denn da er seinen Soldaten keinen Sold zahlen konnte, erhielt er sie stets von dem Grund und Boden, auf dem sie gerade standen, und war dort nichts mehr zu rauben, so zog er weiter. Dieser tapfre Parteigänger hatte sich aus Böhmen nach der Oberpfalz, und, als ihn Tilly dort vertrieb, in die Rheinpfalz gewandt, als er sich dort nicht mehr halten konnte, nach dem Elsaß, von dort wieder nach der Rheinpfalz. Ueberall hausten seine Schaaren zum Entsetzen.

Der Streit um Böhmen war nunmehr bereits ein allgemein-deutscher geworden. Durch das Uebergewicht, welches die katholische Partei erhalten hatte, sahen sich alle Protestanten bedroht, und außerdem stand durch die Willkür des Kaisers, welche mit dessen Glück schnell aufwuchs, auch die Reichsverfassung, die Freiheit der Reichsstände in großer Gefahr. Dennoch blieben die mächtigeren protestantischen Fürsten noch immer muthlos und unthätig. Um so kühner griffen einige kleinere Fürsten zu den Waffen. Der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach übergab die Regierung seines Landes seinem Sohne und brachte dem Mansfeld ein Heer von funfzehntausend Mann. Beide zusammen stellten sich dem Siegeslauf des furchtbaren Tilly entgegen, und auch der landlose Kurfürst Friedrich kam nun voll neuer Hoffnung wieder herbei. Aber der Markgraf trennte sich vom Mansfeld und wollte ohne diesen den Tilly überwinden. Bei Wimpfen am Neckar traf er mit Tilly zusammen (am 6. Mai 1622). Dort gewann Tilly nach einem mörderischen Kampfe, und zwar durch einen Zufall, den Sieg. Einige Pulverkarren hatten nämlich Feuer gefangen, waren in die Luft geflogen und hatten in das markgräfliche Heer Verwirrung gebracht; diese benützend, brach jetzt ein neapolitanisches Reiterregiment Tilly's in des Markgrafen Schaaren ein, und vollendete so die Entscheidung der Schlacht. Der junge Herzog Magnus von Würtemberg fiel mit zwölf Wunden bedeckt, auch Herzog Wilhelm von Weimar, ebenso der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld. Der Markgraf selbst war in höchster Gefahr; aber vierhundert Bürger von Pforzheim stürzten jetzt hervor, befreiten ihn und fochten, um ihn geschaart, unter ihrem Bürgermeister Deimling, gegen den Andrang des ganzen feindlichen Heeres; vergeblich bot ihnen Tilly Gnade an; was Gnade und Leben? Treue galt ihnen mehr. Während sie kämpften, konnte sich der Markgraf retten. Die vierhundert Pforzheimer aber fielen glorreich bis auf den letzten Mann.

Indessen war noch ein andrer kühner Kriegsfürst für die Sache des unglücklichen Kurfürsten von der Pfalz aufgetreten, der Herzog Christian von Braunschweig (ein Bruder des regierenden Herzogs Ulrich), protestantischer Verweser (oder „Administrator") des Bisthums Halberstadt. Der hatte im Haag in Holland, wohin der geächtete Kurfürst geflüchtet war, ritterlichen Sinns einen Handschuh der Kurfürstin Elisabeth auf seinen Hut gesteckt, und dabei geschworen: „Nicht eher lege ich dies Zeichen meiner Dame ab, als bis ich Elisabeth wieder in Prag zum Thron hinangeführt habe"; auf seine Fahnen ließ er schreiben: „Alles für Gott und für Sie!" Seine wilden Schaaren (funfzehntausend Mann stark) waren bald weit und breit gefürchtet, fast noch ärger als er selbst, wenn er seinem Grimm den Zügel schießen ließ. Wohin er mit seinen Truppen kam, wurden er und sie zur Geißel aller Katholischen. Zu Paderborn ging er in der Kirche auf ein goldnes Bild des heiligen Liborius zu, umarmte es, bedankte sich lachend

bei dem Heiligen, daß er so lang' auf ihn gewartet habe, und eignete sich das Gold als gute Beute zu. In Münster sprach er lustig zu den silbernen Bildsäulen der Apostel, die er in der Kirche fand: „Gehet hin in alle Welt!" ließ sie einschmelzen und Thaler draus prägen mit der Inschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!" Während nun Tilly in den Maingegenden stand, zog Christian von Braunschweig mit Raub und Brand durch die Abtei Fulda und das Hochstift von Würzburg heran, um sich mit dem Mansfeld zu vereinigen. Er eroberte die Stadt Höchst am Main und ließ dort eine Brücke schlagen. Aber Tilly griff ihn an (am 20. Juni 1622) und vernichtete Christians ganzes Fußvolk. Christian selbst entkam mit der Reiterei und schlug sich in die Pfalz durch zum Mansfeld, bei welchem der Kurfürst Friedrich war.

Für diesen aber unterhandelten damals England, Dänemark und Sachsen beim Kaiser um Wiedereinsetzung in sein Erbland. Ferdinand II. machte es dem Kurfürsten zur ersten Bedingung: „seine zwei Bundesgenossen, Christian von Braunschweig und den Mansfelder, zu entlassen"; und der schwache, kurzsichtige Kurfürst that dies auch wirklich, wiewohl ihre Heeresmacht noch immer zu seinem Schutz groß genug war, und kehrte nach Holland zurück. Die beiden Parteigänger führten nun auf eigne Faust den Krieg am Rhein noch eine Zeit lang fort, trugen ihn hierauf nach Lothringen, zogen dann den Holländern gegen die Spanier zu Hilfe und schlugen sich bei Fleurus durch die spanische Armee durch.

Nun hatte aber Tilly freien Spielraum in der Rheinpfalz, welche von aller Hilfe entblößt war. Er erstürmte die drei letzten festen Plätze Heidelberg, Mannheim und Frankenthal nach tapfrer Gegenwehr und waltete mit aller Willkür eines Eroberers. Da verlor Heidelberg seine berühmte kostbare Bibliothek, worin die seltenen alten Handschriften allein auf achtzigtausend Kronen im Werth geschätzt wurden. Maximilian von Baiern schenkte jene Bibliothek dem Papst; sie wurde nach Rom geschafft und blieb dort bis heute; wiewohl im Jahre 1817 ein Theil davon wieder nach Heidelberg kam. Unter dem Schutz des siegreichen Tilly zogen nun auch in der Rheinpfalz die Jesuiten über Trümmerhaufen und Leichen wieder ein, die Protestanten verloren ihre Kirchen; das Bekehrungsgeschäft hob ab. Ebenso ging es in der Oberpfalz.

Nun stand der Kaiser in Oberdeutschland als Sieger da, ja ohne Feind, und dachte seine Machtherrschaft zu erweitern. Von alten Zeiten her waren die Häuser Habsburg und Wittelsbach (Oesterreich und Baiern) in geheimer Eifersucht wider einander, und mißgönnten, eines dem andern seine Macht. Nun aber war Ferdinand II. noch besonders besorgt über Maximilians allzumächtige Stellung an der Spitze der katholischen Liga und wollte diese Stelle lieber selbst einnehmen. Gleichwohl sah er gar gut ein, daß er den mächtigen Maximilian, welchem er die Rettung aus der dringendsten

Noth zu verdanken hatte, nicht mit offener Gewalt verdrängen oder zurücksetzen und dadurch gegen sich aufreizen durfte. Deshalb beschloß Ferdinand II. den Herzog Maximilian dadurch zu beruhigen, daß er ihm ein altes Versprechen erfüllte. Deshalb berief er 1623 die Kurfürsten und einige andre ihm ergebene Fürsten, nicht aber auch alle übrigen Reichsstände, auf einen Tag zu Regensburg. Dort verlieh er, und zwar ungesetzlich (eben weil nicht alle Reichsstände beisammen waren), dem Herzog Maximilian die Kurwürde, und übergab ihm die Oberpfalz. Vergeblich widersprachen die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg diesem Beschluß; Maximilian wurde endlich (1624) auch von Sachsen und (1626) von Brandenburg als Kurfürst von Baiern anerkannt, und die Kurwürde haftete nun auf Baiern, wiewohl damals nur erst für Maximilians Lebenszeit.

Mansfeld und Herzog Christian, weit entfernt den Muth zu verlieren, faßten indessen nur um so kühnere Pläne. Sie sammelten in den Niederlanden ein Heer, und brachen, der Erstere in Ostfriesland, der Zweite in Niedersachsen ein. Die Stände des niedersächsischen Kreises hatten ihn zu ihrem Feldherrn ernannt, denn sie wollten sich und ihren Glauben gegen die drohende Uebermacht der kaiserlichen Willkür und des Katholicismus mit gewaffneter Hand schützen. Doch schon nach vier Wochen legte Christian, bei der leidigen Zwietracht der Kreisstände, diese Würde nieder. Er beabsichtigte in Böhmen einzufallen und sich dort mit Bethlen Gabor, dem Fürsten von Siebenbürgen, zu vereinigen, um dem Kurfürsten die böhmische Krone wieder aufzusetzen. Doch Tilly rückte ihm mit großer Uebermacht an die Weser entgegen. Der Kurfürst von Sachsen wollte den Christian nicht durch sein Land lassen. Da zog sich dieser nach Westphalen zurück, um sich mit dem Mansfeld zu vereinigen, dessen Heeresmacht damals nicht stark genug war, daß er allein hätte große Kriegspläne ausführen können. Bei Stadt-Loo im Münsterland traf Tilly den kühnen Christian, besiegte ihn und vernichtete dessen Heer (6. August 1623). Durch diesen Schlag waren für den Augenblick auch Mansfelds Hoffnungen vereitelt. Da er nun einsah, daß er gegen Tilly mit seinen schwachen Heerhaufen nichts ausrichten konnte, so entließ er sie einstweilen und eilte ungebeugten Muthes nach London; dort ließ er nicht ab, den König Jakob I. von England zum Beistand seines unglücklichen Schwiegersohnes zu bewegen, brachte es auch dahin, sammelte ein neues Heer und führte es nach Holland. Doch das genügte ihm nicht; er bot, so viel es ihm, als einzelnem Mann, möglich war, Alles auf, um Frankreich, England, Venedig, Savoyen, Holland und einen Theil der Schweiz in einen Bund gegen Oesterreich zu vereinigen.

11.

In trüben Massen gähret noch die Welt,
Und keine Friedenshoffnung strahlt von fern.
Ein Tummelplatz von Waffen ist das Reich.
Schiller.

Nun erhielt der unselige Glaubenskrieg allmälig auch noch eine andre Bedeutung, eine umfassendere, politische.

Oesterreichs rasches Glück erhöhte nämlich auch die Hoffnungen Spaniens, welches dem Kaiser zur Unterdrückung der Protestanten bisher manche Truppenhilfe geleistet hatte; nun dachte Spanien hinwieder durch kaiserliche Heere wohl auch die verlorenen Niederlande wieder erobern zu können. Wenn nun aber beide Linien des Hauses Habsburg, die spanische und österreichische, welche schon ein und dasselbe religiöse Interesse, so wie das gemeinsame ihres Geschlechts hatten, sich auch noch in politischer Hinsicht eng und fest verbanden, so besorgte Frankreich, der Uebermacht beider nicht das Gleichgewicht halten zu können. In Frankreich herrschte damals der Kardinal Richelieu als allmächtiger Minister, ein Staatsmann, wie es auf Erden keinen zweiten mehr gab. Als nun Richelieu Frankreichs Interessen, welche ihm über Alles gingen, so bedroht sah, entwarf er vielverzweigte Pläne, um die Macht des Hauses Habsburg in Spanien und Deutschland zu zertrümmern. Er unterstützte die freien Holländer gegen Spanien und den Grafen Mansfeld gegen den Kaiser und suchte in Verbindung mit England ein entscheidendes Gegengewicht zu gewinnen. Mittlerweile hatte Tilly die Truppen der furchtbaren katholischen Liga in Niedersachsen gelassen, selbst nachdem sich der Herzog Christian und der Graf Mansfeld von dort zurückgezogen hatten. Auch dort sollte nun der römische Katholicismus wieder hergestellt, der Protestantismus ausgerottet werden. Da ward es den Ständen des niedersächsischen Kreises (Fürsten wie Städten) wieder vor der Liga und vor des Kaisers Willkür bang; sie sammelten ein Heer und ernannten den König Christian IV. von Dänemark, welcher als Herzog von Holstein auch deutscher Reichsfürst war, zum Kreisobersten. Dieser hatte schon lang gerüstet und stand mit England und Holland im Bunde. So war nun Niedersachsen statt Oberdeutschlands zum Schauplatz des Krieges geworden. Statt der Religion, welche bisher als hauptsächlichster Grund des Krieges gegolten hatte, erschien nun immer deutlicher die Politik. Und während die einzelnen furchtbaren Parteigänger, gleich Würgengeln, mit blutigen Schwertern, im Schein der wehenden Flammen, — aufwirbelnde Rauchsäulen und das Jammergeschrei des Volkes hinter sich, — durch die deutschen Länder hin und wieder zogen, standen sich im Hintergrund die Staaten Europas drohend gegenüber.

Als Kaiser Ferdinand II. sah, wie mächtig gegen ihn gerüstet wurde, bedachte er, daß er bisher eigentlich nur durch die katholische Liga gesiegt hatte, welche unter dem Kurfürsten Maximilian von Baiern stand, dessen rechte Hand der alte Tilly war. Schon lang auf den großen Einfluß Maximilians und der Liga eifersüchtig, wünschte Ferdinand II. jetzt mehr als je, ein eigenes Heer zu haben, um von jenen beiden unabhängig zu sein. Aber er hatte kein Geld um ein eigenes Heer zusammenzubringen, und fand auch, seit dem Tode Boucquoi's und Dampierre's, nirgends einen tüchtigen Feldherrn, welchen er an die Spitze eines solchen hätte stellen können. Siehe, da bot ihm plötzlich ein einzelner böhmischer Edelmann ein Heer von funfzigtausend Soldaten an, welche dieser auf eigne Kosten stellen wollte, wofern er den unumschränkten Oberbefehl darüber erhielt und später durch Länder dafür entschädigt würde. Dieser böhmische Edelmann hieß Albrecht von Waldstein oder Wallenstein (wie er gemeinhin genannt worden ist). Er war 1583 zu Prag geboren, aus einem protestantischen Geschlecht, aber schon als Jüngling zum Katholicismus übergetreten. Er besaß glänzende Talente und Kenntnisse, eiserne Willenskraft, hohen persönlichen Muth und einen ungeheuren Ehrgeiz, der unersättlich von Würde zu Würde hinanstrebte, und auch die höchste für erreichbar hielt; die Astrologie, welcher er wie so viele seiner Zeitgenossen im vollen Vertrauen anhing und in deren vermeintlich tiefe Geheimnisse ihn zu Padua der Sterndeuter Argoli eingeweiht hatte, bestärkte jenen Ehrgeiz noch mehr, eben so das Glück, welches ihn auffallend rasch begünstigte. So hatte er sich durch eine Heirath mit einer Wittwe große Reichthümer, durch seine Tapferkeit und Kriegskunst in den Feldzügen gegen die Türken und die Venezianer hohen Ruhm, die Liebe der Soldaten und das Vertrauen des Kaisers erworben; besonders aber im böhmischen Krieg, wo Wallenstein dem Kaiser gegen seine eignen Landsleute gedient hatte, sodann in den Feldzügen gegen den Grafen Thurn, gegen Mansfeld, gegen den Bethlen Gabor. Ferdinand II. hatte ihn bei seiner zweiten Vermählung in den Grafenstand erhoben, nach der Unterwerfung Böhmens und Mährens ihm die Würde eines Reichsgrafen und die böhmische Herrschaft Friedland verliehen, nach welcher Wallenstein meist nur der „Friedländer" genannt wurde. In gleicher Weise hatte Wallenstein durch Glück und Klugheit auch seine Schätze vermehrt und galt als der reichste Mann. Wie nun Wallenstein damals dem Wunsche des Kaisers entgegenkam und ihm — aus eigenen Mitteln — Truppen warb, da brauchte er bloß seinen Namen ausfliegen zu lassen, und, wie durch einen Zauber gezwungen, kamen aus allen Ecken und Enden Soldaten von jeder Landesart und von jedem Glauben, Längstgediente und Rekruten, Offiziere und Gemeine, unter des „Friedländers" Fahnen zusammen, als wäre die Welt zu erobern. Schon sein ganzes Wesen, seine hohe Gestalt, sein fürstlicher Anstand, sein finstrer geheimnißvoller Blick erweckten

in den Herzen des Kriegsvolks Ehrfurcht, das Gerücht von seinen geheimen Künsten Grauen und Siegesvertrauen zugleich; die Soldaten glaubten: finstre Mächte, mit denen er im Bunde stehe, machten ihn unüberwindlich, und wohl war's auch eine finstre Macht, die ihn beherrschte, der Egoismus. Dazu verstand es Wallenstein, die Soldaten für sich zu bezaubern. Er forderte zwar blinden Gehorsam, und bestrafte die geringste Widersetzlichkeit mit dem Tode; dagegen zeigte er den Soldaten, daß er ihren Stand als den höchsten in der Welt achtete (und er war's auch leider in jener Zeit der eisernen Gewalt); er fragte den Soldaten, wenn er nur muthig und gehorsam war, nicht nach Glauben und Sitten; er gab ihm außerhalb des Dienstes unbedingte Freiheit, zu thun und zu leben nach Herzenslust; wer sich auszeichnete, den beförderte und belohnte er fürstlich. So wußten sich die Soldaten unter seinen Fahnen die gefürchteten lustigen Herren der Welt, und der Friedländer war nicht bloß ihr Feldherr, dem sie blind in Noth und Tod folgten, nein, er war ihr Abgott, sein Geist die Seele eines tausendgliederigen Leibes. Ein solches Heer nun und ein solcher Feldherr, zu des Kaisers Dienst bereit — was konnte Ferdinand II. bei seinen stolzen Plänen noch Höheres wünschen? Wer konnte ihm widerstehn? Jetzt brauchte er die Nebenbuhlerschaft des Kurfürsten Maximilian und der Liga nicht zu scheuen! Ferdinand II. kannte gar wohl die Art und Weise, wodurch Wallenstein sein ungeheures Heer unterhielt, nämlich: auf Kosten der Länder (gleichviel ob Freundes oder Feindes Länder), durch die es zog; und der Kaiser, der zum Schutz des Reiches heilig verpflichtet war, billigte diese Kunst den Krieg zu führen (auf gut deutsch nennt man sie Räuberei), unbekümmert, ob das deutsche Vaterland dadurch ins Verderben kam, denn der Kaiser wollte nur seinen eigenen Vortheil, — ein Verbrechen, welches die Moral der Jesuiten eben so heiligte, wie sie die Tyrannei überhaupt heiligte.

Inzwischen war der alte Tilly auf Wallensteins Ruhm eifersüchtig geworden, und hatte sich vorgenommen, den Krieg in Niedersachsen rasch zu beendigen, bevor Wallenstein auch dahin käme, und ihm vielleicht die Ehre des Sieges entreiße. Als nun Wallenstein mit achtunddreißigtausend Mann gegen Niedersachsen zog, hatte der König von Dänemark schon nach Hameln und von dort nach Verden zurückweichen müssen. Trotz ihrer Eifersucht bedrängten nun die beiden Feldherrn der katholischen Partei, von denen jeder den Titel „Generalissimus" führen wollte, die Macht der Verbündeten — Tilly die Dänen, Wallenstein das Magdeburgische — so arg, daß die niedersächsischen Stände schon den Frieden unterhandeln wollten. Tilly und Wallenstein machten jedoch dabei so ungeheure Forderungen, daß der König von Dänemark lieber den Krieg fortsetzte. Mansfeld wurde am 15. April 1626 bei Dessau, wo er Wallensteins Verschanzungen angreifen wollte, geschlagen; bald darauf (am 6. Mai) starb der kühne Herzog Christian

von Braunschweig, und im August desselben Jahres besiegte Tilly den Dänenkönig in einer blutigen Feldschlacht bei Lutter am Barenberg. Nach diesem entscheidenden Schlage verloren die meisten Reichsstände des niedersächsischen Kreises den Muth und unterwarfen sich dem Kaiser, und da sich Wallenstein und Tilly endlich vereinigten, mußten sich die Dänen immer weiter zurückziehn.

Der kühne Mansfeld aber hatte indessen nach seinem großen Verlust bei Dessau schottische und dänische Hilfstruppen erhalten und führte sie rasch gen Schlesien, um sich dort mit Bethlen Gabor zu vereinigen. Er wollte den Kaiser in dessen eigenen Erblanden angreifen. Aber Gabor kam nicht, und nun zog Mansfeld unverzagt nach Ungarn, — Wallenstein ihm nach, ohne ihn angreifen zu können. Doch auch Mansfeld sah bald ein, daß er sich in Ungarn nicht länger halten konnte. Da trug er dem Herzog Ernst Johann von Weimar auf, sein Kriegsvolk nach Schlesien zu führen, er selbst wollte, voll neuer Kriegspläne, über Venedig nach England reisen. Zu Urakowitz in Bosnien ward jedoch Mansfeld plötzlich krank, und da er die Nähe seines Todes fühlte, that er den Harnisch an, gürtete sich das Schwert um, und verschied, recht als Kriegsfürst, stehend, auf seine Offiziere gelehnt, am 30. November 1626.

So war nun Einer nach dem Andern von des Kaisers Feinden erlegen, der König von Dänemark aber sah sich (1627) gezwungen, sich mit dem Rest seines Heeres zur Rückkehr nach seinem eigenen Reiche einzuschiffen; das Bündniß Dänemarks und der niedersächsischen Kreisstände war vernichtet. Da mochte Ferdinand II. in seiner Bigotterie diese auffallende Gunst des Glücks wohl für eine wunderbare Gnade des Himmels halten. Aber gleichwie ein wahrhaft frommer Fürst stets gerecht und mäßig ist, so hält einen Tyrannen all' seine Bigotterie nicht von Uebermuth und Willkür zurück. So handelte jetzt Ferdinand II. in seinem Glück. Um sein an Maximilian von Baiern verpfändetes Land Oberösterreich einzulösen, verkaufte er am 4. März 1628 die Oberpfalz und einen Theil der Pfalz am Rhein (den diesseitigen) dem Kurfürsten Maximilian von Baiern für die von diesem aufgewendeten Kriegskosten.

Mittlerweile hatte Wallenstein, welcher das schlesische Herzogthum Sagan durch Kauf an sich gebracht und den sein ungeheurer Ehrgeiz zu immer kühneren Plänen und Wünschen trieb, nach dem Besitze des Herzogthums Mecklenburg getrachtet und es mit seinen Truppen besetzt, welche es fürchterlich aussogen. Durch die Jesuiten, welche dabei wieder ihre Herrschaft auszubreiten hofften, gewann Wallenstein endlich auch den Kaiser, daß ihm dieser Mecklenburg versprach. Da ächtete Ferdinand II. aus eigner Macht, ohne Zuziehung der Kurfürsten, ohne Untersuchung, die Herzoge von Mecklenburg auf den Grund hin, daß sie mit im dänischen Bündniß gewesen waren, und nahm nicht die mindeste Rücksicht darauf, daß sie dasselbe ja

gar bald verlassen und sich dem Kaiser wieder unterworfen hatten. Er verlieh Mecklenburg vor der Hand, als Pfandschaft für die Kriegskosten, dem Wallenstein; eben diesen belehnte er auch mit dem schlesischen Herzogthum Sagan und machte ihn zum Reichsfürsten. Ueber diese Willkürhandlung des Kaisers war im ganzen deutschen Reiche große Bestürzung, aber die meisten Fürsten waren zu feig, das Unrecht mit Gewalt abzuwehren; nur die treuen Stände Mecklenburgs ergriffen lebhaft die Partei ihrer Landesherrn und versuchten zu deren Gunsten Versprechen und Gegenvorstellungen; — alles umsonst. Gestützt auf den kaiserlichen Befehl, erzwang sich der herrschsüchtige Wallenstein die Huldigung in Mecklenburg und ließ die Stände seinen Grimm fühlen. Nun im Besitze neuer Macht erhob er kühner sein finstres Haupt, erfüllt von Gedanken des Ehrgeizes; er dünkte sich dem Kaiser selbst nicht bloß gleich, nein: gewaltiger als dieser, und gefiel sich darin, ihn nach seinem Willen hierher und dorthin zu meistern. Der Kaiser hatte die Hansa zu einem Bund mit Spanien eingeladen, wodurch sie ihrer bisherigen Abhängigkeit von England ledig geworden wäre, denn ihre alte Macht befand sich im Verfall, und zwar zum größten Theil durch die Schuld ihrer eigenen Zaghaftigkeit. Als nun der König von Dänemark, welcher jenen Bund der Hansa befürchtete, dem Wallenstein versprach, sich der Herzoge von Mecklenburg nicht annehmen zu wollen, verlangte Wallenstein vom Kaiser, daß er jenen Plan aufgeben solle, widrigenfalls er (Wallenstein) nicht mehr für ihn in den Krieg ziehen werde.

Indem sich Wallenstein dergestalt näher an Dänemark schloß, blickte er mit Besorgniß auf Schweden, wo damals der hochherzige König Gustav Adolf herrschte, und suchte gegen diesen die Küste Pommerns zu sichern. Zu diesem Zweck ließ er Pommern durch seine Truppen besetzen; das war widerrechtlich, denn der Herzog Bogislav von Pommern war völlig parteilos geblieben. Aber die Stadt Stralsund wollte Wallensteins Heer den Durchzug nicht gestatten, welchen er verlangte, und verachtete muthig alle seine Drohungen. Er beschloß, sie um jeden Preis in seine Gewalt zu bringen, und ließ sie (am 13. Mai 1628) durch den kaiserlichen Obristen Arnim belagern. Da schwuren die edlen Bürger von Stralsund: „Wir wollen treu bei der Augsburgischen Konfession beharren und für die Rechte und Freiheiten unserer Stadt bis zum letzten Blutstropfen streiten!" So handelten sie auch zur ewigen Ehre der Stadt; der Schwedenkönig Gustav Adolf, der damals zu Danzig auf der Rhede lag, schickte ihnen Pulver und versprach ihnen seinen Schutz. Sie ließen hierauf dem Kaiser ihre Bedrängniß melden, und dieser gebot dem Wallenstein: die Belagerung aufzuheben. Dieser aber kümmerte sich nicht um diesen Befehl und rief im wilden Zorn: „Und wäre Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden, so müßt' es dennoch herunter!" Sodann zog er selbst vor die Stadt und stürmte wider die Stadt, opferte zahlloses Kriegsvolk nutzlos vor ihren

Wällen, und mußte endlich — der stolze gewaltige Mann — am 3. August 1628 die Belagerung aufheben. So hielt in jener schweren Zeit der Gewalt, da so viele Fürsten und Herrn feig wankten, deutscher Bürgermuth glorreich aus für den Protestantismus und die Freiheit gegen die trotzige Uebermacht, — ein Beweis, daß Vaterlandsliebe und deutsche Treue auch in den schlimmsten Lagen nicht zu Schanden werden lassen. Wallenstein aber war (am 21. April 1628) zum Admiral des „oceanisch-baltischen Meeres" ernannt worden; es handelte sich dabei von Seiten Oesterreichs um eine bewaffnete Schifffahrtskompagnie, welche den Holländern und Engländern im Handel Trotz bieten sollte, und man dachte an den Besitz Pommerns, dessen Herzog der letzte seines Stammes war. Wallenstein erwog klug alle Verhältnisse, indem er stets seinen eigenen Vortheil dabei im Auge behielt. Er fürchtete Schwedens Macht, und, um diese zu schwächen, bewirkte er es, daß der Kaiser mit Dänemark zu Lübeck am 12. Mai 1629 Frieden schloß; so hatte er größere Sicherheit für den Besitz von Mecklenburg, welches ihm der Kaiser nun völlig als Reichslehn verlieh. Und zugleich wurde Arnim den Polen zu Hilfe geschickt, mit welchen der Schwedenkönig damals im Kampfe lag.

Etwas über zwei Monate vor Abschluß des Friedens mit Dänemark, nämlich schon am 6. März 1629, hatte Ferdinand II., welcher die alten Formen der Reichsverfassung nicht achtete, eine Verordnung ergehen lassen, wodurch die Hoffnung auf Frieden, nach welchem sich das arme deutsche Vaterland so inbrünstig sehnte, aufs Neue schmählich zernichtet ward. Schon lange hatten die katholischen Landesherrn die Wiederaufrichtung ihres Glaubens in ihren Ländern immer kühner betrieben, gestützt auf das Beispiel und die Macht des Kaisers und auf die Parteilichkeit des Reichshofraths. Nun befahl Ferdinand II., und zwar ohne Zuziehung eines Reichstages, auf Betrieb des päpstlichen Nuntius und der Jesuiten, daß alle mittelbar und unmittelbar geistlichen Güter, welche seit dem „Passauer Vertrag" von 1552 eingezogen und von den Protestanten besetzt waren, ihren früheren Besitzern zurückgegeben, daß somit Stifte und Klöster wieder mit Katholiken besetzt werden sollten, und sodann, daß die katholischen Reichsstände ihre nichtkatholischen Unterthanen überdies zur Annahme des Katholicismus zwingen dürften; übrigens sollten im sogenannten Religionsfrieden bloß die Katholiken und reinen Lutheraner einbegriffen sein und alle übrigen Andersgläubigen nicht geduldet werden. Dieser ungerechte kaiserliche Machtspruch hieß das „Restitutionsedikt". — Es wurde nicht bloß in Bezug auf Kirchengüter angewandt, sondern auch sogar auf die Güter von solchen Laien, welche sich zu irgend einer von den Gegenparteien des Kaisers gehalten hatten. Den größten Vortheil hatten dabei die Jesuiten, denn sie nahmen keine Rücksicht auf die Ansprüche anderer Mönchsorden, sondern zogen die früheren Besitzungen derselben an sich. Bei der Besetzung der Bischofsstühle wurde alles kanonische Recht verletzt, indem der Erzherzog

Leopold Wilhelm, ein Sohn des Kaisers, welcher ohnehin schon zwei Bisthümer besaß, nun auch noch das von Halberstadt und die zwei Erzbisthümer Bremen und Magdeburg bekam. Kriegsvolk des Kaisers und der katholischen Liga besorgten mit schändlicher Barbarei die Vollstreckung dieser tyrannischen Befehle. Da verfiel die Macht und Blüthe so mancher Reichsstadt durch die Austreibung der protestantischen Bürger; so erlosch besonders Augsburgs alter Glanz und Wohlstand. Und kein deutscher Fürst protestantischen Glaubens griff zum Schwert, um der Tyrannei einen Damm zu setzen; und wieder war's nur deutscher Bürgermuth, welcher sich dagegen stemmte. Wie Stralsund, so trotzte jetzt Magdeburg standhaft dem Wallenstein, der eine kaiserliche Besatzung hineinlegen, oder als Abkaufssumme dreimalhunderttausend Gulden Schatzung erheben wollte. Da wurde Magdeburg belagert, aber nach achtundzwanzig Wochen mußte Wallenstein die Belagerung aufheben.

Mittlerweile waren von allen deutschen Ländern, wo Wallenstein mit seinen furchtbaren Schaaren gehaust hatte, Klagen laut geworden über das grenzenlose Elend, über Plünderung, Mord und Brand, womit das zügellose Kriegsvolk seine Spuren bezeichnete. Diese Klagen gaben dem Kurfürsten Maximilian von Baiern, so wie der ganzen katholischen Liga, welche längst auf Wallensteins unumschränkte Macht eifersüchtig gewesen, einen willkommenen Anlaß, um zu seinem Sturz Alles in Bewegung zu setzen. Dabei kam es Wallensteins Feinden in Deutschland trefflich zu statten, daß auch der Kardinal Richelieu in Frankreich, als Feind der habsburgischen Uebermacht, seine geheimen Staatskünste spielen ließ, und auf den Kaiser durch einen Kapuzinermönch, den Pater Joseph, welcher mit dem französischen Gesandten an den kaiserlichen Hof gekommen war, gegen Wallenstein wirkte. Auch die Jesuiten, mit welchen Wallenstein früher im guten Einvernehmen gewesen war, ergriffen jetzt Partei gegen ihn, weil sie sich überzeugt hatten, daß er sie durchschaute und sie in der Ueberlegenheit seines Egoismus gering schätzte. Da stieß ein Egoismus wider einen andern und der eines einzelnen wenn auch noch so mächtigen Mannes konnte sich gegen den eines ganzen zahlreichen Ordens nicht halten. Als nun der Kaiser im Jahre 1630 einen Reichstag zu Regensburg hielt (es war der erste während seiner Regierung) und auf demselben die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen König durchsetzen wollte, da klagten alle Reichsstände über Wallensteins furchtbare Gewalt, und deckten das grenzenlose Elend auf, welches dessen zügellose Kriegsvölker in katholischen so gut wie in protestantischen Ländern angerichtet, alle die Gräuel, welche sie im rohen Uebermuth an Unschuldigen und Wehrlosen verübt, wie sie Frauen und Jungfrauen entehrt und verstümmelt, Kinder grausam getödtet, Männer mißhandelt, gefoltert, in Gefangenschaft geschleppt und verhöhnt, überhaupt Menschen wie das Vieh behandelt, wie sie, Straßenräubern gleich, Hab' und Gut aller-

orten geplündert, die Lebensmittel lieber verderbt, als den Hungernden gegönnt, Städte, Flecken und Dörfer in Brand gesteckt. Das Alles kam nun dem Kaiser zu Ohren, und ungestüm verlangten alle Reichsstände Wallensteins Absetzung; aufs Bestimmteste vor Allen forderte sie Maximilian von Baiern an der Spitze der katholischen Liga, welche für jeden, auch für den äußersten Fall mit ungeheurer Heeresmacht gerüstet, drohend dastand. Da griff dem Kaiser all' der Jammer ans Herz, und er besorgte noch außerdem, daß sich, wenn er nicht nachgäbe, die gewaltige Liga aus Haß wohl gar mit Frankreich gegen ihn verbinden möchte; die Jesuiten setzten ihm gleichfalls eifrig zu. Wider seinen Willen entschloß er sich denn endlich,

Wallenstein und Zenno.

dem mächtigen Wallenstein die Feldherrnwürde abzunehmen. Diese Nachgiebigkeit des Kaisers war sehr unklug, wenn sie auch vielleicht durch sein Mitleid entschuldigt werden kann; gegen Wallenstein war sie jedenfalls Undank; unklug aber war sie, weil sich nun Ferdinand II. ganz in die Hände der Liga gegeben hatte. Wallenstein befand sich damals beim kaiserlichen Heere zu Memmingen in Schwaben, nicht fern vom Reichstag, in der geheimen Absicht: seine Schaaren plötzlich herbeizuführen, wenn etwa die Kurfürsten die Königswahl des Kaisersohnes nicht zugeben wollten; er hatte durch seine Kundschafter auf dem Reichstag von dem Beschluß im Voraus Nachricht erhalten, und als ihm daher zwei Abgesandte denselben überbrachten, war er keineswegs überrascht, sondern fügte sich, scheinbar ganz ruhig und freundlich, aber im stolzen Herzen auf einen Tag in der Zukunft hoffend, an welchem der Kaiser ihn doch wieder um Hilfe anflehen müsse und er selbst seine Feinde demüthigen könne. Sodann begab er sich auf seine Güter in Böhmen zurück und beschäftigte sich dort in der stillen Abgeschiedenheit seiner prachtvollen Paläste mit der Regierung seiner Unterthanen, hing seinen kühnen Entwürfen nach, und suchte, mit seinem Astrologen, dem Italiener Zenno, die Geschicke der Zukunft aus dem Stand der Gestirne zu erforschen. — Das kaiserliche Heer wurde sodann bis auf neununddreißigtausend Mann vermindert, das der Liga auf dreißigtausend Mann festgesetzt, und der alte Tilly wurde nun Oberfeldherr. Was das „Restitutionsedikt" betraf, so wurde die fernere Vollstreckung einstweilen verschoben. Eben so mußte es sich der Kaiser gefallen lassen, daß die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen König noch für eine nächste Versammlung aufbehalten wurde. Bald aber sollte der Kaiser die Folgen von Wallensteins Absetzung empfinden.

Drei Tage nach dem Schluß des Reichstages, am 15. November 1630, wo der Kaiser und die katholischen Fürsten in Hofstaat, Sitten und Kleidern die größte Pracht und Verschwendung zur Schau trugen, dem Elend des Vaterlands so recht zum Hohn, — starb zu Regensburg ein erhabener Weiser, die Zierde des Vaterlandes, starb vor Kummer und Entkräftung, arm und unbeachtet. Das war Johann Keppler, geboren 1571 zu Magstatt in Schwaben, ein Astronom, dessen hoher Geist die verborgenen ewigen Gesetze erforschte, nach welchen sich die Himmelskörper bewegen; in einer Zeit, da jede kühne Meinung eines Forschers, wenn sie von dem Buchstaben der Bibel abwich, von den Priestern als Ketzerei verdammt und verfolgt wurde, forschte Keppler muthig mit unvollkommenen, unzureichenden Instrumenten, und vertheidigte standhaft die Lehre des Kopernikus, daß sich die Erde um die Sonne bewege und nicht die Sonne um die Erde, wie es die Priester — auf den Grund einer mißverstandenen Bibelstelle hin — vom Volk geglaubt haben wollten. Wegen seiner Religion (Keppler war nämlich ein eifriger Anhänger der Augsburgischen Konfession) verfolgt und

aus seiner Heimath vertrieben, hatte er anfänglich bei den Jesuiten in Grätz Schutz gefunden, welche sein tiefes Wissen hochschätzten, und war in der Folge zum Kaiser Rudolph II. nach Prag gekommen. Da mußte Keppler den übermüthigen Stolz eines andern Astronomen, des Tycho de Brahe, ertragen, welcher des Kaisers Günstling war, und erhielt nach Brahe's Tod seine Stelle, aber nur kümmerlich seinen Lohn und unwürdige Beschäftigungen; er, dessen ganze Seele für die Erforschung der Wahrheit glühte und sich mit heiliger Wonne in den geheimnißvollen Tiefen der Wissenschaft erging, er mußte unter dem Kaiser Matthias, um nicht zu betteln und zu verhungern (wie er selbst sagte), Kalender schreiben, und sollte den Aberglauben befördern, und, wie ein gemeiner Betrüger, aus dem Stand der Gestirne künftige Schicksale prophezeien. Das vermochte ein Keppler nicht; vielmehr suchte er gerade den astrologischen Aberglauben zu zerstören und den Menschen zu beweisen, daß ihr Schicksal nicht von den Gestirnen abhänge, sondern von ihrer freien Willenskraft. So kämpfte Keppler treu gegen die Thorheit seiner Zeit, dieser wüsten, jammervollen Zeit; aber zugleich arbeitete er auch rüstig für die Nachwelt, entdeckte die Gesetze, nach welchen sich die Planeten bewegen, zerlegte den Sonnenstrahl in sieben Farben und erforschte die Bildung des menschlichen Auges. Als seine Glaubensgenossen, die Protestanten, sich weigerten, den vom Papst Gregor XIII. verbesserten, sogenannten Gregorianischen Kalender anzunehmen, bot er fruchtlos Alles auf, um sie dazu zu bewegen. Sein ganzes Leben war ein steter Kampf, sowohl für die Wahrheit als auch mit den jämmerlichen Verhältnissen; er, den seine Verdienste unsterblich gemacht haben, mußte darben, weil ihm seine Besoldung nicht ausbezahlt wurde. Aus Noth ging er, als Lehrer am Gymnasium, nach Linz in Oesterreich; dort verketzerten ihn seine eigenen Glaubensgenossen! Durch die Niederträchtigkeit seiner Feinde wurde seine alte Mutter in Schwaben der Zauberei angeklagt, und sollte als Hexe gefoltert werden. Da eilte der edle Weise als treuer Sohn zu ihr in die Heimath und rettete sie. Sein erhabenes Werk „von der Harmonie der Welt", welches er im Jahr 1618 vollendete, wurde in Rom verboten; und als in Linz die Glaubensverfolgung losbrach, hatte er auch dort keine Freistätte mehr. Nun kam er, stets ohne den Rückstand seiner Besoldung zu erhalten, zu Wallenstein nach Sagan; aber Wallenstein liebte nicht sowohl die erhabene Wissenschaft Kepplers, die Astronomie, als vielmehr den betrügerischen Aberglauben der Astrologie; darum schloß er sich an jenen welschen Sterndeuter Zenno an und ließ den deutschen Forscher Keppler — darben! Da kam der große Mann, arm und heimathlos, auf den Reichstag nach Regensburg und bat dort um seine Besoldung, um sein gutes Recht! — man hörte ihn nicht an, man kümmerte sich nicht um ihn. Da starb Keppler als Märtyrer der Wissenschaft. Er hinterließ eine Wittwe mit vier unmündigen Kindern, deren sich Niemand annahm. Was aber seine

Zeitgenossen an ihm verschuldeten, das trug der Dank der Nachkommen an sein Gedächtniß ab; und jeder Deutsche spricht mit Ehrfurcht und Stolz den Namen Kepplers aus, während er erröthet, daß auch jener Ferdinand II. ein Deutscher war. Drum verzage nie ein Herz, das warm und treu für die Wahrheit schlägt, wenn es für diese Elend und Verfolgung erdulden muß; die göttliche Wahrheit selbst entschädigt es reich dafür, durch sie wirkt es auf Erden fort und genießt so einen Antheil von ihrer eigenen Unsterblichkeit.

12.

— Nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Schiller.

Die Freiheit und der Protestantismus schienen in Deutschland verloren zu sein; kein deutscher Fürst hatte den Muth, sie gegen den Kaiser und die katholische Liga zu vertheidigen, die Kraft des Adels war gebrochen, das Volk ausgesaugt; nirgends mehr Hoffnung, überall nur Furcht und Grausen vor neuen Maßregeln der Tyrannei, welche die nächste Stunde bringen möge. Da kam plötzlich ein Retter der bürgerlichen und Glaubensfreiheit von Mitternacht her, aus einem Volke urdeutscher Abkunft, aus Schweden, wo Luthers Lehre einen fruchtbaren Boden gefunden und Wurzel gefaßt hatte. Es war der König Gustav Adolf von Schweden, ein Mann durchdrungen von echter Gottesfurcht und von heiliger Begeisterung für den evangelischen Glauben, heldenkühn, ruhmbegierig und vielversucht in Kriegen gegen Dänemark, Rußland und Polen, weise und tugendhaft, offen und rechtschaffen gegen Freund und Feind, einfach und streng von Sitten, freundlich und wahrhaft königlich von Ansehen, von hoher starker Gestalt, mit breiter Stirn, Adlernase und großen lebhaften Augen, in der Blüthe seiner Kraft, er zählte damals (1630) sechsunddreißig Jahre. Gustav Adolf hielt es für eine hohe und heilige Pflicht, werth, das Leben dran zu setzen, daß er dies edle Deutschland, den Mutterschoß der Denk- und Glaubensfreiheit, nicht der Tyrannei zum Raube lassen dürfe. Also rüstete er, und schloß (durch Frankreichs Vermittlung) 1629 einen Waffenstillstand mit Polen auf sechs Jahre. Sodann verkündigte er den Reichsständen Schwedens seinen Entschluß, für die unterdrückten Glaubensgenossen in Deutschland ins Feld zu ziehen. Hierauf bestellte er fromm sein Land und Haus, und seinen letzten Willen, ernannte für seinen Todesfall seine vierjährige Tochter Christine zur Nachfolgerin, nahm von seinen treuen Ständen Abschied und schiffte

sich mit seinen Truppen ein; es waren funfzehntausend Mann, sowohl Schweden, als auch geworbene Schotten und Deutsche. Und als er (1630) glücklich auf der pommerschen Küste gelandet war, warf er sich andächtig zur Erde, dankte Gott und betete, daß der Herr ferner mit ihm sein möge;

Gustav Adolf.

da beteten auch seine Officiere, tiefergriffen und Thränen traten in ihre Augen; er aber sprach zu ihnen: „Weinet nicht, sondern betet, meine Freunde. Fleißig gebetet, ist halb gefochten!" Als der Kaiser Gustav Adolfs Landung erfuhr, sprach er übermüthig und mit Geringschätzung: „Wir haben halt einen kleinen Feind mehr, — was weiter?" Die Wiener nann-

ten den Schwedenkönig spottweise nur die „Schneemajestät" und meinten: sie würde vor der kaiserlichen Sonne gar bald schmelzen. Bald zeigte es sich aber, wie thöricht jene Geringschätzung und dieser Spott waren.

Gustav Adolf kam rasch vor Stettin, die Hauptstadt Pommerns, vermochte den Herzog Bogislav von Pommern, welcher aus Furcht vor des Kaisers Zorn und Rache zögern wollte, sich ihm anzuschließen, zu einem Bündniß, versicherte sich der pommerschen Küste, schlug die Kaiserlichen aus dem Lande und wandte sich sodann nach Mecklenburg, wo die vertriebenen Herzoge zu ihm kamen. Aber die meisten protestantischen Fürsten Deutschlands wagten es noch nicht, offen auf seine Seite zu treten. Gustav Adolf rückte nun in die Neumark vor und schloß zu Bärwalde 1631 einen Bundesvertrag mit Frankreich ab, dem zufolge ihm dieser Staat jährlich viermalhunderttausend Thaler zur Kriegshilfe zu zahlen, er dagegen dreißigtausend Mann Fußvolk und viertausend Mann zu Roß zu stellen versprach. Nun traten die Stadt Magdeburg und der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel mit dem Schwedenkönig in ein engeres Bündniß. Der schwache Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg hingegen, welcher auch Preußen (wiewohl noch als Lehen von Polen) besaß, wollte dem Gustav Adolf (obgleich dieser sein Schwager war) lange nicht willfahren, als derselbe die Einräumung der Festungen Spandau und Küstrin verlangte, um sich bei seinen weiteren Unternehmungen dadurch decken zu können. Auch der Kurfürst Johann Georg von Sachsen wollte, aus kleinlicher Eifersucht, von einem Bunde mit den Schweden nichts wissen, sondern berief (1631) die protestantischen Reichsstände nach Leipzig zu einer Vereinigung unter sich, um sich gegen das Restitutionsedikt, so wie gegen alle Durchzüge und Erpressungen der kaiserlichen Truppen, sicher zu stellen. Er hatte dabei die Absicht, eine selbstständige dritte Partei als Mittelmacht zwischen dem Kaiser und dem Schwedenkönig zu bilden, und für seine Person selbst die oberste Leitung der protestantischen Sache zu übernehmen, ohne es deswegen mit dem Kaiser offen zu verderben. Das war durchaus thöricht, wie es sich auch gar bald zeigte. Denn als sich die Mitglieder des Leipziger Bundes bewaffneten, ließ der Kaiser seine Kriegsvölker gegen jene Theilnehmer an der Verbindung ausziehn, welche in Oberdeutschland waren, und Tilly sollte die Verbindung selbst zersprengen. So schadeten die protestantischen Reichsstände durch Uneinigkeit und kleinliche Eifersucht blindlings ihrer eigenen Sache; nur Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, die Herzoge von Weimar, Bernhard, Wilhelm und Ernst, und die Herzoge von Sachsen-Lauenburg hatten sich fester an Gustav Adolf angeschlossen.

Während nun dieser mit den Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen lange Unterhandlungen pflegen mußte, konnte er der edlen Stadt Magdeburg nicht zu Hilfe eilen, welche von Tilly furchtbar bedrängt wurde. Schon im vorigen Jahre, als die Magdeburger sich kühn dem verhaßten

Restitutionsedikt widersetzt hatten, war Christian Wilhelm (der Oheim des Kurfürsten von Brandenburg), ein eifriger Protestant, in die Stadt gekommen und vom Volk mit Jubel statt des katholischen Erzherzogs Leopold als Administrator des Erzbisthums aufgenommen worden; und Gustav Adolf hatte heimlich den tapfern und kriegserfahrnen Obristen Dietrich von Falkenberg nach Magdeburg geschickt, wo dieser den Oberbefehl übernahm. Im Frühling 1631 kamen nun Pappenheim und Tilly mit dreißigtausend Mann vor Magdeburg, dessen Besatzung nur etwas über zweitausend Mann zu Fuß, dreihundert zu Roß und fünftausend waffenfähige Bürger stark war. Tilly hatte beschlossen, Magdeburg um jeden Preis in seine Gewalt zu bringen und dadurch allen protestantischen Reichsständen ein abschreckendes Beispiel zu geben. So belagerte er denn Magdeburg mit dem größten Nachdruck. Dietrich von Falkenberg leitete die Vertheidigung mit eben so großer Standhaftigkeit als Klugheit; aber er konnte es nicht hindern, daß die Kaiserlichen sich binnen vier Wochen aller Außenwerke bemächtigten und nun dicht vor den Mauern standen. Schon hatten die Magdeburger fast all ihr Pulver verschossen, schon fingen sie auch an, einen drückenden Mangel an Lebensmitteln zu fühlen, dennoch harrten sie wacker aus, brachen gar oft in kühnen Ausfällen auf die Belagerer hervor und hofften auf den Retter in der Nähe, auf den Schwedenkönig. Diesem aber verwehrte der Kurfürst von Sachsen noch immer hartnäckig den Durchzug durch sein Land. Am 9. Mai ließ Tilly plötzlich das Schießen gegen Magdeburg einstellen und die Geschütze abführen. Das hielten die bedrängten Magdeburger für ein günstiges Zeichen; sie glaubten nämlich: der Schwedenkönig rücke schon mit seinem Heere zum Entsatz heran und der alte Tilly wolle sich vor ihm zurückziehn. Dennoch wachten sie sorgfältig die ganze Nacht hindurch und da dieselbe ruhig vorüberging, so wollten sie gegen Morgen, sorglos und hoffnungsreich, nach so zahllosen Anstrengungen, kurze Zeit ruhn. Also geschah's, und nur der Stadtrath und der Kommandant hatten sich auf dem Rathhaus versammelt, um einen kaiserlichen Trompeter abzufertigen, welchen Tilly am 8. Mai in die Stadt geschickt hatte, um sie zur Uebergabe aufzufordern. Noch berathen sie sich, da wird plötzlich von den Thürmen Sturm geblasen. Alles greift voll Bestürzung zu den Waffen. Graf Pappenheim hatte voll Ungeduld, gegen Tillys Meinung und Kriegsrath, zwischen sechs und sieben Uhr plötzlich einen Angriff befohlen und rasch, ungestüm ausgeführt. Bald erschallt das kaiserliche Feldgeschrei: „Jesus, Maria!" auf der Brustwehr und auf den Wällen, bald auch in den Straßen der Stadt. Schon sind die wilden Schaaren des Pappenheimers selbst in die Stadt eingedrungen, wie Flammen im Sturm; und grade so greifen sie auch um sich, unwiderstehlich, erbarmungslos. Der kühne Falkenberg wirft sich aufs Roß, sprengt, an der Spitze der Seinigen, den Feinden entgegen und will sie zurückdrängen; da durchbohrt ihn eine Kugel; er

stürzt zu Boden; der Administrator wird gefangen. Mit der Kraft der Verzweiflung wehren sich die Bürger, Männer und Weiber, in Gassen, Häusern und Kirchen, schießen aus den Fenstern, schleudern Steine und Ziegel auf die Kaiserlichen herab. Alles umsonst! Wie schwellende Meeresfluth bricht überall der Sieger, bricht das Verderben herein. Die Wehrlosen flüchten, doch kein Zufluchtsort, kein Heiligthum schützt sie mehr; mit höllischem Jauchzen, mit viehischer Lust würgen und wüthen die Eroberer; sie verschonen kein Alter, keinen Stand, kein Geschlecht, sie mißhandeln, schän-

Tilly auf den Trümmern Magdeburgs.

den und würgen jedes menschliche Wesen, das sie finden. Allüberall strömt Blut, jetzt seufzt ein Sterbender, jetzt schallen Trommelwirbel, hier irren jammernde Kinder, da stampfen schnaubende Rosse über Leichen und Lebendige dahin; dort dringen bluttriefende Kroaten, Wallonen und Ungarn, mit Augen vor Raubluft glühend, in die Häuser; dort stürzen andre, trunken vor viehischer Lust, heraus, Hab' und Gut schleppend, Weiber und Kinder nach sich schleifend, schänden die ersten, werfen die letzteren in die Flammen; denn schon brennt die ganze Stadt lichterloh, — es ist ein großer Leichenbrand zu Ehren der Edlen, die für die Freiheit litten und starben. Nur der Dom, das Liebfrauenkloster und einige Fischerhäuser an der Elbe bleiben verschont. Endlich grauft es den Officieren vor diesem Schauspiel, sie wollen dem Wüthen der Soldaten Einhalt thun; sie eilen zu Tilly und bitten ihn, durch seinen Machtspruch die Rasenden zu bändigen. Der alte Tilly aber gibt ihnen kalt zur Antwort: „Ich will mich besinnen; fragt in einer Stunde wieder an. Der Soldat muß auch was haben für seine Müh' und Gefahr." — Als die Flammen verloschen sind, durchwühlen die Sieger die Aschenhaufen, finden Halbtodte, werfen die Leichen der Erschlagenen und Erstickten in den Strom, — ihrer sechstausend. Aus dem Dom schlichen wohl eintausend Menschen heraus, leichenblaß und halb verhungert; die begnadigte der alte Tilly und ließ sie speisen. Am 25. Mai zog er über die blutbefleckten rauchenden Trümmer in den Ort ein, welcher einst Magdeburg war. Da ragte nun die alte Domkirche einsam aus den Aschenhaufen empor, wie eine greise Mutter, starr vor Schmerz über die Leichen aller ihrer Kinder. Es war ein entsetzlicher Triumph, welchen Tilly hielt. Als eifriger Katholik ließ er im Dom ein Hochamt und Tedeum singen; aber von dem Tage an war auch sein Glück dahin; der Fluch hatte es von ihm verscheucht.

Tief erschüttert vernahm alles protestantische Volk in deutschen Landen die Kunde von Magdeburgs Fall; Gustav Adolf aber wälzte die Schuld feierlich auf die Häupter der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg. Da er nun einsah, daß alle seine ferneren Kriegsunternehmungen zu nichte werden müßten, wenn er nicht wenigstens in Brandenburg einen sichern Rückhalt habe, so erzwang er sich jetzt vom Kurfürsten von Brandenburg eine Verbindung auf Schutz und Trutz. Sodann eroberte er Greifswalde und führte die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg in ihr Land zurück.

Indessen zwang ein kaiserliches Heer unter dem Grafen Fürstenberg die schwäbischen und fränkischen Reichsstände dazu, dem Leipziger Bunde abzusagen. Tilly aber zog nun gen Kursachsen und ging feindlich auf den zweideutigen Kurfürsten Johann Georg los, welcher sich geweigert hatte, dem Leipziger Bunde zu entsagen und den kaiserlichen Truppen Lieferungen zu machen und Durchzüge zu gestatten. Jetzt hieß es: „Freund oder Feind

aber Eins von beiden nun auch ganz und bestimmt!" Nun stand der zaghafte Kurfürst zwischen dem Tilly und dem Schwedenkönig in der Enge, und da er den Tilly mit verstärkter Heeresmacht drohend heranrücken sah, und allerorten vernahm, wie grausam die Kaiserlichen in seinem Lande wütheten, so verbündete er sich endlich mit Gustav Adolf, zur großen Freude seines eifrig lutherischen Volkes. Wenige Tage darnach nahm Tilly Leipzig ein. Da zog ihm Gustav Adolf mit dem vereinigten schwedischen und sächsischen Heer entgegen. Er traf den alten Tilly bei Breitenfeld, unfern Leipzig, in einer günstigen Stellung. Tilly hatte seit Magdeburgs Fall seine frühere Thatkraft verloren; er schwankte unentschlossen und wagte nichts mehr; der Rachegeist Magdeburgs lähmte seinen Geist, seine Hand. So wollte er auch jetzt eine offne Feldschlacht vermeiden. Pappenheim aber, von ungestümer Kampflust hingerissen, drängte ihn zum Entschluß; mit zweitausend Kürassieren brach er in den Feind ein und verlangte zweitausend frische rasch zur Nachhilfe. Da rief der alte Tilly in finstrer Vorahnung: „Dieser Mensch bringt mich noch um Ehr' und Ruhm, den Kaiser um Land und Leute." Dann stieg der hagere, gebeugte Feldherr auf seinen kleinen Grauschimmel und gab das Feldgeschrei: „Jesus, Maria!" — Gustav Adolf ritt freudig die Reihen der Seinigen auf und nieder, — auf dem rechten Flügel standen die Schweden, auf dem linken die Sachsen, — und gab ihnen die Losung: „Gott mit uns!" Alsbald bricht am 7. September 1631, grad' um die Mittagsstunde, auf der weiten Ebene die Schlacht los; Kanonendonner eröffnen sie; Wind und Sonne sind den Kaiserlichen anfangs günstig; Pappenheim stürmt wie rasend gegen die Schweden heran, Tilly gegen die Mitte; das Feuer der Geschütze wirft ihn zurück; da stürzt er plötzlich auf die Sachsen los, sie wanken, sie gerathen in Verwirrung, fliehen und reißen den Kurfürsten mit sich fort. Die Schweden, trefflich geordnet, je Musketiere zwischen den Reitern, werfen indessen den Pappenheim siebenmal zurück. Gustav Adolf ordnet die Schlacht aufs Neue; sein General Horn sprengt nun die Kaiserlichen, sie verlieren ihr Geschütz an die Schweden, und diese richten es jetzt gegen sie selbst. Da wird die Schlacht gewonnen. Vergeblich focht der greise Tilly wie ein Jüngling; er ward, schwer verwundet, fortgetragen; nur Pappenheim kämpfte im heißen Grimm wie ein Löwe noch fort; doch konnte er die Entscheidung nicht mehr wenden. Das ganze kaiserlich-liguistische Heer war zersprengt, dessen Geschütz und hundert Fahnen fielen in der Schweden Gewalt; sechstausend Todte blieben von den Kaiserlichen auf dem Wahlplatz, von den Sachsen zweitausend, von den Schweden siebenhundert. Als Gustav Adolf den Sieg gewonnen hatte, kniete er auf dem Schlachtfelde nieder und dankte Gott in tiefster Inbrunst seines Herzens. Das kaiserliche Heer war in Sachsen so furchtbar verhaßt, daß die Bauern alle flüchtige Soldaten desselben, welche sie fanden, wie Wölfe todt schlugen.

Nun wandten sich die Sachsen gen Böhmen, Schrecken flog vor ihnen her. Sie zogen siegreich in Prag ein und besetzten es. Gustav Adolf rückte indessen gen Franken an den Main und Rhein, um die Macht der Liga zu zertrümmern und allen Protestanten zu helfen. Er eroberte Würzburg und Mainz, und zog siegreich an den Neckar, rasch von dort gen Baiern. Am Lechrain erwarteten ihn (1632) Tilly und der Kurfürst Maximilian, um ihm den Uebergang über den Lech zu wehren. Umsonst! Unter dem Donner der Kanonen schlug Gustav Adolf eine Brücke über diesen Fluß; da ward der alte Tilly durch einen Schuß schwer verwundet und verschied bald darnach zu Ingolstadt; seine letzten Worte waren: „Nur Regensburg in Acht genommen! Regensburg! Regensburg!" — Nun zog Gustav Adolf gen Augsburg, stellte dort den evangelischen Gottesdienst wieder her, und belagerte dann den Kurfürsten Maximilian in Ingolstadt. Dieser aber wandte sich nach Regensburg, um es vor den Schweden zu retten, und nun ging Gustav Adolf gradeswegs auf München los; der Hof war von dort geflüchtet, der Stadtrath brachte ihm die Schlüssel der Thore; am 17. Mai zog Gustav Adolf feierlich in die Residenz des Oberhauptes der katholischen Liga ein. Unterdessen waren Gustav Adolfs Waffen auch am Ober-, Mittel- und Niederrhein, in Schwaben und an den Marken des Tyroler Hochgebirgs glücklich gewesen; überall, wo Schweden hinkamen, war Oesterreichs Herrschaft und die Macht der Liga zersprengt, überall dort der Protestantismus gerettet. Kaiser Ferdinand II., — vor noch nicht langer Zeit seinem Ziele unumschränkter Gewaltherrschaft so nah, so stolz und übermüthig, — sah sich nun von drei Seiten her in seinen eigenen Erblanden bedroht, von Böhmen her durch die Sachsen, von Baiern her durch den Schwedenkönig, von Ungarn her durch den Fürsten Ragoczi, den Nachfolger Bethlen Gabors.

In dieser Bedrängniß hatte Ferdinand II. seine letzte und einzige Hoffnung auf Wallenstein gesetzt und sich dazu bequemt, diesen Mann, den er so tief gekränkt hatte, zu bitten, er möchte die oberste Feldherrnstelle wieder übernehmen. Wallenstein that's auch, aber erst, nachdem er sich lange umsonst hatte bitten und den Kaiser seinen Stolz, seine ganze Macht und Bedeutung hatte fühlen lassen; auch nahm er die Oberfeldherrnwürde nur unter der Bedingung an, daß er unumschränkte Gewalt habe als Generalissimus des ganzen Hauses Oesterreich und der Krone Spaniens, und daß er zur Belohnung ein österreichisches Erbland, sowie die Oberlehnsherrlichkeit über eins der zu erobernden Länder erhalte. Dies alles bewilligte der Kaiser, und noch dazu mit großem Dank (im Jahre 1632). Da schöpfte die katholische Partei neue Hoffnungen. Rasch vertrieb nun Wallenstein die Sachsen aus Böhmen; aber aus Schadenfreude und Rachlust gegen den Kurfürsten Maximilian zögerte er, trotz aller Bitten desselben und des Kaisers, gar lange, auch Baiern zu befreien. Endlich vereinigte er sich mit

dem Heere Maximilians, doch so, daß dieser unter seinem Oberbefehl stehen mußte, und zog nun gegen den Schwedenkönig. Da rückte dieser nach Nürnberg und verschanzte sich dort in seinem Lager; ihm gegenüber that Wallenstein mit seiner bei weitem überlegenen Macht das Gleiche, und so verharrten beide Heere und Feldherrn drei Monate lang, unthätig, bloß einer den andern beobachtend und bedrohend. Mittlerweile hatte sich auch Gustav Adolfs Heer verstärkt; aber auch Mangel war eingerissen, so daß sich der König am 24. August 1632 zu einem Angriff auf Wallensteins Lager entschloß. Da wurde von beiden Seiten kühn gefochten und beide Feldherrn erwiesen ihre große Kriegskunst; aber der Kampf blieb ohne Entscheidung.

Im September trennte sich endlich jedes der beiden Heere; Gustav Adolf nahm seinen Plan gegen Baiern und Oesterreich wieder auf und überließ dem Herzog Bernhard von Weimar den Schutz Sachsens; — der Kurfürst Maximilian trennte sich vom kaiserlichen Heer, um sein eignes Land zu schützen; Wallenstein aber zog durch den Thüringerwald, um Sachsen vom Bunde mit dem König zu trennen. Da zog Gustav Adolf eilig gen Sachsen und griff das kaiserliche Heer unter Wallenstein am 6. November 1632 in der Ebene zwischen Leipzig und Lützen an. Am frühesten Morgen ordnete er sein Heer zur Schlacht und ritt, nüchtern, ohne Brustharnisch, in einem Koller von Elennsfell, vor den Reihen auf und nieder, rief sie zum Siege auf und gab ihnen, frommen Sinns, die alte Siegeslosung: „Gott mit uns!" Die Trompeter bliesen die Melodie des Liedes: „Eine feste Burg ist unser Gott"; die Deutschen sangen ein geistliches Lied, welches der König selbst gedichtet hatte. Unter dem Schlachtruf: „Jesus, Maria!" rückten die Kaiserlichen ins Feld. Bis gegen Mittag lag dicker Nebel über dem Schlachtfeld und im Nebel donnerten die Geschütze wider einander. Endlich brach Gustav Adolf auf die Front der Kaiserlichen bei den Windmühlen, vertrieb Wallensteins Musketiere aus ihrer Stellung und eroberte sieben Geschütze. Indessen war Pappenheim mit seinen Reitern angekommen und nun drängt sich die Schlacht dahin. Die Pappenheimischen werfen die Schweden zurück, da stellt sich der König an die Spitze des Stenbockschen Regiments und setzt (gegen ein Uhr) über den Graben; er geräth zu nah an die Feinde, sein Pferd wird durchschossen, er selbst verwundet. Wie er sich jetzt zurückziehen will, schießt ihn ein kaiserlicher Officier vom Pferde, und das schleift ihn noch einige Schritte weit im Bügel fort. Nur ein einziger Page ist bei ihm; der will ihm aufhelfen; da sprengen feindliche Küraſſiere herbei, verwunden den Pagen, schießen den König durchs Haupt und plündern ihn. So liegt der Heldenkönig todt und bis zum Ausgang der Schlacht unerkannt. Fast zur selben Zeit wird auch Pappenheim auf den Tod verwundet und muß aus der Schlacht gebracht werden, am andern Tage verschied er zu Leipzig. Pappenheims Fall entmuthigt die

Kaiserlichen; des Königs Tod treibt die Schweden zur Blutrache. Herzog Bernhard von Weimar übernimmt schnell den Oberbefehl und entscheidet durch seine Kühnheit und Klugheit am Abend den Sieg. Wallenstein zieht sich noch in der Nacht zurück und eilt nach Böhmen.

Gustav Adolfs Leiche wurde, blutig und entstellt, am folgenden Tage (den 7. November) bei einem alten Feldstein gefunden, welcher noch heutzutage der „Schwedenstein" heißt, und in einem Trauerwagen durch Deutschland nach Schweden gebracht. Alle Protestanten in ganz Deutschland wehklagten um den allzufrühen Tod des Glaubenshelden. Und doch war's ein schöner Tod! denn was gibt es Schöneres, als das Ziel des ganzen Lebens mit dem letzten Blutstropfen zu besiegeln, daß es alle Zeiten durchleuchtet und allen Verzagenden in bösen Tagen zum ermuthigenden Beispiel wird? Die katholische Partei hingegen frohlockte laut; nur der Papst Urban VIII. klagte im Stillen um den gefallenen Helden, und Kaiser Ferdinand II., welcher durch Gustav Adolfs Tod der größten Sorge und Gefahr enthoben war, sprach, als er die Nachricht vernahm: „Laßt uns in Demuth fortwandeln und Gott alles Weitere anheim stellen!" Und als man ihm das blutige Koller seines todten Feindes brachte, brach er, tief ergriffen, in diese Worte aus: „Hätte nur Deutschland Frieden erlangt, so hätte ich dem König ein längeres Leben gegönnt und frohe Wiederkehr in sein Reich."

13.

Alle die gesegneten deutschen Länder
Sind verkehrt worden in — Elender.

Schiller.

Nun trieb der tapfre Herzog Bernhard von Weimar rasch die kaiserlichen Besatzungen aus Sachsen und befreite dies Land gänzlich von den Feinden. Der kleinliche und zweideutige Kurfürst Johann Georg aber dachte jetzt, nach Gustav Adolfs Tode die Oberleitung der protestantischen Angelegenheiten endlich doch an sich zu bringen. In allen Verhältnissen ist Schwäche das Schlimmste, aber nie ist sie verderblicher, als wenn der Schwache sich aus Eitelkeit in dem Wahne gefällt, stark zu sein. Dies war der Fall bei dem Kurfürsten von Sachsen und es erbitterte ihn, als er sah, daß die schwedische Nation, vom Geist ihres großen Königs beseelt, den Krieg fortsetzen wollte. Sie mußte das, wenn nicht Alles, was bisher geschehen war, wenn nicht sogar Gustav Adolfs Tod fruchtlos sein sollte. Im Namen der unmündigen Königin Christine wurde der Reichskanzler Arel Oxenstierna, Gustav Adolfs Freund, ein großer Staatsmann, zum Reichsverweser Schwedens erwählt. Oxenstierna betrachtete seines Königs

Streben und das von ihm begonnene Werk als ein heiliges Vermächtniß an die Nation, und beschloß, in seinem Geiste fortzuhandeln. Rasch betrieb er ein festes Bündniß der Stände des schwäbischen, des fränkischen, des ober- und des niederrheinischen Kreises mit Schweden; denn Einigkeit that den Protestanten vor Allem Noth. Jene aber zauderten lange und bedachten sich nach ihrer leidigen alten Weise und in kleinlicher Eifersucht auf Schweden; denn es verdroß sie, daß sie diesem den Oberbefehl im Krieg und die Oberleitung des Bundes lassen sollten. Nach vieler Mühe brachte Oxenstierna in Heilbronn (am 13. April 1633) das Bündniß endlich doch zu Stande.

Das schwedische Heer, von Gustav Adolf gleichsam erzogen, behauptete mittlerweile fort und fort sein altes Glück und den alten Ruhm, aber leider schon nicht mehr die Einigkeit und Mannszucht wie früher, welche Gustav Adolf so streng gehandhabt hatte. Die vornehmsten schwedischen Feldherrn, der General Gustav Horn und der Herzog Bernhard von Weimar, haderten unter sich um den Oberbefehl; nur mit Mühe richtete Oxenstierna Alles ins Gleiche. Bernhard von Weimar eroberte hierauf im November 1633 die Stadt Regensburg. Wallenstein, welcher dies gar wohl hätte verhindern können, sah müßig zu und voll Schadenfreude gegen seinen alten Feind Maximilian von Baiern. Er blieb ruhig in Böhmen, während die Schweden siegten. Von den heftigsten Gichtschmerzen geplagt und gebeugt durch seinen letzten Unfall im Felde, wollte Wallenstein jetzt seine Uebermacht nicht besonders durch Kriegsthaten, sondern vornehmlich durch listige geheime Unterhandlungen im vollen Gewichte behaupten. Dabei verließ er sich gänzlich auf sein Heer, ohne zu bedenken, daß er gerade durch seine Lässigkeit im Kriege das Vertrauen seiner wilden Schaaren untergrub, denen nur im Fechten und Plündern wohl war. Er hatte mit Sachsen und mit Brandenburg unterhandelt, und auch Frankreich war dabei insgeheim im Spiel, weil es hoffte, durch jene protestantische Mittelmacht, an deren Spitze sich Sachsen stellen wollte, das Haus Habsburg zu schwächen; es bot Wallenstein eine Million Thaler und kräftigen Beistand, wenn er die Krone Böhmens erringen wolle; ebenso unterhandelte Wallenstein insgeheim mit den Schweden. Er aber täuschte listig alle Parteien.

Unter diesen Umständen war es indessen seinen vielen Feinden am kaiserlichen Hofe, besonders den Jesuiten, leicht geworden, ihn bei Ferdinand II. in der Art zu verdächtigen, als beabsichtige er eine Verschwörung und einen völligen Abfall vom Kaiser, um dann für sich selbst eine völlig unabhängige Herrschaft zu erringen. Und allerdings war der Schein gegen Wallenstein. Als er nun von diesen Anklagen vernahm, vertheidigte er anfänglich seine Schuldlosigkeit. Bald erklärte Spanien, daß es seine Kriegsvölker, welche in der kaiserlichen Armee dienten, nicht länger besolden wolle, wenn Wallenstein noch länger den Oberbefehl über diese behalten würde. Da sprach

Wallenstein: „Das hatte ich schon längst beschlossen; ich selbst will nicht länger Oberbefehlshaber sein." Als die Inhaber der Regimenter, welche noch viel an den Kaiser zu fordern hatten, diesen Entschluß vernahmen, waren alle Officiere aufs Heftigste bestürzt und baten Wallenstein: er möchte doch sie und das Heer nicht verlassen. Das versprach er ihnen auch, und sie verbanden sich dafür schriftlich gegen ihn, so lang bei ihm zu bleiben, „als er selbst im Dienste des Kaisers bleiben würde". Wallensteins Feinde aber hinterbrachten dem Kaiser diesen Umstand so, als ob Wallenstein den Officieren eine falsche Schrift untergeschoben hätte, worin jener Vorbehalt weggelassen worden sei, damit die Treue der Officiere nicht mehr an den Dienst des Kaisers, sondern an Wallensteins Person gebunden sei. Durch diese Vorspiegelung und durch ähnliche Kunstgriffe machten Wallensteins Feinde den Kaiser aufs Aeußerste besorgt und trieben ihn zu einer hinterlistigen und ungerechten Maßregel. Sie lockten ihm nämlich die Unterschrift eines Patents ab, kraft dessen der Generallieutenant Gallas den Oberbefehl erhielt, mit der Verpflichtung, sich Wallensteins und seiner Freunde und angeblichen Mitverschwornen, der Grafen Illo und Terzky, als geächteter und vogelfreier Hochverräther, lebendig oder todt zu bemächtigen. Während nun so Wallensteins Untergang beschlossen war, schrieb ihm der Kaiser noch einige Zeit lang vertrauliche Briefe; diejenigen Officiere im Heere aber, welche Wallenstein für seine allerbesten Freunde hielt, machten die Truppen insgeheim von ihm abwendig. Da zeigte sich, was Soldatentreu ist, die bloß auf Gold und Egoismus ruht. Der Kaiser erklärte den Wallenstein am 11. Februar 1634 „außer dem Gesetz" und nun sah Wallenstein plötzlich den ganzen Umfang der über ihn ausgeworfenen List, die ganze Größe seiner Gefahr. Vergeblich schrieb er an den Kaiser, um seine Schuldlosigkeit darzulegen; — seine Gegner unterschlugen die Briefe. Da dachte Wallenstein ernstlich an seine persönliche Sicherheit und versuchte, zu dem Behuf, mit den Schweden zu unterhandeln. Diese aber trauten ihm nicht mehr, weil er sie bereits früher getäuscht hatte. Im Sturmschritt jagte jetzt das Verderben hinter dem einst so gewaltigen Manne her. Die kaiserlichen Generale Piccolomini und Gallas führten die von ihm abgefallenen Regimenter gegen Pilsen heran, wo er sich damals befand; die meisten Officiere, auf deren Treue Wallenstein fest gebaut hatte, verließen ihn; da floh er, — wegen seiner Gichtschmerzen in einer Sänfte getragen — mit einem nur kleinen Gefolge nach Eger; seine Mörder zogen mit ihm in diese Stadt ein. Zwei Irländer, der Oberst Buttler und der Oberstwachtmeister Lesley und ein Schotte, der Oberst Gordon, welcher in Eger das Kommando hatte, schwuren einander zu, des Kaisers Acht an Wallenstein zu vollstrecken, d. h. — ihn umzubringen, und verpflichteten zu diesem Werk auch mehre ihnen ergebene Officiere von Buttlers Regiment, doch war kein einziger Deutscher darunter! Wallensteins Vertraute, der Feldmarschall Illo, die Grafen Terzky

und Kinsky und der Rittmeister Neumann, sollten, so war's von den Verschwornen beschlossen, vor dem Feldherrn fallen. Gordon lud sie am 25. Februar zum Abendessen auf die Citadelle. Wie nun jene dort lustig tafeln, wird das Thor der Citadelle geschlossen und die Zugbrücken aufgezogen. Um acht Uhr tritt plötzlich der Oberstwachtmeister Geraldin mit sechs Buttlerischen Dragonern unter dem Ruf: „Es lebe das Haus Oesterreich!" in den Saal, von der andern Seite dringt der Rittmeister Deverour mit vierundzwanzig Dragonern herein, und ruft: „Wer ist gut kaiserlich?" Nun ergreifen Gordon, Buttler und Lesley die Leuchter und treten mit dem Ruf: „Es lebe Ferdinand!" zur Seite; da stürzen die Dragoner auf Wallensteins Freunde los und ermorden sie nach tapfrer Gegenwehr. Dies gethan, läßt Buttler um neun Uhr Wallensteins Haus rings umstellen. Als es elf Uhr geworden, hatte Wallenstein seinen Astrologen entlassen und war zu Bette gegangen. Nun kommen Geraldin und Deverour mit Dragonern vors Haus und werden von der Wache eingelassen, weil diese glaubt: sie hätten etwas zu melden. Jene besetzen die Ausgänge und eilen dann rasch die Treppe hinan. Da geht ein Gewehr los. Wallenstein hört den Knall und Lärmen, eilt aus dem Bette ans Fenster und fragt die Schildwache unten, was es gibt. In dem Augenblick hört er das Wehgeschrei von Terzkys und Kinskys Frauen. Da ahnt er das nahe Verderben. Gleich darauf sprengt Deverour die Thüre des Schlafzimmers auf, sieht Wallenstein im Hemde, und ruft ihm zu: „Bist Du der Verräther, der des Kaisers Volk zum Feinde bringen und ihm die Krone rauben will? Du mußt sterben!" Ohne ein Wort zu erwiedern, streckt Wallenstein die Arme aus; da durchstößt ihn Deverour mit der Partisane. Wallenstein sinkt todt zu Boden, hoch auf spritzt sein Blut an die Wand. So endete am 25. Februar 1634, einundfunfzigjährig, Albrecht von Wallenstein, welcher sich einst mehr gedünkt hatte, als der Kaiser selbst; er unterlag der List seiner Feinde, und fiel durch einen Meuchelmord, welchen Ferdinand II. aus Furcht vor Wallensteins angeblicher Verschwörung gebilligt hatte, ohne Untersuchung oder Ueberweisung. Wallensteins Mörder wurden vom Kaiser huldreich empfangen und reich belohnt, Buttler und Deverour in den Grafenstand erhoben; Wallensteins Güter wurden eingezogen, und an die Generale Gallas, Piccolomini, Altringer und Colloredo verschenkt; nur Sagan behielt der Kaiser für sich. Wallensteins Freunde und Anhänger wurden verhaftet, und einer davon, der Graf Schaffgotsch, ohne Geständniß, ohne irgend einen rechtlichen Beweis, bloß auf den Verdacht hin, daß er Theilnehmer an der vermeintlichen Verschwörung gewesen sei, hingerichtet. So waltete damals, statt des Rechts, bloß die eiserne Gewalt; so rächte sich diese an Wallenstein, gleichwie er selbst sie einst erbarmungslos am deutschen Volke geübt hatte!

Nun übernahm Ferdinands II. Sohn, der König Ferdinand III. von Ungarn, den Oberbefehl des kaiserlichen Heeres. Die schwedischen Feldherrn

aber, Herzog Bernhard von Weimar und Gustav Horn, waren wechselseitig eifersüchtig um die oberste Gewalt über das Heer; die Kaiserlichen eroberten Regensburg, und bei Nördlingen wurde Bernhard von Weimar im September 1634 geschlagen, Horn gefangen. Die Folge davon war, daß der Heilbronner Bund sich auflöste, und daß Schwaben und Franken wieder in die Gewalt der Kaiserlichen kamen. Bernhard von Weimar zog sich mit dem Rest seines Heeres aufs linke Rheinufer hinüber; ein andres schwedisches Heer, das unter dem General Baner in Thüringen stand, wich nach Pommern zurück. So stieg Oesterreichs Macht wieder hoch empor, — aber nicht allein durch jenes Waffenglück, sondern vorzüglich auch durch die Erbärmlichkeit der protestantischen Fürsten von Kursachsen und Kurbrandenburg. Der Kurfürst von Sachsen, welcher, bei nur einigem Muth, noch ganz wohl im Stande gewesen wäre, die Sache seiner Glaubensgenossen aufrecht zu halten, schloß am 30. Mai 1635 zu Prag mit dem Kaiser einen Frieden, wodurch er die Oberlausitz erhielt. Kurbrandenburg, Mecklenburg, Georg von Braunschweig und mehre andre Reichsstände traten, aus Furcht vor dem Kaiser, diesem Frieden bei. Zum Vorwand wurde dabei die Erreichung eines allgemeinen Friedens und die Vertreibung der fremden Kriegsvölker genommen, welche so wild und zügellos auf deutschem Boden hausten; auf gut deutsch genannt, war aber jener thöricht und eigennützig abgeschlossene Frieden ein Verrath; denn dem bigotten Kaiser war es um nichts weniger als um einen Frieden mit den „Ketzern" zu thun; nein, ausrotten wollte er sie und zwar durch sie selbst; das merkten jene beschränkten Fürsten nicht, oder es kümmerte sie nicht, wenn nur sie für ihre Personen dabei gewannen. Alle Reichsstände in den deutschen Ländern gen Westen, so wie die Schweden, waren nun plötzlich preisgegeben, ihre Friedensvorschläge wurden nicht angehört; da blieb ihnen, so wie den Schweden, um der Selbsterhaltung willen, nichts Andres übrig, als sich ganz in die Arme Frankreichs zu werfen, von dem sie allein noch Rettung hoffen konnten. Aber Frankreich war dabei nicht uneigennützig, sondern es sah bereits mit lüsternen Blicken auf das schöne Elsaß und freute sich, wie Deutschlands Macht durch seine eigenen Fürsten zersplittert und vernichtet ward. So waren die Protestanten auf der einen Seite verkauft, auf der andern verrathen, und ein deutscher Mann, der es von Grund des Herzens mit Deutschlands Selbstständigkeit ehrlich meinte, einer der wenigen deutschen Fürsten, welche diesen Namen damals verdienten, der tapfre und edle Herzog Bernhard von Weimar, mußte nun als Feldmarschall in französischen Diensten stehn!

So dauerte der unselige Krieg, welcher Deutschland zur Wüste, das deutsche Volk zu Bettlern und Sklaven machte, immerfort, und zwar gerade in Folge jenes Prager Friedens, also durch die Schuld des Kaisers und der ihrer eigenen Sache abtrünnigen Reichsstände. Da drang von Norden

her der schwedische General Baner aus Pommern wieder hervor gegen den abgefallenen Kurfürsten von Sachsen, siegte bei Wittstock (am 24. September 1636) und verheerte Brandenburg, Sachsen, Thüringen und Franken. Am Rhein aber führte zu gleicher Zeit Herzog Bernhard von Weimar den Krieg fort. Ach und welch ein Krieg war's! Auf beiden Seiten nur ein Wetteifer an Unmenschlichkeit, ein Sengen und Brennen, ein Rauben und Morden. Der Soldat lebte nicht mehr vom Sold, sondern vom Marke des Volks und das arme Volk wand sich wie ein Wurm unter den Fußtritten der Soldaten. Zu allen Leiden des Volkes kamen 1637 auch noch Hungersnoth und Seuchen, und was noch schlimmer war als beides, eine furchtbare moralische Entartung war eingetreten, eine Verwilderung, in welcher sich der Mensch zum Thiere herabwürdigte. Nachdem schon Freiheit und Gerechtigkeit von der deutschen Erde verschwunden waren, erlosch nun auch der letzte Schimmer von Hoffnung; es schien, als ob der deutsche Name unter Flüchen und Verdammniß bald im Buche der Menschheit ausgetilgt werden sollte. Niemand war noch glücklich als die Todten, welche den Jammer nicht mehr anschauen mußten. Unter solchen Umständen starb Kaiser Ferdinand II. (am 15. Februar 1637). Dies grenzenlose Verderben des deutschen Vaterlandes war größtentheils sein Werk; denn es war die Frucht seiner Bigotterie, seiner blinden Abhängigkeit von jener jesuitischen Partei, welche ihn lenkte, um ihren eigenen Egoismus zu befriedigen.

Ferdinands II. Sohn, ebenfalls Ferdinand geheißen, wurde nun als Dritter dieses Namens zum deutschen Kaiser erwählt. Er war besonnener, ruhiger und weniger fanatisch, als sein Vater, und wollte wenigstens zu den verfassungsmäßigen Formen wiederkehren, welche Ferdinand II. so übermüthig verachtet hatte. Sein Hauptaugenmerk richtete Ferdinand III. auf die Vertreibung der Schweden aus Deutschland, welche, seit der Geist Gustav Adolfs von ihnen gewichen war, nicht bloß Feinde der kaiserlichen und katholischen Partei, sondern die furchtbarste Geißel Deutschlands überhaupt waren; so zuchtlos und unmenschlich hausten sie. Wie früher, unter Gustav Adolf, ihr Name aller Bedrängten Trost und Hoffnung, so war er jetzt ein Schrecken für Jedermann.

In diesen Tagen der tiefsten Noth und Entwürdigung des Vaterlandes steht unter den deutschen Kriegsfürsten nur ein einziger Mann groß, ehrenwerth und wirklich als Deutscher da, und das ist Herzog Bernhard von Weimar. Mit tiefem Schmerz empfindet sein Herz, dem Vaterland treu, die betrübte Stellung, in welche ihn die Verhältnisse gebracht haben; aber diese Stellung will er wenigstens zum Heil des Vaterlandes benützen; frei und groß möchte er es machen; er fühlt seinen Werth, aber er überhebt sich desselben nicht und behauptet ihn nur dann im gerechten edlen Stolz, wenn er der Anmaßung Frankreichs gegenübertritt, dessen feindselige Absichten gegen Deutschland er durchschaut und dessen Bündniß er doch nicht voreilig verwerfen darf. — Inzwischen war kurz vorher,

als Baner die Sachsen und Kaiserlichen bei Wittstock schlug (1636), von den Kaiserlichen und Spaniern zu gleicher Zeit ein Angriff gegen Frankreich geschehen. Der kaiserliche General Gallas war in Lothringen eingebrochen, der bairische General Johann von Werth in die Champagne, der Kardinalinfant in die Pikardie; doch ungünstige Witterung, Mangel und Seuchen, so wie Bernhards von Weimar Kriegskunst und Wachsamkeit, hatten den ganzen Kriegsplan vereitelt. Nach diesen Ereignissen sah Bernhard von Weimar immer deutlicher, daß ihn Frankreich bloß als Werkzeug benützen wollte, und handelte immer selbstständiger. Er ging im Januar 1638 über den Oberrhein, besiegte im Februar die Kaiserlichen bei Rheinfelden und nahm den General Johann von Werth gefangen. Hierauf belagerte er die Festung Breisach, welche für unüberwindlich galt, schlug dreimal die Kaiserlichen, welche sie entsetzen wollten, eroberte Breisach endlich nach einer glorreichen Gegenwehr am 3. December, ließ sich huldigen, und suchte sich überhaupt im Elsaß festzusetzen. Alle Protestanten in Deutschland schöpften frischen Muth, Oesterreich und Spanien aber fürchteten jetzt den tapfren Bernhard noch einmal so sehr als früher, und gaben sich alle Mühe, ihn auf ihre Seite zu bringen; sie schmeichelten seinem Stolz, und ließen Worte fallen: ihn mit einer Erzherzogin zu vermählen, und wie man ihm für das Elsaß, das er für sich als besondres Fürstenthum in Anspruch nahm, ein andres Land geben wolle. Doch Bernhard ließ sich nicht beirren; er blieb seinem Glauben und der Sache seines Vaterlandes treu, auch gegen Frankreich. Mit deutschen Truppen besetzte er das eroberte Breisach, kein Franzose sollte hinein; und einem Schweizer, dem Erlach, vertraute er die Oberbefehlshaberstelle in Breisach an. Dieser aber hielt es heimlich mit Frankreich, welches grade auf den Besitz Breisachs, dieses wichtigen Schlüssels zum Rhein, den größten Werth legte. Voll von kühnen Plänen zu neuen Unternehmungen, um Frankreich gegenüber eine drohende Selbstständigkeit zu behaupten, ging Bernhard 1639 über den Rhein; da mußte er sehen, wie Deutsche und Franzosen die Ortschaft Pontarlier plünderten und in Brand steckten, und rief: „Bei solchem gottlosen Wesen verdrießt es mich, länger zu leben." Wohin er kam, verehrte ihn das Volk als Retter; da sprach er ahnungsvoll: „Ich werde Gustav Adolfs Schicksal theilen; sobald ihn das Volk mehr ehrte als Gott, mußte er sterben." Und bald darauf starb er auch zu Hüningen, am 8. Juli 1639, erst fünfunddreißig Jahre alt, bewußt und groß, wie er gelebt hatte. Da schloß der treulose Erlach (im Oktober) einen Vertrag mit Frankreich, und überließ diesem alle Eroberungen und Truppen Bernhards. Dennoch gingen die meisten von Bernhards Truppen zu den Schweden.

Indessen hatte der schwedische General Baner im Norden von Deutschland tapfer gegen die Kaiserlichen gefochten, welche anfangs noch unter Gallas, dann aber unter dem Bruder des Kaisers, dem Erzherzog Leopold

Wilhelm, standen. Dieser, ein unerschrockener Mann, trieb den Baner, welcher mit Mord und Brand in Böhmen eingebrochen war (1640), aus diesem Lande nach Meißen und Thüringen zurück. Dort aber vereinigte sich Baner mit dem französischen General Guébriant, und, als der Kaiser in Regensburg war, um im Reichstag darüber zu berathen, wie die Fremden aus dem Reiche zu vertreiben wären, zog Baner mitten im Winter auf Eilmärschen und Umwegen hinter dem kaiserlichen Heere heran, stand unerwartet vor Regensburg und wollte dort den Kaiser gefangen nehmen. Zum Glück für diesen trat plötzlich Thauwetter ein; die Donau zerbrach ihre Eisdecke und schoß in so wilden Wellen dahin, daß Baner keine Schiffbrücke schlagen konnte und sich zurückziehen mußte; so rettete diesmal die Donau den Kaiser. Zugleich trennte sich Guébriant von Baner, und das kaiserliche Heer verfolgte nun diesen auf seinem Rückzug durch die Oberpfalz. Doch Baner schlug sich tapfer durch Böhmen nach Sachsen durch, wo sich Guébriant wieder mit ihm vereinigte. Plötzlich starb Baner (am 10. Mai 1641) zu Halberstadt, ein tapfrer Soldat, aber unmäßig im Genuß; seine Ausschweifungen haben ihn unter die Erde gebracht.

Nun übernahm der General Leonhard Torstenson den Oberbefehl der schwedischen Heeresmacht. Torstenson war so gebrechlich von Leib, daß er sich vor Podagra nicht auf den Beinen erhalten konnte, aber sein Geist war frisch und gesund, wie ein Adler in Lüften, durch keinen Unfall zu beugen, Tag und Nacht voll kühner Kriegspläne. Torstenson zog schnell frische Kriegsvölker aus Schweden herbei und stellte vor allem die Mannszucht im Heere wieder her. Dann trug er (1642) rasch den Krieg in des Kaisers Land, nach Schlesien und Mähren. Von dort drängten ihn jedoch der Erzherzog Leopold Wilhelm und der kaiserliche Feldherr Piccolomini nach Sachsen zurück und am 2. November 1642 kam es auf der Ebene bei Breitenfeld, unfern Leipzig, abermals zu einer entscheidenden Schlacht und abermals siegten dort die Schweden, nachdem ihnen die Kaiserlichen mit der größten Tapferkeit widerstanden hatten. Nun brach Torstenson, trotz seines Podagras in seinen Kriegsunternehmungen flink wie der Wind, plötzlich in Böhmen und Mähren ein und drang sogar bis gegen Wien vor. Durch diesen kühnen Feldzug wäre der Krieg auf einmal zum Vortheil der Schweden entschieden gewesen, wenn Guébriant mit seinem Heere zu gleicher Zeit nach Baiern hätte vorrücken können. Aber Guébriant wurde bei Rottweil erschossen und ein andrer General der französischen Armee, Rosa, bei Tuttlingen von dem General Johann von Werth (1643) besiegt. Mittlerweile waren zwischen Schweden und dem Kaiser bereits seit längerer Zeit Unterhandlungen über einen Frieden gepflogen worden und Dänemark hatte sich in dieselben als vermittelnde Macht eingemischt, in der geheimen Absicht, Schweden zu schwächen, auf dessen politisches Uebergewicht es schon lange eifersüchtig war. So wie der kluge, kühne und rastlose

Torstenson dies merkt, zieht er, rasch wie immer, aus Mähren nach Holstein, besetzt Jütland und hält Dänemark in Schrecken. Da schickt der Kaiser den Dänen ein Heer unter dem Gallas zu Hilfe. Aber Torstenson zieht stolz und wohlgemuth bei Rendsburg an den Kaiserlichen vorbei, und wie Gallas sich zurückzieht, eilt ihm Torstenson nach, schlägt ihn 1644 bei Magdeburg und kehrt dann eben so rasch mit sechzehntausend Mann nach Böhmen zurück. Dort besiegt er 1645 das kaiserliche Heer bei Jankow; hierauf zieht er abermals gegen Wien, in der Hoffnung, daß ihn der Fürst Rakoczy von Siebenbürgen unterstütze, während das französische Heer durch Schwaben nach Franken rückt und gegen Baiern vordringt. Kaiser Ferdinand III. war dadurch in der äußersten Gefahr, doch verlor er den Muth nicht, und siehe da, bald ward ihm auch das Kriegsglück wieder günstig. Rakoczy schloß nämlich mit ihm Frieden, und das französische Heer hatte zwar bei Allersheim einen wichtigen Sieg über die Kaiserlichen erfochten, aber dabei selbst sehr große Verluste erlitten, so daß es sich wieder schnell an den Rhein zurückziehen mußte. Nun sah sich Torstenson, welcher bis dahin die Stadt Brünn in Mähren belagert hatte, gezwungen, die Belagerung aufzuheben, bei welcher er sehr viel Kriegsvolk eingebüßt hatte.

Dagegen schlossen nun Dänemark und der Kurfürst von Sachsen Frieden mit Schweden, der Letztere aus dem Grunde, weil die Schweden sein Land furchtbar verwüstet hatten. In diesem Zeitpunkt übergab der tapfre Torstenson, dessen ohnehin schwacher Leib durch die unausgesetzten Anstrengungen im Kriege völlig erschöpft war, den Oberbefehl des schwedischen Heeres dem tapfren Gustav Wrangel. Dieser vereinigte sich 1646 bei Gießen mit dem französischen Feldherrn Türenne; Beide trugen nun den Krieg nach Baiern und zwangen dort 1647 den greisen Kurfürsten Maximilian, welcher schon neunundzwanzig Jahre lang in allen Wechselfällen des Glückes für die Sache des Katholicismus und des Kaisers ausgehalten hatte, zu einem Waffenstillstand, bis zu Abschluß eines völligen Friedens; der greise Kurfürst that es aus Fürsorge für sein Land, welches er nicht dem Verderben aussetzen wollte, und verhielt sich nun parteilos („neutral").

Da stand es schlimm um die Sache des Kaisers. Er hatte nur noch zwölftausend Mann in seinem Heer, dessen Oberbefehl er nach dem Tode des Gallas einem Protestanten, Peter Holzappel, genannt Melander, (einem gebornen Hessen) übertrug. Bloß die Eifersucht Frankreichs auf das Kriegsglück der Schweden rettete den Kaiser; Frankreich zog nämlich (aus jenem Beweggrund) plötzlich seine Truppen an den Rhein zurück, während Wrangel vor Eger stand. Als Baiern diesen Umschwung des Kriegsglückes bemerkte, brach es den Stillstand mit den Schweden und näherte sich wieder dem Kaiser. Nun mußte sich Wrangel an die Weser zurückziehen; die Kaiserlichen und die Baiern verfolgten ihn. Da fürchtete Frankreich, daß sich der Kaiser wieder erholen und erheben möchte, und gebot seinem

Feldherrn Türenne, sich mit den Schweden wieder zu vereinigen. Dies geschah auch bei Gelnhausen. — Nun beschloß Wrangel, Baiern für den Abfall zu züchtigen, ging bei Lauingen über die Donau, besiegte den kaiserlichen General Melander am 29. Mai 1648 bei Zusmarshausen (wo Melander selbst blieb), überschritt den Lech, und wollte den Krieg durch Baiern nach Oesterreich tragen. Furchtbar verwüsteten jetzt die Schweden das arme Baiernland, schon floh der alte Kurfürst nach Salzburg, aber da sich Wrangel in dem ausgesogenen Lande nicht halten konnte, zog er nach Schwaben zurück.

Indessen war der schwedische General Königsmark in Böhmen eingedrungen, gegen Prag vorgerückt und der Kleinseite Meister geworden; der Pfalzgraf Karl Gustav, welcher frische Truppen aus Schweden gebracht hatte, stieß zu ihm und nun wurde Prag von der vereinigten schwedischen Heeresmacht belagert. Achttausend Mann kaiserlicher Truppen kamen zum Entsatz heran, aber hinter ihnen her flogen auch schon Eilboten aus Westphalen und brachten (im Oktober 1648) die frohe Kunde: „Der Friede ist abgeschlossen!" So erlosch dieser Krieg nach dreißig Jahren grenzenlosen Elends und nachdem Deutschland durch denselben die Hälfte seiner Bevölkerung verloren hatte, auf eben demselben Boden, wo er (1618) ausgebrochen war.

14.

Ja, Friede ward, — doch ach, um welchen Preis!
Um unser preisgegeb'nes Vaterland! —
Und doch verzaget nicht. Es muß der Geist,
Er wird es retten! . . . . .

Schon Jahre lang hatten während der letzten Kämpfe zwischen jenen Mächten Europas, welche damals auf Deutschlands Schicksal den größten Einfluß ausübten, zwischen Frankreich und Schweden, Friedensunterhandlungen stattgefunden mit Kaiser und Reich, mit Spanien und Holland. Jede Partei suchte jedoch den endlichen Abschluß des allgemeinen Friedens unter nichtigen Vorwänden noch immer hinauszuschieben, je nachdem sie durch diese oder jene plötzliche glückliche Wendung des Krieges größeren Vortheil zu gewinnen hoffte. Auch über lächerliche Rangstreitigkeiten der Gesandten ging viel kostbare Zeit verloren, während das arme deutsche Volk noch länger unter der Geißel des Krieges seufzen und bluten mußte. Endlich gelang es dem edlen Eifer und der Staatsweisheit des kaiserlichen Gesandten, des Grafen Trautmansdorf, den Abschluß des Friedens zu Stande zu bringen. Am 30. Januar 1648 schloß Spanien zu Münster in Westphalen mit den holländischen Generalstaaten Frieden und erkannte neuer-

dings, feierlich, für immer deren Unabhängigkeit an. Am 24. Oktober desselben Jahres wurde zu Osnabrück die Urkunde des Friedens zwischen den Reichsständen und Schweden, und zu Münster die des Friedens zwischen den Reichsständen, dem Kaiser und Frankreich unterzeichnet. Dieser Friede, welcher den dreißigjährigen Krieg beendigte, heißt nach dem Boden, auf welchem er abgeschlossen wurde, der westphälische.

Die Hauptpunkte, welche in demselben festgesetzt wurden, waren folgende.

Fürs Erste die Entschädigungen durch Länderabtretungen: Frankreich erhielt die volle Hoheit und Herrschaft über die von ihm besetzten Bisthümer und Städte Metz, Toul und Verdün, über Pignerol und Breisach, sodann die Landgrafschaft Ober- und Unterelsaß, mit Ausnahme Straßburgs, den Sundgau, die Landvogtei der zehn vereinigten Reichsstädte im Elsaß, und außerdem die wichtige Festung Philippsburg. So war nun so viel herrliches Land vom deutschen Reiche abgerissen! Doch das war noch nicht alles, was Frankreich gewann; es behauptete von jener Zeit an auch einen übermächtigen Einfluß auf die Leitung der inneren Angelegenheiten, besonders bei den kleineren Fürsten Süddeutschlands. — Schweden gab seine Eroberungen zurück, bekam aber dafür Vorpommern und die Insel Rügen, in Hinterpommern Stettin, Garz, Damm, Golnau, die Insel Wollin und das frische Haff, in Mecklenburg die Stadt Wismar, endlich die Bisthümer Bremen und Verden als weltliche reichserblehnbare Herzogthümer. — Für das abgetretene Pommern erhielt Kurbrandenburg die Stifter Halberstadt, Magdeburg, Minden und Kamin, — Mecklenburg für das abgetretene Wismar die Stifter Ratzeburg und Schwerin, Mirow und Nemerow. — Braunschweig-Lüneburg bekam die Klöster Walkenried und Schauen. In Osnabrück sollten fortan ein katholischer und ein protestantischer Bischof abwechseln, und die Linie des Herzogs Georg von Lüneburg sollte auf letztere Würde das Anrecht haben. — Hessen-Kassel bekam die Aemter Schaumburg, Bückeburg, Sachsenhagen und Stadthagen, die Abtei Hersfeld und eine Entschädigungssumme von sechsmalhunderttausend Thalern; Kursachsen alles, was ihm schon im Prager Frieden bewilligt worden war.

Zum Zweiten wurde für die Reichsstände eine allgemeine Amnestie festgestellt (d. i. völlige ewige Vergessenheit aller Feindseligkeiten). Jeder Reichsstand sollte in jene Besitzungen und Würden wieder eingesetzt werden, die er durch den Krieg verloren hatte. Karl Ludwig, der Sohn des vertriebenen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, überließ dem Kurfürsten Maximilian von Baiern und dessen männlichen Nachkommen die Oberpfalz und die Kurwürde, so daß diese an Baiern forthaftete, Karl Ludwig erhielt dagegen die Rheinpfalz wieder und für diese wurde eine neue Kur (die achte) errichtet.

Was Drittens die Religionsverhältnisse betraf, so wurden der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede nicht nur überhaupt bestätigt, sondern endlich auch auf die Reformirten ausgedehnt. Nach dem langen heißen Glaubenskampfe war endlich der unselige Fanatismus abgespannt und erlahmt und alle Religionsparteien standen sich nun gleich. In Bezug auf die geistlichen Güter wurde jener „geistliche Vorbehalt" erneuert und der Besitzstand vom Jahre 1624 zur allgemein gültigen Richtschnur genommen.

Gleich wie die Trennung Hollands vom Reich, so wurde auch die der Schweiz und deren Unabhängigkeit feierlich anerkannt.

Ungemein wichtig war der Einfluß, welchen Schwedens und Frankreichs Politik auf die Veränderung der ganzen Reichsverfassung ausübte. Diesen beiden Mächten, insbesondere aber Frankreich, war alles daran gelegen, die letzten Reste von alter Einheit des deutschen Reiches zu zersprengen, um sich dann, zu seiner eigenen Vergrößerung, die Schwäche Deutschlands zu Nutzen zu machen, welche aus der Vereinzelung der Reichsstände nothwendig entsprang. Wie nun die fremden Mächte dies aus großem Eigennutz betrieben, so gingen die deutschen Fürsten aus ihrem kleinen Eigennutz gar zu gern darauf ein, um sich vom Kaiser völlig unabhängig zu machen. Aber gleichwie der mannhafte Widerstand der Fürsten gegen die kaiserliche Allgewalt zur Zeit der Reformation edel, ehrenwerth und für die deutsche Freiheit heilsam gewesen war, eben so schädlich fürs deutsche Volk war zur Zeit des westphälischen Friedens und noch gar lange nachher dies völlige Aufgeben der Einheit, da jetzt jeder einzelne, wenn auch noch so kleine Reichsfürst in seinem Lande ein Kaiser im Kleinen war, die Herrschaftsrechte im vollsten Umfang ohne irgend eine Beschränkung von oben her besaß, sowohl mit seines Gleichen in Deutschland, als auch mit fremden Mächten Bündnisse aller Art — nur nicht gegen das Reich — schließen durfte und auch in Friedenszeiten stehende Heere hielt zu Schutz und Trutz nach Außen und Innen. Was war die nächste, natürliche Folge so großer Macht? Der Mißbrauch derselben gegen die eigenen Unterthanen. Denn, so wie die deutschen Fürsten nach Außen zu unabhängig waren, war es ihnen unerträglich, sich noch auf irgend eine Weise in den inneren Angelegenheiten ihrer Länder beschränkt zu wissen, und deshalb ruhten sie nicht, bis sie (wenigstens größtentheils) den Landständen als Volksvertretern die wichtigsten Rechte und vor Allen das uralt-deutsche Volksrecht der Gesetzgebung genommen und sich ausschließlich angeeignet hatten. Zwar blieb in manchen Ländern den Ständen noch das Recht der Steuerbewilligung; aber das ganze Institut der Landstände überhaupt, dieser letzte Schutz und Schirm des Volkes, verlor fast überall seine edle und erhabene ursprüngliche Bedeutung und wurde nun zu einer bloßen todten Form ohne Geist. Die Landesherrn regierten nun meistens, nach

eigener Willkür, mit wenigen vertrauten Räthen oder Lieblingen, das Land von ihren Kabinetten aus, dehnten ihre Regalien aus und erschufen sich auch neue; und, weil sie zur Besoldung ihrer Heere und zur Bestreitung ihrer Vergnügungen und Ausschweifungen viel Geld brauchten, legten sie immer mehr Steuern und Lasten auf das Volk. Dies wurde größtentheils als eine bloße Masse von Sklaven betrachtet, über deren Gut und Blut die Landesherrn nach sogenanntem göttlichen Recht, das heißt: nach Belieben, schalten und walten durften. Von der Freiheit der Gerichte war ohnehin längst nicht die Rede mehr.

Indem nun die Reichsstände unabhängig waren und alle zusammen einen Bundesstaat bildeten, welcher noch immer von alten Zeiten her das „heilige römische Reich" hieß, erkannten sie gleichwohl einen erwählten Kaiser, dessen Person den Inbegriff der höchsten Gewalt darstelle, welcher dieselbe aber rechtskräftig verbindend nur unter Mitwirkung der Reichsstände ausüben könne. Der Kaiser hatte zwar noch das Recht: bei der Reichsgesetzgebung mitzuwirken, aber nur insofern, als kein derartiger Beschluß der Reichsstände ohne seine Zustimmung rechtskräftige Gültigkeit erlangte; sodann hatte er das Recht der Gerichtsbarkeit über Reichsunmittelbare und das der Oberlehnsherrlichkeit, so daß er die Reichsfürsten belehnte; — endlich besaß er verschiedene „vorbehaltene" (oder „Reservat"-) Rechte, nämlich solche, welche er auch in den Gebieten der Reichsstände ausüben durfte, und zwar theils „ausschließliche" und „unbeschränkte" (d. i. ohne die Mitwirkung der betreffenden Reichsstände zu benöthigen), theils mit diesen „gemeinschaftliche", und „beschränkte" (nämlich solche, wozu er die Mitwirkung derselben bedurfte); dahin gehörten z. B. Standeserhöhungen, Verleihung der Münzgerechtigkeit, Ueberlassung gewisser Privilegien, Bestellung von Notarien, Berufung zu Reichstagen.

Die Verhandlungen zwischen dem Kaiser und den Reichsständen über Reichsangelegenheiten geschahen auf dem Reichstage, und die Erledigung jener Verhandlungen wurde bis zum Jahre 1654 in einem „Reichsabschied" zusammengefaßt. Von da an blieb der Reichstag beständig beisammen und zwar in Regensburg. Der deutsche Reichstag bestand aus drei Kollegien. Das erste war der Kurfürstenrath, welchen die Kurfürsten bildeten, und wobei der Kurfürst von Mainz, als Erzkanzler des Reiches, den Vortrag hatte und den ganzen Reichstag leitete. Das zweite war der Fürstenrath; dieser bestand wieder aus der „geistlichen Bank", auf welcher alle geistlichen Würdenträger und die Erzherzoge von Oesterreich saßen, sodann aus der „weltlichen Bank", auf welcher die Fürsten, Grafen und Herrn saßen, und aus der „Querbank", auf welcher der Administrator des Erzbisthums Magdeburg saß. Das dritte Kollegium war der Städterath, welcher wieder aus zwei Bänken bestand, aus der rheinischen, auf welcher fünfundzwanzig, und aus der schwäbischen oder oberländischen, auf

welcher achtunddreißig Städte durch ihre Abgeordneten Sitz und Stimme hatten. Und so zeigte sich auch in dieser Zusammensetzung des deutschen Reichstages, so wenig er auch immerhin die Sache des deutschen Volkes vertrat, doch noch immer das im deutschen Volk tief eingewurzelte, aus der Tiefe deutschen Rechtsgefühls entsprossene Bestreben nach Vertretung. Dieser lebendige Drang ist selbst in der Entartung und Verunstaltung entsprechender Institute nie ganz zu verkennen; denn selbst Machthaber, welche ihn gerne verkennen möchten, können sich selbst doch nicht losreißen von ihrem Ursprung aus dem deutschen Volk; ja freilich, wenn fremde Fürsten auf deutschen Boden zu regieren kommen, — die können's nicht fassen; aber eine um so größere Verpflichtung hat dann gerade das Volk, sein Ureigenstes mannhaft zu vertheidigen. — Bei Beschlüssen des Reichstages wurde im Allgemeinen nach Stimmenmehrheit entschieden; in Religionsangelegenheiten aber durften sich die beiden Parteien in zwei große Körperschaften scheiden, in die der Katholiken (Corpus Catholicorum), und in die der Protestanten (Corpus Evangelicorum); an der Spitze der ersteren stand Kurmainz, an der Spitze der letzteren Kursachsen, jedes mit dem Recht der obersten Leitung.

Das höchste Reichsgericht war das Reichskammergericht, dessen Beisitzer und Vorsitzer in gleicher Anzahl aus Männern von beiden christlichen Konfessionen, der katholischen und der protestantischen, zusammengesetzt sein sollten; die Reichsstände hatten das Recht, achtundvierzig vorzuschlagen, der Kaiser zwei; in Folge dieses letzteren Umstandes waren natürlicherweise um zwei katholische Beisitzer mehr. Zu gleicher Zeit aber bestand auch noch der Reichshofrath fort und übte dieselbe Gerichtsbarkeit aus wie das Reichskammergericht; unter dem Reichshofrath standen außerdem die peinliche Gerichtsbarkeit über Reichsunmittelbare, so wie alle Reichs-, Lehens- und Regierungssachen, so daß der Reichshofrath den höchsten Gerichtshof für die Fürsten bildete.

Dies waren die wichtigsten Veränderungen, welche der westphälische Frieden in der Verfassung des ganzen deutschen Reiches und in den einzelnen deutschen Ländern hervorbrachte. Gleichwie nun der Krieg so unselig lang gedauert hatte, so hat es auch längere Zeit gebraucht, bis der zu Münster und Osnabrück abgeschlossene Friede wirklich vollzogen werden konnte; erst im Jahre 1650 wurde derselbe nach zahlreichen Schwierigkeiten und Hindernissen durch den sogenannten Haupt-Executions-Rezeß ins Werk gesetzt. Der Papst aber, Innocenz X., erkannte den westphälischen Frieden nicht an, und schleuderte sogar eine Verdammungsbulle gegen denselben, aus Zorn, daß so viele geistliche Güter den Geistlichen entzogen und weltliches Eigenthum geworden (sekularisirt worden) waren. Doch sein Zorn war ohnmächtig. Die Bulle durfte in Deutschland nicht bekannt gemacht werden und Niemand kümmerte sich darum. So errang damals die Po-

litik einen Sieg über die römische Hierarchie, nach welchem die edelsten deutschen Kaiser in der Fülle ihrer Macht vergeblich gestrebt hatten; die Hierarchie gab jedoch ihr altes Trachten nicht auf. Die Politik der Höfe fing an, eine Allgewalt über die Leitung der Staatenverhältnisse zu behaupten, hauptsächlich durch die Gesandten an Höfen, und selbst der Krieg, dies wilde Ungeheuer, mußte nun bloß auf jenen Bahnen einherziehen, welche ihm die Politik der Höfe vorschrieb. Die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten griffen nun immer tiefer und enger in einander, gleichwie die mannichfachsten Räder einer einzigen großen Maschine, welche das verschwundene ureigenste Nationalleben ersetzen mußte, und die Kunst geheimer Verhandlungen durch Staatsmänner und Gesandte, die Diplomatie, eine Kunst, welche dem überlegenen Geist des Einzelnen den größten Spielraum gab, aber sehr oft ohne Rücksicht auf Rechtschaffenheit und Volksglück, am allerwenigsten auf den Volkswillen, — diese Kunst war die Triebfeder jener großen Maschine. Der westphälische Frieden selbst ist das erste große Werk der neueren Politik und Diplomatie, gleichsam eine Triumphpforte, durch welche sie ihrer neuen Bestimmung entgegenschritten. Aber demüthig, blaß, hohläugig, mit gekrümmtem Rücken, ein Bild des Jammers, schlich das deutsche Volk durch diese Triumphpforte, gleichwie ein weiland reicher Mann, der zum Bettler geworden ist und den das langjährig erduldete Elend so abgestumpft hat, daß er beinahe sogar die Erinnerung an seine frühere Größe, Kraft und Wohlhabenheit verlor.

Ja, es war ein entsetzlicher Zustand, in welchem sich das deutsche Volk nach dem dreißigjährigen Kriege befand! Die Bevölkerung war, theils durch das feindliche Schwert, theils durch Hungersnoth und Seuchen, zur Hälfte aufgerieben; — der Wohlstand durch immerwährende Plünderungen vernichtet; die Felder waren verwüstet, die Werkstätten zerstört! Der Verkehr war überall gehemmt; der Handel gelähmt; dazu trug unter anderm noch insbesondere die Sperrung der Rheinschifffahrt (in Folge von Hollands Losreißung) wesentlich bei; denn, wie Alles auf Erden, so gedeiht auch der Handel nur durch Freiheit; so bestand die Hansa bloß noch dem Namen nach bis zum Jahre 1669; nur Hamburg, Lübeck und Bremen, welche schon 1630 ein besonderes Bündniß unter sich geschlossen hatten, pflanzten diesen Namen noch fort. — Die politische Freiheit war vernichtet, die Landstände waren bedeutungslos, die Reichsstädte ohnmächtig, die Bürger entwaffnet, der Adel den Fürsten völlig unterwürfig, höfisch, deutscher Sitte fremd, und mit den Fürsten wetteifernd in Nachäffung französischer Sitten und Moden; der Gelehrtenstand steif, pedantisch, unnütz; die Volksschulen größtentheils eingegangen, die Universitäten in Verfall; der Bauer von dem übermüthigen Soldaten als Vieh mißhandelt, von allen Ständen verachtet, von seinen Herrschaften in der tiefsten Knechtschaft und Dummheit niedergehalten, und aus allen diesen Gründen auch furchtbar entsittlicht! Und nun noch dazu

die stehenden Heere, den Fürsten nothwendig, weil man nicht mehr an Treu' und Redlichkeit glaubte, sondern sich nur noch auf die Gewalt verließ! Diese stehenden Heere, blinde Diener der Fürsten und doch aus dem Beutel des Volkes bezahlt, sie waren nun eine Scheidewand mehr, eine eiserne Mauer, zwischen Fürsten und Volk. Ach, und die alte deutsche Treue war durch das Beispiel der Treulosigkeit vergiftet, welches die Höfe gaben; die alte deutsche Sittenzucht war vergiftet durch die Ausschweifungen der Soldaten im Kriege und jetzt im Frieden durch die Laster, welche die Fürsten und Vornehmen in elender Nachäfferei französischer Verderbtheit ebenso zur Mode machten wie französische Kleidertrachten. Die starke Kraft des Glaubens war nach einer so langen, alle Nerven des Volks erschütternden Aufregung des Fanatismus endlich erlahmt! Deshalb fast überall statt reiner veredelnder Gottesfurcht — schändliche Gleichgültigkeit, trostloser Unglaube und leider ebenso verderblicher Aberglaube; beide, Unglaube und Aberglaube, noch genährt aus dem giftigen Pfuhl der Sittenlosigkeit! So wähnte das Kriegsvolk, es gebe ein Mittel (die sogenannte „Passauerkunst"), sich wider Stich, Hieb und Schuß unverwundbar zu machen; so bereitete man gewisse Tränke, um dadurch Personen, welche man liebte, zur Gegenliebe zu zwingen; so grub man an verrufenen Orten unter allerlei aberwitzigen Sprüchen und Bräuchen nach Schätzen; überall zeigte sich als tiefer Grund des Aberglaubens die wilde, unbändige, gemeine Sinnlichkeit. Besonders aber beherrschte damals der entsetzliche Wahn, daß es Hexen und Zauberer gebe, alle Köpfe, und zwar mit einer Macht, welche in der Weltgeschichte beispiellos ist. Bloß das finstre, unheimliche Aussehn einer alten Frau, irgend ein besonderes Merkmal an ihr, irgend eine zufällige Rede genügten schon vollauf, um eine solche Unglückliche bei dem abergläubischen Volk als eine Hexe zu verdächtigen und dem peinlichen Gericht zur Folter und zum Feuertode zu übergeben; aber auch Jugend und Schönheit, Untadelhaftigkeit des Wandels, ja selbst der geistliche Stand schützten nicht vor der furchtbarsten Angeberei auf Teufelsbündniß, wenn Neid, Haß, Rachsucht der Ankläger oder Habsucht der Richter und Scharfrichter als Beweggründe wirkten, um diese oder jene Person dem Verderben zu überliefern; auch gaben wohl Gefolterte und Verurtheilte aus wahrhaft teuflischer Schadenfreude andre als Genossen eines Verbrechens an, welches gar nicht existirte. Zahllose solche vermeintliche Hexen bekannten unter den Qualen der Folter und im Todesröcheln: „Ja, wir haben wirklich mit dem Teufel Umgang gepflogen; ja, wir sind wirklich durch die Luft zum Hexensabbath geritten; ja, wir haben den höllischen Festen beigewohnt; ja, wir haben alles gethan, was ihr wollt; macht nur, daß uns der Tod endlich von den Qualen erlöse!" Ja, manche Personen von schwachen Nerven und krankhafter Stimmung hielten sich für besessen und klagten sich selbst aus freien Stücken als Hexen vor Gericht an. Dieser Wahn steckte an wie eine

giftige Pest. Da machte man in allen deutschen Ländern auf die Hexen Jagd, es erging ein schauderhaftes Morden von Seiten der Gerichte; das deutsche Volk wüthete gegen sich selbst, grade als hätte es noch nicht genug gehabt an allen den Wunden, welche ihm der dreißigjährige Krieg geschlagen hatte! Ueberall brannten Scheiterhaufen und — Menschen darauf, als unglückselige Schlachtopfer des Aberglaubens!

In jener finstren Zeit lebte ein edler Mann, welcher zuerst den furchtbaren Hexenglauben zu bekämpfen suchte. Dieser Mann hieß Friedrich Spee, geboren 1595 zu Kaiserswörth, stammte aus einem adligen Geschlecht und war Jesuit. Als Geistlicher mußte er selbst in ein paar Jahren wohl

Friedrich Spee.

zweihundert vermeintliche Hexen zum Tode vorbereiten und ihnen auf ihrem letzten Gange zum Scheiterhaufen beistehen. Da überzeugte sich Spee von der Unschuld dieser Schlachtopfer, und das Entsetzen über den ungeheuren gerichtlichen Mord, über die Verblendung seiner Zeitgenossen erschütterte den edlen Mann so tief, daß er, noch jung an Jahren, graue Haare bekam. Voll heiligen Eifers suchte er, wo er nur konnte, die Unglücklichen zu retten. Aber diese Versuche waren sehr gefährlich, denn wer sich damals der „Hexen" annahm, der wurde selbst ohne Unterschied des Standes und Charakters als ihr Mitschuldiger angesehen und verdammt. Da nun Spee sah, daß er nirgends Gehör fand, wenn er sich der Schuldlosen annahm, ergriff er die Feder und schrieb ein Buch in lateinischer Sprache, betitelt „Cautio criminalis", worin er mit dem größten Scharfsinn und mit der ganzen Wärme seiner Begeisterung bewies, wie unsinnig, rechtswidrig und empörend das grausame Verfahren der Hexenrichter sei, und worin er die entsetzlichen Folgen jenes Aberglaubens in den lebhaftesten Farben schilderte. Dies Buch erschien ohne seinen Namen im Druck, zuerst im Jahre 1631 zu Rinteln, ein Jahr darauf zu Frankfurt am Main. So steht Friedrich Spee, wiewohl er nicht der Erste war, der den Hexenglauben bestritt (vor ihm thaten dies der Brabanter Arzt Johannes Wien und der Mainzer Geistliche Cornelius Loos, gleichzeitig mit ihm ein anderer Jesuit Adam Tanner) — so steht er als muthiger Kämpfer für die Sache der Vernunft in seiner Zeit da, als Vorfechter für eine glücklichere Nachwelt, in welcher mehre treffliche Männer auf seiner Bahn segensreich weiter schritten (wie der niederländische Theolog Balthasar Bekker und später unser deutscher Christian Thomasius). Friedrich Spee bewies sich außerdem bei jeder Gelegenheit thatkräftig als echter Diener Gottes, als edler Menschenfreund. Er starb, erst vierzig Jahre alt, am 7. August 1635 zu Trier, als Opfer seiner Nächstenliebe; ein ansteckendes Fieber, welches er sich bei unausgesetzter Krankenpflege zugezogen hatte, raffte ihn dahin; Ehre seinem Andenken! — Was Wunder aber, daß Wahn und Aberglauben im Volk so tief wurzelten? — Die Fürsten und Vornehmen gaben ja ein schlimmes Beispiel und hielten noch immer steif und fest auf Alchymie und Astrologie, ließen sich von listigen Gaunern, welche sich das Ansehen tiefer Weisheit gaben, betrügen, und verschwendeten an diese ihre Schätze und Geld, welches die Unterthanen im Schweiß des Angesichtes erwarben.

Am deutlichsten bezeichnet den traurigen Zustand des deutschen Volkes der Verfall der deutschen Sprache. Wie kräftig und herrlich hatte sie sich zu Luthers Zeit erhoben! Und jetzt zur Zeit des westphälischen Friedens war sie durch tausend eingemischte fremde, z. B. welsche, spanische, besonders aber französische, Wörter ebenso verderbt, als das deutsche Volk durch die Einmischung der Fremden und zumal Frankreichs. Dies Verderbniß der Sprache ging gleichfalls von den Fürsten und dem Adel aus, welche

sich nicht schämten, als deutsche Männer auf deutschem Boden französisch zu sprechen; — es wurde befördert durch die pedantischen Gelehrten, welche voll lächerlichen Dünkels ihre edle deutsche Muttersprache verachteten und lateinisch schrieben. Um so höhere Ehre gebührt jenen wenigen Männern, welche damals die deutsche Sprache liebevoll, wie fromme Söhne pflegten und sie von ausländischem Tand und Flitter frei und rein zu erhalten suchten. Zu diesem Zwecke hatten sich zu Weimar, zu Straßburg, zu Hamburg, zu Nürnberg vaterländisch gesinnte Männer zu eigenen „Sprachgesellschaften" vereinigt. So löblich dies Streben auch war, so trug es doch nur geringe Früchte, weil sich bei jenen Sprachgesellschaften leider gar zu viel Pedanterei und Geschmacklosigkeit einmischte. Da waren es die Dichter, welche die deutsche Sprache vom Untergang retteten. Jener edle Menschenfreund Friedrich Spee zeichnete sich auch als Dichter in deutscher Sprache aus und schrieb viele geistliche Lieder voll tiefer Innigkeit, welchen er den Namen: „Trutznachtigall" gab; das sind auch wahre Nachtigallstimmen, allen denen zum Trutz, welche die deutsche Sprache, als rauh und unfähig zur dichterischen Behandlung, verachteten. Sein Ordensgenosse, der Jesuit Jakob Balde, dichtete in lateinischer Sprache, aber warm und tief aus deutschem Herzen, im Jammer über die Noth des Vaterlandes. Ein dritter katholischer Dichter jener Zeit, Scheffler, genannt „Angelus Silesius" (gestorben zu Breslau 1677), besang im höchsten Flug seiner Andacht die unergründliche Liebe Gottes. Unter den protestantischen Dichtern zeichnete sich besonders aus Rudolf Weckherlin (geboren zu Stuttgart 1584), sodann Martin Opitz von Boberfeld (ein Schlesier, geboren 1597, gestorben 1639), welcher die deutsche Sprache mit der größten Sorgfalt ausbildete, in seinen Gedichten den erhebenden Trost der Religion und der Weisheit in so jammervoller Zeit verkündigte, und mächtig auf seine Zeitgenossen einwirkte. Ein anderer kernhafter deutscher Dichter jener Zeit war Paul Fleming (geboren 1606, gestorben 1640). Andreas Gryphius, ein Schlesier, (geboren 1616, gestorben 1664), vervollkommnete das deutsche Schauspiel; der Freiherr von Logau (gestorben 1655) erschuf das moderne Sinngedicht („Epigramm"), und der Professor Lauremburg (gestorben 1658) machte durch Spottgedichte, welche er in der kernhaften niedersächsischen Mundart schrieb, die verderbliche Ausländerei in Sprache und Sitten lächerlich. Ein treues und lebendiges Bild der Verwirrung in allen Lebensverhältnissen während der Kriegsläufte entwarf Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen (geboren in Gelnhausen um den Anfang des 30jährigen Krieges, gestorben zwischen 1673 und 1683) in einem Roman, betitelt: „der abenteuerliche Simplicissimus", welcher im Jahr 1669 erschien. Aber leider dauerte diese Blüthe der Dichtkunst nicht lange; auch sie entartete bald durch Nachahmung fremder, besonders französischer und neuwelscher Muster, zu Schwulst und Geschmacklosigkeit. Die bilden-

den Künste, Bildhauerei, Malerei und Baukunst, befanden sich in demselben Zustand; die letztere wurde noch am meisten gepflegt, vornehmlich durch die reichen Jesuiten, welche große Kirchen und Kollegien im neuwelschen Geschmack erbauen ließen; diese Jesuitenkirchen zeichneten sich durch eine großartige und heitere Räumlichkeit aus; aber die überladene Pracht, welche auf die Verzierung verschwendet wurde, macht auf den gesunden Sinn einen widrigen Eindruck. Der Geschmack an der Musik (geistlicher wie weltlicher) nahm hingegen zu; die Kirchenmusik entfaltete sich aufs Glänzendste, auch fing man an den Höfen schon an, Opern aufzuführen; aber auch hier wirkte die italienische Manier ein; und welsche Tonsetzer, welsche Sänger strömten an die deutschen Höfe, um den Prunk derselben durch ihre Talente zu vermehren; — Prunk, Schein galt ja damals Alles; Wesen wurde wenig geachtet. Die Wissenschaften schienen, wie schon gesagt, durch die Schulfuchserei der Gelehrten wie erstarrt und versteinert zu sein. Aber es schien nur so. Denn, weil die Wissenschaften nur die Formen sind, in welchen die ewige Wahrheit nach verschiedenen Seiten hin auf Erden zur Erscheinung kommt, so gibt es in ihnen keinen wirklichen Rückschritt, obgleich zuweilen ein Stillstand schon wie ein Rückschritt aussieht. In solchen traurigen Zeiten muß man unter dem Vielen, was uns trostlos anblickt, auch das nicht vergessen, was einstweilen nur noch Keim ist, und am allerwenigsten darf man dann bloß auf eine einzige Richtung oder auf ein einziges Volk hinsehen. Nach den ewigen Naturgesetzen arbeitet stets eine Richtung der andern, und ein Volk dem andern voran, bis auch in jener und in diesem die Geister gereift sind. So wurden damals in Deutschland wenig Fortschritte in den Naturwissenschaften gethan. Auch in der Geschichte kamen keine in der Kunst der Darstellung vollendeten Werke zu Stande. Dagegen verwandten die Gelehrten einen gar löblichen Fleiß auf Sammlung älterer Geschichtsquellen und der privatrechtlichen Institute des deutschen Volkes. Zur selben Zeit stellte ein gelehrter Holländer, Hugo de Groot (gemeinhin „Hugo Grotius“ genannt, gestorben 1645 zu Rostock), in seinem Buche „vom Rechte des Krieges und Friedens“ (de jure belli et pacis) eine neue Grundlage des Völkerrechts auf das natürliche Recht, auf Vernunft und Sittlichkeit. Das wurde auch für Deutschlands zukünftige Entwicklung von hoher Wichtigkeit. — Endlich stieg damals gleichwie ein Regenbogen, als Zeichen eines neuen Bundes, einer neuen Offenbarung Gottes in der Menschheit, die Weltweisheit (Philosophie) über der Menschheit empor; sie glich und gleicht noch ganz jener siebenfarbigen Brücke, welche den Himmel mit der Erde verbindet und deren sieben Farben doch nur ein einziger Strahl des ewigen Lichtes sind. Ein armer deutscher Schuster, Jakob Böhme, (von Görlitz, gestorben 1624,) hatte tiefsinnigen Geistes und frommen Herzens kühne Blicke in die Geheimnisse der Natur gethan, das Eine Göttliche in der-

selben erkannt und seine Anschauungen und Erkenntnisse in einfachen aber großartigen Grundsätzen zusammengefaßt; er sah durch alle Kämpfe der widerstrebenden sinnlichen Erscheinungen den hohen und ewigen Gottesfrieden leuchten, und vernahm in dem wüsten Gebrause tausend verschiedener Töne den hohen göttlichen Einklang. Wieder ein Mann aus dem Volk, und zwar aus dem deutschen Volk! Und es erhoben sich sofort: René des Cartes, ein Franzose von Geburt (geboren 1596, gestorben 1650), und Baruch Spinoza, ein Jude aus Amsterdam (geboren 1632, gestorben 1677), und drangen auf verschiedenen Wegen auf die Erforschung und Erledigung der höchsten Angelegenheiten des Menschengeschlechts, indem sie die Vernunft als die erste Quelle und höchste Richterin, als Anfang und Ende annahmen. Eben dadurch aber war nun der veralteten römischen Hierarchie der letzte Pfeiler weggerissen, war der Freiheit für immer ein Weg gebahnt, war den Nachkommen ein neues Feld der Thätigkeit eröffnet. Der deutsche Geist begann bald auf diesem Felde Umwälzungen hervorzubringen und Eroberungen zu machen, wichtiger als jene, welche durch Waffengewalt und Glaubenseifer hervorgebracht worden sind. Der deutsche Geist war berufen, mit dem flammenden Schwert der Philosophie, über die letzten Trümmer der alten und vermorschten Einrichtungen des Mittelalters, so wie der neueren Politik und höfischen Despotie hinweg, der ganzen Menschheit herrlich voranzuschreiten. Und dieser deutsche Geist, der wie feurige Zungen auch über dem mächtigen Frankreich schwebte, war der Geist einer neuen Zeit.

Sechstes Buch.

(Vom Jahre 1648 bis zum Jahre 1806.)

1.

Du blühetest, die schönste aller Eichen,
Germania, im tiefsten Kern gesunde;
Als dir der Römer gegenüberstunde,
Konnt' an die Aeste dir sein Speer nicht reichen.
Da schlug ein andrer Feind mit list'gen Streichen
Dir von der Westseit' eine tiefe Wunde,
Hieb von den Aesten manche dir zum Grunde,
Und zimmerte daraus sich Siegeszeichen.

Rückert.

Auf dem Throne Frankreichs saß damals König Ludwig XIV., welcher in seiner ungeheuren Macht von sich sagen konnte: „Ich bin der Staat." In diesen wenigen Worten ist der ganze Egoismus des stolzen Despoten und zugleich die traurige Lage des ihm untergebenen Volkes ausgedrückt; die Willkür des Einzigen war das höchste Gesetz für Alle. Jene Worte drückten aber auch leider die Grundsätze der meisten deutschen Fürsten in damaliger Zeit aus. Denn fast jeder wollte ein Ludwig XIV. im Kleinen sein, und leider fehlte es auch ihnen dazu weder an Gewissenlosigkeit, noch an elenden Günstlingen und an verworfenen Frauen, welchen sie die größte Gewalt in Regierungssachen überließen, noch endlich an niederträchtigen Schmeichlern, welche alles priesen, was irgend die Mächtigen sich zu thun erlaubten. Die wenigsten deutschen Fürsten und Reichsstände durchschauten die feindseligen Absichten Ludwigs XIV. gegen Deutschland. Dieser König wollte es nämlich innerlich schwächen und eine schöne Landschaft nach der andern vom Reiche abreißen und mit Frankreich vereinigen, zur Verherrlichung seines Ruhms.

Die deutsche Kaiserkrone war im Jahre 1657 durch den Tod Ferdinands III. erledigt worden. Da bot Frankreich Alles auf, Versprechungen und Bestechungen, um die Wahl der Kurfürsten von dem Hause Habsburg abzulenken und jene Krone für sich zu gewinnen. Die katholischen Kurfürsten

zeigten sich dazu geneigt; die protestantischen hingegen setzten es durch, daß Ferdinands III. Sohn, der Erzherzog Leopold, 1658 zum römischen König und Kaiser erwählt und gekrönt wurde. Kaiser Leopold war ein mildgesinnter Mann, aber leider auch gar schwach von Willen, bigott und den Jesuiten blind ergeben, welche seine Bigotterie und Schwäche schlau zu ihren Zwecken benützten. Was konnte ein solcher unentschlossener Charakter, ohne persönlichen Muth, und außerdem ganz abgeschlossen in steifer spanischer Hofsitte, mit der ohnehin schon so geschwächten kaiserlichen Gewalt zum Besten des deutschen Vaterlandes und Volkes ausrichten, während die Reichsstände je ihren einzelnen Interessen nachgingen und während der ruhm- und herrschsüchtige Ludwig XIV. sein Frankreich um jeden Preis zu vergrößern strebte, ohne das heilige Völkerrecht zu achten? Da mußtest Du, o deutsches Volk, abermals die Schuld der fremden und einheimischen Machthaber büßen.

König Ludwig XIV. hatte auch nach Abschluß des westphälischen Friedens den Kampf gegen Spanien fortgeführt und endlich 1659 in dem sogenannten „pyrenäischen" Frieden manches schöne Stück Landes in Artois, Flandern, Luxemburg und Hennegau gewonnen. Doch das war ihm nicht genug; er wollte alle spanischen Niederlande mit Frankreich vereinigen. Zu diesem Zwecke suchte er anfänglich die holländischen Generalstaaten durch List in sein Interesse zu ziehen. Als aber diese gar bald sahen, wie er seine Heeresmacht in die Niederlande und Burgund einrücken ließ, und als sie dadurch seine wahren Absichten erkannten, verbanden sie sich 1667 mit England und Schweden gegen ihn, welches Bündniß die „Tripple-Allianz" hieß. Da mußte Ludwig XIV. 1668 zu Aachen Frieden schließen, behielt aber kraft dessen zwölf Städte nebst den dazu gehörigen Aemtern in den spanischen Niederlanden.

Sein ganzer Zorn wendete sich nun gegen Holland und er beschloß, diese Republik zu vernichten. Er wußte die Tripple-Allianz durch die diplomatischen Künste seiner Gesandten aufzulösen, ja sogar Schweden und England, welche daran Theil genommen hatten, so wie ferner den Kaiser Leopold, den Kurfürsten Joseph Klemens von Köln und den Bischof von Münster, die Herzoge Johann Friedrich von Hannover und Christian von Mecklenburg-Schwerin für seine Sache zu gewinnen, und nun erklärte er 1672 plötzlich den Holländern den Krieg, brach mit einhundertachtzigtausend Mann in Holland ein, und eroberte wohl vierzig feste Plätze. Da rettete der Generalstatthalter Wilhelm III. von Oranien sein Vaterland. Aber auch ein deutscher Fürst stand damals den bedrängten Holländern ritterlich bei, ein deutscher Fürst, welchem das Herz hoch schlug für Deutschlands Würde und Selbstständigkeit, und welcher, scharfsichtiger als Kaiser Leopold, die feindseligen Pläne Ludwigs XIV. gegen Deutschland durchschaute; das war der edle Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg (geboren 1620), gemeinhin bloß der „große Kurfürst" genannt, und zwar mit vollem Recht.

Er führte den Holländern Hilfstruppen zu und bewog endlich auch den Kaiser, daß ihm dieser seinen erfahrenen General Montecuculi mit zwölftausend Mann zur Verstärkung schickte; diese hatten aber heimlich Befehl, nichts gegen Frankreich zu unternehmen. Da mußte der große Kurfürst, von allen Seiten bedrängt und im Stiche gelassen, unwilligen Herzens, 1673 mit Frankreich Frieden schließen. Wie nun aber Ludwig XIV., im frechen Uebermuth auf seine Heeresmacht, alles Völkerrecht verhöhnte, gingen dem Kaiser plötzlich die Augen auf; er entfernte seinen Minister Lobkowitz, welcher es heimlich mit Frankreich gehalten hatte, und bewilligte den Holländern Hilfstruppen.

Das deutsche Reich war durch Verletzung seines Gebietes beleidigt, und so erging 1674 ein Reichskrieg gegen Frankreich. Da zog der große Kurfürst freudig mit sechzehntausend Mann frischer Truppen herbei, Ludwig XIV. aber ließ drei Armeen ins Feld rücken, eine unter dem berühmtesten von seinen Feldherren, dem Türenne, welcher für den Schöpfer der neueren Kriegskunst angesehen ward, an den Oberrhein, die andre unter dem Prinzen Condé gegen die Niederlande und die dritte gegen die Franche-Comté. Türenne führte den Krieg am Oberrhein mit Ueberlegenheit und Glück; aber im Feldzug des folgenden Jahres 1675 wurde er bei Sasbach, nicht weit von Offenburg, erschossen und Montecuculi siegte am Rhein.

Inzwischen hatte Ludwig XIV. die Schweden als seine Verbündeten bewogen, daß sie, mit sechzehntausend Mann unter dem Feldmarschall Wrangel, dem großen Kurfürsten in seine Marken und in Hinterpommern einbrachen und sich festsetzten, grade als wären sie dort zu Hause; dadurch hatte Ludwig XIV. diesen vom Rhein fortscheuchen wollen. Der große Kurfürst hatte, voll Besorgniß um sein Land und Volk, bei dem Kaiser, bei Dänemark und beim deutschen Reichstag um Hilfe gegen die Schweden gebeten, — jedoch überall vergeblich, — da besann er sich nicht länger, nahm seine braven Brandenburger, ließ sechstausend Reiter aufsitzen, eintausend zweihundert Musketiere auf Wagen mit fortschaffen, und nun ging's rasch in die Heimath. Die Schweden dachten: er sei noch in Franken; da stand er mit seinen Tapfern schon dicht vor ihnen bei Rathenow, griff sie an, nahm die Stadt und zog ebenso rasch weiter. Bei Fehrbellin traf er (28 Juni 1675) auf den Generallieutenant Wrangel (einen Stiefbruder des Feldmarschalls) mit elftausend Schweden. Der tapfre Prinz von Hessen-Homburg, welcher die brandenburgische Avantgarde befehligt, glüht vor Ungeduld und will die Ankunft des Kurfürsten nicht abwarten, heldenkühn bricht er mit eintausend fünfhundert Reitern in die schwedischen Reihen ein. Endlich kommt auch der große Kurfürst mit den übrigen Truppen nach, führt seine Geschütze auf eine vortheilhafte Stellung, und läßt seine Reiter absitzen, um die Geschütze zu decken. Wrangel greift diese Stellung mit mörderischem Feuer an; aber der Kurfürst ruft seinen Brandenburgern zu: „Wohlauf, mit mir zum

Sieg, oder ich mit euch in den Tod!" Da fechten sie wie Löwen rings um ihn; er ist überall zu finden, wo die größte Gefahr. Schon umdrängen ihn schwedische Reiter; sie erkennen seinen Schimmel und nehmen diesen zum Ziel; da bittet ihn sein Stallmeister Froben, seinen Rappen zu besteigen, schwingt sich auf des Kurfürsten Schimmel, und stürzt kurz darauf, von einer Kanonenkugel getroffen, zu Boden; so wird der große Kurfürst durch den Opfertod des Treuen gerettet. Gegen Mittag ergreifen die Schweden endlich die Flucht. Die Schlacht war nach sieben Stunden entschieden. Von diesem Sieg hat Brandenburg hohen Ruhm in allen Landen. Der große Kurfürst aber benützte denselben rasch und geschickt und gewann fast ganz Vorpommern. Nun hielt es Ludwig XIV. für gerathen, einen Frieden abzuschließen, um durch listige Verhandlungen die Macht der Verbündeten zu zersplittern und seine eigene zu verstärken. Es gelang ihm auch, und 1679 kam zu Nymwegen ein Friede zu Stande, welchen Kaiser Leopold für sich und das Reich abschloß; Frankreich gab Philippsburg zurück, erhielt aber dafür Freiburg. Der große Kurfürst, welchen der Kaiser aus kleinlicher Eifersucht dabei völlig preisgegeben hatte, sah sich nun gezwungen, gleichfalls Frieden zu schließen (zu St. Germain en Laye); kraft dessen mußte er seine Eroberungen an Schweden zurückgeben und erhielt dafür nur einen Theil von Pommern und eine Entschädigung in Geld. Voll Schmerz rief er, als er die Friedensurkunde unterzeichnete: „Möge einst aus unsern Gebeinen ein Rächer auferstehen!"

Ludwig XIV. war jedoch keineswegs gesonnen, den Frieden zu halten; was liegt einem Tyrannen an einem Eide überhaupt, und gar erst dann, wenn noch dazu seine eitle Ruhmsucht im Spiele ist? Dann stehen so einem vermeintlichen „Erdengott", der nicht bloß über die Fäuste, sondern auch über die Talente tausend knechtisch-gesinnter Menschen unbedingt verfügen kann, zur Erreichung seiner Zwecke die verschiedenartigsten Mittel zu Gebote, die ein ehrlicher Mann freilich für schlechte, ein Tyrann aber für erlaubte hält; als da sind: Zwietracht säen, spioniren, betrügen, und überall feile Kreaturen unterhalten; Fluch diesen letzteren, denn sie sind's, deren Erbärmlichkeit den letzten Rest von Achtung vor Menschenwürde in den Herzen der Tyrannen erstickt! Ludwig XIV. hatte einen Minister, den Marquis Louvois. Dieser machte seinem Herrn, um dessen geheimsten Wünschen zu schmeicheln und sich selber dadurch unentbehrlich zu machen, den Vorschlag: in Metz, Breisach und Besançon drei Gerichtshöfe aufzurichten, welche aus alten Urkunden ausmitteln sollten, was für Lehen und sonstige Zubehören vor alten Zeiten sowohl mit den Bisthümern Metz, Toul und Verdün in Lothringen, als auch mit der Landgrafschaft Elsaß und mit der Grafschaft Burgund vereinigt gewesen wären; jene Gerichtshöfe, welche die „Reünions-" (d. h. Wiedervereinigungs-) kammern genannt wurden, erklärten nun gar vieles deutsches Reichsgebiet für gehörig zu jenen neuen Eroberungen Frankreichs,

und Ludwig XIV. ließ alles solches Reichsgebiet sogleich durch Truppen besetzen, — dem Frieden, dem Völkerrecht und seiner eigenen Ehre zum Hohn. So wurde auch die wohlbefestigte Reichsstadt Straßburg 1681 plötzlich von Louvois mit zwanzigtausend Mann umstellt und zur Uebergabe aufgefordert; schon am nächsten Tage ergab sich Straßburg ohne Schwertschlag, besonders auf den Betrieb des Bischofs, eines geborenen Grafen von Fürstenberg, und huldigte dem König. Davon hatte es große Schmach, daß es in Verzagtheit französisch ward; aber eben so große Schmach haftete auf dem deutschen Reichstag, weil er den frechen Anmaßungen Ludwigs XIV. und jeder Beleidigung des Vaterlandes zusah, und keine Hand zur Rache regte.

Mittlerweile hatte Ludwig XIV., welcher in seinen Anschlägen zu Deutschlands Verderben unermüdlich war, einen gefährlichen Feind in Osten zum Angriff gegen den Kaiser Leopold getrieben, nämlich die Türken. Von Aufgang und von Niedergang wollte er zu gleicher Zeit, hier durch seine eigenen Waffen, dort durch die des Erbfeindes der Christenheit, Deutschland zermalmen, er, welcher, wie zum Spott, den alten Titel „allerchristlichster König" trug; sein tieferer Plan war: dann plötzlich im vollen Glanze seiner Macht aufzutreten, und seinen Sohn zum deutschen Kaiser krönen zu lassen. Deshalb lagen seine Gesandten in Konstantinopel dem Sultan Mohammed IV. immerfort an, den Kaiser mit Krieg zu überziehen; des Kaisers eigne Schuld aber öffnete dem Verderben Thür und Thor.

Dies kam also: Leopold hatte der jesuitischen Partei volle Gewalt gegeben, den evangelischen Glauben in dem freiheitsstolzen Ungarland auszurotten, und alle, welche dort an jenem Glauben hielten, sollten auf alle erdenkliche Weise, am meisten aber durch himmelschreiende Unterdrückung zum Katholicismus bekehrt werden. Da erhoben sich die Ungarn für ihre gerechte Sache, und ein kühner Mann, Emmerich Tököly, trat an ihre Spitze, um Gewalt durch Gewalt abzuwehren. Bald stand ganz Ungarn in Aufruhr, und Ludwig XIV. schürte denselben schadenfroh heimlich durch seine Gesandten. Tököly aber warf sich den Türken in die Arme, um sich die ungarische Königskrone, als türkischer Vasall, aufs Haupt setzen zu können. Der Großwesir Kara Mustafa, ein ehrgeiziger aber talentloser Mann, führte hierauf im Jahr 1683 ein Heer von zweimalhunderttausend Türken durch Ungarn gerade gen Wien, und dachte für gewiß, es zu erobern und zu seiner Hauptstadt zu machen. Kaiser Leopold floh mit seinem ganzen Hofstaat aus der edlen Stadt, welche schon einmal den Angriff des großen Suleiman so glorreich ausgehalten hatte, gen Linz an der Donau hinauf, von dort nach Passau. Vergeblich hatte er die Reichsstände zur Hilfe entboten, und es galt ja nicht bloß Oesterreichs, sondern Deutschlands Rettung; denn wehe dem Vaterland, wenn Kara Mustafa Wien gewann! Nur vierzigtausend Mann kamen gegen die ungeheure Uebermacht der Türken zusammen;

aber an ihrer Spitze stand ein edler Held, der Herzog Karl von Lothringen, und in Polen rüstete der fromme ritterliche König, Johann Sobiesky, auf eigne Kosten ein Heer von achtzehntausend Mann, alle — wie ihr König — von Begeisterung glühend, für den Christusglauben zu kämpfen.

In Wien hatte Graf Rüdiger von Stahremberg den Oberbefehl; die Besatzung bestand aus einundzwanzigtausend neunhundertsechzig Mann, mit Einschluß der bewaffneten Bürgerschaft. Furchtbar hatten die Türken auf ihrem Heereszug gehaust; siegesgewiß standen sie am 14. Juli 1683 vor Wien, dessen Wälle und Mauern im schlechten Zustand waren. Um so höher wuchs die Begeisterung der Wiener, um so fester war ihr Muth. Zwei Monate lang halten sie in der entsetzlichen Noth standhaft aus, ob auch die Türken mit Laufgräben und Minen immer näher herandringen. Auch jetzt schweigen (wie damals bei der ersten Türkenbelagerung) alle Glocken in Wien. Am 10. September wird schon die Burgbastei durch eine Mine gesprengt; unabläßig donnern die Kanonen der Türken; so viel Muth, so viel treues Blut scheint verloren; Noth, Hunger, Leichen in allen Gassen Wiens; es erwartet seine letzte Stunde. Aber schon sind auch die Retter in der Nähe, — die Polen und die Baiern, die Sachsen und die Kaiserlichen; sie vereinigen sich auf den Höhen des Kalengebirges, welches Wien hinter der Donau im weiten Halbkreis umgibt; sie schauen tiefergriffen hinab auf den Pulverdampf, der die unglückliche herrliche Stadt umhüllt. Da schwimmt in der Nacht ein Reitersmann aus Wien durch die Donau hinüber und bringt dem Herzog von Lothringen einen Zettel, des kurzen Inhalts: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr! ja keine Zeit mehr verlieren!" und Raketen steigen in vollen Garben zum Zeichen der äußersten Noth vom Stephansthurm empor. Da sehen die Wiener von einer Bergesspitze gleichfalls Raketen aufsteigen, — das ist die trostreiche Antwort auf ihr Nothzeichen; sie sehen auf der Spitze des Leopoldsberges eine rothe Fahne flattern, die ihnen Rettung verheißt. Dies gesehn, — und vergessen ist plötzlich in Wien die lange Noth, und Alle drinnen, Mann und Weib, Greis und Kind, jauchzen hochauf, stürzen einander in die Arme und weinen vor Freude; sinken auf die Kniee und danken Gott; eilen auf die Wälle, stellen sich in Schaaren und begehren einen Ausfall. Am 12. September, bevor noch der Tag graut, liest der Kapuziner Marco d'Aviano, weit und breit als ein heiliger Mann geehrt, auf dem Leopoldsberg die Messe und weihet das christliche Heer zur Schlacht des Entsatzes; der Polenkönig schlägt seinen Sohn zum Ritter und ruft seinem Heere zu: „Ihr kämpft für Gott, nicht für mich! Mein einziger Befehl ist heute der: — folgt meinem Beispiel!" Dann zieht das christliche Heer kampffreudig die Höhen des Kalengebirges herab. Fünf Kanonenschüsse geben das Zeichen zur Schlacht. Jeder Hohlweg, jeder Schutthaufen wird von den Türken vertheidigt, von den Christen gestürmt. Der Großwesir läßt indessen, während sein Heer den Angriff des christlichen aushalten

muß, das heftige Schießen gegen Wien fortsetzen und zersplittert so seine Kraft. Bis gegen zwei Uhr des Mittags kann weder das Centrum noch der rechte Flügel der Befreier zum Schlagen kommen. Da brechen die Polen aus dem Dornbacher Wald ungestüm auf die Türken hervor; die Uebermacht wirft sie zurück, drängt sie zur Flucht. Schon wähnt der Großwesir den Sieg in der Hand zu haben. Da gebeut plötzlich der Herzog Karl von Lothringen allgemeinen Sturm auf den rechten Flügel der Türken; er nimmt ihre Batterie bei Döbling und drängt unaufhaltsam mitten in sie hinein. Jetzt haben die Polen freie Hand, und treiben die Türken bis in ihr Lager in der Rossau zurück. Mittlerweile thut die Besatzung Wiens Ausfälle, und so werden die Türken von zwei Seiten gefaßt. Nach sechs Uhr des Abends ist endlich die Schlacht entschieden. In wilder Flucht sprengen und drängen die Türken zahllos durcheinander über den Wiener Berg gen Raab hin, ihr ganzes Lager mit allen kostbaren Schätzen, Lebensmitteln und dreihundertsiebzig Kanonen in der Sieger Händen zurücklassend. So war Wien am 12. September 1683 zum zweiten Mal befreit, nachdem es durch seinen glorreichen Widerstand zum zweiten Mal das Bollwerk Deutschlands und der Christenheit gewesen. Freudig eilten die Wiener am andern Tage ins türkische Lager hinaus, wo Lebensmittel die Hülle und Fülle aufgespeichert lagen, und erquickten sich nach der langen Noth; der Bischof von Neustadt, Kollonits, suchte drin als milder Waisenvater die gefangenen Christenkinder auf, deren gefangene Eltern der Großwesir vor dem Beginn der Schlacht hatte ermorden lassen, und pflegte die Verwundeten mit leiblichem und geistlichem Trost. „Willkommen, Held und Bruder!" rief der Polenkönig dem tapfren Kommandanten Stahremberg zu, als dieser zu ihm ins Lager hinausgeritten kam, und drückte ihn feurig ans Herz. Dann zogen die Retter in die befreite Stadt ein, und alles Volk jauchzte ihnen entgegen; jene aber staunten tiefergriffen, als sie die Trümmer- und Leichenhaufen in den Straßen, als sie Schritt für Schritt die Denkmale der grenzenlosen Noth, der Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe der Wiener sahen. Erst am 14ten kam der Kaiser herbei, eifersüchtig auf den Ruhm des Polenkönigs, welchen das Volk fast vergötterte, und besann sich lang, mit welcher Förmlichkeit er, ohne seiner Würde was zu vergeben, denselben, als einen bloßen „Wahlkönig", begrüßen sollte. „Wie? — Mit offnen Armen, als Retter des Reichs," rieth ihm der edle Herzog Karl von Lothringen. Aber der Kaiser empfing den Polenkönig kalt und gemessen, zu Rosse sitzend, und dankte, in falschem Stolz auf seine Würde, den Polen kaum, daß sie Wien befreit hatten.

Dem frommen Sobiesky lag nichts an des Kaisers Dank; er hatte den reichsten Lohn — sein Bewußtsein. Kühn verfolgte er die Türken bis Gran, kämpfte mit dem Kurfürsten Maximilian Emmanuel von Baiern in Ungarn gegen die Türken fort, und rieth dem Kaiser getreulich, dies Land ja nicht um seine alten Freiheiten und Vorrechte verkürzen zu wollen. Doch Leopold

Johann Sobiesky und Stahremberg.

achtete nicht darauf. Der tapfre Herzog Karl von Lothringen setzte hierauf den Feldzug in Ungarn mit großem Glück fort und trieb die Türken immer weiter zurück. Als nun Kaiser Leopold so im Glücke war, ließ er seiner Rache gegen Ungarn freien Lauf. Bald saß zu Eperies 1687 ein kaiserliches Blutgericht, an dessen Spitze ein unmenschlicher Wütherich, der General Caraffa, welcher sagte: „Ungarns Reichsverfassung, Gerichtsordnung und Gesetz sind mir grade so viel werth als ein faules Ei.“ Und in diesem Sinne handelte Caraffa. Wer irgend in Ungarn einer Verbindung mit Tököly nur verdächtig war, oder wen die Richter dafür halten wollten, wurde mit unerhörten Foltern hingerichtet; eben so wurde jeder verfolgt, der nicht unbedingt dem Hause Oesterreich huldigte oder sich die Jesuiten, welche auch hier als eifrige Helfershelfer die Hand im Spiel hatten, zu guten Freunden zu machen wußte, jeder, der für freisinnig, für einen Mann des Volkes galt. Das uralte Recht der ungarischen Nation, sich selbst ihren

König durch freie Wahl zu erheben, wurde mit Gewalt vernichtet, und dafür das Erbrecht des Hauses Oesterreich auf die ungarische Krone eingesetzt, des Kaisers neunjähriger Sohn, Joseph, als Erbkönig von Ungarn gekrönt.

Der Krieg gegen die Türken ging mittlerweile unter dem Oberbefehl des Herzogs Karl von Lothringen fort, dann unter dem des Markgrafen Ludwig von Baden, später unter dem Prinzen Eugen von Savoyen. Dieser stammte aus einer Seitenlinie des Hauses Savoyen, war geboren zu Paris 1663, und in seiner Jugend wegen seines schwächlichen Körpers zum geistlichen Stande bestimmt gewesen. Ludwig XIV. hatte ihn wegen seiner kleinen Gestalt spöttisch abgewiesen, als Eugen in dessen Kriegsdienst treten wollte und ihn um ein Regiment bat. Da war Prinz Eugen in Kaisers Dienst getreten, und blieb fortan Oesterreich unerschütterlich treu. In den Türkenkriegen entfaltete er nun rasch seine glänzenden Feldherrntalente, seine Umsicht und Klugheit in allen Anordnungen, seine Raschheit im Benutzen des günstigen Augenblicks, eine durchgreifende Thätigkeit, den höchsten persönlichen Muth und eine erstaunliche Besonnenheit im tobenden Sturm der Schlachten. Dabei liebte er seine Soldaten wie leibliche Kinder, litt lieber selbst Hunger, als daß er sie Noth leiden ließ, und sorgte eifrig für alle Kranken und Verwundeten. Dafür verehrten sie ihn auch wie einen Abgott. Hochgebildet, mit außerordentlicher Kraft des Gedächtnisses ausgerüstet, ein leidenschaftlicher Freund der Künste und Wissenschaften, war Eugen auch untadelhaft von Charakter, dessen schönste Zierde die Bescheidenheit war. Obwohl ein geborner Pariser, ist er doch recht eigentlich ein deutscher Mann geworden, und hieß im Munde des deutschen Volkes bloß der „tapfre Ritter", wovon noch heutzutage das alte Volkslied Kunde gibt. Dieser „Prinz Eugen, der tapfre Ritter," schlug die Türken (1697) bei Zenta, eroberte die Festung Belgrad und bedrängte die Türken so furchtbar, daß sie endlich (1699) zu Karlowitz mit dem Kaiser einen Frieden schließen mußten, worin dieser die eroberten Landschaften in Ungarn, Slavonien und Sirmien behielt. Zur selben Zeit kam auch das Land Siebenbürgen in den Verband der österreichischen Erbstaaten.

Als Ludwig XIV. die Nachricht von der Befreiung Wiens erhielt, zürnte er heftig, weil er dadurch seine Pläne gegen Oesterreich vereitelt sah. Um sich schadlos zu halten, bemächtigte er sich 1684 Luxemburgs, so wie des Erzbisthums und der Stadt Trier. Auf Andringen mehrer Kurfürsten schlossen Kaiser und Reich mit ihm zu Regensburg einen Waffenstillstand, um einstweilen ihre Macht ungeschwächt gegen die Türken brauchen zu können; Frankreich behielt bis zu Abschluß eines förmlichen Friedens alle seine ungerechten Eroberungen, machte sich aber verbindlich, im Umfang derselben freie Religionsübung zu gestatten.

Doch solche Erfolge waren dem länderfüchtigen Ludwig XIV. nicht genug.

Mit Freuden ergriff er den ersten Anlaß, welcher sich ihm darbot, um seine Eroberungspläne gegen Deutschland weiter zu verfolgen. Als nämlich im Jahre 1685 der Kurfürst Karl von der Pfalz starb und mit ihm der Zweig Pfalz-Simmern des kurfürstlichen Hauses erlosch, fielen die Erbländer desselben nach deutschem Staatsrecht an den Zweig Pfalz-Neuburg, die Allodialgüter des Verstorbenen aber an dessen Schwester, welche an den Herzog von Orleans verheirathet war. Nun trat Ludwig XIV. kühn auf und nahm auch die Erbländer für die Herzogin von Orleans, oder eigentlich für Frankreich, in Anspruch. Die deutschen Fürsten erbangten und verbanden sich untereinander gegen Ludwigs XIV. Anmaßungen; im Jahre 1686 kam endlich ein Bund zwischen dem Kaiser und den Kronen Spanien und Schweden, den Kurfürsten von Baiern und Sachsen, dem fränkischen Kreis und den oberrheinischen und westerwäldischen Städten zu Stande. Zur selben Zeit wollte Ludwig XIV. den gutfranzösisch gesinnten Bischof von Straßburg, Wilhelm von Fürstenberg, auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln erheben, wogegen aber auf Betrieb des Kaisers der Prinz Joseph Klemens von Baiern zum Erzbischof und Kurfürsten erwählt wurde. Da meinte Ludwig XIV. einen vollgültigen Vorwand zu haben und erklärte 1688 dem deutschen Reich den Krieg. Alsogleich ließ er hierauf durch seine Heere die Kurpfalz, Mainz und Philippsburg besetzen. Sein Minister Louvois machte ihm den Vorschlag, die gesegnete Pfalz durch Feuer und Schwert zu verheeren, so daß es eine Wüste würde, um Frankreichs Grenze dadurch gegen Deutschland zu sichern. Ludwig XIV., welcher das heilige Wort „Ehre" so gern im Munde führte, und es eben dadurch entweihte (denn ein Tyrann hat keine Ehre), Ludwig XIV., welchen seine feilen Schmeichler den „Großen" nannten, obwohl er seine eigenen protestantischen Unterthanen grausam verfolgte, so daß ihrer wohl achtmalhunderttausend aus Frankreich flüchteten, Ludwig XIV. gab zu jenem niederträchtigen Vorschlag des Louvois seine Genehmigung. Der General Melac ward beauftragt, denselben zu vollstrecken, und zog mit seinen Soldatenschaaren, als privilegirter königlicher Mordbrenner, auf deutschem Boden von Stadt zu Stadt umher, zerstörte das herrliche Schloß zu Heidelberg, verwüstete Mannheim, Gernsheim, Oppenheim, Alzei, Kreuznach, Pforzheim, Baden, Rastadt und zahllose kleinere Ortschaften, mißhandelte die Bewohner und trieb sie auf französisches Gebiet. Am furchtbarsten litten Speier und Worms, obwohl man beiden Städten heilig und theuer versprochen hatte, sie zu verschonen; beide wurden in Brand gesteckt; in Speier erbrachen die französischen Mordbrenner frech die Gräber der deutschen Kaiser und streuten die Gebeine derselben umher! Von da an nahm das Reichskammergericht, welches bis dahin in Speier gewesen war, seinen Sitz in Wetzlar. Nur in den schwäbischen Städtlein Göppingen und Schorndorf fanden die Franzosen Widerstand, im letzteren durch die Frauen; diese vertheidigten und retteten die Stadt und die alte Ehre ihres Geschlechts.

dessen Heldenmuth einst die Römer empfunden hatten. Alle jene schandbaren Gräuel begaben sich im Jahr 1689, und wenn man die Franzosen um Rechtsgründe fragte, antworteten sie kurzab: „Der König will's!" — zu deutsch: „Gewalt für Recht!" —

Diese freche Verhöhnung des Völkerrechts und die Gefahr, welche bei solchen Gesinnungen des Königs von Frankreich auch andern Reichsständen drohte, erweckten dieselben endlich zur Thatkraft, und der allgemeine Haß gegen Ludwig, welcher nach der Kaiserkrone strebte, bestimmte die Kurfürsten, den Sohn Leopolds, den elfjährigen König Joseph von Ungarn, 1690 zum „römischen" (d. i. deutschen) König zu erwählen. Das Reich erklärte dem gekrönten Räuber und Mordbrenner den Krieg, und alle Staaten Europas erhoben sich, um sich gegen ihn zu schirmen. Zu guter Stunde hatte ein Jahr vorher der Prinz Wilhelm III. von Oranien, Generalstatthalter von Holland, den Thron Englands bestiegen; — ein Heil für alle Protestanten; denn Ludwig XIV. suchte auch den Katholicismus mit Feuer und Schwert auszubreiten, obwohl er denselben durch solche Maßregeln entehrte. Bald sah er sich von allen Seiten her bedroht; der Reichskrieg gegen Frankreich war ein allgemeiner europäischer Krieg geworden, und nur Ludwigs vortreffliche Feldherrn, Catinat, der Herzog von Luxemburg, der Marschall von Noailles und der Herzog von Vendome retteten ihn vom Untergang. Der Krieg wurde zu gleicher Zeit in den Niederlanden, in Deutschland und in Italien geführt und zwar mit abwechselndem Glück; der Hauptschauplatz aber war in den Niederlanden. Durch die dazu erforderlichen ungeheuren Anstrengungen, so wie durch die Verfolgung der Protestanten in Frankreich hatte indessen Ludwig XIV. die Kräfte seines eigenen Staates erschöpft und sah sich deshalb genöthigt, für den Augenblick Frieden zu schließen, um sich dadurch für die Ausführung größerer Entwürfe zu erholen. Listig befolgte er dabei wieder seine alte Politik, nämlich: die verbündeten Mächte zu vereinzeln. Und wirklich gelang's ihm, mit jeder einzelnen besondre Friedensverträge abzuschließen, so daß endlich Kaiser und Reich von allen Verbündeten verlassen dastanden. So wurde denn zu Ryßwick in Holland 1697 der Friede abgeschlossen, und zwar wieder zum Vortheil Ludwigs XIV. Er gab nämlich zwar alle in Folge der sogenannten „Reünionskammern" gemachten Eroberungen auf dem rechten Rheinufer, nebst Kehl, Breisach und Freiburg zurück, behielt aber jene auf dem linken Ufer, das schöne Elsaß mit Straßburg. Die Pfalz wurde gegen eine Entschädigungssumme dem rechtmäßigen Landesfürsten zurückgegeben; aber die katholische Religion sollte darin (so verlangte es Frankreich) die herrschende bleiben, und damit waren auch der katholische Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz, so wie der Kaiser (beide auf Antrieb der Jesuiten) einverstanden. Da flohen zahllose Reformirte, welche nun in ihrer Heimath keinen Schutz mehr hatten, ins nördliche Deutschland, besonders nach Brandenburg, wo sie gastlich aufgenommen

wurden und ihren Glauben frei bekennen konnten; als fruchtbringenden Entgelt für jene altdeutsche Gastlichkeit brachten sie ihre Bildung, ihren Gewerbfleiß dahin. Auch viele französische Protestanten, welche wegen ihres Glaubens flüchtig geworden waren, hatten in den norddeutschen Ländern, und wieder besonders in Brandenburg, Freistätten gefunden.

2.

Ja! Deutschlands Völkerstamm
War groß vom Anbeginne,
Erst der Freiheit Damm,
Dann der Herrschaft Zinne;
Endlich durch Himmelsgunst
Zum Gipfel jeglicher Kunst
Ist er emporgestiegen,
Um auch durch Geist zu siegen.

Rückert.

Damals erhielten mehre deutsche Fürsten höhere Würden, was auf den Zustand des ihnen untergebenen Volkes, so wie auch auf die Reichsverfassung von wichtigem Einfluß war.

Der lüneburgische Zweig des herzoglichen Hauses Braunschweig (aus dem alten Geschlecht Heinrichs des Löwen) erhielt 1692 vom Kaiser, in Berücksichtigung der großen Verdienste desselben um das Haus Oesterreich, eine Kurwürde (das war die neunte) unter dem Namen Kur-Hannover; die andre herzogliche Linie behielt den alten Titel: Braunschweig. Ernst August war der erste Kurfürst von Hannover; sein Sohn Georg bestieg im Jahre 1714 nach dem Tode der Königin Anna (Wittwe Wilhelms III.) als nächster protestantischer Seitenverwandter den Thron von England, behielt aber als König dieses Landes auch Hannover bei. Durch diese Verbindung kam der frische Geist des stammverwandten englischen Volkes nach Deutschland herüber und gab ein heilsames Gegengewicht gegen die Nachäfferei des Franzosenthums, welche wie eine Seuche ganz Deutschland vergiftete. Das Volk in Hannover selbst hatte freilich nichts davon, als eine größere Unterdrückung durch den Adel, welcher nach Belieben schalten und walten konnte, während der Fürst auf dem fernen Throne saß.

In Kursachsen regierte damals Friedrich August, genannt „der Starke", welcher dem König von Frankreich in allen Ausschweifungen, so wie in allem eitlen Prunk des Hofstaates nacheiferte, sein Land bedrückte und sein stehendes Heer nicht aus geworbenen Freiwilligen erhielt, sondern Einheimische mit Gewalt zu Soldaten machte; da kam ein neuer Unsegen der stehenden Heere auf, nämlich das „Konscriptionswesen". Der Fürst

betrachtete und behandelte nun das Volk recht eigentlich wie Leibeigene, die ihm mit ihrem Leib und Blut dienen mußten zu seinen eigenen selbstsüchtigen Zwecken, nicht mehr zum Nationalschutz wie einst. Durch Begünstigung von Seiten Rußlands und des Kaisers wurde der ehrgeizige Friedrich August der Starke nach Sobieskys Tode 1697 zum König von Polen erwählt, nachdem er, um diesen Zweck zu erreichen, nicht bloß viele Bestechungen angewendet hatte, sondern auch zur katholischen Religion übergetreten war. Bei dieser persönlichen Erhebung des Kurfürsten gewann sein Volk in Sachsen nichts; er erschöpfte es gewissenlos, um sich in Polen auf dem Throne zu erhalten.

Kur-Brandenburg hatte 1657 einen Vertrag mit Polen abgeschlossen, kraft dessen das Herzogthum Preußen, welches durch Erbanfall seit 1618 mit Brandenburg vereinigt war, von der polnischen Oberlehnsherrschaft befreit und souverain wurde. Außerdem besaß Kur-Brandenburg, gleichfalls durch Erbvertrag, einen Theil von Pommern, und hatte, auch durch Erbvertrag, (1675) Ansprüche auf Schlesien erlangt, welche es jedoch damals noch nicht behauptete. Der große Kurfürst hatte jene neuerworbenen Länder weise regiert und bewirthschaftet. Nach seinem Tode (1688) strebte sein Sohn Friedrich voll Ehrgeiz nach einer höheren glänzenden Würde für so großen Besitz; er wollte den Königstitel haben und erwarb ihn auch wirklich vom Kaiser, auf den Grund der souverainen Herrschaft in Preußen; aber die Einwilligung des Kaisers kostete ihm manche Opfer, wichtige Zusagen an das Haus Oesterreich und die schwere Summe von neun Millionen Thaler, wovon die Jesuiten allein, als thätige Unterhändler am kaiserlichen Hofe, zweimalhunderttausend bekamen. Am 18. Januar 1701 setzte Kurfürst Friedrich von Brandenburg zu Königsberg sich selber und dann seiner vor ihm knieenden Gemahlin feierlich die Königskrone auf und nannte sich nun Friedrich I., König in Preußen; sein Sohn und seine Brüder leisteten ihm die Huldigung, und zwei reformirte Bischöfe verrichteten in der Kirche die Salbung. So ist das Königreich Preußen entstanden. Einige Jahre später erwarb es auch das Fürstenthum Neufchatel in der Schweiz und durch Erbschaft von Oranien mehre Herrschaften in Westphalen und Holland. Der deutsche Ritterorden aber und der Papst erhoben gegen das neue Königreich Einspruch, beide aus wohlbegreiflichen Gründen; es konnte dem Papst nicht gleichgültig sein, daß der Protestantismus, welchen das kursächsische Haus, als dessen erster Beschützer, kaum aufgegeben hatte, in Deutschland nun einen neuen Staat als Mittelpunkt, ein Königsgeschlecht zum Hort hatte. Und doch waren der ganze Bestand und die Fortdauer des preußischen Staates gerade durch die Erfüllung dieser großen Aufgabe bedingt, der Macht des katholischen Oesterreichs gegenüber. Die Ausbildung des Heerwesens allein reichte dafür nicht aus; eine moralische Macht, Glaubens- und Denkfreiheit, mußte die unsichtbare Grundlage des preußischen

Friedrich I., König von Preußen.

Staates sein, er mußte die edelsten geistigen Kräfte von außen her an sich ziehen und festhalten; nur so konnte er innerlich stark werden, nur so konnten die Bewohner der verschiedenartigen Bestandtheile, aus welchen er zusammengesetzt war, den Staat, welchem sie nun angehörten, als ihr Vaterland lieben lernen. König Friedrich I., wiewohl ein Freund der Künste (doch bloß aus Prachtliebe), ahnte diese hohe Aufgabe wohl nicht; er hatte durch die äußerliche Erhebung Preußens seine Nachfolger nur gleichsam bei ihrer Ehre aufgefordert, das Werk zu vollenden. Friedrichs I. Gemahlin aber, Sophie Charlotte, eine edle, hochgebildete Frau, wirkte mit Begeisterung für jenen Zweck. Im Jahre 1694 wurde die Universität Halle gestiftet und

der Zufluchtsort der deutschen Geistesfreiheit; zu Berlin wurde eine Akademie der Künste und später, vorzüglich auf Betrieb Sophien Charlottens, eine Gesellschaft der Wissenschaften gestiftet.

Ueberhaupt hoben sich die einzelnen deutschen Fürstenhäuser in demselben Grade immer kräftiger empor, als das deutsche Reich, als Ganzes, an Macht, Bedeutung und Würde verlor — in Folge seiner grenzenlosen Zersplitterung unter so zahlreiche Reichsstände.

Dagegen nahm der Nationalgeist überhaupt einen neuen Aufschwung. Die Anmaßungen und der freche Uebermuth der Franzosen gegen Deutschland, ihre Verhöhnung aller Völker-, Fürsten- und Menschenrechte, ihre Barbarei in der Pfalz, welche mit jener der Türken wetteiferte, hatten den deutschen Nationalgeist vom Scheintod geweckt; und keine Bestechung Ludwigs XIV., der da meinte: „was Eisen nicht ausrichtet, das bringt Gold zu Stande", vermochte die öffentliche Meinung in Deutschland zu verführen, zu lenken oder zu unterdrücken. Frei inmitten so vieler Leiden von innen und außen, unbezwinglich trat sie gegen Ludwigs Mordbrenner in die Schranken; und die Buchdruckerkunst lieferte ihr Waffen gegen alle seine Kanonen. Da flogen zahllose Schriften aus, ernste und spöttische, in Versen und in Prosa, mit gründlichen wissenschaftlichen Beweisen sowie volksthümlich geschriebene, lodernd von edlem Zorn, in deutscher wie in französischer Sprache (daß man sie auch in Frankreich verstehen konnte); alle diese Schriften fuhren wie scharfe Pfeile tief in das Gewebe der französischen Politik, daß die Fetzen davonwehten und die Treulosigkeit des eitlen Tyrannen nackt und scheußlich zu schauen war. In dieser Zeit des geistigen Kampfes kannte man in Deutschland die Censur fast gar nicht. Der Mund durfte das sprechen, die Hand das niederschreiben, was das deutsche Herz warm und tief empfand. Die höchsten Angelegenheiten der Staaten wurden nun nicht mehr bloß geheimnißvoll von Diplomaten, sondern laut von den Schriftstellern verhandelt, deren hohe Bedeutung für das Heil der Staaten und der Nation ins Leben trat; die politische Schriftstellerei rief im freien Gedankenaustausch die Staatswissenschaft ins Leben, welche sich rasch entwickelte. So stieg fürs deutsche Volk, welches den Schutz der Landstände größtentheils verloren hatte, eine neue geistige Vertretung als helfende Macht empor; hell schimmerte dieser Stern des Trostes über den von Fremden zertrümmerten Kaisergräbern, über der geschändeten Asche unserer großen Todten. Und so verzage auch nie in Zeiten der tiefsten Erniedrigung, deutsches Herz! wenn du auch ringsum die Uebermacht stolz und prachtvoll heranziehen siehst; dann fühle, welche Kraft noch in dir selber ist, und daß der Geist noch zu allen Zeiten über die rohe Gewalt Meister geworden ist.

Langsam, aber kräftig reifte mitten unter den Kriegsstürmen, welche Europa damals erschütterten, eine neue Weltbildung heran, eine späte Tochter der Reformation, aber viel großartiger als diese. In Frankreich

und England standen kühne Denker auf und verscheuchten mit der grellleuchtenden Fackel des Zweifels das Zwielicht alter verworrener Begriffe von den höchsten Angelegenheiten des Menschen. Aber hoch über alle diese Denker Frankreichs und Englands ragt ein deutscher Mann hervor, Gottfried Wilhelm Leibnitz, geboren zu Leipzig 1646, — schon als Kind ein wahres Wunder von Gelehrsamkeit, als Jüngling durch gründliche Studien mit allen Fächern der Wissenschaft vertraut, durch Reisen so wie durch den vertrauten Umgang mit Gelehrten, Fürsten und Staatsmännern fein und gewandt geworden, und dabei tüchtig und echt deutsch von Charakter. Seine geistige Thätigkeit war ungeheuer; er nahm sich kaum Zeit zum Essen, und stand oft Monate lang nicht von seinem Arbeitsstuhle auf,

Prinz Eugen und Leibnitz.

worauf er auch schlief — zuweilen nur ein paar Stunden lang. Sein Gedächtniß war ebenso staunenswerth, als die Klarheit seines Geistes, welcher wie ein Riese die höchsten Höhen des menschlichen Wissens ermaß und sich in dessen tiefste Tiefen versenkte, welcher die Quellen der deutschen Geschichte erforschte, die Rechtswissenschaften umgestaltete, das Wesen des Staates, die Politik und die Religion ebenso ergründete, wie er die Naturwissenschaften, die Mechanik vervollkommnete und in der Mathematik die wichtige Erfindung der sogenannten „Differenzialrechnung" machte. Alle diese verschiedenen Bestrebungen umschlang bei ihm das belebende Band der Humanität; am größten aber, am meisten eigenthümlich deutsch steht Leibnitz in der Philosophie da, welche er auf dem Grunde des ewigen Sittengesetzes aufbaute, indem er den nothwendigen Zusammenhang der Willensfreiheit mit Gott durch scharfsinnige Schlüsse bewies. Leibnitz lebte längere Zeit am Hofe des edlen Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, reiste 1672 nach Paris und London und trat dann in die Dienste des Herzogs Johann Friedrich von Hannover. 1700 begab er sich nach Berlin und richtete dort die Gesellschaft der Wissenschaften ein, welche noch heutzutage als „Akademie der Wissenschaften" kräftig fortblüht und treffliche Früchte trägt. 1713 ging er nach Wien und wollte dort eine ähnliche Anstalt gründen, aber die Jesuiten ließen es nicht zu; dafür zeichneten ihn der Kaiser und „Prinz Eugen, der tapfre Ritter," um so mehr mit hohen Ehren aus; da saß gar oft Prinz Eugen, von dessen Ruhm ganz Europa wiederhallte, und welcher sich zur Erholung mit mathematischen, geschichtlichen und philosophischen Studien beschäftigte, traulich mit dem edlen Leibnitz beisammen und horchte ehrfurchtsvoll auf dessen Worte. Leibnitz starb, in den Reichsfreiherrnstand erhoben, zu Hannover 1716, auf seinem Arbeitsstuhl, wie er, bis zum letzten Athemzug thätig, gerade die Feder aus der Hand gelegt hatte. Dieses Mannes gedenke in Ehren, o deutsches Volk, so lange du denken kannst. — Ein andrer vortrefflicher Mann, welcher in jener Zeit segensreich wirkte, war Christian Thomasius (geboren 1656, gestorben 1728). Er schritt auf der Bahn weiter, welche der edle Friedrich Spee gebrochen hatte, und bekämpfte das Hexenwesen; sodann erwarb er sich das Verdienst, daß er als Professor an der Universität Halle zuerst Vorträge in deutscher Sprache hielt; dadurch machte er den Anfang, daß die Gelehrten sie von nun an statt der lateinischen zu gebrauchen und zu veredeln anfingen. Auch schrieb er (schon 1688) die erste deutsche Zeitschrift; endlich begründete er in Deutschland das wissenschaftliche Naturrecht. — Ihm zur Seite steht der große Rechtslehrer Samuel von Pufendorf (geboren 1632, gestorben 1694), welcher die Entwicklung des Staatsrechts mächtig förderte. — Damals begann auch die Geschichtsschreibung sich auf einen höhern Standpunkt zu erheben. — Die Dichtkunst befand sich in einem kläglichen Zustand. Als Kanzelredner war damals der Augustiner-

mönch, Pater Abraham a Sancta Clara (gestorben zu Wien 1705) einzig in seiner Art. Er entwickelte in seinen Predigten einen merkwürdigen Freimuth, eine große Welt- und Menschenkenntniß und eine hohe Eigenthümlichkeit der Darstellungskraft, besonders aber stand ihm ein seltner Witz zu Gebote, welchen er nach allen Seiten hin in bunten Farben schillern ließ. Seine Predigten sind ein interessantes Denkmal seiner Zeit.

3.

Krank ist die ganze Menschheit; an Kön'gen leidet sie.
Anastasius Grün.

Am 1. November des Jahres 1700 war König Karl II. von Spanien gestorben, der letzte vom Mannsstamm der spanischen Linie des Hauses Habsburg; und nun hatte die österreichische Linie dieses Hauses (nämlich die Nachkommen des Kaisers Ferdinand I., welcher Kaiser Karls V. Bruder gewesen) die nächsten erbrechtlichen Ansprüche auf die Krone Spanien, zu welcher damals in Europa auch Neapel, Sicilien, Mailand und Belgien gehörten, ungerechnet die reichen Länder in der neuen Welt. Der Besitz so vieler schöner Länder hatte schon längst die Habgier Ludwigs XIV. von Frankreich gereizt, welcher noch außerdem von Mißgunst gegen das Haus Oesterreich erfüllt war und stets nach dessen Verderben trachtete. Deshalb bestritt er dessen erbrechtliche Ansprüche und berief sich darauf, daß er die ältere Schwester des verstorbenen Königs zur Gemahlin gehabt habe, Kaiser Leopold aber die jüngere, und aus diesem Grunde habe sein Enkel Philipp, als Sohn jener älteren Schwester, das nächste Anrecht auf Spanien; überdies hatte der schwache König Karl II. von Spanien, überredet durch Ludwigs XIV. Freunde an seinem Hofe, besonders durch die Jesuiten, kurz vor seinem Tode einen letzten Willen aufgesetzt, worin er Ludwigs XIV. Enkel, Philipp von Anjou, zu seinem Nachfolger bestimmte. Ludwig XIV. war entschlossen, seine Absichten mit gewaffneter Hand durchzusetzen, und warb sich Bundesgenossen; die Herzoge von Savoyen und Mantua, der Kurfürst Joseph Klemens von Köln und dessen Bruder, der Kurfürst Maximilian Emmanuel von Baiern, traten auf Frankreichs Seite. Dem Letzteren hatte König Karl II. früher die Erbfolge in der spanischen Monarchie für dessen Sohn, Joseph (Karls II. Schwesterenkel), zugesagt; aber dieser junge Prinz war noch vor Karl II. gestorben; Maximilian Emmanuel war spanischer Statthalter in den Niederlanden. Aus Eifersucht auf Frankreichs Uebermacht traten dagegen Holland und England auf die Seite des Kaisers, und treulich standen diesem der neue Kurfürst von Hannover und der neue König von Preußen bei; der fränkische, der schwäbische, der ober- und

niederrheinische Kreis verbanden sich untereinander, den Feind von ihren Grenzen abzuwehren. So parteiete sich Deutschland für fremde Interessen.

Nun brach 1701 der Krieg um die spanische Erbfolge aus, welcher dreizehn Jahre lang dauern sollte; die berühmtesten Feldherrn standen sich darin gegenüber, auf Oesterreichs Seite der überlegenste von allen, Prinz Eugen, dann Ludwig von Baden und der englische Feldherr Marlborough, — Frankreich hatte die Marschälle Vendome, Catinat, Villars. Vergebens baten die Baiern ihren Kurfürsten Maximilian Emmanuel, vom Kriege abzulassen und sich nicht in grenzenloses Elend zu stürzen; er hörte nicht darauf und focht im Anfang mit vielem Glück. Als er aber in Tyrol eindringen wollte (1703), um den Prinzen Eugen in Italien in den Rücken zu fallen, stand dort das Volk gegen ihn auf, alle Alpenpässe wimmelten von trefflichen Scharfschützen, von allen Bergwänden sausten die Kugeln und stürzten gewaltige Felsblöcke auf das feindliche Heer herab; da mußte der Kurfürst eilig gen München zurückziehen. Bald darauf (1704) kam der englische Feldherr Marlborough mit dem auserlesenen Kern seiner Truppen aus den Niederlanden nach Oberdeutschland und vereinigte sich mit dem Heer des Prinzen Eugen. Beide schlugen am 24. Juni das baierisch-französische Heer am Schellenberg bei Dillingen, und am 14. August bei Hochstädt und Blindheim. Dadurch wurde der Krieg auf deutschem Boden entschieden. Der Kurfürst Maximilian Emmanuel mußte über den Rhein flüchten und sein unglückliches Land den Feinden preisgeben.

Kaiser Leopold behandelte nun Baiern als ein erobertes Land und ließ es als solches nach seiner Willkür verwalten. Als er am 5. Mai 1705 verschied und sein Sohn Joseph zum deutschen Kaiser erwählt wurde, war Baiern noch übler dran. Kaiser Joseph wollte Rache üben und das Haus Wittelsbach vernichten. Das Volk in Baiern wurde nun durch die kaiserlichen Verwaltungsbeamten furchtbar unterdrückt; sie erpreßten ungeheure Steuern und hoben die junge Mannschaft aus, um sie dem Kaiser für seine Kriege zu schicken; überall lauerten Spione, und wer der Treue für seinen unglücklichen Fürsten verdächtig war, mußte diese Tugend als ein Verbrechen büßen. Der Adel und die Geistlichkeit schwiegen zu jeder Ungerechtigkeit, zu jeder Gewaltthat; sie verläugneten feig und schmählich ihr Vaterland, sie bückten sich aus Eigennutz schmeichelnd vor den neuen Herren und kümmerten sich nicht darum, daß die kurfürstlichen Kinder im kaiserlichen Gewahrsam schmachteten. Anders dachte das Volk. Es rief: „Lieber bairisch sterben, als kaiserlich verderben", und griff zu den Waffen. An den Wassern der Schwarza, der Isar, der Vils und des Inns traten die kühnen Männer zusammen und erkoren mehrere begeisterte Jünglinge zu ihren Hauptleuten; Sebastian Plinganser war der herrlichste von allen. Da boten Treue und Begeisterung der Uebermacht und Kriegskunst kühn die Stirne; die Landesvertheidiger gewannen im ersten Sturm mehre feste Städte und

übten Thaten, werth eines Volks! Als aber auch Manche vom Adel mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten, war der Verrath mitten unter ihnen und das Verderben. Gegen Ende des Jahres 1705 brachen die Bauern im Hochland auf, mit Sensen und Keulen, und zogen von Tölz gen München (welches die Oesterreicher besetzt hatten), um es in der Christnacht durch einen kühnen Hauptstreich zu befreien. Die Bürger Münchens waren im Einverständniß; aber der Pfleger von Stahrenberg verrieth den Kaiserlichen den Anschlag. Wie nun die Bauern in der Christnacht vor

L.R. B.

Schlacht zu Sendling bei München.

München kommen, werden sie von Jenen heiß empfangen und auch im Rücken angegriffen. Sie müssen, stets im mörderischen Feuer, bis zu dem nahen Dorfe Sendling zurückweichen und verschanzen sich dort auf dem Kirchhof gegen die Kaiserlichen. Der tapfre Anführer der Bauern, Gauthier, ein Franzose, schlägt sich mit fünfhundert bis an das Gehölz bei Fürstenried durch; dort wird er erschossen. Die auf dem Kirchhof aber streiten und fallen, ihrem Fürsten und Vaterland treu, bis auf den letzten Mann; der letzte ist der starke Schmiedbalthes von Kochel, ein sechzigjähriger Mann, riesig von Wuchs und Kraft; er sinkt, seine gewaltige Stachelkeule schwingend, die Fahne festhaltend; um ihn sinken seine zwei Söhne und sein Vetter Reifenstuhl. Das war das blutige Weihnachtsfest der Volkstreue. Bald brach auch über die andern Landesvertheidiger das Verderben herein. Sie wurden bei Aitenbach unfern Vilshofen besiegt; Verrätherei vollendete die Unterwerfung. Nun ächtete der Kaiser den Kurfürsten von Baiern, so wie dessen Bruder, den Kurfürsten von Köln. Beide lebten jetzt bloß von Frankreichs Gnade; so schwer mußte es Maximilian Emmanuel büßen, daß er früher die Bitten seines Volkes verachtet hatte; — seine Gattin fern von ihm in Jammer, seine Kinder fern von ihm in kaiserlicher Haft, er fern von seinem treuen Volke, dies unter dem harten Joche der Fremdherrschaft!

Indessen nahm der spanische Erbfolgekrieg seinen Verlauf und das Glück begünstigte fortwährend den Kaiser und seine Verbündeten. Marlborough siegte bei Ramillies, Prinz Eugen, der tapfre Ritter, bei Turin (1706). Dadurch kamen die Niederlande und die Lombardei in ihren Besitz; der Erzherzog Karl, der Bruder des Kaisers, bemächtigte sich des Königreichs Valencia auf der spanischen Halbinsel. Frankreich war erschöpft und der stolze Ludwig XIV. verlor Hoffnung und Muth. Er sah keine Rettung mehr vor sich als durch einen Frieden, und war sogar schon bereit, seinen Enkel Philipp demselben aufzuopfern. Aber in den Friedensunterhandlungen gingen die verbündeten Mächte, von ihrem Glück verblendet, zu weit und verlangten von ihrem gedemüthigten Feinde, daß er seinen Enkel mit gewaffneter Hand aus Spanien vertreiben sollte. Da ermannte sich der greise Ludwig XIV. voll Entrüstung und führte lieber den Krieg fort, als daß er seiner Würde etwas vergeben hätte. Allmälig trat das Kriegsglück auch wieder auf seine Seite, namentlich in Spanien, obwohl dort der Erzherzog Karl (1709) schon in Madrid eingezogen und als Karl III. zum König gekrönt worden war. Der gewaltige Marlborough wurde in England durch eine Hofkabale gestürzt (1711) und in demselben Jahre starb Kaiser Joseph, ein kluger und gegen seine Unterthanen wohlwollender Mann, auf dessen Ehre kein andrer Flecken haftete, als die Härte gegen Baiern. Nun wurde sein Bruder, der Erzherzog Karl, König von Spanien, als Karl VI. zum deutschen Kaiser erwählt, wiewohl Ludwig XIV. Alles auf-

geboten hatte, um dies zu verhindern. Kaiser Karl VI. verließ alsobald Spanien, um die Herrschaft in seinen österreichischen Erblanden anzutreten. Als nun die Großmächte Europas sahen, wie viele Kronen dem neuen Kaiser jetzt eigen waren, wurden selbst seine bisherigen Bundesgenossen auf seine allzugroße Macht eifersüchtig, wollten Frieden schließen und die spanische Monarchie zertheilen. 1713 friedete England mit Frankreich zu Utrecht, und endlich mußten auch Kaiser Karl VI. und das deutsche Reich sich zum Frieden bequemen. Dieser kam 1714 zu Rastadt und zu Baden in der Schweiz zu Stande. Der Kaiser verzichtete darin auf Spanien, welches nun der französische Prinz Philipp, als König Philipp V., erhielt, und so kam die bourbonische Familie auf den spanischen Thron. Dagegen behielt der Kaiser Neapel, Sardinien, Mailand und die spanischen Niederlande; die Insel Sardinien trat er später (1720) gegen Sicilien an den Herzog von Savoyen ab, welcher von nun an König von Sardinien hieß. Ludwig XIV. gab Breisach, Kehl und Freiburg an Deutschland zurück; von dem schönen Elsaß und Straßburg war leider keine Rede mehr! Die Kurfürsten von Baiern und von Köln wurden in ihre Länder und Würden wieder eingesetzt. So endigte der spanische Erbfolgekrieg. Ein Jahr später (1715) starb Ludwig XIV., verwünscht von seinem Volke, das er durch seinen Ehrgeiz und seine Laster elend gemacht hatte.

Zwei Jahre darnach fielen die Türken wieder in Ungarn ein; aber Prinz Eugen, der tapfre Ritter, trieb sie 1716 bei Peterwardein und 1717 bei Belgrad zu Paaren, so daß sie mit Oesterreich Frieden schließen mußten (zu Passarowitz 1718). Bald darauf drohte ein neuer Krieg, abermals lediglich im Interesse der Fürsten, abermals um den Besitz einer Königskrone. Die von Polen war nämlich 1733 durch den Tod Friedrich Augusts des Starken (Kurfürsten von Sachsen) ledig geworden. Frankreich wollte nun die Wahl eines neuen Königs auf Stanislaus Lescinsky lenken (das war der Schwiegervater des neuen Königs von Frankreich, Ludwigs XV., eines Urenkels von Ludwig XIV.); Oesterreich hingegen und Rußland erklärten sich für den Kurfürsten Friedrich August III. von Sachsen, den Sohn des verstorbenen Königs von Polen. Darüber entstand ein Krieg zwischen Frankreich, Spanien und Sardinien auf der einen, und Kaiser Karl VI. und Rußland auf der anderen Seite, welcher zum Nachtheil Lescinsky's ausschlug. Die Franzosen aber machten Eroberungen am Rhein und an der Mosel. Ganz unerwartet schloß Kaiser Karl VI. 1735 zu Wien einen Frieden mit Frankreich, und überließ Neapel, Sicilien, die Insel Elba und die Stati degli Presidi an den Prinzen Karl von Spanien; Stanislaus Lescinsky erhielt das Herzogthum Lothringen mit dem Vorbehalt, daß es nach seinem Tode mit Frankreich vereinigt werden sollte (wieder ein deutsches Land mehr!) Dafür bekam der Herzog Franz Stephan von Lothringen die Anwartschaft auf das Großherzogthum Toskana (1737

trat er wirklich in dessen Besitz ein); die Krone Sardinien bekam einen Theil vom Mailändischen Gebiet; Frankreich gab an das deutsche Reich die eroberten festen Städte Trier, Trarbach und Philippsburg zurück. Warum hatte sich aber der Kaiser wohl zu jenen großen Opfern so willig verstanden? Aus folgendem Grunde: Da er keinen männlichen Erben besaß, so hatte er ein Hausgesetz aufgerichtet, die sogenannte „pragmatische Sanktion", wodurch er seiner Tochter Maria Theresia, welche er mit dem Herzog Franz Stephan von Lothringen vermählte, den Besitz aller seiner Erblande nach seinem Tode sichern wollte; dafür suchte er nun um jeden Preis die Gewährleistung sämmtlicher Mächte Europas zu erlangen, und Frankreich übernahm dieselbe. Rechtschaffen, wie Kaiser Karl VI. war, vertraute er auch auf die Rechtschaffenheit der Höfe und — täuschte sich darin, wie sich's in der Folge auswies; darum hatte Prinz Eugen recht gehabt, der die beste Sicherheit darin erblickte, wenn der Kaiser seiner Tochter einen gefüllten Schatz und ein in Waffen geübtes, schlagfertiges Heer hinterlasse. In den letzten Jahren seiner Regierung unternahm Karl VI., welcher alle Tugenden eines Privatmannes, aber nicht die Charakterstärke eines Monarchen besaß, in Verbindung mit Rußland einen Krieg gegen die Türken und zwar ungerechter Weise, ohne eine Veranlassung von Seiten der letzteren. Aber der alte Held, Prinz Eugen, war kurz vorher gestorben, die kaiserlichen Generale besaßen dessen Talente nicht, und die Türken gewannen die Oberhand. Da schloß der Graf Neipperg übereilt einen unehrenhaften Frieden mit den Türken zu Belgrad am 18. September 1739, worin die Türken ihre Eroberungen behielten. Bald darnach, am 20. Oktober 1740, starb Kaiser Karl VI.

Im Verlauf dieser Zeiten hatte bei der Willkürherrschaft der deutschen Fürsten das Verderben der Höfe auf eine schauderhafte Weise zugenommen. Der Kurfürst von Sachsen (und König von Polen) Friedrich August „der Starke" erlaubte sich die schamlosesten Ausschweifungen und sein Sohn August III. überließ seinem Günstling, dem Grafen Brühl, das unglückliche Land, welches dieser völlig aussaugte. Unbeschreibliche Sittenlosigkeit herrschte auch an den Höfen des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach, welcher 1715 Karlsruhe erbaute, und der Herzoge Eberhard Ludwig und Karl Alexander von Würtemberg, von denen der Erstere das Land durch seine Buhlerin, der Letztere es durch einen Juden, Namens Süß, tyrannisch beherrschen ließ. An den meisten übrigen Höfen trieben betrügerische Goldmacher ihr Wesen und raubten das sauer erworbene Geld des Volkes; oder die Fürsten verpraßten es in Festen, verpufften es in Feuerwerken, verschwendeten es an Opernsänger und Tänzer; in Prunk und Schein suchten sie ihre Größe, da sie für die Tugend abgestumpft waren. Der Adel, von alten Zeiten her dem Volke auffässig, und jetzt noch insbesondere an die Interessen der Fürsten gebunden, weil ihn

diese zu Hof-, Staats- und Kriegswürden erhoben, stand nun dem Volk und insbesondre dem Bürgerstande noch schroffer und übermüthiger als jemals gegenüber. Eine ehrenvolle Ausnahme machte König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Sohn König Friedrichs I. Das war ein einfacher Mann, ein Feind alles unnützen Prunkes, sparsam, gerecht bis zur Strenge, rastlos thätig, ein Feind des französischen und russischen Einflusses, kurz und gut: deutsch gesinnt. Gleichwohl hatte auch er seine großen Fehler. So verachtete er die Gelehrten und die freie Forschung, weil er unbeschränkt Herr sein wollte in seinem Lande, und hing einer allzugroßen Vorliebe für die Soldaten nach. Er brachte, oft leider durch Gewalt (mit seinem sonst ehrlichen Charakter im Widerspruch), eine auserlesene Heeres-

Friedrich Wilhelm I. und sein Sohn.

macht zusammen, welche musterhaft eingeübt wurde. Alles gewann nun in Preußen einen streng militärischen Zuschnitt; diese Ausbildung der Heeresmacht aber wurde in der Folge für Preußen von hoher Wichtigkeit. Friedrich Wilhelm I. hatte lange Zeit noch einen großen Fehler, nämlich eine Abneigung gegen seinen Sohn, den Kronprinzen Friedrich, einen schönen Jüngling von den edelsten Anlagen, welcher sich von allem, was französisch war (und das haßte ja sein Vater so heiß), besonders von der französischen Literatur, mächtig angezogen fühlte. Der König hatte ihm eine strenge Erziehung gegeben und behandelte ihn auch, als er herangewachsen war und sich in seinem Selbstbewußtsein fühlte, mit abstoßender Härte; allen Lieblingsneigungen des feurigen Jünglings trat er schroff entgegen, demüthigte ihn empfindlich und wollte ihn sogar zwingen, der Thronfolge zu entsagen. Der Kronprinz konnte dies alles endlich nicht länger ertragen, und machte 1730 einen Versuch, nach England zu entfliehen. Aber bei Frankfurt wurde er ergriffen und nach Wesel vor seinen Vater gebracht. Sinnlos vor Jähzorn zog dieser den Degen gegen seinen Sohn, um ihn zu durchbohren. Da warf sich der General Mosel entschlossen dazwischen, mit dem Ruf: „Tödten Sie mich, aber schonen Sie Ihren Sohn!“ und verhinderte so die rasche That der Leidenschaft. Der König aber ließ nun auf echt militärisch seinen Sohn gefangen nach Küstrin bringen, ihn sowie dessen vertrauten Freund Katte als Deserteurs zum Tode verurtheilen, und dies Urtheil an Letzterem wirklich vollstrecken. Der Kronprinz mußte von dem Fenster seines Kerkers aus der Hinrichtung seines geliebten Freundes zusehen. Als er endlich aus der Haft entlassen wurde, mußte er in der Domänenkammer arbeiten. Später söhnten sich Vater und Sohn wieder aus, und der Kronprinz bewies seinem Vater immer die höchste Achtung.

4.

Ich halt' es mit dem schlichten Sinn,
Der aus dem Volke spricht.

Uhland.

Das Volk hatte damals in deutschen Landen kein Recht mehr, es hatte bloß die Pflicht, blind zu gehorchen. Wer sich unterfing, mit offnen Augen zu sehen und seinen Mund dazu zu gebrauchen, wozu er erschaffen ist, nämlich zur freien Sprache, — der galt für einen Hochverräther. Die Fürsten bedachten nicht, daß derjenige, für den es kein Recht gibt, auch keine Pflicht haben kann; sie bedachten die Folgen nicht, welche in der Zukunft daraus entspringen konnten, und eben so wenig die große Verantwortlichkeit, welche sie (— ganz abgesehen von aller Tyrannei —) durch das verderbliche Beispiel ihrer Sittenlosigkeit auf sich luden; ja sie bedachten nicht einmal, wie

sie durch diese letztere die körperliche und geistige Kraft ihrer eigenen Nachkommen verkrüppelten. Das Traurigste war, daß bei der Despotie in den vielen einzelnen deutschen Ländern, welche durch Schlagbäume streng von einander abgesperrt waren, die Unterthanen in denselben fast gänzlich ihren alten gemeinsamen Ursprung, ihre alte deutsche Brüderlichkeit unter einander vergaßen, und sich nicht mehr als Deutsche fühlten, sondern bloß als Oesterreicher oder Preußen, als Sachsen oder Würtemberger und dergleichen. Und eben so traurig war's, daß durch das ungeheure Ueberhandnehmen von besoldeten Beamten der Staatsdienst zum bloßen Herrendienst ward, die Treue fürs Vaterland zum bloßen Gehorsam gegen den Monarchen, und daß dadurch eine knechtische Gesinnung furchtbar um sich griff, welche einzig gnädigst belobt und aufgemuntert wurde, zu unsäglicher Schmach des deutschen Namens. Bei der Scheidung des Volkes in bestimmte Kasten, sonderte sich als Hefe ein müßiger, sittenloser Pöbel ab, der alles fürs Geld that. Die besseren Stände wurden durch die moralische Seuche der Genußsucht verschlechtert. Die ärmeren Klassen fanden ein wichtiges Lebensmittel durch den immer größeren Anbau der im vorigen Jahrhundert aus der neuen Welt eingeführten Kartoffeln, welche zwar sehr wohlthätig waren, indem sie manche Hungersnoth verhüteten, welche aber auch, weil sie weniger edle Bestandtheile des Nahrungsstoffes enthalten als das Getreide, auf die körperliche Beschaffenheit der nachwachsenden Geschlechter nicht unbedingt vortheilhaft wirken konnten. Außerdem wurden Kaffee und Thee und leider auch der verderbliche Branntwein immer häufiger als Getränk beliebt; auch kam das Rauchen und Schnupfen des Tabaks in die Mode, was als naturwidrige Thorheit ebenso lächerlich, wie der Branntwein, dieser Ruin ganzer Geschlechter, fluchenswerth war. Von den Eigenschaften unsrer Ureltern waren damals fast nur die üblen Neigungen geblieben, Trinksucht und Spielsucht (die letztere besonders durch das geisttödtende Kartenspiel); die meisten Tugenden unsrer Ahnen aber waren (im Allgemeinen) verschwunden, besonders Keuschheit und Treue.

Und dennoch war, trotz alles Sittenverderbnisses der Fürsten und des Adels, trotz der knechtischen Gesinnung in den Heeren und im Beamtenstande, im Kern des Volkes noch gar viel Edles und Herrliches, so z. B. der Wohlthätigkeitssinn; noch bestand mancher schöne alte Brauch bei Festen und Handwerken; noch lebte der unverwüstliche Frohsinn fort. Und schon erhoben sich einzelne treffliche Männer, welche für das geistige Leben der Nation neue Hoffnungen brachten. Der Lehrfreiheit und dadurch der gründlichen wissenschaftlichen Bildung wurde in der neugestifteten Universität Göttingen eine Zufluchtsstätte eröffnet; wissenschaftliche Zeitungen beförderten die Entwicklung einer neuen Bildung, und die gleichzeitige französische und englische Literatur übten einen immer größeren Einfluß darauf.

Der religiöse Zustand des deutschen Volkes war im Allgemeinen ein sehr trauriger. Denn in den Ländern der katholischen Fürsten waren die Geistlichen, besonders die Jesuiten, Herrn und Meister, und verfolgten alle Andersgläubigen; die meisten protestantischen Fürsten hingegen waren in ihren Ländern ebenso unduldsam; fast überall galt der Grundsatz: „Das Volk muß die Religion des Landesherrn bekennen"; kurz die Glaubensfreiheit wurde ebenso unterdrückt, wie die bürgerliche, und besonders arg trieben es dabei die Geistlichen, obgleich es auch unter ihnen einige aufgeklärte und menschenfreundliche Männer gab.

Am furchtbarsten waltete die katholische Priesterherrschaft damals in dem Gebiete des geistlichen Fürstenthums Salzburg. Zur Zeit der Reformation hatte sich die evangelische Lehre dort unter dem braven Volk ausgebreitet, welches in den reizenden Thälern, auf den einsamen Alpenhütten und in den dunklen Bergwerken lebt; ja selbst in Salzburg, der herrlichen Hauptstadt der Erzbischöfe, hatte sie zahlreiche Anhänger gewonnen, und die Verfolgungen, welche schon seit den letzten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts im Salzburgischen über sie ergangen waren, hatten jene grade nur um so mehr befestigt. Weil das Volk die evangelische Lehre nicht mehr öffentlich bekennen durfte, so las es die Bibel heimlich, und vergrub das heilige Buch oft im Walde, es versammelte sich in abgelegenen Höhlen zum Gottesdienst, und unterwies die Kinder insgeheim in Luthers Katechismus, während es öffentlich die äußeren Formen des katholischen Gottesdienstes beobachtete. Als aber der Erzbischof Leopold von Firmian, ein vergnügungssüchtiger und leichtfertiger Mann, zur Regierung kam, da ergriffen sein gewissenloser und scheinheiliger Kanzler Röll und die Jesuiten die härtesten Maßregeln, um die evangelische Lehre von der Wurzel auszurotten. Die Jesuiten zogen mit großer Vollmacht im Lande umher und führten überall den Gruß ein: „Gelobt sei Jesus Christ"; so sollte Jeder, bei jeder gewöhnlichen Begegnung, den Andern anrufen, statt: „Guten Tag", oder wie man sich sonst zu grüßen pflegt. Das fromme evangelische Landvolk aber hielt dies für eine Entweihung des Namens Jesu, daß ihn der nächste beste lüderliche Geselle mitten im Fluchen oder Zechen im Munde führen sollte, und weigerte sich dessen standhaft. Diese Weigerung gab dem Erzbischof Firmian den Vorwand und Anlaß zu einer neuen und grausamen Verfolgung. Man durchsuchte die Häuser der Evangelischen, welche den Gruß verweigerten, und nahm ihnen die Bibeln weg, die man darin fand; sie wurden mit Stockstreichen gezüchtigt, in Eisen und Bande geschlagen, im Gefängniß mit Hungerleiden bestraft, oder mit großen Geldbußen belegt, auf daß sie so aus Furcht katholisch würden. Als nun dies alles nichts fruchtete, ließ der Erzbischof durch Beamte nachforschen, wie groß wohl die Zahl der sogenannten Ketzer in seinem Lande sei. Es waren ihrer über zwanzigtausend; der Erzbischof aber wollte sie alle ausrotten und lieber sein Land

zur Wüste machen. Nun erhob sich endlich das unterdrückte mißhandelte Volk gegen die Gewalt und schickte zugleich Boten an den Reichstag nach Regensburg und an den Kaiser nach Wien, um Hilfe für sein Recht zu erlangen; aber der Reichstag that längst nichts mehr fürs Volk, und der Kaiser ließ die Abgeordneten, welche sich so treuherzig auf den Weg gemacht hatten, in Fesseln schlagen und ihrem geistlichen Tyrannen zurückschicken, und gebot den Salzburgern, sich demselben auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Da traten am 5. August 1731 wohl über hundert ältere ernste und wohlerfahrne Männer in einem Wirthshause zu Schwarzach zusammen, stellten sich rings um einen Tisch, worauf ein Salzfaß stand, drückten die Finger in das Salz und schwuren mit auferhobenen Rechten, nie vom evangelischen Glauben zu lassen und sich in Noth und Tod, treu wie Brüder, mit Trost und That beizustehn. Doch sie verübten keine Gewaltthat, so arg sie auch von ihren Peinigern dazu gereizt wurden. Plötzlich aber kam kaiserliches Kriegsvolk in die Gebirge und der Erzbischof gebot am letzten Oktober allen Evangelischen, ihre Heimath zu verlassen; die ganz armen Leute, welche über zwölf Jahre alt waren, sollten dies binnen acht Tagen thun, die Wenigbemittelten binnen eines Monats, die, so ein größeres Vermögen besaßen, binnen zwei und drei Monaten. Dies Gebot wurde durch Soldaten mit Gewalt vollstreckt; man riß die Bauern von Weib und Kind fort, man jagte sie vom Pflug, wie sie gingen und standen, über die Grenze, zog ihr Hab' und Gut ein und verhöhnte sie noch mit den gemeinsten Schimpfwörtern gegen ihren Glauben; die Kinder hielt man zurück und gab sie den Jesuiten in Zuchtschulen. Da mußten die Unglücklichen in großen Haufen, oft halbnackt, in der rauhen Jahreszeit, am Bettelstab aus der geliebten Heimath fortziehen und kamen nach vielen Mühseligkeiten in protestantische Länder. Der erbärmliche deutsche Reichstag in Regensburg regte keine Hand zum Schutz der Unterdrückten. Aber König Friedrich Wilhelm I. von Preußen nahm sie mit offenen Armen auf, zum verheißungsvollen Zeichen, daß es dem jungen preußischen Staate gezieme, sich in deutschen Landen der Freiheit kräftig anzunehmen; und das trug Preußen auch reiche Zinsen. Nun forderte der Erzbischof von allen seinen Unterthanen, daß sie ihm einen Eid leisten sollten, katholisch zu werden und zu bleiben. Da erhoben sich alle Evangelischen, und wollten lieber ihr Vaterland verlassen (wie es die andern gemußt hatten), als ihrem Glauben treulos werden, und wanderten in großen Haufen über die Grenzen, auch gar vieles Volk aus dem nahen Reichsstift Berchtesgaden that desgleichen. So gingen wohl zwanzigtausend fromme, treue, fleißige Menschen aus ihrer wunderschönen Heimath fort und siedelten sich in Würtemberg, Hessen, Holland und Preußen, ja selbst in Nordamerika an. Diese Salzburger Auswanderer gaben das Beispiel, daß die Scholle Erde, auf der man geboren wird, den Menschen nicht länger fesseln darf, als man darauf frei und mit Ehren leben kann. Hingegen, so

Vertreibung der Evangelischen aus Salzburg.

lang man wenigstens hoffen kann, durch stilles Wirken im kleinen Kreise, durch Aufklärung und Bildung seiner Nebenmenschen, durch Rath und That den Nachkommen ein glücklicheres Loos vorzubereiten, so lang, lieben Landsleute, soll man auch unter hartem Druck treu im Vaterland aushalten; fürs Vaterland dulden ist eben so edel, als fürs Vaterland sterben. Was hatte aber der Erzbischof von Salzburg damals von seinem strengen Eifer? Der Papst belobte ihn, und gab ihm den Titel Hoheit; er selbst hatte sich um den Kern seines Volkes bestohlen.

Zur selben Zeit zeigte sich in der evangelischen Kirche eine merkwürdige Erscheinung. Reineren, tiefer fühlenden Gemüthern hatte schon längst

das geistlose Festhalten am Buchstaben der lutherischen Lehre, das starre Formenwesen derselben nicht genügt, wodurch die Reformation in ihrer segensreichen Fortentwickelung zurückgehalten worden war. Solche Gemüther hatten sich längst in eine innere Welt zurückgezogen und versenkt; sie hatten den Christusglauben in seiner ursprünglichen Reinheit, im Geist und in der Wahrheit aufgefaßt, und ihn in der Häuslichkeit, sowie durch Ausübung der Nächstenliebe werkthätig zu machen gesucht. Diesen Weg hatte der evangelische Geistliche Philipp Jakob Spener (geboren 1635, gestorben 1705 zu Berlin) eingeschlagen; August Hermann Franke, welcher zu Halle das berühmte Waisenhaus stiftete, und der Freiherr von Kanstein, welcher sein Vermögen auf die Verbreitung von Bibeln durch den Druck verwendete, waren Spener'n rüstig nachgefolgt. Ein andrer frommer Mann, der Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf (geboren zu Dresden 1700), welchen das sittenlose verworfene Hofleben mit tiefem Ekel und der Verfall des echten Christenthums mit tiefer Bekümmerniß erfüllte, beschloß, das gesellschaftliche Leben im reinen christlichen Geiste wieder herzustellen. Er stiftete zu diesem Zwecke, in Verbindung mit mehren Auswanderern aus Mähren, auf seinem Gute Herrnhut eine kleine kirchliche Brüdergemeinde, deren Mitglieder, unter einander in christlicher Liebe treu verbunden, ohne Beachtung der Standesunterschiede, nach einer eigenen einfachen Verfassung unter Bischöfen und Aeltesten, zu wechselseitiger Erbauung und Unterstützung wie Brüder leben sollten, still und friedlich, sittenrein, mit Vermeidung aller eitlen Lust und Pracht, rechtschaffen gegen Jedermann. Das ist der Ursprung der Herrnhuter, welche ihren Namen von dem Gute Herrnhut erhalten haben. Zinzendorf wurde wegen seiner Bestrebungen lange vielfach verkannt, verhöhnt und verfolgt, aber darin doch nicht irre noch wankend, und richtete sein Augenmerk unverdrossen auf die Verbreitung des Christenthums bei den Heiden durch Mitglieder der von ihm gestifteten Gemeinde. Das waren die sogenannten Missionen, und die uneigennützigen, frommen, begeisterten Mitarbeiter an diesem schönen Werke, die herrnhuter Missionäre, haben sich gar bald rasch vermehrt und bis auf den heutigen Tag segensreich für die Veredlung der Völker in fernen Ländern gewirkt. Zinzendorf starb zu Herrnhut 1760.

5.

Groß und glücklich zu machen sein Volk,
War Friedrichs erhabner Gedanke.
Merkbar war das Wehen seines Odems
In jeder großen That der Welt.

Schubart.

Einige Monate vor dem Abscheiden Kaiser Karls VI., nämlich am letzten Mai 1740, war König Friedrich Wilhelm I. von Preußen gestorben,

und sein Sohn Friedrich (geboren zu Berlin am 24. Januar 1712) bestieg nun als König Friedrich II. den Thron Preußens und nahm am 2. August 1740 die Huldigung an. Dieser junge Fürst besaß die glänzendsten Eigenschaften des Geistes, Scharfblick, Lebhaftigkeit im Auffassen, Besonnenheit und dazu durchgreifende Willenskraft, ferner eine feine philosophische Bildung, große Kenntnisse in Staatsgeschäften und Kriegskunst, ausgezeichnete Feldherrntalente, und eine heiße Begierde nach dem doppelten Ruhm: als Held und als Schriftsteller seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. An die Spitze eines Königreiches von noch jungem Datum gestellt, wollte er die Existenz dieses Staates befestigen, dessen Umfang erweitern, ihm eine dauernde Bedeutung in der Reihe der übrigen europäischen Mächte erringen. An der Spitze eines strengmonarchischen Staates, war er Selbstherrscher im schönen Sinne dieses Wortes, und strebte alle jene Pflichten eines Regenten zu erfüllen, ohne deren Ausübung eine monarchische Staatsverfassung oft leicht zur despotischen wird. Gleich den Antritt seiner Regierung bezeichnete er durch Humanität und Duldung. Er hob unter Anderm den schändlichen Gebrauch der Folter bei Kriminaluntersuchungen auf, und sprach seine Grundsätze über religiöse Duldung in folgenden goldenen Worten aus: „In meinen Staaten kann jeder nach seiner eigenen Weise selig werden." So außerordentlich von der Natur begabt und über seine Zeitgenossen hoch hervorragend, blickte der junge König ungeduldig nach Gelegenheit zu ruhmvollen Thaten umher, und sein Vater hatte ihm dazu einen großen Schatz, sowie ein stattliches, wohlgeübtes Heer hinterlassen; schon trug Friedrich II. kühne Pläne in der Seele verschlossen, als er die Nachricht bekam, daß Kaiser Karl VI. gestorben sei.

Diesen günstigen Augenblick wollte nun Friedrich II. rasch benutzen, um die alten, auf Erbverbrüderung begründeten Ansprüche des Hauses Brandenburg auf Schlesien, welche bis dahin unbeachtet geblieben waren, gegen Oesterreich, welches sich im Besitze Schlesiens befand, mit bewaffneter Hand geltend zu machen. Sein Feldherr, Graf Schwerin, schlug im Frühling des folgenden Jahres (am 10. April 1741) die Oesterreicher unter dem Feldmarschall Neipperg bei Molwitz; Breslau ergab sich den Preußen, fast ganz Schlesien wurde von diesen besetzt. Dies Waffenglück Friedrichs II. ermuthigte die übrigen Mächte, welche, eifersüchtig auf Oesterreichs Uebergewicht, der Tochter des Kaisers Karl VI., der jungen, schönen, geistreichen und edlen Erzherzogin Maria Theresia, Erbkönigin von Ungarn, die Nachfolge in den österreichischen Erblanden nicht gönnen wollten, daß sie jede Rücksicht auf die sogenannte pragmatische Sanktion bei Seite setzten. Baiern machte ältere Erbansprüche auf die Nachfolge in den österreichischen Landen, mit Ausschluß Marien Theresiens; Frankreich, Spanien, Sachsen unterstützten Baiern, und am 18. Mai 1741 beschlossen Frankreich, Spanien und Baiern in dem Bündniß zu Nymphenburg, Oesterreich zu vertheilen.

Ein französisch-bairisches Heer drang (1741) in Oberösterreich und Böhmen ein und nahm Prag. Der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern ließ sich in Linz als Erzherzog von Oesterreich huldigen und in Prag zum König von Böhmen krönen.

Aber Maria Theresia war in ihrer höchsten Bedrängniß mit ihrem Söhnlein Joseph gen Ungarn geeilt, wo sie am 25. Juni die altehrwürdige Krone des heiligen Stephan als Königin erhalten hatte, in Trauerkleidern vor den Reichstag zu Preßburg getreten, und hatte am 11. September zu dem versammelten Reichstage gesprochen: „Von Allen verlassen, begeb' ich mich mit meinem Sohn in euren Schutz, edle Ungarn; meine Kronen, meine Ehre, meine Freiheit vertrau' ich eurer Treue!" Begeistert von der

Maria Theresia zu Preßburg.

Schönheit der erhabnen Frau und ihrem Vertrauen, zogen die ritterlichen Ungarn die blitzenden Säbel und riefen: „Laßt uns sterben für unsern König Maria Theresia; Blut und Leben für Dich!" „Das Reich ist der Körper", sprach der Primas, — „Du, o Königin, bist dessen Seele; sie kann von jenem nicht getrennt werden." Und zur Stelle brachen sie auf, schwangen sich zu Roß, sammelten Kriegsvolk und stellten es ihrer Königin zur Verfügung. Der Feldmarschall Khevenhüller führte es nach Baiern in des Nebenbuhlers Land; da hausten einzelne wilde Parteigänger mit unmenschlicher Grausamkeit, mißhandelten das schuldlose Volk und verwüsteten den Boden; die Oesterreicher siegten und bewältigten Baiern, während der Kurfürst Karl Albrecht zu Frankfurt am Main (am 24. Januar 1742) als Karl VII. zum deutschen Kaiser gewählt und am 12. Februar gekrönt ward. In demselben Jahre schlug Friedrich II. mit seinen tapfren Preußen die Oesterreicher am 17. Mai bei Chotusitz und Czaslau in Böhmen, und nun beschloß Maria Theresia, mit dem König von Preußen Frieden zu schließen, um dann mit ungetheilter Heeresmacht gegen ihre andern Feinde kämpfen zu können. Zu diesem Zwecke trat sie in dem am 11. Juni 1742 zu Berlin unterzeichneten und am 28. Juni zu Breslau ratificirten Frieden Schlesien (mit Ausnahme des Fürstenthums Teschen und einiger andrer Landschaften) an Preußen ab, und Friedrich II. zog nun seine Heere aus den österreichischen Staaten zurück. So ging er als Sieger aus dem Kampfe. Kaiser Karl VII. aber und die Franzosen verloren nun vor Marien Theresiens Heeren alles Glück; der Kaiser mußte aus seinem Erblande nach Frankfurt flüchten; die Oesterreicher nahmen Prag ein, wo Maria Theresia am 13. Mai 1743 als Königin von Böhmen gekrönt wurde; England unterstützte sie mit Hilfsgeldern und einer Armee, Sardinien und Kursachsen schlossen sich an sie, und sie selbst faßte männlich-kühnen Geistes schon die stolzesten Pläne, Frankreich zu zerstückeln und das Haus Wittelsbach zu verderben.

Auch Schlesien wieder zu gewinnen, schien nicht unmöglich, und der König von England munterte dazu auf. Friedrich II. verfolgte indessen mit Adlerblicken Oesterreichs Politik, und sah voraus, daß es sich, sobald es mit Frankreich Frieden geschlossen habe, dann mit seiner ganzen Macht auf ihn werfen würde. Da verband er sich am 5. April 1744 durch die Frankfurter Union mit dem unglücklichen Kaiser, mit Frankreich und Kurpfalz, angeblich um die Rechte Kaiser Karls VII. und des deutschen Reiches, sowie die Ruhe in letzterem zu schützen und zu erhalten. Hierauf fiel er 1744 in Böhmen ein, wurde aber durch die österreichischen Truppen wieder daraus verdrängt. Nun hoffte Oesterreich noch ernstlicher auf die Wiedererwerbung Schlesiens. Dafür schien das Glück den gebeugten Kaiser Karl VII. wieder aufrichten zu wollen; aber plötzlich starb derselbe (am 20. Januar 1745); die Kaiserkrone war ihm eine Dornenkrone gewesen; er hatte

einem eitlen Prunk die Freude seines Lebens und leider auch das Wohl seines Volkes aufgeopfert; die erste und größte Wohlthat, welche er diesem erwies, war, — daß er starb. Denn sein Sohn, der Kurfürst Maximilian Joseph, ein junger Fürst von wohlwollenden Gesinnungen, schloß am 22. April desselben Jahres zu Füssen einen Vertrag mit Oesterreich, worin er allen Ansprüchen auf das österreichische Erbe entsagte, die pragmatische Sanktion anerkannte und um einen schönen Preis, nämlich für die Ruhe und das Glück seines Volkes, dem Gemahl Marien Theresiens, dem Großherzog Franz Stephan von Toskana, seine Kurstimme zur Kaiserwahl gab. Dieser wurde auch wirklich am 13. September 1745, als Franz I., zum deutschen Kaiser gewählt; — er war ein vortrefflicher und achtungswerther Privatmann, aber die Regierung leitete ausschließlich seine Gemahlin, Maria Theresia, mit hohem männlichen Geiste; Franz I. fühlte ihre Ueberlegenheit und fügte sich willig darein.

Durch den Frieden Oesterreichs mit Baiern kam nun Friedrich II. in große Bedrängniß. Aber wie er jetzt, bloß auf seine eigene Kraft angewiesen, gegen die Uebermacht stand, bewies er seine großen Feldherrntalente aufs Glänzendste. Er drang in die Lausitz ein und siegte am 4. Juni bei Hohenfriedberg und Striegau, worauf sich die Oesterreicher nach Böhmen zurückzogen. Indessen war der preußische Feldmarschall, Fürst Leopold von Dessau in Sachsen eingefallen, traf die Sachsen am 15. December 1745 bei Kesselsdorf und gewann den Sieg. Die Folge desselben und eines Sieges der Preußen bei Sorr (am 30. September) war, daß Maria Theresia mit Friedrich II. zu Dresden (am 25. December 1745) Frieden schloß und ihm zum zweiten Male Schlesien überließ; mehr verlangte Friedrich nicht und erkannte ihren Gemahl als Kaiser an; Sachsen aber mußte an Preußen eine Million Thaler bezahlen. Frankreich setzte nun den Krieg gegen Oesterreich noch in den Niederlanden und Italien fort, bis endlich 1748 zu Aachen Friede geschlossen wurde, dem zufolge Friedrich II. den Besitz Schlesiens, Oesterreich die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion verbürgt erhielt. Oesterreich und Preußen standen nun als die mächtigsten Staaten in Deutschland da, blieben aber fortwährend Nebenbuhler.

König Friedrich II. entfaltete im Frieden eine erstaunliche Thätigkeit als Regent. Mit jener durchgreifenden Entschiedenheit, welche großen Geistern eigen ist und welche bei unumschränkten Monarchen auch oft zur Härte wird, ordnete er das Staatswesen, den Anbau des Landes, die Gerechtigkeitspflege, die Finanzen. Sein Geist durchdrang Alles, — ein strenger, militärischer, aber edelwollender Geist; sein Wille leitete Alles, oft nach bloßer Willkür, aber stets aus redlicher Absicht. Besondere Sorgfalt verwendete er auf die Kraft seines Heerwesens, und zwar mit gutem Grund, weil das rasche Aufblühen des jungen preußischen Staates schon die Eifersucht der Mächte Europas, besonders der nächsten Nachbarn, Oesterreichs und Ruß-

lands, erregte. Bei dieser Begünstigung des Soldatenstandes hatte freilich das Volk in Preußen, außer seinen alten Lasten, auch noch bald Vorspann, bald Lieferungen in die Vorrathskammer zu leisten, und zwar zu bestimmten Preisen; die Landeskinder wurden aus ihren Familien, von ihren Beschäftigungen genommen und zu Soldaten gemacht, während die Volksschulen, diese wichtige Grundlage des Volkswohles, noch sehr vernachlässigt blieben. Dagegen nahm sich Friedrich des Volkes in andrer Weise sorgfältig an. Er wollte, daß Jedermann frei zu ihm käme und ihm alle Beschwerden ungescheut vortrüge; er wollte Jedem Gerechtigkeit schaffen, aber, — wie dies nicht anders möglich ist, da ein einzelner Mensch nie Alles völlig richtig ergründen kann, — Friedrich beging, im allzugroßen Vertrauen auf seine eigene Einsicht, gerade im Bestreben gerecht zu sein, auch zuweilen eine Ungerechtigkeit. Er ließ ein neues Gesetzbuch abfassen, aus welchem später das preußische Landrecht entstanden ist, und überwachte genau das Wirken der Beamten. Auch der Künste und Wissenschaften nahm sich Friedrich mit großer Liebe an; sie waren seine einzige Erholung nach den Staatsgeschäften. Aber leider schätzte er deutsche Sprache, deutsche Dichtkunst und deutsche Gelehrsamkeit allzugering und gab sich ganz dem Einfluß der französischen hin, welche er schon in früher Jugend liebgewonnen hatte; so schrieb er fast nur in französischer Sprache und überhäufte die französischen Gelehrten, welche er an seinen Hof berufen hatte, mit Geschenken und Ehrenbezeigungen. Sein Liebling war der berühmte französische Schriftsteller Voltaire (geboren 1694, gestorben 1778), welchen er schon als Kronprinz geschätzt und kennen gelernt hatte, ein Mann von großem Verstand und scharfem Witz, ein Meister in allen Wendungen der Gedanken und der Sprache, aber ohne jene höhere Weihe des Gemüths, welche der Abglanz des Göttlichen ist; — Voltaire machte Finsterlinge und Priesterherrschaft lächerlich, aber leider auch das Christenthum; er war einer der einflußreichsten Männer seiner Zeit, aber von Charakter eitel, anmaßend, eigennützig und undankbar. Dies bewies er auch gegen seinen königlichen Freund, welcher ihn auf sein Lustschloß Sanssouci zu sich berief, ihn reichlich beschenkte, ihn zum Kammerherrn und zum Ritter des Verdienstordens erhob, ihn bei jeder Gelegenheit auszeichnete und sich in der Unterhaltung mit ihm seines Ranges völlig begab. Voltaire aber verdächtigte aus kleinlicher Eifersucht die übrigen Gelehrten an Friedrichs Hofe; ja noch mehr: er stahl, bevor er 1753 nach Frankreich zurückkehrte, dem König eine Sammlung von dessen Gedichten, und gab sie später zu Lyon im Druck heraus; er verleumdete endlich des Königs Charakter in einer Schmähschrift; so vergalt der Fremde am König die Geringschätzung deutscher Geisteskraft.

Während nun Friedrich II. die Muße des Friedens für Regierungsgeschäfte und für geistige Thätigkeit verwendete, verlor er doch die Stellung der übrigen Mächte gegen Preußen nicht aus den Augen, und es entging

Friedrich der Große und Voltaire.

ihm nicht, daß und weshalb Maria Thereſia während der Friedensjahre ihre Finanzen geordnet, ihr Heerweſen ertüchtigt hatte, daß ſie Europa wider ihn zu bewaffnen und ihn zum Angriff zu reizen ſuchte, um dann mit ſo größerem Schein der Berechtigung die Uebermacht gegen ihn zu wenden. — Maria Thereſia konnte nämlich den Verluſt Schleſiens noch immer nicht verſchmerzen, und hegte den Plan, daſſelbe durch Gewalt der Waffen wieder zu gewinnen, wie es ihr durch dieſelbe entriſſen worden war. Rußland und Kurſachſen theilten ihre Erbitterung gegen Friedrich II. Die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland haßte den König von Preußen, weil ſie wußte, daß er ihre Sittenloſigkeit witzig verſpottete; aus demſelben Grunde war der allgewaltige Miniſter des Kurfürſten Auguſt III. von Sachſen,

der Graf Brühl, auf Friedrich II. erbittert. Marien Theresiens Minister, der Graf (nachmalige Fürst) Kaunitz, ein großer Staatsmann, welcher für das Wohl Habsburgs und für Oesterreichs Macht unermüdlich besorgt war, brachte es durch beharrliches Andringen bei seiner Monarchin und durch das gewandteste Benehmen bei der allgewaltigen Buhlerin des Königs Ludwig XV. von Frankreich dahin, daß Frankreich seine alte feindselige Politik gegen das Haus Habsburg aufgab und sich mit Oesterreich verbündete (durch den Traktat von Versailles vom 1. Mai 1756); auch Rußland, welches doch erst am 30. September 1755 einen Hilfsvertrag mit England abgeschlossen hatte, brach denselben, und erneuerte sein altes Bündniß mit Oesterreich vom Jahre 1746. Dagegen hatte Friedrich England zum Bundesgenossen gewonnen durch den Traktat von Whitehall vom 16. Januar 1756. So hatte sich plötzlich das ganze System der europäischen Politik geändert. Oesterreich hatte den alten Feind des Hauses Habsburg, Preußen den bisherigen Beschützer desselben zum Bundesgenossen. Diese Collision konnte nicht bloß, sie mußte und sollte zum Entscheidungskampfe führen, wiewohl Friedrich II. damals den Frieden zu erhalten wünschte. Die katholische und die protestantische Hauptmacht Deutschlands traten einander gegenüber. Als nun Friedrich II. die große Gefahr erkannte, welche sich von allen Seiten gegen ihn erhob, beschloß er, im Vertrauen auf seine Kraft und auf sein Glück, den Angriff seiner Feinde nicht erst abzuwarten, sondern sie lieber selbst kühn anzugreifen, und zwar Kursachsen, als nächsten Feind, zuerst, bevor es von den übrigen Verbündeten Hilfe bekommen könne. So wollte er Alle schrecken und sich zugleich die Mittel zum Kriege in Feindesland holen. Im August 1756 bricht er plötzlich mit seiner Armee in Sachsen ein und bemächtigt sich der Residenzstadt Dresden; die sächsische Armee zieht sich vor ihm in ein wohlverschanztes Lager bei Pirna zurück. Ganz Deutschland ist in Bewegung über Friedrichs Schritte; der Kaiser ermahnt ihn von dem kühnen Unternehmen, als von einer „Empörung", abzustehen, und fordert alle preußischen Officiere auf, ihren König zu verlassen. Friedrich II. aber schließt das sächsische Heer immer enger ein, rückt dann mit einem Theil seiner Armee einer überlegenen österreichischen entgegen, welche aus Böhmen kam, um das sächsische Heer zu entsetzen, schlägt die Oesterreicher unter Browne (am 1. Oktober) bei Lowositz, zwingt am 15. Oktober das ganze sächsische Heer, sich ihm gefangen zu geben, und vertheilt es unter seine Fahnen. Hierauf setzt er sich in Sachsen fest, während der Kurfürst August III. nach seinem Königreich Polen geflohen war.

Im Jahre 1757 boten die verbündeten Mächte eine ungeheure Heereskraft auf; eine halbe Million Soldaten, Oesterreicher, Reichstruppen, Franzosen, Russen, Schweden, standen in Waffen gegen Preußen. Der Reichstag bedrohte den König mit der Reichsacht, weil er in das Land eines anderen Reichsstandes eingefallen. Friedrich II. hatte nur zweimalhunderttausend

Mann, aber heldenkühn wählte er abermals den Angriff als die beste Vertheidigung. Er führte sein Heer rasch nach Böhmen, vor Prag, den Oesterreichern entgegen, welche der Herzog Karl von Lothringen befehligte, und besiegte sie am 6. Mai in einer mörderischen Schlacht, welche ihm 16,500 Mann und den tapfern Feldmarschall Schwerin kostete. Der Herzog zog sich nach Prag zurück. Friedrich belagerte es; als aber eine österreichische Armee unter dem besonnenen Feldmarschall Daun, einem Meister in der Kriegskunst, heranrückte, zog er mit einem Theil seiner Macht diesem rasch entgegen und griff ihn am 18. Juni bei Planian und Kollin an. Da weicht das Glück von Friedrich; vergeblich ist sein trefflicher Schlachtplan, vergeblich der Heldenmuth seiner Soldaten und Generale, so wie sein

Friedrich der Große nach der Schlacht bei Kollin.

eigener. Er verliert den Sieg, fast die Hälfte seiner Truppen, zwei Fahnen, dreiundvierzig Kanonen. Tief erschüttert ihn dieser ungeheure Verlust und der plötzliche Wechsel des Glückes. Zu Nimburg finden ihn seine Officiere spät am Abend, auf einer Brunnenröhre sitzend; starr vor sich hinbrütend zeichnet er mit seinem Stocke Figuren in den Sand. Endlich ermannt er sich; wie er aber die wenigen Ueberbleibsel seiner herrlichen Garde sieht, treten ihm Thränen in die großen blauen Augen, und er ruft: „Kinder, ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt; aber nur Geduld, ich werde Alles wieder gut machen!" Er hatte 13,000 Mann verloren. Prags Befreiung war die nächste Folge des Sieges der Oesterreicher. Bald darnach (im Juli) wurde auch sein Verbündeter, der Herzog von Cumberland, von den Franzosen bei Hastenbeek besiegt, und schloß hierauf mit ihnen die Uebereinkunft von Kloster Seven, sein Heer aufzulösen; die Franzosen drangen in Thüringen vor, die Russen in Preußen ein und siegten am 30. August bei Großjägerndorf.

Nun frohlockten Friedrichs Gegner; sein Untergang schien unvermeidlich, schon feierte man in Wien rauschende Freudenfeste. Maria Theresia stiftete zum ewigen Angedenken des Sieges von Kollin den „militärischen Marien-Theresienorden" zur Belohnung tapfrer Officiere ohne Unterschied von Rang und Glaubensbekenntniß. Friedrich aber entfaltet in den Unfällen seine Größe. Mit bewunderungswürdiger Besonnenheit nimmt er seinen Rückzug aus Böhmen, und eilt dann im Spätjahr plötzlich mit frisch gesammelter Heeresmacht gegen die vereinigte französische und Reichs-Armee unter dem Befehl der Prinzen von Soubise und von Hildburghausen, um sie aus Sachsen zurückzutreiben. Beim Dörflein Roßbach, nicht weit von der Saale, trifft er sie, wie sie stolz auf ihre dreifach größere Uebermacht tafeln, spielen und scherzen. Sie wollen den König einschließen, und halten es für ganz gewiß, daß er ihnen nicht mehr entrinnen kann. Er aber trifft indessen ruhig seine Anstalten, täuscht sie durch meisterhafte Heeresbewegungen und greift sie am 5. November plötzlich an. Da thut der General Seidlitz mit seiner Reiterei das Beste; schon nach anderthalb Stunden ergreifen die Feinde voll Entsetzen die Flucht, und viele von den Franzosen machen nicht eher Halt, als bis sie den schönen grünen Rhein rauschen hören; da sehen sie sich um, und danken Gott, daß die Preußen nicht mehr hinter ihnen sind. Der Volkswitz nannte die Reichsarmee von jenem Tage an bloß die „Reißausarmee."

Indessen hatten jedoch die Oesterreicher in Schlesien mit Glück gekämpft; sie eroberten Schweidnitz und Breslau, und die Armee der Preußen schmolz gar sehr zusammen; der General Winterfeld, Friedrichs Liebling, war gefallen, ein andrer General, der Herzog von Bevern, gefangen worden. Da eilt Friedrich nach Schlesien, um die Oesterreicher draus zu vertreiben, aber mit einer so kleinen Macht, daß diese sie spottweise die „Berliner Wachtpa-

rade" nannten. Doch was den Preußen an Vollzähligkeit abgeht, das wird durchs Ehrgefühl reichlich ersetzt, welches ihr König entflammte. Am 5. December greift er die Feinde (dreimal so stark als die Preußen) beim Dorfe Leuthen an, besiegt sie binnen drei Stunden, nimmt über einundzwanzigtausend Mann gefangen, und erbeutet einhundertsiebzehn Kanonen, neunundfunfzig Fahnen. Da sangen die Preußen, welche das Schlachtfeld behaupteten, aus voller Seele das schöne Lied: „Nun danket Alle Gott!" Der König aber ritt indessen in der Nacht gen Lissa, welches von den Oesterreichern besetzt war, und kam mit nur wenigem Gefolge nach dem Schloß. An der Thüre traten ihm viele österreichische Officiere entgegen, Lichter in

Friedrich II. zu Lissa.

den Händen; seine Freiheit stand auf dem Spiel, seine Geistesgegenwart rettete ihn. „Guten Abend, meine Herrn!" spricht er ruhig und heiter die Feinde an, — „Sie haben mich hier wohl nicht vermuthet? Kann man auch noch unterkommen?" Da bücken sich die Oesterreicher überrascht und schweigend tief vor ihm, und er schreitet mitten durch ihre Reih'n; bald darnach kamen seine Generale an, und die Oesterreicher gaben sich alle gefangen. Rasch und klug benutzte er hierauf seinen Sieg, belagerte Breslau und nahm es; die Oesterreicher wurden aus Schlesien vertrieben.

Maria Theresia gab jedoch ihren Muth und ihre Hoffnungen noch keineswegs auf. Sie rüstete aufs Neue und bewegte ihre Bundesgenossen, die Russen und Franzosen, zu größerer Thätigkeit. Dagegen bot auch Friedrich II. Alles auf, und England, welches ihn seit dem Sieg bei Roßbach mit besondrer Liebe bewunderte, erklärte die Konvention von Kloster Seven für ungültig und stellte ihm ein neues Hülfsheer zur Verfügung. Der tapfre Herzog Ferdinand von Braunschweig übernahm dessen Oberbefehl, scheuchte die Franzosen aus ihren Winterquartieren auf, jagte sie aus dem Land zwischen der Aller und Weser, der Weser und dem Rhein, bis über den Rhein und besiegte sie (23. Juni 1758) bei Krefeld. Mittlerweile hatte Friedrich am 18. April dieses Jahres Schweidnitz erobert, war dann in Mähren eingefallen und hatte Olmütz belagert; aber Marien Theresiens trefflicher Feldherr Loudon zwang ihn durch wohlersonnene Kriegsbewegungen im Juli zum Rückzug, welchen Friedrich, Schritt für Schritt fechtend, glücklich vollbrachte; die Feinde bewunderten diesen Rückzug. In Schlesien blieb der Feldmarschall Keith zurück, um es zu decken. Indessen waren die Russen siegreich in Ostpreußen, Pommern und die Neumark eingebrochen, hatten dort unmenschlich gehaust und bedrohten sogar Berlin. Da zog ihnen Friedrich rasch entgegen, und traf sie, über funfzigtausend Mann stark, am 25. August beim Dörflein Zorndorf. Mit nur siebenunddreißigtausend Mann bot er ihnen die Schlacht; sie währte von neun Uhr des Morgens bis in die sinkende Nacht; da errang Friedrich den Sieg, aber wohl dreißigtausend Menschen lagen todt oder verwundet auf dem blutigen Feld. Inzwischen stand des Königs tapfrer Bruder, Prinz Heinrich, in Sachsen und zwar in nicht geringer Gefahr; Friedrich eilte ihm zu Hilfe, und Daun wich nun vor ihm zurück, faßte aber den Plan, den König von Schlesien abzuschneiden. Friedrich vertraute kühn auf sein Glück und lagerte dicht vor dem österreichischen Heere. Da überfiel ihn Daun am 14. Oktober 1758 bei Hochkirch und brachte ihm eine furchtbare Niederlage bei; mit bewundrungswürdiger Besonnenheit leitete Friedrich, tieferschüttert, aber äußerlich gefaßt, und ruhig scheinend, den Rückzug und behauptete Schlesien.

Dieser Unfall bei Hochkirch, welcher Friedrichs Macht tief erschüttert hatte, war der Vorbote noch größerer, welche ihn im nächsten Jahre treffen sollten. Oesterreich, Rußland und Frankreich verdoppelten ihre Anstrengungen

zu seinem Untergange. Frankreich griff den Herzog Ferdinand von Braunschweig von zwei Seiten her an, vom Main und vom Niederrhein; Rußland und Oesterreich wollten Preußen rasch mit vereinigter Macht zermalmen, da seine Kassen erschöpft, seine Heere gelichtet waren. Keine Rettung schien mehr für Friedrich möglich; aber sein Muth stand fest und groß im Sturm der Gefahren. Während die Russen unter dem General Soltikow gegen den Oderstrom zu rücken, dringt Loudon gleichfalls vor, um sich mit ihnen zu vereinigen. Um dies zu verhindern, schickt Friedrich den General Wedel ab; aber es ist zu spät. Wedel wird am 23. Juli 1759 beim Dorfe Kay unfern Züllichau von den Russen geschlagen und am 3. August vereinigen sich diese mit Loudon. Da übergibt Friedrich die Vertheidigung Schlesiens seinem Bruder Heinrich und eilt selbst an die Oder. Bei Kunnersdorf, nicht weit von Frankfurt an der Oder, stellt er sich der überlegenen feindlichen Armee gegenüber und greift sie am 12. August in einer für ihn sehr ungünstigen Stellung an; er im Thal, — sie auf den Höhen, die mit zahlreichen Geschützen besetzt sind. Kühn stürmen die Preußen die Höhen hinan, den verderbenspeienden Feuerschlünden entgegen; da zerschmettert der Kartätschenregen ganze Reihen von Braven; aber immer frische Männer dringen nach, und endlich erobern die Preußen die feindlichen Geschütze und werfen den linken Flügel der Russen. Schon glaubt der König jetzt den Sieg zu haben und setzt den Kampf fort; aber seine Soldaten sind todesmüde und nun beginnen die frischen Truppen der Oesterreicher und Russen die Schlacht aufs Neue. Dies entscheidet das Glück des Tages. Umsonst ist jeder Befehl des Königs; das preußische Heer flüchtet. Umsonst wirft sich Friedrich den Fliehenden entgegen und setzt sich verzweiflungsvoll den feindlichen Kugeln aus; er muß endlich selbst mitflüchten. Nur mit wenigen Resten seiner Armee kam er über die Oder und zog nach Fürstenwalde, um dort den Feind zu erwarten. Sein einziges Glück war damals, daß ihn der russische Feldherr aus Eifersucht gegen Loudon nicht verfolgte; Friedrich aber befürchtete, daß sich auch der österreichische Feldherr Daun mit Beiden vereinigen möchte, und ließ deshalb den General Fink nach Maren rücken, um Daun zum Rückzug nach Böhmen zu zwingen. Aber Fink, von allen Seiten umzingelt, mußte sich dort am 20. November mit zwölftausend Mann den Oesterreichern ergeben. Da schien's, als ob das Verderben den Heldenkönig endlich erreicht habe; er selbst verlor jede Hoffnung, das Leben hatte keinen Werth mehr für ihn; Dresden fiel in die Gewalt seiner Feinde; sein General Fouquet wurde am 23. Juni 1760 von Loudon bei Landshut besiegt und gefangen genommen. Vergeblich versuchte Friedrich, Dresden dem Feinde wieder zu entreißen, und bald bekam er die erschütternde Kunde, daß auch die wichtige Festung Glatz verloren sei.

Da eilte er, ungebeugt an Muth, mit seinen Heeresschaaren nach Schlesien, um es zu retten; rings um ihn auf dem ganzen Marsch feindliche

Uebermacht. Als er nicht fern von Liegnitz lagerte, wollte ihn Loudon umzingeln, überfallen und gefangen nehmen; es war in der Nacht vom 14. auf den 15. August 1760. Aber der wachsame König kehrte plötzlich das Spiel um, griff die Feinde an und hatte sie um fünf Uhr des Morgens schon völlig besiegt. Das war der erste schöne Lohn für Friedrichs heldenhafte Ausdauer im Unglück. Mittlerweile war Sachsen der Reichs-Armee preisgegeben; und im Oktober kamen zwanzigtausend Russen und funfzehntausend Kaiserliche vor Berlin, zwangen es zur Uebergabe und hausten drei Tage darin, als plötzlich der Ruf erscholl: „Der König kommt!" Da verließen die Feinde in aller Eile Berlin und zogen plündernd nach Sachsen und an die Oder zurück. Nun rückte der König schnell nach Sachsen, die äußerste Gefahr nicht scheuend: von allen Seiten her eingeschlossen zu werden. Er war bereit, sich unter den Trümmern des Vaterlandes zu begraben, oder, wenn ihm das Geschick diesen Trost versagen würde, sein Leben lieber freiwillig zu enden. Am 3. November griff er bei Torgau die feindliche Armee unter Daun an. Da gab's eine mörderische Schlacht, er selbst wurde verwundet, aber sein tapfrer General der Reiterei, der alte Ziethen, gewann ihm den Sieg; und jubelnd rief das Heer: „Unser König Fritz soll leben! Aber unser Vater Ziethen, unser Husarenkönig, auch!"

Friedrichs gefahrvolle Lage hatte sich jedoch im Ganzen noch keineswegs verbessert. Nach dem Tode des Königs Georg II. von England (1760) erhielt er von dort keine Hilfsgelder mehr; sein eigenes Land war erschöpft, und das eroberte Sachsen, diese Quelle seiner Kriegsbedürfnisse, zur Hälfte für ihn verloren. Oesterreich und Rußland beschlossen nun, diese Lage ihres Gegners zu benutzen, ganz Schlesien zu erobern und ihn selbst durch eine Armee bei Dresden aufzuhalten, während zwei französische Armeen den Herzog Ferdinand von Braunschweig überwältigen sollten, welcher im vorigen Jahre (1759) den Franzosen in Westphalen und Hannover glorreichen Widerstand geleistet hatte. Da übergab der König die Vertheidigung Sachsens seinem erfahrnen Bruder Heinrich und übernahm die Schlesiens. Er konnte die Vereinigung Loudons mit den Russen (am 17. August 1761) nicht verhindern, und nur die Eifersucht des russischen Feldmarschalls Butturlin auf Loudon rettete ihn. Gleichwohl hatte er vor dem Letzteren noch große Besorgniß und verschanzte sich deshalb in seinem Lager bei Bunzelwitz, wie in einer Festung. Finstere Ahnungen, daß das Unvermeidliche über ihn hereinbrechen werde, erfüllten seine Seele und er theilte seinen Kummer dem treuen alten Ziethen mit; der aber tröstete ihn voll festen Gottvertrauens. Eines Tages fragte ihn der König bitter, „ob er etwa einen Verbündeten gewonnen habe, daß er noch immer auf eine glückliche Zukunft hoffe?" „Einen neuen Alliirten hab' ich nicht," gab ihm Ziethen zur Antwort, „aber der alte dort oben verläßt uns nicht!" Drauf meint der König bekümmert: „Ach, der wirkt keine Wunder mehr." „Ist auch nicht nöthig," spricht der

Friedrich II. und Ziethen.

alte Ziethen, „er streitet doch für uns und läßt uns nicht sinken.“ — Und siehe, wider alle Erwartung des Königs greift das vereinigte feindliche Heer die Preußen in ihren Verschanzungen nicht an, und bald ziehen die Russen aus Mangel an Lebensmitteln über die Oder zurück; kurz: Friedrich ist befreit. Da spricht er, tief ergriffen von dieser wundergleichen Fügung, zum alten Ziethen: „Sein Alliirter hat doch Wort gehalten!“ —

Bald darauf aber bemächtigte sich Loudon durch einen nächtlichen Ueberfall der Festung Schweidnitz und im December ergab sich Kolberg den Russen. Schlesien und Pommern schienen nun für Friedrich verloren. Dagegen hatte Prinz Heinrich Sachsen glücklich vertheidigt und Ferdinand von Braunschweig kühn die französische Armee abgehalten.

Unter diesen Wechselfällen war denn abermals ein Kriegsjahr entschwunden und Friedrich II. befand sich in größter Bedrängniß, ohne Aussicht auf eine glückliche Zukunft, fast ohne Mittel, den Krieg fortzusetzen, aber stark durch seinen Muth und durch die unerschütterliche Begeisterung der freilich sehr zusammengeschmolzenen Truppen sowohl für seine Person als auch für Preußens Ehre. Dies war der Zauber, wodurch sie jedes Ungemach zu ertragen vermochten und dem Tod kühn entgegen stürzten. Durch seinen Muth im Unglück verdiente der König, seine Armee durch dies Ehrgefühl das Glück, welches ganz unerwartet Preußens Sache begünstigte. Friedrichs erbitterte Feindin, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, war nämlich am 5. Januar 1762 gestorben und ihr Neffe, Peter III., welcher jetzt den russischen Thron bestieg, verehrte Friedrichs Heldengröße ungemein. Das bewies er durch die That: er gab allen preußischen Kriegsgefangenen ohne Lösegeld die Freiheit, schloß am 5. Mai 1762 mit Friedrich Frieden, gab ihm alle Eroberungen zurück, verbündete sich sogar mit ihm, und schickte ihm ein Heer von zwanzigtausend Mann unter dem General Czernitschef zu Hilfe. Da friedete auch die Krone Schweden (am 22. Mai) mit Preußen. Rasch benützte Friedrich sein Glück, um die Oesterreicher aus Schlesien zu vertreiben. Bei Burkersdorf trifft er, mit Czernitschef vereinigt, auf Daun, der herbeigeeilt ist, um Schweidnitz zu decken, welches Friedrich wiedererobern will. Schon beschließt der König den Angriff; da erhält Czernitschef am 19. Juli einen Befehl von Rußland, sich augenblicklich von der preußischen Armee zu trennen. (Peter III. war nämlich indessen vom russischen Throne gestoßen und ermordet worden, und seine Gemahlin Katharina II., welche diesen bestiegen hatte, beschloß zwar, den Frieden zu halten, aber zwischen Oesterreich und Preußen parteilos zu bleiben.) Auf Friedrichs dringende Bitten verheimlicht jedoch Czernitschef drei Tage lang den erhaltenen Befehl und bleibt mit seinem Heere bei den Preußen, wenn gleich nicht als selbstthätiger Theilnehmer an der Schlacht, aber immer war schon sein Bleiben mit dem russischen Corps für Friedrich II. entscheidend; Friedrich greift nun rasch die Feinde an, vertreibt sie (am 21. Juli), und jetzt erst scheidet Czernitschef von ihm. Nun belagert und erobert (am 9. Oktober) Friedrich die Festung Schweidnitz. In Sachsen schlägt Prinz Heinrich (am 29. Oktober) die Feinde bei Freiberg. Hierauf kommt der König selbst nach Sachsen und schließt am 24. November Waffenstillstand mit Oesterreich. Nun haben die Preußen freie Hand gegen die Reichsarmee; sie unternehmen einen Streifzug nach Franken, fast bis vor Regensburg, und schrecken und bedrängen die deutschen Fürsten so, daß manche von diesen — wie Bayern, Pfalz, Mainz, Bamberg, Würzburg, Mecklenburg — ihre Contingente von der Reichsarmee abberufen. Prinz Friedrich von Braunschweig hatte indessen am 1. November Kassel erobert; zwei Tage darnach schlossen zu Fontainebleau Frankreich und England unter sich Frieden. So sah sich nun Maria

Theresia ihrem kühnen Gegner allein gegenüber; und da auch ihre Macht erschöpft war, entschloß sie sich zu einem Frieden mit ihm. Dazu war auch Friedrich II. gern bereit, jedoch nur unter solchen Bedingungen, welche sich mit Preußens Ehre vertrugen. Der österreichische Bevollmächtigte, Hofrath Kollenbach, gab Friedrichs Forderung, daß alles auf den Besitzstand vor dem Kriege zurückgeführt werden sollte, auch nach, und so wurde am 15. Febr. 1763 auf dem Jagdschlosse Hubertsburg in Sachsen der Friede zwischen Oesterreich, Sachsen und Preußen abgeschlossen und jener siebenjährige Krieg beendigt, welcher so viele herrliche deutsche Länder verwüstet, so viele Menschenleben gekostet hatte. Kurfürst August III. kehrte aus seinem Königreich Polen nach Sachsen zurück; Friedrich II. behielt ganz Schlesien und Glatz, wie es in den Friedensschlüssen zu Breslau und Dresden ausgemacht worden war, und versprach, dem Sohne der Kaiserin Maria Theresia, dem Erzherzog Joseph, bei der demnächst erfolgenden römischen Königswahl, seine Kurstimme zu geben. So schritt Friedrich II. unversehrt aus einem Kampfe, welcher bestimmt gewesen war, ihn zu demüthigen und Preußens Macht zu vernichten; — ganz Europa bewunderte ihn; sein Volk, welches den hellen Glanz des Nationalruhms durch alle Opfer und Leiden nicht zu theuer erkauft glaubte, liebte ihn, und schon nannte ihn die Mitwelt „den Großen".

Nun war Friedrich II. in weiser Vorsicht zunächst darauf bedacht, das preußische Heerwesen kräftig wieder herzustellen, für den Fall, wenn irgend ein Feind es wagen sollte, den Staat anzugreifen. Besonders sorgte er für eine gründliche Ausbildung der Officiere in der Kriegskunst, zu welchem Zwecke er Kadettenhäuser errichtete, für Vervollständigung der Geschütze und des Kriegsbedarfes, für die Einübung der Mannschaft im Waffendienst und für Handhabung strenger Mannszucht. Leider besetzte er jedoch die Officierstellen bloß mit Adeligen, und gestattete die Bestrafung der Gemeinen durch Stockschläge. Das waren zwei Fehler, welche sich an der preußischen Armee später, als Friedrichs II. Geist sie nicht mehr beseelte, furchtbar gerächt haben. Sodann ordnete er mit weiser Sparsamkeit den Staatsschatz. Aus den Ersparnissen seines Privatvermögens aber suchte er der Noth des Volkes abzuhelfen, welche beim Verfall des Ackerbaues und der Gewerbe mächtig überhand genommen hatte; auch suchte er allen Schaden zu ersetzen, welchen es in den Kriegsjahren erlitten hatte. Er beobachtete Alles mit eigenen Augen, ergründete alle Bedürfnisse selbst, traf überall das Richtige, und setzte die heilsamsten Anstalten zur Abschaffung alter Mängel, zur Verbesserung und zur Vervollkommnung unermüdlich ins Werk. Dabei zog sein Geist viele andre treffliche Geister aus der Nähe und Ferne an, weckte schlummernde Talente und entflammte Alles zur Nacheiferung. Auf sein Gebot wurden ganze Strecken wüsten Landes durch Ansiedler urbar gemacht. Die Geistlichen mußten die so wichtige Anpflanzung der Kartoffeln von den Kanzeln herab empfehlen. Es entstanden neue Dörfer, und in Städten

welche durch den Krieg gelitten hatten, neue Häuser, zu deren Anbau er den Bürgern Geld gab. Neue Straßen und Kanäle wurden zur Beförderung des Handels angelegt, die inländischen Fabriken blühten schöner auf, als je zuvor. Friedrich pflegte jährlich durch die Provinzen seines Staates zu reisen, um selbst nachzuforschen, wo er noch nachhelfen müsse. Auch des Schulwesens nahm er sich nun gleich nach dem Frieden mit größerem Eifer als früher an; so erließ er 1763 eine Verordnung, daß alle Eltern ohne Ausnahme verpflichtet sein sollten, ihre Kinder in die Schule zu schicken, und daß für die Kinder der armen Leute jedesmal die Armenkasse ihres Wohnorts das Schulgeld bezahlen müsse. Kurz: das Gemeinnützige schien ihm überall das Wichtigste; dies pflegte er selbst, und dazu hielt er auch sein Volk an — durch Gesetze und Anstalten, durch Rath und That.

Es ist schon gesagt worden, daß Friedrich unsere herrliche Muttersprache so gering achtete, was sich daraus erklären läßt, daß der Zustand der deutschen Literatur in jener Zeit, als Friedrich sich entwickelte, leider von der Art war, daß er keinen Geschmack daran finden konnte, wenn er sie mit der feinen Ausbildung der französischen Sprache, mit den geistreichen, schimmernden und blendenden Werken der französischen Literatur verglich, deren vollendete glatte Form ihn bezauberte. Diese Geringschätzung blieb ihm auch in seiner spätern Zeit, als die vaterländische Literatur rasch einen mächtigen Aufschwung nahm; er beachtete diesen nicht. Aber eben jener Einfluß der französischen Geistesrichtung war für die vaterländische im Ganzen auch wieder von Vortheil; der geistreiche, witzige Ton der französischen Schriftsteller half auch bei uns in Deutschland den freieren Ideen Bahn zu brechen. Die Kühnheit, mit welcher diese Schriftsteller alle, auch die höchsten Angelegenheiten dem Gericht des Zweifels und der schärfsten Untersuchung unterwarfen, regte die deutschen Geister zu gleicher Kühnheit auf; sie lernten ihre Kraft fühlen und übten diese mit deutscher Gründlichkeit; so viele mittelalterliche Ueberreste von Priesterherrschaft und Aberglauben, welche man — ihres Alters wegen — sonst wohl noch lange für heilig gehalten hätte, mußten zusammenstürzen, so wie deutscher Scharfsinn und deutsche Forschung sie prüfend berührten. Kurz: die Aufklärung hatte freies Feld vor sich. Friedrich II. selbst erwarb sich übrigens um diese in Deutschland noch ein besonderes hohes Verdienst; er ließ nämlich Jedem im Staate die Freiheit, schreiben und drucken zu lassen, wie Jeder dachte und fühlte, d. h. er gestattete unbeschränkte Preßfreiheit, und selbst seine eigene Person entzog er der freien öffentlichen Beurtheilung nicht; ja sogar Spott und Schmähungen konnten ihn nicht verleiten, jenem Grundsatz untreu zu werden.

Aber auch im österreichischen Staatsverbande gab sich ein reges Streben nach Reformen kund, welche bald, durch den Einfluß des Ministers Kaunitz und des Kaisers Joseph (wovon im nächsten Abschnitt) durchgriffen, — sowohl in Bezug auf Gesetzgebung, als auf geistiges Leben,

beides mit besonderer Berücksichtigung des eigentlichen Volkes gegen die privilegirten Stände. Unter den trefflichen Männern, welche dafür wirkten, sind, außer Kaunitz, besonders der gelehrte Arzt Gerhard van Swieten und Joseph von Sonnenfels mit hoher Achtung zu nennen.

6.

Ein Despot bist Du gewesen, — doch ein solcher wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag.
Anastasius Grün.

Im Jahre 1764 wurde Joseph, der Sohn der Kaiserin Maria Theresia, in Frankfurt am Main zum römischen König erwählt und gekrönt. Nach dem Tode seines Vaters Franz I. (am 18. August 1765) empfing er, damals vierundzwanzig Jahre alt, als Joseph II. die deutsche Kaiserkrone und wurde neben seiner Mutter Mitregent in den Erblanden. Er war ein schöner Mann, auf dessen Antlitz, in dessen seelenvollen blauen Augen sich sein Wohlwollen spiegelte. Voll natürlicher Anlagen und feuriger Thatkraft, voll Wißbegierde und voll schöner Begeisterung für Menschenwohl, ein Bewunderer Friedrichs des Großen, suchte er diesem rühmlich nachzueifern, aber auf seine eigene Weise. Er besuchte den großen Gegner Oesterreichs 1769 in Neisse, — welchen Besuch Friedrich II. später erwiederte. Da Maria Theresia ihrem kaiserlichen Sohne wenig Einfluß in die Regierung der Erblande gestattete, so durchreiste er dieselben, um mit eignen Augen alle Bedürfnisse derselben kennen zu lernen, und ebenso machte er Reisen ins Ausland, um seine Kenntnisse zu bereichern und gemeinnützige Anstalten des Auslandes auch in seine Staaten zu verpflanzen. In seiner Stellung als Kaiser zum deutschen Reiche überzeugte er sich bald, daß sein Thätigkeitstrieb überall auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß. Von dem alten kaiserlichen Ansehen war kaum noch ein Schatten übrig, kaum ein Fleck Landes noch seiner unmittelbaren Regierung untergeben; sogar die Reichseinkünfte des Kaisers waren bis auf eine unbedeutende Summe zusammengeschmolzen, — der Reichstag war eine alte Maschine, deren Räderwerk stockte; die Reichsstände waren untereinander in steter Reibung und die Stärkeren von ihnen unterdrückten die Schwächeren. Die Rechtspflege des Reiches, in den Händen des Reichshofraths zu Wien und des Reichskammergerichts zu Wetzlar, war auf das Erbärmlichste bestellt und durch Bestechung geschändet; endlose Trägheit hielt den Geschäftsgang auf. Joseph II. versuchte es, die Reichs-Rechtspflege durchgreifend zu verbessern; doch scheiterte sein Streben. An dem ganzen morschen Gebäude der Reichsverfassung überhaupt war nichts mehr zu retten; die Schäden hatten schon zu tief gefressen, als daß eine Heilung möglich gewesen wäre; sie mußte völlig ver-

wesen, auf daß aus dem Staube bald ein junges frisches Leben emporsteigen könne.

In jener Zeit begab sich ein Ereigniß, welches für die Entwicklung der Freiheit und Humanität auf der ganzen Erde ungemein wichtig war und auch für das deutsche Volk große Folgen hatte; dies Ereigniß ist die Aufhebung des Jesuitenordens. Der Jesuitenorden hatte seit mehr als zweihundert Jahren den Erdkreis beherrscht, in den katholischen Ländern durch seinen grenzenlosen Einfluß auf die Fürsten, in den nichtkatholischen Ländern durch seine heimlichen Sendlinge, welche die Völker zu verführen und aufzuwiegeln suchten. Er hatte geherrscht im Namen der römisch-katholischen Kirche, deren Wiederherstellung er zum Vorwand nahm, aber eigentlich nur aus dem größten Egoismus, der je erhört worden in der Weltgeschichte, — bloß um seiner selbst willen. Er hatte ungeheure Reichthümer erworben. Er hatte dafür allen Blindgläubigen einen unergründlichen Schatz verworfener Sittenlehren als schleichendes Gift mitgetheilt, und hatte den schmählichsten Knechtssinn verbreitet. — Was du ihm noch insbesondere verdankst, o deutsches Volk, das weißt du, und du hast es schwer empfunden, — es waren alle Gräuel des Religionshasses, der Zwietracht und des bürgerlichen Krieges. Nun war aber für den Jesuitenorden die Stunde seines Falles gekommen, die Stunde des Gerichtes für alles Unheil, welches er je gestiftet; denn die Menschheit war durch Leiden immer reifer geworden, um die einfache Wahrheit einzusehen, daß nicht dieser oder jener starre Glaubenssatz, sondern daß die Humanität selbst das höchste und einzige Ziel ihrer Entwicklung ist, und daß sich in dieser Entwicklung der Menschheit die Duldung von selbst versteht, welche jeder Strebende dem andern Strebenden heilig halten muß, wenn er selbst sie für sich in Anspruch nehmen will. Gegen diese Offenbarung des wahren Geistes der Menschheit, welche sich in allen christlichen Ländern Europas geltend machte, konnte natürlicherweise der Jesuitenorden nicht länger bestehen, welcher auf Egoismus und Unduldsamkeit begründet war. Aber die politische Macht war's, welche ihm den Todesstoß gab. Der Jesuitenorden hatte sich nämlich hochverrätherischer Umtriebe schuldig gemacht, und so wurde er denn gerade aus strengkatholischen Ländern, wie Portugal, Spanien und Frankreich, zuerst vertrieben. Der aufgeklärte Papst Klemens XIV. hob endlich im Jahre 1773 durch eine Bulle, welche mit den Worten anfängt: „Dominus ac redemptor noster", den Jesuitenorden in allen Ländern, welche dem römischen Stuhle geistlich unterworfen waren, förmlich und feierlich auf. In Oesterreich lag der tiefdenkende Staatsmann Kaunitz der frommen Maria Theresia mit allen erdenklichen Gründen und Vorstellungen gar lange Zeit an, dieses päpstliche Gebot vollstrecken zu lassen. Sie weigerte sich aber hartnäckig. Erst als ihr Kaunitz schwarz auf weiß ihre eigene Generalbeichte zustellte, welche sie früher ihrem Beichtvater, dem Jesuiten Pater

Maria Theresia und Kaunitz.

Parhamer, abgelegt und welche dieser dem Obersten seines Ordens in Rom mitgetheilt hatte, — erst da ergriff Maria Theresia, von tiefer Entrüstung über eine solche Schändlichkeit hingerissen, die Feder und unterzeichnete die Verordnung der Aufhebung des Jesuitenordens in ihren Staaten. Also geschah's auch im deutschen Reich. Aber die Jesuiten gaben ihre Sache noch keineswegs auf. Wenn sie auch äußerlich nicht mehr das geistliche Gewand ihres Ordens trugen, sie hatten doch die Schätze und — den Geist desselben gerettet und setzten nun, in weltlichen Kleidern, in weltlichen Aemtern, ihr altes Treiben nur um so sicherer fort, da sie Niemand mehr als Jesui-

ten kannte. Das sind die sogenannten „Exjesuiten", d. h. gewesene Jesuiten, die doch im Herzen Jesuiten blieben und die Aufklärung der Menschheit zu vereiteln trachteten. Sie bestanden nun fortan in der bürgerlichen Welt der Staaten gerade so, wie das Böse in der sittlichen Welt unter höherer Fügung besteht, nämlich nicht um seiner selbst willen, sondern bloß: damit das Gute einen Gegensatz und Widerstand hat, den es bekämpfen muß, um sich dadurch immer mehr zu vervollkommnen; weil sich die Menschheit, gleich wie der einzelne Mensch, nur im steten Kampf entwickelt, um dem höchsten Ziele immer näher zu kommen. Uebrigens hatte sich bereits ein andrer Bund festgesetzt, welcher sich — im Gegensatz zu den Jesuiten — gerade die höchste Vervollkommnung der Menschheit im Ganzen durch die des einzelnen Menschen zum Ziele setzte; das ist der Bund der sogenannten Freimaurer, welcher im deutschen Gemüth tief Wurzel gefaßt hat. Seit der Zeit sind die Jesuiten die Todfeinde der Freimaurer, weil jene gar wohl wissen, daß die Freimaurer die Menschen durch den Gebrauch der Vernunft zu veredeln streben, und das ist den Jesuiten sehr ungelegen, weil sie die Menschen dumm machen wollen, um sie beherrschen zu können. Dieser große Kampf ist noch heut zu Tage nicht ausgekämpft.

Die unmittelbar nächste Folge aber, welche die Aufhebung des Jesuitenordens in den österreichischen Erblanden nach sich zog, war für die freie Volksentwicklung keineswegs günstig. Angeblich, um die geheimen Umtriebe der Jesuiten zu erforschen und zu überwachen, errichtete nämlich der Staatsminister Kaunitz dort eine geheime Polizei; das ist: er besoldete Menschen aus allen Ständen und beiderlei Geschlechts, welche sich als Spione in die Familien einschlichen, auf jedes Wort, welches da gesprochen wurde, lauerten, es höheren Orts wieder hinterbrachten und dadurch zahlreiche Anklagen, sehr oft auch gegen Unschuldige, begründeten. Die bösen Folgen dieser Anstalt liegen klar am Tage. Nicht bloß das Volk, sondern auch die Regierung selbst wurde von einzelnen schlechten Menschen abhängig, welche die ihnen übertragene Gewalt zur Befriedigung ihrer Privatleidenschaften, zu Mißgunst und Rache mißbrauchen konnten; der Lohn für Verrätherei reizte zur Treulosigkeit, und diese ward zu einem förmlichen Gewerbe, bei dem alle Scham erstarb und die Heuchelei geheiligt ward; das Vertrauen, jenes heiligste Band, welches die Familien und die bürgerliche Gesellschaft zusammenhält, wurde vergiftet. Ein Volk, das in ewigem Argwohn vor unsichtbaren Schergen bebt, wird entsittlicht, und durch den Verlust der Sittlichkeit wird es auch entmannt; es gehorcht dann nur aus Furcht, welche die allerschwächste Stütze der Regierungen ist, während es gern die Treue erwiedert, welche ihm die Beherrscher erweisen.

Leider zeigte sich damals die traurige Nachwirkung der höfischen Politik, welche, seit ein paar hundert Jahren festgewurzelt und ausgebildet, den Vortheil als höchsten Zweck und jedes Mittel dazu für erlaubt er-

klärte (gerade wie bei den Jesuiten), leider zeigte sich die Nachwirkung dieser sittenlosen Politik damals, während gerade die Humanität eine neue Weltordnung vorbereitete, auch im Großen, und leider riß sie selbst jene zwei deutschen Monarchen in unseliger Verblendung fort, welche sonst so eifrig für das Wohl ihrer Völker wirkten. Das Königreich Polen, zwischen drei mächtigen Nachbarn, Rußland, Preußen und Oesterreich, gelegen, war in sich schwach durch den Stolz und die Eifersucht des mächtigen Adels, welcher dort Alles galt, und durch den traurigen Zustand des Volks, welches dort Nichts galt. Bei dieser innerlichen Zerrüttung gewann Rußland großen Einfluß auf Polen, und in Folge dessen wurde, nach dem Tode des Königs August III. (Kurfürsten von Sachsen), 1764 Stanislaus Poniatowsky, ein Liebling der russischen Kaiserin Katharina II., auf den polnischen Thron erhoben. Nun standen zwar viele vaterländisch gesinnte Männer in Polen auf, um den fremden Einfluß zu vernichten; aber Katharina II. schickte ein Heer, und Gewalt bezwang das Recht der Nation. Das war im Jahr 1769; und drei Jahre darnach, am 5. August 1772, schlossen Rußland, Oesterreich und Preußen einen Vertrag, worin sie Polen unter sich theilten, also daß Rußland Litthauen, Oesterreich Gallizien, und Preußen das untere Weichselland an sich riß, welches Westpreußen genannt wurde. König Stanislaus behielt nur einen kleinen Rest des Landes, und zwar unter Vormundschaft jener drei Mächte. Die fromme Maria Theresia empfand dies Unrecht mit tiefer Bekümmerniß und schrieb dem Fürsten Kaunitz, „sie schäme sich, wegen dieser Sache, wo für eitlen Landbesitz die Ehre in die Schanze geschlagen werde, sich vor der Welt sehen zu lassen." Indessen die drei Mächte ließen Armeen in Polen einrücken und nahmen sich jede ihren Antheil. —

Bald darauf ließ sich Kaiser Joseph II., so trefflich er sonst war, von dem Wahne, daß Vergrößerung der Länder die Macht der Staaten begründe, zu dem Versuch einer ähnlichen Ungerechtigkeit hinreißen. Das war nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern (1777), welcher für die geistige Veredlung seines lang verwahrlosten Volkes redlich gewirkt hatte. Durch den Tod dieses vortrefflichen Fürsten war die bairische Linie des Hauses Wittelsbach erloschen, und nun trat die pfälzische Linie desselben in die Erbfolge des bairischen Stammlandes ein; damals war Karl Theodor, ein prachtliebender, schwacher und wollüstiger Mann, Kurfürst von der Pfalz, welchem an Baiern gar wenig lag. Da faßte der österreichische Hof, auf Kaunitzens Betrieb, den Plan: Baiern an sich zu ziehen, um dadurch seine Erbstaaten abzurunden, und gewann im Jahre 1778 durch bestochene Unterhändler den Kurfürsten Karl Theodor selbst, daß er sich dazu verstand, Baiern abzutreten; worauf österreichische Truppen Baiern auch sogleich besetzten. Doch König Friedrich II. von Preußen bangte vor Oesterreichs Vergrößerung und ermunterte durch einen heimlichen

Abgesandten die Herzoge von Pfalz-Zweibrücken, daß sie als Seitenverwandte des Hauses Wittelsbach gegen jenen Vertrag Einspruch erhoben. Diesen Widerstand unterstützte der alte Held Friedrich II. alsbald mit gewaffneter Hand und es kam zum Krieg. Aber die fromme Maria Theresia, welche auch in dieser Sache das Unrecht schwer fühlte, redete zum Frieden. Auch die mächtige Kaiserin von Rußland, Katharina II., drohte dem österreichischen Hofe, sie werde sich auf Preußens Seite wenden, wenn die Streitsache nicht friedlich ausgeglichen würde. Und dieser russische Einfluß entschied in deutscher Angelegenheit, zwar damals zum Glück fürs Vaterland, weil er eine Ungerechtigkeit und Kriegselend verhinderte, — aber doch traurig genug, weil es ein fremder Einfluß war, welcher entschied! Am 13. Mai 1779 wurde zu Teschen ein friedliches Abkommen getroffen, in Folge dessen Oesterreich einen Theil Niederbaierns zwischen den Strömen Inn, Salza und Donau (das sogenannte Innviertel mit Braunau) erhielt. Dieser russische Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Deutschlands nahm nun, durch eine eigenthümliche Folge von Umständen, leider immer mehr zu; er war und ist das größte Unheil, welches die Diplomatie je über deutsches Land und Volk gebracht hat.

Auch Oesterreich suchte jetzt im engeren Anschluß an Rußland ein Gegengewicht gegen Preußen zu erlangen und Kaiser Joseph II. reiste deshalb selbst zu Katharina II., gewann ihre Neigung und bewirkte zugleich, daß sie völlig gegen Friedrich II. eingenommen wurde; außerdem fesselte Katharinen das Interesse ihrer Politik an Oesterreich, weil sie dessen Unterstützung bei dem Krieg gegen die Türken im Auge hatte. Um nun das Uebergewicht Oesterreichs in Deutschland wieder zu schwächen, wurde von Seiten Preußens dem russischen Hofe vorgestellt, daß es Rußland gezieme, die deutschen Verfassungen und zumal die kleineren Fürsten zu beschirmen. Das gefiel Katharinen II. gar wohl; sie schickte Gesandte an die deutschen Fürstenhöfe und ließ diesen bedeuten, wie Rußland fortan ihr großmüthiger Beschützer sein wolle. Kaiser Joseph II. nahm mit tiefem Unwillen diese Anmaßung auf; ihm schwebte der Plan vor, das zersplitterte Deutschland wieder durch ein großes, starkes Kaiserthum im alten Umfang der Würde und Macht zu vereinigen; ein schöner romantischer Traum, aber unausführbar in der Wirklichkeit, weil er die ganze geschichtliche Entwicklung der Nation gegen sich hatte, und weil sich eine Form, sei sie zur rechten Zeit auch noch so zweckmäßig und herrlich gewesen, nie wieder herstellen läßt, wenn sie einmal in ihrer Zeit den höheren Zweck erfüllt hat; denn alle Staatsformen sind stets nur Mittel, — die Nation ist der höchste Zweck, dem sie dienen.

Seine Erblande aber wollte Joseph II. zu einem einzigen Staate verschmelzen, in welchem alle Stände, alle Glaubensbekenntnisse staatsbürgerlich einander gleichgestellt seien. Als nun seine edle Mutter, Maria Theresia (1780) starb, begann er, mit Feuereifer für Licht und Freiheit, das

schöpferische Werk durchgreifender Umgestaltung in seinen Staaten. Mit richtigem Scharfblick erkannte er, daß die Kraft eines Staates in dem Volke liegt; und mit warmem Herzen strebte er, dessen Bildung und Aufklärung, dessen Befreiung von alten Lasten, kurz, dessen wahres Glück in jedem Sinne zu befördern. Leider war jedoch das Volk in seinen Erbstaaten für die herrlichen Plane Josephs, welcher kühn seiner Zeit voraneilte, noch nicht völlig reif; Priesterherrschaft und Adelsgewalt hatten es im Verlauf der Zeiten so tief herabgedrückt, daß es die Segnungen der neuen Freiheit nur langsam begriff. Joseph II. erließ am 15. Oktober 1781 das berühmte Toleranzedikt, wodurch er den Lutheranern, Reformirten und nichtunirten Griechen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes erlaubte und sie in allen bürgerlichen Rechten gleichstellte; nur eine kleine Zahl von Menschen, welche, als Abkömmlinge von unterdrückten Protestanten, ohne Bibel, Gott bloß nach ihrer Vernunft verehrten und „Deisten" (Gottesgläubige) hießen, wurden insofern davon ausgeschlossen, als sie irgend ein geduldetes Bekenntniß annehmen sollten. Gleichwohl erklärte Joseph die katholische Kirche als Staatskirche; aber alles Fremdartige in ihr sollte ausgeschieden, sie sollte vornehmlich von der römischen Hierarchie unabhängig werden. So legte Kaiser Joseph II. kühn Hand an die Vollendung eines Werkes, an welchem die edelsten Geister der deutschen Nation Jahrhunderte lang vergeblich gearbeitet hatten. Keine päpstliche Bulle durfte fortan verkündigt werden ohne vorhergegangene Genehmhaltung des Kaisers, auf daß der Staat in seiner Existenz vor den Eingriffen des römischen Hofes gesichert bleibe. Joseph II. ließ plötzlich viele hundert Klöster aufheben; nur solche sollten fortbestehen, deren Mönche oder Nonnen sich mit dem Unterricht der Jugend oder mit der Krankenpflege beschäftigten; nicht länger sollten dem Staate viele Tausende von Menschen entzogen werden, welche bisher in einem für heilig gehaltenen Müßiggang gelebt hatten; die Güter der aufgehobenen Klöster ließ Joseph einziehen und zu gemeinnützigen Stiftungen verwenden, nämlich zur Gründung neuer Volks- und gelehrten Schulen, zur Herstellung von Hospitälern, Waisenhäusern, Findelhäusern und ähnlichen Anstalten. Die Messe mußte in deutscher Sprache gesungen werden, wozu der wackre österreichische Dichter und Gelehrte Michael Denis geistliche Lieder verfaßte; die heilige Schrift wurde in die Landessprache übersetzt; die Wallfahrten, so häufig ein Anlaß zu grober Unsittlichkeit, wurden abgeschafft. Diese und noch mehre andre wichtige Maßregeln Josephs II. machten ihm die Geistlichkeit abgeneigt und erregten die größte Besorgniß des römischen Hofes. Da machte sich 1782 der Papst Pius VI. auf den Weg und fuhr gen Wien, um durch persönliches Ansehn und Ueberredung den Kaiser von seinen Neuerungen zurückzuhalten. Joseph II. empfing das Oberhaupt der katholischen Kirche mit der größten Feierlichkeit und Höflichkeit, ließ sich aber auf keine Unterredung über kirchliche Angelegenheiten mit ihm

ein, so daß der Papst unverrichteter Dinge Wien verließ. Joseph II. betrieb nun die Lostrennung der katholischen Kirche von der Oberhoheit des römischen Stuhles immer eifriger.

Diese Angelegenheit beschäftigte damals die edelsten deutschen Männer der höheren katholischen Geistlichkeit. Der Weihbischof von Trier, Johann Nikolaus von Hontheim, ein grundgelehrter, unbescholtener und frommer Mann, ließ (1765) unter dem Namen Justinus Febronius eine Schrift über den Zustand der Kirche und die rechtmäßige Gewalt des Papstes im Druck ausgehen, worin die Lehre vom Primat des Bischofs zu Rom (d. i. des Papstes) zwar mit großer Mäßigung im Ausdruck, aber dafür mit um so tiefer eindringlicher Beweiskraft in ihrer Haltlosigkeit dargestellt wurde, zum größten Aerger des römischen Hofes, aber zur Freude vieler deutscher Fürsten und so recht aus dem Herzen aller hellerdenkenden unter den katholischen deutschen Bischöfen, welche nun den Plan einer von Rom unabhängigen katholischen Nationalkirche in Deutschland lebhaft auffaßten und ins Werk zu setzen suchten. Zu diesem Zwecke kamen 1785 mehre deutsche Bischöfe im Bad Ems zusammen und entwarfen dreiundzwanzig Artikel, worin sie sich verbanden, die Eingriffe des Papstes in ihre bischöflichen Rechte nicht länger zu dulden; statt der päpstlich-römischen Oberherrschaft über die ganze katholische Kirche sollte die alte, auf geschichtlichen Rechten begründete Verwaltung derselben durch (einander gleichgestellte) Bischöfe wieder eingesetzt werden. Dies Vorhaben scheiterte jedoch leider an dem Widerspruch mancher anderer Bischöfe, welche an Rom hingen, und auch daran, daß Kaiser Josephs II. Eifer für die kirchlichen Angelegenheiten allmälig erkaltete.

In der Verwaltung des Staatswesens wollte Kaiser Joseph II. eben bloß höchster Verwalter des Staates sein. Deshalb litt er keine Unterhändler und Vermittler zwischen sich und seinem Volk. Vor der Thüre des Kabinets, in welchem er vom frühen Morgen bis spät in die Nacht arbeitete, standen immer zahllose Leute jedes Standes (denn jeder durfte frei zu dem Kaiser kommen und mit ihm reden); da ging Joseph von Stunde zu Stunde hinaus, nahm ihnen ihre Bittschriften ab und führte sie oft in sein Zimmer, daß sie ihm alles sagten, was sie auf dem Herzen trugen. Schon seine edle Mutter hatte große Verbesserungen eingeführt, vornehmlich die Abschaffung der Folter, der Hexenprozesse und der Inquisition. Joseph erwarb sich ewigen Ruhm, indem er die so lange unterdrückten Juden durch Bildung und Recht den übrigen Staatsangehörigen in Oesterreich gleichzustellen suchte, und indem er 1781 die Leibeigenschaft aufhob. Dabei sprach er folgende echt kaiserliche und treffende Worte: „Es ist ein Unsinn, zu glauben, daß die Obrigkeit das Land besessen habe, bevor es noch Unterthanen gab." Durchdrungen von diesem wahrhaft humanen Geiste nahm er sich mit warmer Liebe des Bauernstandes an,

welcher in deutschen Landen seit alten Zeiten leider nur alle Lasten der übrigen Stände getragen, fast alle Ansprüche auf Rechte verloren hatte. Zum Beweise, wie hoch er den Bauernstand achte, trat er einst auf einer Reise durch Mähren (1769) zu einem Bauer auf freiem Feld, ergriff den Pflug

und ackerte selbst ein Strecke Landes; die mährischen Stände bewahrten diesen Pflug, den des Kaisers Hand geführt hatte, zum Andenken. Joseph suchte Gleichheit der Abgaben durchzuführen, bemessen auf Grund und Boden, nach den einfachsten und natürlichsten Grundsätzen. Er hob alle Herrenrechte, Frohnden und Zehnten auf. Er wollte: alle Stände sollten gleich sein vor dem Gesetz (sowie sie ja gleich sind vor Gott); der geborene Adelige, der sich nicht geschämt hatte, ein gemeines Verbrechen zu

begehen, sollte auch dieselbe entehrende Strafe verbüßen, wie ein Mensch aus der Hefe des Volkes. Joseph hob die Todesstrafe auf, und verschärfte dafür die Strafen durch öffentliche Schmach, um dadurch vor Verbrechen abzuschrecken. Er ging dabei von dem Grundsatz aus, daß durch die Scham das Ehrgefühl erweckt werde; aber er bedachte nicht, daß die unteren Klassen dafür noch nicht reif genug und daß die oberen Stände sehr oft dafür längst abgestumpft waren. Statt Gutes dadurch zu erwirken, erregte er nur eine grenzenlose Erbitterung des Adels, welcher durch die Gleichstellung mit allen übrigen Menschen seine Vorrechte vernichtet sah. Das neue Strafgesetzbuch für Oesterreich erschien 1787. Joseph suchte auch den Handel und Gewerbfleiß auf jede mögliche Weise zu beleben; aber auch hier stieß er überall auf Widerspruch. Wie König Friedrich II., so hob er die Censur auf und gestattete Preßfreiheit; da sprach nun Jedermann frei und offen über Staats- und Kirchenangelegenheiten, und die alte Macht des Aberglaubens wurde gar sehr erschüttert.

Von seinem Feuereifer und von Ungeduld hingerissen, beging jedoch Joseph II. bei seinen Neuerungen auch manche Mißgriffe im Großen so wie im Kleinen. Er übersah, wenn er an die Erreichung seiner großen Zwecke dachte, manche geschichtlich begründete Rechte, welche ihm störend im Wege standen, und stieß sie, indem er ungeduldig für die Zukunft wirkte, lieber rasch um, statt sie zu würdigen und sich mit den Besitzern derselben auf eine schonende Weise zu vergleichen. So war es bei der Geistlichkeit, so war es beim Adel der Fall. So handelte er auch gegen diejenigen von seinen Staaten, welche nicht deutsch waren; er wollte sie zu einem großen deutschen Ganzen verschmelzen und beleidigte dadurch die fremde Nationalität, indem er seine eigene zum glorreichen und herrlichen Mittelpunkt machen wollte; so sündigte er unwissentlich gegen die erhabenen Grundsätze rein menschlicher Duldung, welchen er als Monarch huldigte. Dies war besonders in Ungarn der Fall, wo er mit Gewalt deutsche Sprache, Gesittung und Verfassung einführen wollte. Und vornämlich war es hier der Adel, welcher sich drohend gegen ihn erhob, weil er das von demselben gedrückte Volk zu erheben trachtete.

Mittlerweile hatte Kaiser Joseph II. den Plan, seine österreichischen Staaten durch die Erwerbung Baierns abzurunden, noch immer nicht aufgegeben, und zu diesem Endzweck (1785) dem Kurfürsten Karl Theodor von Baiern angetragen, ihm die früher spanischen, jetzt österreichischen Niederlande (mit Ausnahme von Namur und Luxemburg) unter dem Titel eines Königreiches Burgund abzutreten, wofern ihm Karl Theodor das wittelsbachische Stammland Baiern überlassen wolle. Karl Theodor war damit zufrieden. Aber dessen rechtmäßige Erben, die Herzoge von Pfalz-Zweibrücken, wendeten sich an den alten König Friedrich II. von Preußen, und dieser, welcher noch am Abend seines Lebens wachsam auf die Vergrößerungspläne Oesterreichs

achtete, nahm sich mit rüstigem Muth der deutschen Reichs- und Rechtsverhältnisse an, welche durch jenes Vorhaben bedroht waren. Deshalb stiftete Friedrich II. (am 23. Juli 1785) einen deutschen Fürstenbund in der Art, wie einst der schmalkaldische Bund gewesen war, nämlich eine Vereinigung vieler deutscher Fürsten, um sich untereinander, — wenn Noth an Mann, auch mit gewaffneter Hand, — gegen willkürliche Beschlüsse des Reichsoberhauptes zu schützen. Dadurch scheiterten Josephs Entwürfe. Dieser Fürstenbund war Friedrichs des Großen letztes Verdienst um Deutschland; es war überhaupt sein letztes Werk. Er starb am 17. August 1786, zu Sanssouci, vierundsiebzig Jahre alt, noch bis in seine letzten Tage voll geistiger Thätigkeit. Mächtig lebte er im Angedenken des Volkes fort. Die Väter, die unter ihm gefochten hatten, erzählten ihren Kindern und Kindeskindern tausenderlei merkwürdige Züge seines Charakters und seiner seltsamen Eigenheiten. So kam's, daß ihn, noch lang nach seinem Tode, jeder Preuße wie leibhaft vor sich sah, — in etwas gebückter Stellung, in blauer Uniform, den großen dreieckigen Hut auf dem Kopf, die Hand auf einen Krückenstock gestützt, aus seinen Westentaschen unaufhörlich Tabak schnupfend, — wie er dicht auf die Leute zuging, sie mit seinen Adlerblicken ansah, daß sie wie verzaubert waren, wie er sie so barsch und doch so leutselig ansprach, — das Alles ist noch jetzt nicht vergessen, und der „alte Fritz", der „große Fritz" ist noch heutigen Tages in den Herzen der Preußen lebendig.

Kaiser Joseph II. hatte noch große Kämpfe und schwere Kränkungen zu bestehen. Er wollte die österreichischen Niederlande, welche sich unter Oesterreichs Oberherrschaft durch ihre Stände aus Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft eigentlich selbst regierten, durchaus nur als eine Provinz seines großen österreichischen Staates behandeln. Dabei mißachtete er die alten Volksrechte und die vom Hause Oesterreich beschworenen Freiheitsbriefe der Niederländer; besonders aber erbitterte er die dortige römisch-katholische Geistlichkeit, welche großen Einfluß auf das Volk besaß, durch seine zwar wohlgemeinten und fürs Volk heilsamen, aber gewaltsamen religiösen Neuerungen (so durch das Edikt vom 17. März 1783, welches die Klöster aufhob, so durch die Abschaffung der Brüderschaften, vom 8. April 1786, so durch die Errichtung eines General-Seminariums zu Löwen u.s.w.) so arg, daß sie das Volk gegen ihn aufwiegelte. Die Vorrechte des Adels und der „Staaten" schmälerte Joseph, welcher alle Stände vor dem Gesetze gleichstellen und in seinem ganzen Reiche eine übereinstimmende Rechtsverfassung einführen wollte, durch Abschaffung des Staatsraths, des Geheimen Raths, des Finanzraths und Errichtung eines „Generalgouvernements der Niederlande" und Einführung drei neuer Instanzen statt der bisherigen Gerichtshöfe.

Zu gleicher Zeit erlaubte sich Joseph auch gegen die freien Holländer Gewaltschritte, welche den feierlichen Friedensverträgen widersprachen. So zwang er die Holländer, ihre Besatzungen aus den Festungen der österrei-

chischen Niederlande zurückzuziehen, und forderte, daß sie ihm die Schifffahrt auf der Schelde frei gäben. Als er aber zwei Schiffe die Schelde befahren ließ, da schossen die Holländer darauf, und es wäre darüber gewiß noch zu einem Krieg gekommen, wenn man die Streitsache nicht durch eine bedeutende Geldentschädigung geschlichtet hätte. Mittlerweile nahm die Gährung in den österreichischen Niederlanden immer mehr zu, und zu gleicher Zeit führte Kaiser Joseph II. in Verbindung mit Rußland seit 1788 einen Krieg gegen die Türken, wobei der geheime Zweck der beiden Verbündeten auf eine Theilung der Türkei ging. Aber Kaiser Joseph besaß keine Feldherrntalente und kämpfte ohne Glück; krank und von Kummer gebeugt, kehrte er plötzlich nach Oesterreich zurück.

Nun wollte er die mißmuthigen Belgier mit Gewalt zur Unterwerfung bringen. Aber eben dadurch, und noch mehr bei einer zu späten Nachgiebigkeit Josephs, welche die Unzufriedenen als Schwäche betrachteten, brach ihr Widerstand in offene Empörung aus. Heinrich van der Noot, ein Anwalt aus Brüssel, eigentlich das Werkzeug eines Priesters, van Eupen, und Fr. Vonck, gleichfalls Advokat, stellten sich an die Spitze der Unzufriedenen; Holland und Preußen nährten die Hoffnungen derselben eine Weile; es bildete sich eine weitverzweigte Verschwörung, es organisirte sich eine Volksbewaffnung, an deren Spitze der General van der Mersch trat, und plötzlich erklärten sich die Niederländer als „vereinigte Belgier" für frei und unabhängig von Oesterreichs Oberherrschaft. Die österreichischen Truppen mußten vor der belgischen Nationalbewaffnung fliehen, die österreichische Regierung mußte sich auflösen, alle niederländischen Provinzen bis auf Luxemburg waren für Oesterreich verloren. Zu gleicher Zeit erhob sich in Ungarn der Adel voll tiefen Ingrimms gegen den Kaiser und reizte auch das Volk. Da sah sich Joseph, siech und mit gebrochener Kraft, gezwungen, seine Verordnungen — zurückzunehmen! Im Bewußtsein, daß er redlich nur das Gute gewollt, sprach er einst: „Ich wünsche, daß man auf mein Grab schreibe: Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Pläne scheitern zu sehen." Ein anderes Mal sagte er: „Die Räumung Brüssels ist mein Tod. Ich sterbe; — o ich müßte ja von Holz sein, wenn ich nicht stürbe." Und am 20. Februar 1790 starb er, versehen mit dem Trost der Kirche, deren Vereinigung mit den Zwecken des Staates und der Humanität ein hohes Ziel seines Lebens gewesen, und weswegen er so schwer verkannt, so oft verlästert worden war. Seine letzten Worte waren: „Ich glaube, meine Pflicht als Mensch und Regent erfüllt zu haben." Sein Leben und Wirken auf Erden war wie die Frühlingsahnung einer schöneren Zeit der Bildung und Freiheit, und für die Menschheit nicht verloren.

7.

Sonnen, die den Tag verkünden
Neuer deutscher Herrlichkeit!

Wetzel.

So waren nun zwei erhabene Geister von der deutschen Erde geschieden, Friedrich der Große und Joseph II., jeder in seiner Art eigenthümlich, Friedrich der Große durch die überwiegende Macht seines Verstandes, Joseph II. durch den hinreißenden Feuereifer seines Herzens. Jeder von Beiden hat seinem Staate — Friedrich der Große dem preußischen, Joseph II. dem österreichischen — jene Stellung gewonnen, welche dieselben fortan in Deutschland und im Verhältniß zu den großen Mächten Europas einnehmen sollten. Vor dieser Stellung Oesterreichs und Preußens schwindet nun der letzte Schimmer von Bedeutung des deutschen Reiches, als eines Ganzen, in Schatten dahin. Die deutschen Fürsten aber waren dabei unbeschränkte Herren in ihren Landen.

Nur wenige von ihnen benützten diese Macht redlich zum Wohl und zur Bildung ihrer Unterthanen. Unter diesen Wenigen zeichneten sich besonders jener Maximilian Joseph von Baiern (gestorben 1777) und der edle Markgraf Karl Friedrich von Baden ruhmvoll aus, welcher 1783 (nach Josephs II. Beispiel) die Leibeigenschaft aufhob; und ein unsterbliches Andenken erwarb sich der herzogliche Hof zu Weimar durch seine liebevolle Unterstützung deutscher Geisteskraft. Die meisten übrigen Fürsten wetteiferten nach wie vor in Willkürherrschaft und einige (wie die Landgrafen Friedrich und Georg Wilhelm von Hessen-Kassel, und Markgraf Alexander von Anspach) verkauften sogar ihre Unterthanen in fremde Kriegsdienste. Sittenlosigkeit herrschte an den meisten Höfen und eitler Prunk sollte die verlorene Ehre ersetzen. Die vornehme Welt ergab sich schmählich undeutscher Sitte, las nur leichtfertige, französische Schriften und fühlte sich behaglich beim geistlosen Kartenspiel, beim schwelgerischen Gelage, beim Anschauen üppiger Ballete oder beim Anhören welscher Triller im Opernhause.

Das Volk litt und duldete. Am schrecklichsten war dies in Würtemberg der Fall unter dem Herzog Karl, welcher zwar viel Geist, aber einen unerträglichen Eigenwillen besaß, die braven Landstände, die sich der Volksrechte annahmen, verachtete und jede freie Regung eines edlen Geistes mit dem Kerker bestrafte. In den meisten Fürstenländern herrschten Buhlerinnen, Minister und Beamte. Und fast noch schlimmer als in den Fürstenländern sah es in den Ländchen der kleinen Reichsstände aus; da hielt fast jeder Reichsgraf, fast jeder Reichsritter seinen eigenen Hof, seine eigene Armee von etwa einem Dutzend Soldaten; ja fast jeder prunkte sogar mit seinem

eigenen Galgen, zum Zeichen eigener Gerichtsbarkeit auf seinem Gebiete. Jeder dünkte sich so viel wie der Kaiser; jeder übte seine sogenannte „Kabinetsjustiz", wobei die Unterthanen oft muthwilliger als das Vieh behandelt wurden.

Aber ob auch die Form der alten Reichsverfassung bereits vermoderte, so hatte sich dagegen der deutsche Geist im achtzehnten Jahrhundert um so gewaltiger erhoben. Er schuf und öffnete dem Nationalgefühl eine neue Welt. Nicht unterstützt von den deutschen Fürsten, aber auch unerreicht vom Verderben der Höfe, stolz und kühn durch eigene Kraft, blühten deutsche Dichtkunst und Wissenschaft empor aus dem tiefen Grund und Boden deutscher Volkskraft, und aus den wunderbaren Kelchen dieser Blumen strömte der Odem der Freiheit in süßen Düften weithin in deutschen Landen. Die deutsche Sprache hatte sich aus der Entwürdigung emporgerafft, worin sie seit so langer Zeit geschmachtet; sie hatte die Fesseln gesprengt, worin fremde, zumal französische Moden sie gebunden hatten; sie warf das aus vielen hundert Lappen des Auslands zusammengeflickte Bettlerkleid ab und trat in ihrer eigenthümlichen Kraft und Schönheit auf; durch alle Gaue ließ sie ihre lieben, treuherzigen Töne wieder erschallen, und begeistert lauschte das Volk, es eilte aus seinem Elend, aus seiner Knechtschaft hervor und begrüßte jauchzend seine Sänger und Weisen, welche die Muttersprache aus der Verzauberung erlöst hatten. Diese Männer begannen die geistige Befreiung des ganzen deutschen Volkes; sie rissen es durch die Kraft der Begeisterung zur Aufklärung fort; die heiligsten Ideen der Menschheit, Freiheit und Vaterlandsliebe, Tugend und Wahrheit, traten wie Engel des Trostes ins Familienleben ein; der Glaube erhielt seine Weihe durch die Vernunft; der Verstand öffnete die geheimnißvolle Werkstätte der Natur und unterwarf deren bisher unbekannte Kräfte zum Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft; die Wissenschaft und die Dichtkunst begründeten die segensreiche Herrschaft der Humanität; die Musik veredelte die Gefühle; kurz: ein neues Zeitalter war angebrochen, in welchem sich alle Kräfte und Eigenschaften des Volkes in reger Wechselwirkung allmälig schon zum großartigen Einklang zu ordnen begannen. Die Schriftsteller nahmen nun im Staatsleben dieselbe bedeutungsvolle Stellung ein, welche früher ausschließlich die Priester und Gottesgelehrten behauptet hatten; sie wurden die Lehrer, die Erzieher, die Veredler des Volks.

Als Grundlage für die Erziehung faßte man nun die Menschenliebe („Philanthropie") ins Auge. Basedow (geboren 1723, gestorben 1790) war der erste, welcher auf diesem Felde wirkte; viele Andre, worunter sich besonders Campe und Salzmann auszeichneten, eiferten ihm nach. Besonders gewann dadurch das Volksschulwesen, vornehmlich durch Rochow und Felbiger. Philosophie und Gottesgelahrtheit gingen nun Hand in Hand, um die Vernunft als höchste menschliche Richterin über die

höchsten menschlichen Angelegenheiten mit den Ueberlieferungen der Religion und des Glaubens in Einklang zu bringen. Da schrieben Moses Mendelssohn, ein edler Jude aus Dessau (geboren 1729, gestorben 1786), über die Unsterblichkeit der Seele, der protestantische Gottesgelehrte Jerusalem (geboren 1709, gestorben 1789) über die wichtigsten religiösen Dinge, Spalding (geboren 1714, gestorben 1804) lichtvolle und anmuthige Predigten. Johann Georg Hamann (geboren 1730 zu Königsberg, gestorben 1788 zu Münster) entfaltete Weltansichten voll staunenswerther Tiefe, unbegriffen von seinen Zeitgenossen und erst von der Nachwelt richtig gewürdigt. Die größte und folgenreichste Umwälzung im Gebiete der Philosophie vollbrachte Immanuel Kant (geboren zu Königsberg 1724 und eben dort gestorben 1804). Dieser kühne Denker schuf die sogenannte kritische Philosophie, wodurch das Erkennen aufs Bestimmteste vom Glauben und Ahnen losgetrennt, dagegen die Verbindlichkeit des Sittengesetzes als Stütze für den Glauben an das Göttliche aufgestellt wurde. Der Einfluß der Kantschen Philosophie auf die deutsche Literatur war ungemein groß. Als Mensch war dieser große Weise im hohen Grade achtungswerth, einfach, bieder, wohlthätig, seine Lebensart streng geregelt; jeden Nachmittag um vier Uhr spazierte er gewöhnlich auf dem sogenannten philosophischen Gange (in Königsberg) meist in Gedanken versunken, die er gleich aufzeichnete.

Im Studium des heidnischen Alterthums brachen Heyne in Göttingen und Wolf in Halle eine neue Bahn. Sie beschworen aus den Meisterwerken der Alten den ewig jungen Geist herauf; sie ergründeten die herrlichen Verfassungen, bei welchen die Schönheit der Form so innig mit der Wesenheit verbunden war. —

Der philosophische Geist des Jahrhunderts gab der Geschichtschreibung eine höhere Weihe, eine tiefere Bedeutung; nun begnügte man sich nicht mehr damit, bloß die nackten Begebenheiten niederzuschreiben oder wieder zu erzählen, sondern man betrachtete diese als nothwendige Wirkungen aus tieferen Ursachen, man erforschte diese Wirkungen; man erkannte den Geist der Völker, den Geist der Menschheit; man ermaß die Normen des Sittengesetzes, nach welchen sich der Geist entwickelt; und so wurde, wie ein großer deutscher Dichter sagt, „die Weltgeschichte zum Weltgericht". In diesem Sinne wirkten Isaak Iselin, ein Schweizer (geboren 1728, gestorben 1782), welcher eine Geschichte der Menschheit schrieb, Johann Gottfried von Herder (geboren 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, gestorben 1803 zu Weimar), welcher die Humanität zur Grundlage seiner „Ideen zur Geschichte der Menschheit" nahm, und Johannes von Müller, ein Schweizer (geboren 1752, gestorben 1809), welcher die Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft, vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, und vom deutschen Fürstenbunde schrieb. Die Geschichtschreiber Michael Ignaz Schmidt, welcher sich das Verdienst erwarb, die Geschichte

der Deutschen zuerst von einem höheren Gesichtspunkte aufgefaßt zu haben, Schlözer, Spittler und mehre Andere strebten gleichfalls rüstig im neuen Geiste, besonders segensreich aber Justus Möser aus Osnabrück (geboren 1720, gestorben 1794), welcher eine Osnabrück'sche Geschichte und meisterhafte Aufsätze im Volkston („patriotische Phantasien") schrieb. Die Erforschung und Darstellung der Geschichte, insbesondere der vaterländischen, weckte das Nationalgefühl der Deutschen; die alte Freiheitslust erstarkte an dem Erkennen des alten heimischen Rechts. Gleichmäßig mit der Pflege der Geschichte wurden auch die Rechtswissenschaft und die Wissenschaft des Staatsrechts betrieben. Auf diesem Felde wirkten Schlettwein, Pütter, von Moser und Schlözer.

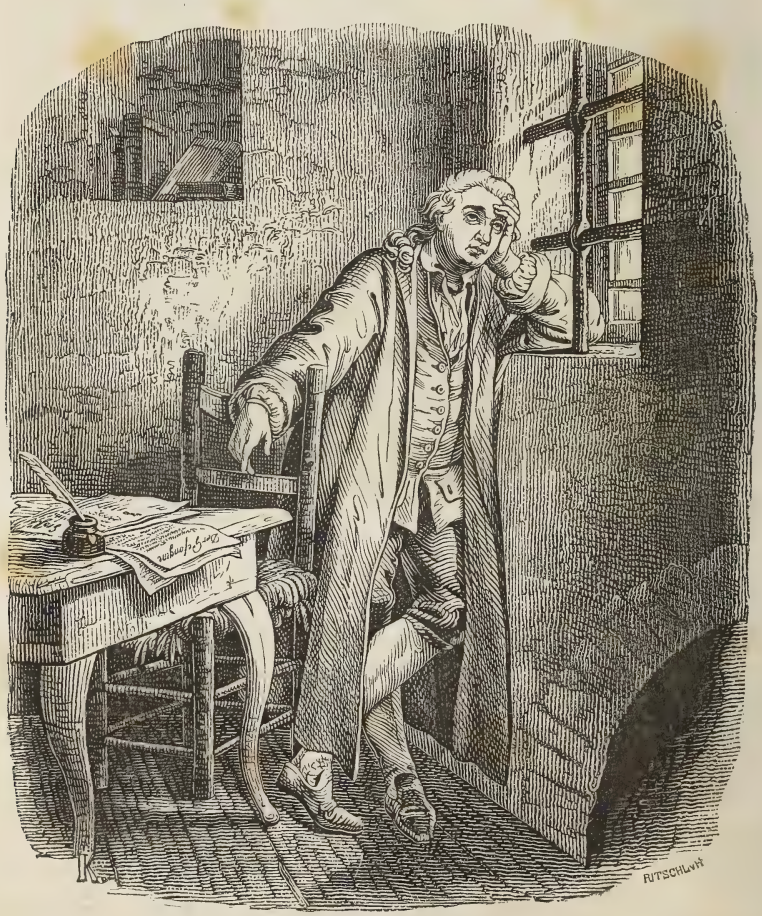
Während der deutsche Geist alles Vergangene und Bestehende einer scharfen Prüfung unterwarf, dadurch den trostlosen Wahnglauben an das Einwirken eines blinden Zufalls aus der sittlichen Welt vertrieb und die göttliche Fügung mit der menschlichen Willenskraft und Zurechnung verband, schlug er auch in den Naturwissenschaften denselben Weg ein. Auf diesem Felde erwarb vor vielen andern Männern ein tiefgelehrter schweizerischer Forscher, Albrecht von Haller (geboren 1708, gestorben 1777), unsterblichen Ruhm.

Um die deutsche Sprache haben sich damals zwei Männer große Verdienste erworben, Fulda (gestorben 1788) und Adelung (gestorben 1806). Der Erstere hat sich damit beschäftigt, die Urbestandtheile der Sprache zu erforschen und nachzuweisen, der Andre hat mit unsäglichem Fleiß alle Formen derselben gesammelt, verglichen und zusammengestellt. Für die Dichtkunst, noch mehr aber für die Erforschung und Feststellung der Grundsätze vom Begriff des Schönen, haben im achtzehnten Jahrhundert zuerst Johann Christoph Gottsched (geboren 1700, gestorben 1766) von Leipzig aus, und Johann Jakob Bodmer (geboren 1698, gestorben 1783) in der Schweiz mit großem Eifer gewirkt, — der Erstere steif, pedantisch und übermüthig, — der Letztere gleichfalls ohne eigne dichterische Kraft, aber voll Sinn für die frische Dichtkunst Englands, und uns Deutschen besonders dadurch wichtig, daß er auf die deutschen Dichtungen des Mittelalters wieder aufmerksam machte. Diese beiden Männer geriethen in einen heftigen Streit wegen ihrer Ansichten und dieser Streit hatte das Gute, daß das heranwachsende Geschlecht seine Urtheilskraft dabei schärfte. Mittlerweile zeichnete sich jener vortreffliche schweizerische Gelehrte, Albrecht von Haller, auch als Dichter vortheilhaft aus und in Norddeutschland schrieb Friedrich von Hagedorn (geboren 1708, gestorben 1754) anmuthige heitre Lieder und poetische Erzählungen; Christian Fürchtegott Gellert (geboren 1715, gestorben 1769) wirkte als Dichter mächtig auf den sittlichen und religiösen Sinn des Volkes ein. In Preußen lebte Ewald Christian von Kleist (geboren 1715), welcher vorzüglich durch das Gedicht „Der

Kleist's Tod bei Kunnersdorf.

Frühling" berühmt wurde. Er focht unter Friedrichs des Großen Fahnen und fiel als Major in der Schlacht bei Kunnersdorf 1759. Gleim (geboren 1719, gestorben 1803) besang in Kriegsliedern die Thaten Friedrichs des Großen, Uz (geboren 1720, gestorben 1796 in Anspach) ermahnte die Deutschen in ernsten kräftigen Weisen zur Tugend und Vaterlandsliebe. — In Göttingen bildete sich 1772 ein Verein von Dichtern, der sogenannte „Hainbund"; mehre feurige und kühne Geister, welche ihren Geschmack durch das Studium der griechischen und englischen Meisterwerke gebildet hatten und alles französische Wesen eifrig bekämpften, gehörten diesem Dichterverein an; so unter andern Hölty (gestorben 1776), dessen schwermüthige Lieder

das Volk gar lieb gewann, Leisewitz, die beiden Brüder Grafen zu Stolberg, Johann Heinrich Voß (geboren 1751, gestorben 1826), ein derber praktischer Dichter, dabei ein tüchtiger Gelehrter, welcher besonders durch seine Uebersetzungen griechischer und römischer Dichter zur Vervollkommnung unserer Muttersprache gar viel beigetragen hat. Gottfried August Bürger (geboren 1748, gestorben 1794), ein kräftiger Dichter, welcher den Volkston anschlug und bald auch ein Liebling des Volkes geworden ist, war mit dem Hainbund befreundet; wer kennt das „Lied vom braven Mann", „den wilden Jäger" und die „Lenore" nicht? — Beliebt war auch Mathias Claudius (geboren 1740, gestorben 1815), genannt „der Wandsbecker Bote", ein frommer, gemüthvoller, treuherziger Volksdichter. In Schwaben lebte damals Friedrich Daniel Schubart (geboren



Schubart im Kerker zu Hohen-Asperg.

1739, gestorben 1794); der sang voll zerschmetternden Zorns wider die Tyrannen das Lied von der „Fürstengruft"; auch schrieb er eine deutsche und eine Vaterlands-Chronik, worin er das deutsche Volk zum Bewußtsein aufrief. Deshalb ward er, und zwar durch eine schändliche Verrätherei, gefangen und vom Herzog von Würtemberg auf der Festung Hohen-Asperg im Kerker gehalten; darin schmachtete der Sänger der Freiheit wie ein gefesselter Adler zehn Jahre lang, bis 1787, wo endlich ein Triumphgesang auf Friedrich den Großen seine Fesseln sprengte. Hoch und gewaltig ragt über diese Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock empor (geboren 1724 zu Quedlinburg, gestorben 1803 zu Hamburg). Das war ein Mann, durch und durch deutsch, voll erhabener Gedanken; im kühnen Flug seiner Begeisterung riß er die deutsche Sprache mit sich fort, daß sie wie verjüngt und von tausend neuen Kräften durchglüht, vom Himmel wieder zur Erde niederstieg. Er besang das Erhabenste der Menschheit, ihre Erlösung durch den Messias, in einem großen Heldengedicht, und das Theuerste des deutschen Volkes, die Freiheit, in strengen, keuschen, hinreißenden Liedern („Oden"); diese sollten in goldenen Buchstaben auf dem Thore jedes Fürstenschlosses prangen, und jeder deutsche Jüngling sollte sie neben der Bibel lesen. Zur selben Zeit wirkte einer der scharfsinnigsten und edelsten Geister, welche die deutsche Nation je geboren hat, Gotthold Ephraim Lessing (geboren 1729 zu Kamenz), in den verschiedensten Fächern der deutschen Literatur. Ueberall anregend und durchgreifend, alles zurückführend auf die Probehältigkeit vor der ausgebildeten Urtheilskraft, wurde Lessing der Reformator der deutschen Prosa und der Schöpfer der wissenschaftlichen Kritik, welche nun ein höchster öffentlicher Gerichtshof für die geistigen Angelegenheiten unserer Nation wurde, und gleichsam eine Gewährleistung, Verantwortlichkeit und Vermittlung für die Geisteswerke, gegenüber der Nation, übernahm. Auch das deutsche Theater hat Lessings kräftigem Talent viel zu verdanken. So schrieb er außer andern Stücken 1779 das Schauspiel: „Nathan der Weise", worin er die Grundsätze der Humanität und Duldung schöner und segensreicher im Gemüth des Volkes einpflanzte, als dies durch viele Predigten geschehen konnte. Ebenso erfolgreich wirkte Lessing auch für eine höhere geistige Auffassung des Christenthums, als dies bisher der Fall war. Darüber kam er jedoch mit vielen beschränkten Köpfen, welche sich streng an den Buchstaben der Bibel hielten, in heftige Streitigkeiten, welche seine Lebenstage trübten. Sein edles Streben für die Beförderung der Humanität bewies Lessing außerdem in seiner lehrreichen Schrift über „die Erziehung des Menschengeschlechts". Auch auf die Begründung wissenschaftlicher Ansichten über die bildende Kunst übte er den entscheidendsten Einfluß aus; darin wetteiferte mit ihm Johann Winkelmann (geboren 1717, gestorben 1768). Lessings ganzes Streben, so vielseitig es auch war, ging von dem einzigen Gesichtspunkt aus, die Wahrheit

durch freie Thätigkeit zu ergründen; er selbst drückte sich darüber in folgenden schönen Worten aus: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, immer zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: „Wähle!" — dann fiele ich ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gieb! Die reine Wahrheit ist nur für Dich!" Deshalb hatte Lessing auch sein ganzes Leben lang mit jenen, welche ihn nicht begriffen, viel zu kämpfen, und er that's mit einer bewunderungswürdigen Kraft und Meisterschaft des sprachlichen Ausdrucks. Er starb 1781 zu Wolfenbüttel. Seine Schriften sind eine Zierde der deutschen Literatur und werden noch lange jeden Denker mächtig anregen; seine Verdienste für Humanität haben ihm ein unsterbliches Andenken gesichert. Eine ganz andere Erscheinung bietet der Dichter Christoph Martin Wieland (geboren 1733, gestorben 1813). Voll üppiger Phantasie, leicht und gewandt in der Behandlung des Verses und Reimes sowie der Prosa, folgte Wieland mehr französischen Vorbildern und verbreitete eine heitere, sinnliche Lebensphilosophie, welche sich an den herrschenden Ton der vornehmen Welt anschmiegte. Doch trug er, besonders durch sein reizendes Gedicht „Oberon", gar viel zur Erweckung der romantischen Richtung in der deutschen Dichtung bei. Die edle und geistreiche verwittwete Herzogin Amalie von Weimar berief ihn 1772 an ihren Hof zur Erziehung ihrer Söhne. Da begann nun am Hofe zu Weimar gar bald ein eigenthümliches schönes Leben, voll geistiger Regsamkeit. Die edelsten Geister der deutschen Nation wurden dahin berufen, Johann Gottfried Herder, als Philosoph, Geschichtschreiber, Theolog, Schulmann, Kritiker und Dichter gleich ehrenwerth, überall eigenthümlich durch sein Streben nach Humanität und Wahrheit, und hochverdient um alles Volksthümliche, worauf er auch durch seine Sammlung von Volksliedern aller Nationen (die „Stimmen der Völker") erfolgreich hinwirkte, — ferner Johann Wolfgang Göthe und Friedrich Schiller, Beide der ewige Stolz der deutschen Nation. Göthe war 1749 am 28. August zu Frankfurt am Main geboren, reich ausgestattet mit allen Anlagen des Geistes und mit allen Gaben des Glückes. Nie hat ein deutscher Dichter von früher Jugend auf so viele günstige Gelegenheiten gefunden, seine Talente in freier Muße, ohne Nahrungssorgen und sonstige Hindernisse auszubilden, wie Göthe; aber selten hat auch ein Dichter ein günstiges Zusammentreffen der Umstände so sehr verdient und so großartig zur eigenen Vervollkommnung und zur Ehre der Nation benützt, wie er. Er ließ innige, einfache und doch so reizende Lieder erklingen, Sagen und Romanzen im echten Volkston, wie die vom „König in Thule", vom „Erlkönig", vom „Fischer", daß Jung und Alt wie bezaubert lauschte und sie nachsang. Begeistert sprach er von deutscher Baukunst (1773), von deutscher Art und Kunst. Im Jahre 1774 schrieb er das Schauspiel „Götz von Berlichingen" voll überschwellender Kraft, welche

den Zwang aller herkömmlichen Regeln zersprengte, im echten nationalen Geist. Im Roman brach er durch seinen „Werther" der freien Schilderung des Seelenlebens und der Leidenschaft die Bahn. Dann erhob er sich rasch immer gewaltiger auf den höchsten Standpunkt der dichterischen Weltbetrachtung und schrieb die Schauspiele „Iphigenie in Tauris" (1787), „Egmont" (1788) und „Torquato Tasso" (1789). Das Größte aber, was er geschaffen, ist und bleibt die Tragödie „Faust", das ist ein dramatisches Gedicht, worin das Streben, Ringen und Irren der ganzen Menschheit, worin ihr erhabener Ursprung von der Gottheit, ihre geheimnißvolle Sehnsucht nach Verbindung mit derselben, ihr tiefster Jammer und ihr höchster Triumph so meisterhaft ausgedrückt sind, wie kein neuer Dichter ein Werk von gleich umfassender Bedeutung erschaffen hat. Göthes Einfluß auf die ganze deutsche Literatur war ungemein groß. So oft er eine neue Richtung angab oder verfolgte, riß er stets eine Menge andrer Talente erweckend mit sich auf derselben fort. Er aber stand stets in völliger Klarheit, fest und groß inmitten aller Geister, welche im Sturm und Drang kühn emporstrebten. Friedrich Schiller war zehn Jahre jünger als Göthe, geboren zu Marbach in Schwaben am 10. November 1759. Wie Göthe durchs Glück, so wurde Schiller frühzeitig durch Leiden und Unterdrückung selbstständig und groß. Er wuchs in Würtemberg auf, unter dem militärischen Despotismus des Herzogs Karl, und wurde in der von diesem gestifteten Akademie erzogen, wo jede freie Geistesregung mißfällig betrachtet und unterdrückt ward; aber gerade diese strenge Abhängigkeit stählte Schillers Kraft und Freiheitsmuth. Er hatte an der kernhaften Bibelübersetzung Luthers die Herrlichkeit der deutschen Sprache studirt, und vorzugsweise die Schriften Klopstocks und Herders so wie Göthes Götz von Berlichingen kennen gelernt. Da brach plötzlich seine eigenthümliche Kraft unter dem lastenden Druck der Verhältnisse hervor, er schrieb außer mehren Gedichten das Trauerspiel „die Räuber", ein wildes, regelloses, aber doch riesenhaftes Werk, das sich trotzig aufbäumte gegen den erbärmlichen Zustand aller bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse in Deutschland. Dies Trauerspiel wurde 1782 in Manheim zum ersten Mal aufgeführt. Im Jahre 1782 entfloh er aus seinem Vaterland ins Meiningensche, wo er zu Bauerbach eine Freistätte fand. Nun dichtete er die Trauerspiele „die Verschwörung des Fiesko" und „Kabale und Liebe", worin er den entsetzlichen Zustand des damaligen deutschen Hoflebens schilderte. 1783 begab er sich nach Manheim, um dort fürs Theater zu dichten und zu wirken, aber auch dort wurden seine Hoffnungen bald getäuscht. Er reiste nun 1785 nach Leipzig, und von dort nach Dresden, wo er bis 1787 blieb und das Trauerspiel „Don Carlos" dichtete. 1787 kam er nach Weimar, wo ihn Wieland und Herder liebevoll empfingen. Bei einem Aufenthalt in Rudolstadt (1788) lernte er Göthen kennen, mit welchem er später in ein vertrautes Freundschaftsverhältniß trat,

welches für beide Männer in geistiger Beziehung gleich interessant und förderlich wurde. Durch die Verwendung Göthes, welcher bei dem Herzog Karl August, als dessen Freund, viel galt, wurde Schiller als Professor der Geschichte an der Universität in Jena angestellt, wohin er 1789 abging. Zeugen seiner Thätigkeit als Geschichtschreiber sind die Geschichte des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Krieges. Aber er wurde darüber der Dichtkunst nicht untreu, und vorzugsweise war's die dramatische, worin er sein Talent aufs Glänzendste entfaltete und wodurch er die Nation für die höchsten Ideen der Menschheit, für Freiheit und Vaterlandsliebe begeisterte. Er wollte die Bühne zu einer „moralischen Anstalt" machen, zu einer öffentlichen Freistätte für den Nationalgeist. Das war die neue folgenreiche Bedeutung der deutschen Schaubühne, und auch die Musik schloß sich (durch die Oper) würdevoll dieser Richtung an.

Die deutsche Musik hatte schon früher das deutsche Gemüth mächtig ergriffen, indem sie sich in ihrer ganzen Fülle an die Religion anschloß. Georg Friedrich Händel (geboren zu Halle 1685, gestorben zu London 1759) hatte im großartigen Kirchenstyl eine Tondichtung erschaffen, benannt „der Messias", welche alle christlichen Glaubensparteien durch ihre Erhabenheit gleichmäßig ergriff. Ihm folgten Johann Sebastian Bach (geboren 1685, gestorben 1750) und Christian Gluck (geboren 1714, gestorben 1787) ruhmvoll nach; der letztere erschuf in Deutschland die dramatische Musik (die Oper). Nach diesen großen Meistern traten zwei andere ruhmvoll auf, Joseph Haydn (geboren 1732 in dem Dörflein Rohrau an der österreichisch-ungarischen Grenze, gestorben zu Wien 1809) und Wolfgang Amadeus Mozart (geboren zu Salzburg 1756, gestorben zu Wien 1791). Joseph Haydn war der Sohn eines armen Wagners, der an Sonn- und Festtagen von Thüre zu Thüre zog und Musik machte; ein Schulmann in Haimburg entdeckte die Talente des Knaben, und ertheilte ihm Unterricht. Und aus dem armen, stillen, bescheidenen Knaben ward ein Mann, welcher liebliche und doch erhabene Tonwerke schuf, zur Verherrlichung Gottes und zur Freude aller Menschen, die „Schöpfung" und die „Jahreszeiten" betitelt. Es wird erzählt, daß Haydn schon als Greis einer Aufführung seiner „Schöpfung" in Wien beiwohnte, und wie die Musik kam zu den Worten: „Es werde Licht" und wie nun alle Töne in einen einzigen Jubel zusammenbrausten, da habe der Meister tieferschüttert, die Hände hocherhoben, ausgerufen: „Das ist nicht mein Werk, das kommt von oben." — Mozart, der Sohn des erzbischöflichen Vicekapellmeisters in Salzburg, gab schon im zartesten Kindesalter solche Proben der göttlichen Gabe, welche seine Seele erfüllte, daß alle Welt staunte, wohin er irgend kam; denn sein Vater machte mit ihm viele Reisen in Deutschland, England und Welschland, und alle Meister priesen des jungen Künstlers Spiel. Und als Mozart heranwuchs, wendete er sein musikalisches Talent vorzugsweise

der Bühne zu; da bezauberte er als Tondichter von Opern das ganze deutsche Volk, und alle Welt, die bis dahin in dem Wahn befangen gewesen war, daß nur Welschland allein die wahre Heimath der Musik sei, erkannte des deutschen Meisters unsterbliches Verdienst. So schrieb er die Musik zu vielen Opern, wie z. B. „die Entführung aus dem Serail", „die Zauberflöte" und „Don Juan"; darin umfaßte er die ganze unsichtbare Welt menschlicher Gefühle mit dem Zauberband der Töne, und drückte das höchste Jauchzen der Wonne, den Verzweiflungsschrei des Schmerzes, das selige Entzücken reiner Liebe und den Uebermuth der strotzenden Lust, den ganzen Trotz der sinnlichen Natur gegen das Uebersinnliche und die majestätischen Schauer des Uebersinnlichen aus. In der letzten Zeit seines Lebens kam eines Tages ein unbekannter Mann zu ihm und bestellte bei ihm eine musikalische Seelenmesse (das „Requiem") für einen Verstorbenen. Mozart begab sich mit größtem Eifer ans Werk, ahnend, daß er sein eigenes Todtenlied schreibe. Und es ward es auch. Er starb in der Blüthe seiner Jahre, erst fünfunddreißig alt, viel zu früh für seine Kunst, als Mensch eben so geachtet wie als Künstler. Mit Recht sagt ein deutscher Dichter von ihm: „Er wird, so lange Herzen schlagen, der Liebling jedes Herzens sein!" In allen Ländern, ja in allen Welttheilen hat Mozart die deutsche Musik zu Ehren gebracht.

So ein schönes vielverheißendes Streben und Schaffen des Geistes war damals in deutschen Landen. Aber es war noch keineswegs abgeschlossen, sondern dauerte frisch und rüstig fort, während sich von Westen ein ungeheures Weltereigniß wie wehende Feuerflammen gegen den deutschen Boden heranwälzte, daß die Grundfesten der deutschen Reichsverfassung barsten und das ganze alte Gebäude sich zum Zusammensturz neigte.

8.

Ein Riese sank darnieder und starb.
Aber er blieb nicht todt; denn es kam ein Geist und belebte
Den Todten wieder. Der richtet sich auf,
Steht und schauet umher mit Feuerblicken. Die Seele,
Nur Schatten, umirret ihn, bebet vor ihm.
Volk ist der Name des Riesen; des Schattens Name ist König.

Klopstock.

Nach dem Tode Josephs II., welcher keine Kinder hinterließ, erhielt dessen Bruder Leopold, bisher Großherzog von Toskana (geboren 1747), als Leopold der Zweite die deutsche Kaiserkrone, und wurde am 9. Oktober 1790 feierlich gekrönt, ein wohlmeinender und um Toskana hochverdienter Fürst, welcher, um den Frieden zu erhalten, die Verordnungen Josephs II. zurücknahm. Es gelang ihm auch bald, die Aufregung in Ungarn

zu ersticken und die belgischen Provinzen wieder zur Anerkennung von Oesterreichs Oberherrschaft zu bringen; auch mit den Türken schloß er (1791) zu Sziſtowa Frieden. —

Auf dem preußischen Throne saß nach Friedrichs des Großen Tode dessen Neffe, König Friedrich Wilhelm II., ein Mann von manchen löblichen persönlichen Eigenschaften, welcher aber die Regierung des Staates unwürdigen Günstlingen überließ, durch deren Einfluß viele treffliche und herrliche Einrichtungen Friedrichs des Großen vereitelt, der Staatsschatz leichtsinnig verschleudert, die Ausgaben vermehrt, die Aemter mit feilen Kreaturen besetzt, die Geschäfte verwirrt, die Denk- und Schreibfreiheit, so wie die religiöse Duldung wieder unterdrückt wurden. Dadurch schwand natürlich die sittliche Kraft des Staates dahin. Aber auch die militärische war allgemach durch zweckwidrige Maßregeln morsch geworden; die Officiere waren nämlich meistens alt und untüchtig, weil man bei der Beförderung derselben den verkehrten Grundsatz befolgte, daß einzig und allein das höhere Dienstalter entscheiden sollte, nicht das Verdienst; ferner besaß der Adel noch ausschließlich die Officierstellen, und ließ die Gemeinen, die ihre altmodische steife und hinderliche Tracht beibehalten mußten, nach Willkür prügeln, wodurch jenes Ehrgefühl erstickt wurde, ohne welches der Soldat auch keinen Muth, keine Begeisterung hat; gleichwie so manche Fürsten jener Zeit im Großen, so thaten diese Officiere im Kleinen; dünkelhaft trennten sie sich, gerade als ob sie höhere Wesen wären, von den Gemeinen (wie die Regierungen von den Unterthanen), sie wähnten: im knechtischen Gehorsam liege das Zaubermittel, welches große Thaten vollbringt! Bei solchem inneren Verfall konnte schmachvolles Verderben nicht lange ausbleiben. Es war aber noch dazu ein großes Unglück, daß die preußische Armee, als sie auf Friedrich Wilhelms Befehl plötzlich in Holland einbrach, um den entflohenen herrschsüchtigen Generalstatthalter wieder einzusetzen und den Aufstand der freiheitslustigen Holländer zu unterdrücken, dort gar keinen Feind, keinen Widerstand fand; diesen leichten Erfolg schrieben die Officiere ihrer eigenen Thatkraft zu, und bestärkten sich nun noch mehr in ihrem Dünkel, welcher zur lächerlichsten Prahlerei ausartete.

Den französischen Thron hatte nach dem Tode König Ludwigs XV. (1774) dessen Enkel Ludwig XVI. bestiegen, welcher mit Maria Theresias Tochter, Maria Antoinette, vermählt war, — ein sittenreiner, gebildeter und herzensguter Mann, welchem aber Charakterfestigkeit und ein tieferer Blick in die Verhältnisse seines Reiches fehlten. Die grenzenlose Unterdrückung des französischen Volkes seit Ludwig XIV. hatte im Stillen entsetzliche Folgen herangereift; der französische Hof mit allem, was drum und dran war, mit Adel und Geistlichkeit, war ein scheußlicher Pfuhl von Sittenlosigkeit geworden und trug seine Verworfenheit noch obendrein frech zur Schau. Nichts war den Machthabern in Frankreich mehr heilig; bei ihren üppigen

Gelagen, taumelnd von Wein, in den Armen ihrer Buhlerinnen, spotteten sie über das Dasein eines gerechten ewigen Gottes so leichtfertig, wie über das Dasein von Unschuld und Tugend, wie über die Menschenrechte des Volkes, und läugneten beides, — gewissenlose Schriftsteller, verderbt wie sie und die Genossen ihrer Lüste, kitzelten durch witzige Schriften dies Wohlgefallen an der Verhöhnung des Göttlichen und alles Heiligen, der Religion und der Menschenwürde. Aber es gab noch einzelne edle Männer, welche, tief erschüttert von einem so entsetzlichen Zustand der Dinge, voll heißer Sehnsucht nach Verbesserung, das Volk durch Schriften über seine unverjährbaren Rechte aufklärten. Einer von diesen wenigen Männern, und zwar einer der edelsten, war Johann Jakob Rousseau (geboren 1712, gestorben 1778); der schrieb ein Buch, welches ungemeine Wirkung hervorgebracht hat, „über den Gesellschafts-Vertrag", worin er den Ursprung und die Bestimmung des Staates nachwies und worin er dem Volke zeigte, daß der allgemeine Volkswille die erste und einzige geschichtlich-begründete und vernünftige Unterlage der Staatsverfassungen sei. Gleichwie nun ein Todkranker, der noch inbrünstig an der Luft des Lebens hängt, jede Arzenei, die ihm gereicht wird, mit Hast ergreift, so horchte das französische Volk den Aufschlüssen über Freiheit und Menschenrechte; unbemerkt von den stolzen Machthabern, durchschlich im Stillen ein unnennbarer Drang das Herz des Volkes und eine gewaltige Gährung bereitete sich vor; eifrig las man jetzt in Frankreich die Geschichte der Griechen und Römer, man lernte die freien Verfassungen des Alterthums kennen und die Helden, welche für die Freiheit gekämpft, gesiegt oder gestorben. Mächtiger wirkte zu gleicher Zeit das Beispiel der englischen Ansiedlungen in Nord-Amerika, welche damals gegen England für ihre Freiheit kämpften; Frankreich war mit ihnen gegen England verbündet und viele Franzosen fochten in den Reihen der nordamerikanischen Republikaner. Endlich brachten der Adel und die Geistlichkeit die allgemeine Gährung in Frankreich zum Ausbruch. In Folge der übelsten Verwaltung war nämlich die Verwirrung des Staatshaushaltes aufs Höchste gestiegen; ein förmlicher Staatsbankerott schien unvermeidlich zu sein; der König wußte keinen Rath mehr. Da wandte er, weil das Volk völlig ausgesogen war, sein letztes Augenmerk auf den Adel und die Geistlichkeit, welche bisher steuerfrei gewesen waren und fast ausschließlich die Nationalreichthümer besaßen; er berief beide und verlangte von ihnen Hilfe zur Rettung des Reichs. Sie aber verweigerten stolz jede Beisteuer und wollten ihre alten Vorrechte nicht aufgeben. Nun versammelte Ludwig XVI. 1789 die Reichsstände in Versailles; da kamen seit langer Zeit auch die Abgeordneten des Bürger- und Bauernstandes (beide zusammen: der sogenannte „dritte Stand"), eben so stark an Zahl als die vom Adel und von der Geistlichkeit; Ludwig XVI. forderte denn jetzt die ganze französische Nation zu Rath und That auf. Mit Verachtung und doch voll Eifersucht beob-

achteten Adel und Geistlichkeit den überwiegenden dritten Stand und verlangten, um ihren eigenen Einfluß zu behaupten, daß nicht nach Köpfen, sondern nur nach Ständen gestimmt würde. Aber heftig widersprach dem der dritte Stand, welcher seine Rechte, seine Bedeutung fühlte; es kam zum erbitterten Streit, und Ludwig XVI. löste die ganze Versammlung auf. Doch der dritte Stand blieb und erklärte sich (am 17. Juni 1789) zur „Nationalversammlung", und diese kühne Beharrlichkeit begeisterte plötzlich das ganze Volk. Der Name: „Volk", — von den Machthabern so lang verhöhnt und wie ein Schimpfname betrachtet, — gewann nun seine alte großartige Bedeutung wieder und wurde den bevorzugten Ständen gar bald so furchtbar wie die Stimme der ewigen Gerechtigkeit. Die Bürger von Paris griffen zu den Waffen, um die Abgeordneten gegen Gewalt zu schützen. Adel und Geistlichkeit mußten sich endlich fügen und sich dem „dritten Stand" anschließen, und nun begann die Nationalversammlung, deren Seele dieser war, rasch, gewaltig und durchgreifend zu wirken. Schon am 4. August wurde alle Leibeigenschaft, wurden alle Lehns-Zinsrechte an todte Hand, wurden alle freibrieflichen Vorzüge Einzelner wie ganzer Genossenschaften, des Adels und der Geistlichkeit, kurz alle mittelalterlichen Feudalrechte aufgehoben und abgeschafft. Am 13. Februar 1790 wurden alle Klöster und geistlichen Orden in Frankreich aufgehoben, die Güter derselben für Nationaleigenthum, hierauf alle willkürlichen Verhaftbefehle für ungültig erklärt, dann alle äußerlichen Zeichen der Standesunterschiede aufgehoben. Am 3. September 1791 wurde eine neue Verfassung angenommen, deren Grundlage die Anerkennung der unverjährbaren Menschenrechte und die Souverainetät des Volkes bildeten, so, daß der König nur des Volkes erster Beamter sei. Der König bestätigte diese neue Verfassung am 13. September. So griff die französische Staatsumwälzung (oder „Revolution") um sich. — Was wollten der Adel und die Geistlichkeit machen? Sie erkannten die unwiderstehliche Begeisterung des Volkes, die überwiegende Bildung des dritten Standes und ihre eigene Ohnmacht. Nun fügten sich Viele von Adel und Geistlichkeit klüglich in die Zeit; viele Andre aber, welche dafür zu stolz und eingebildet waren, wanderten lieber aus Frankreich fort, und zwar nach Deutschland, wo man sie die „Emigranten" hieß. So waren auch einst zu Ludwigs XIV. Zeit viele französische Auswanderer zu uns gekommen, aber das waren verfolgte Männer aus dem Volk gewesen, gewerbfleißige, tugendhafte und fromme Menschen, die bei uns eine Freistätte für freies Glaubensbekenntniß gesucht und auch gefunden hatten. Diese neuen „Emigranten" hingegen brachten all ihre Anmaßungen und Ansprüche, all ihre Sittenlosigkeit mit, und forderten die Fürsten unsers Vaterlandes zum Kriege gegen ihr eigenes auf; durch diese feindseligen Gesinnungen, welche das französische Volk erfuhr, vermehrten sie jedoch nur dessen glühenden Haß gegen den französischen Hof. Der Adel in Deutschland

empfand eine große Theilnahme für die „Emigranten" und betrachtete sie nur als unglückliche Opfer eines verabscheuungswürdigen Pöbels (denn so beliebte man damals von Seiten der vornehmen Welt das Volk zu nennen). Auch die deutschen Fürsten betrachteten den Zustand der Dinge in Frankreich von einem falschen Gesichtspunkte aus. Anfänglich meinten sie, daß Frankreich, dieser alte Feind Deutschlands, sich selbst dabei aufreiben würde; bald aber besorgten sie, daß die Erhebung des französischen Volkes auch das deutsche Volk zu gleichen Versuchen verleiten möchte. Das Haus Habsburg-Lothringen hatte überdies noch ein besonderes Interesse für das französische Königshaus, weil es mit diesem verschwägert war, und unverdrossen schürten die Emigranten die feindseligen Gesinnungen der deutschen Höfe gegen das französische Volk. Da schlossen Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. am 27. August 1791 zu Pillnitz ein Bündniß, um die Erhebung des französischen Volks zu unterdrücken und Ludwig XVI. in den Stand zu setzen, die bedrohte streng monarchische Staatsverfassung zu behaupten.

Bald darnach, nämlich am 1. März 1792, starb Kaiser Leopold II. und sein Sohn Franz (geboren 1768) wurde, als Franz der Zweite, am 5. Juli zum deutschen Kaiser erwählt. Im großen Saal des sogenannten Römers zu Frankfurt am Main, wo die Kaiser erwählt wurden, sind viele Nischen, in deren jeder seit geraumer Zeit das Bildniß eines Kaisers gemalt worden war; wunderlicherweise war damals für das Franz des Zweiten nur noch eine Nische, die allerletzte, leer. Franz II., ein wohlwollender und persönlich durch viele Tugenden ausgezeichneter Monarch, hielt es für gut, den Grundsätzen seines Vaters zu folgen, und erneuerte daher dessen Bündniß gegen Frankreich, obgleich der alte vielerfahrene Staatsmann Kaunitz rieth, Frankreich nicht anzugreifen, und meinte: „man müsse die Leidenschaften dort austoben lassen". Indessen bot jedoch die Kaiserin Katharina II. von Rußland Alles auf, daß Oesterreich und Preußen gegen Frankreich Krieg anfingen; denn sie hatte dabei die Absicht, sich indessen des letzten Restes von Polen zu bemächtigen. Alle diese Sachen waren jedoch plötzlich dadurch entschieden worden, daß König Ludwig XVI. von jener Partei in seinem Staate, welche nur in einem Kriege Heil und Rettung sah, gezwungen wurde, am 20. April 1792 Franz II. den Krieg zu erklären. Alsobald zog nun Herzog Ferdinand von Braunschweig mit einer Armee von Preußen, Oesterreichern, Hessen und französischen Emigranten über den Rhein und unternahm einen Feldzug in die Champagne. Der fiel aber sehr unglücklich und schmachvoll für die Deutschen und die Emigranten aus, und eine trutzige Kundmachung, welche beim Einmarsch in Frankreich erlassen worden war, des Inhalts: „Wenn der König von Frankreich nicht alsogleich in seine Rechte wieder eingesetzt würde, dann sollte in ganz Paris kein Stein auf dem andern bleiben," hatte nur dazu beigetragen, daß die

Franzosen, immer kräftiger im Gefühl ihrer Volkssouverainetät, voll glühenden Hasses gegen die Fremden und gegen das Königthum, am 10. August 1792 Ludwig XVI. überfielen, gefangen nahmen, absetzten und Frankreich am 21. September für eine Republik erklärten. Die Preußen wurden bei Valmy durch den französischen Feldherrn Kellermann, die Oesterreicher (am 6. November 1792) bei Gemappes durch den General Dumouriez besiegt, und in Folge dieses letzteren Sieges besetzten die Franzosen die österreichischen Niederlande.

Mittlerweile waren die Franzosen unter Cüstine auch an den Oberrhein aufgebrochen. Cüstine überfiel Speier und Worms und nahm am 19. Oktober Mainz durch die Feigheit der dortigen Besatzung. Nun wurden in Mainz Freiheit und Gleichheit mit Gewalt eingeführt, alle Sinnbilder der Feudalgewalt vernichtet.

9.

Deutschland, schlummerst Du noch? Siehe, was rings um Dich,
Was Dir selber geschah. Fühl' es, ermuntre Dich,
Eh die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohne den Scheitel blößt!
Deine Nachbarin sieh, Polen, wie mächtig einst
Und wie stolz! o sie kniet, ehren- und schmuckberaubt,
Mit zerrissenem Busen
Vor drei Mächtigen und verstummt — —
Soll Dein Name verweh'n? Willst Du zertheilet auch
Knien vor Fremden?

Herder.

Statt der Königsherrschaft bestand nun in Frankreich eine Volksherrschaft, von kühnen Männern geleitet. Alle Bande der Natur waren zerrissen; und furchtbar tobten die losgelassenen Leidenschaften. Der Konvent in Paris — damals die oberste französische Staatsgewalt — erklärte den König Ludwig XVI. in Anklagestand und ließ ihn am 21. Januar 1793 öffentlich enthaupten. Und wie sein unglückliches Haupt auf dem Blutgerüste fiel, war die Losung gegeben zum Krieg der ganzen Christenheit in Europa. „Tod allen Fürsten! Vernichtung allen Monarchien! Untergang allen Vorrechten! Freiheit und Gleichheit rings auf Erden!" rief der Konvent, aber er achtete kein Völkerrecht, und in Paris waltete der furchtbare Robespierre wie eine Geißel Gottes. Blut und Schrecken sollten Schutz und Schirm der neuen Republik sein. Und wie alle alten Einrichtungen, welche an die Zeit der Tyrannei noch erinnern konnten, mit der Wurzel ausgerissen worden waren, so sollten auch alle heimlichen Freunde des alten Königthums, ja selbst jene freigesinnten Männer, welche gemäßigt und

menschlicher dachten, ausgerottet werden; ein Feind der Revolution zu sein, galt für einen Hochverrath an der Nation, und wurde mit dem Tode bestraft. Da hatte das Fallbeil der neuerfundenen Enthauptungsmaschine („Guillotine") vollauf zu thun; die Revolution verschlang im majestätischen Grimm, wie das Weltmeer im Sturm, Gerechte und Ungerechte.

Da schlossen die Könige Europas, auf Englands Betrieb, einen großen Bund („Koalition") gegen Frankreich, nicht bloß um die gemeinsame Sache des Königthums zu retten, sondern auch um nebenbei je besondere Vortheile zu gewinnen. England griff Frankreich zur See an, Spanien im Süden, die welschen Fürsten thaten es von den Alpen her, Oesterreich, Preußen, das deutsche Reich und Holland vom Rhein. So von allen Seiten umstellt, sollte die französische Republik vernichtet werden, und der furchtbare, mörderische Kampf der Parteien im Innern derselben schien den Königen den Erfolg dieser Hoffnungen zu verbürgen. Die österreichische Armee, unter dem Herzog von Koburg, schlug in den Niederlanden die französische, verfolgte aber den Sieg nicht und verschwendete die Zeit mit der fruchtlosen Belagerung Dünkirchens (lediglich im Privatinteresse Englands). Dadurch gewannen die Franzosen Kraft und schlugen die Engländer bei Hondscoten, die Oesterreicher bei Wattignies. Die Preußen belagerten und eroberten indessen Mainz und nun hoffte man allgemein, daß sie sich rasch gegen die Weissenburger Linien im Elsaß wenden würden, um den österreichischen General Wurmser zu unterstützen, welcher dort tapfer gegen die Franzosen kämpfte. Aber König Friedrich Wilhelm II. von Preußen war auf Oesterreich eifersüchtig, weil dieses mit England im Norden Frankreichs für sich selbst erobern wollte, und verließ unwillig den Kriegsschauplatz, um seine neue Erwerbung in Polen in Augenschein zu nehmen.

Dieses preisgegebene Polen war nämlich indessen grenzenlos unglücklich geworden. Kaum hatte sich jener Rest desselben, welcher bei der Theilung übrig geblieben war, durch eine zeitgemäße Verfassung, und zwar unter Preußens Schutz und Bundesgenossenschaft, wieder erholt, als plötzlich Katharina II. von Rußland einen nichtigen Vorwand ergriff, und, wider alles Völkerrecht, mit Heeresmacht in Polen einbrach. Vertrauensvoll wandten sich die Polen an die Preußen, als ihre Beschützer; diese rückten auch in Polen ein und besetzten Danzig, Thorn, Elbing und fast ganz Groß-Polen; Friedrich Wilhelm II. aber hatte sich indessen mit Katharina II. heimlich verständigt, um einen Theil der Beute für sich zu erhalten; und so war Polen verloren. Preußen bekam nun Thorn, Danzig, Posen und Kalisch; Rußland nahm Litthauen, Podolien und die Ukraine für sich. Das war die sogenannte „zweite Theilung" Polens (1793); Oesterreich wurde dabei übergangen. Das polnische Volk ist dabei im ersten Augenblick ganz starr von Schrecken; aber bald erhebt es sich im heißen Zorn. Schon im Frühjahr 1794 schallt plötzlich die Losung durchs ganze Land:

„Freies Leben, oder freier Tod!" Ein edler Held, Kosciusko, sammelt die Männer des Volks; sie schaaren sich begeistert, sie nehmen Sensen als Waffen zur Hand und mähen als fleißige Schnitter in die Reihen der Russen hinein. Am Gründonnerstag schichten sie zweitausend Russenleichen zu Garben. „Polens Wiederherstellung", das ist das einzige Ziel aller Vaterlandsfreunde; rasch fördert die Begeisterung ihr Waffenglück; die Preußen müssen im September 1794 die Belagerung Warschaus aufgeben. Aber das ist Polens letztes Abendroth. Denn nun führt der russische General Suwarow eine gewaltige Heeresmacht herbei. Kosciusko wird in der Schlacht bei Madziewicza (im Oktober) verwundet. „Finis Poloniae", ruft er, jammernd ums Vaterland, wie er vom Pferde stürzt; die Russen nehmen ihn gefangen; die Schlacht ist verloren, — und bald ist's auch das Vaterland. Darauf erstürmen die Russen Praga, Warschaus Vorstadt, und schlachten dort mit barbarischer Grausamkeit zwanzigtausend Menschen, Bewaffnete und Wehrlose, Greise, Frauen und Kinder. Am 4. November ergibt sich auch Warschau. Und nun gab es kein Polen mehr in der Reihe der Nationen. König Stanislaus mußte die Krone niederlegen und in Petersburg von einem russischen Gnadengehalt leben. Die drei Mächte theilten 1795 Polen unter sich zum dritten Mal. Weder Oesterreich noch das deutsche Reich dachte noch an jenen Tag, an welchem die Polen unter Sobieski Wien und Deutschland vor der Barbarei und Tyrannei der Türken gerettet hatten, und doch war das erst einhundertzwölf Jahre her. Als Katharina II. später (1796) starb, gab ihr Sohn, Kaiser Paul, dem edlen Kosciusko, der bis dahin in Haft gelegen, die Freiheit wieder. Kosciusko nahm sie an, aber den Degen wollte er nicht wieder tragen. „Wozu brauch' ich den Degen," sprach er, „da ich kein Vaterland mehr habe!" Er fuhr gen Amerika, kam später nach Frankreich und starb erst 1817 in der Schweiz.

Mittlerweile hatten die Verbündeten im Frühjahr 1794 den Feldzug in den Niederlanden gegen Frankreich wieder eröffnet und zwar im Anfang mit Glück. Kaiser Franz II. zog siegreich in Brüssel ein, die Festung Landrecis fiel; schon stand den Oesterreichern der Weg von Belgien nach Paris offen. Dagegen war aber auch ganz Frankreich in Waffen; jeder Bürger war Soldat zur Rettung des Vaterlands und des Nationalruhms. Die Schreckensherrschaft beförderte die allgemeine Bewaffnung. Es wimmelte nämlich in Frankreich von Spionen und Angebern, und kein Mensch war seines Kopfes auf den Schultern vor ihnen sicher; wen sie, aus Habsucht, Rachlust, Verwechslung, ja sogar oft aus Dummheit, bei den Mitgliedern der Volksregierung als verdächtig anzeigten, der wurde ergriffen, eingekerkert, hingerichtet. Da zogen viele tausend Franzosen gegen die Feinde Frankreichs, um, — statt nutzlos, durch die Guillotine, — lieber ehrenvoll, die Waffen in der Hand, für die Rettung des Vaterlands zu fallen. Da die

Revolution alle Unterschiede von Rang und Stand, alle Vorrechte ausgetilgt hatte, so gewann jetzt das Talent allein den größten Spielraum; wer sich durch Muth oder Geschicklichkeit im Heere auszeichnete, erklomm rasch eine Würde nach der andern; daher gab's immer größeren Wetteifer in Kühnheit und um Ruhm, und selbst den geringsten Franzosen adelte der Nationalstolz. Dagegen war bei den Verbündeten Uneinigkeit, Mißtrauen und Eifersucht, Trägheit in Rath und That; manche Führer waren untauglich und die Mannszucht war größtentheils so schlecht, daß sich z. B. die Kaiserlichen auf deutschem Boden furchtbar verhaßt machten. Unter solchen Umständen mußten die Franzosen gewinnen. Sie brachen unter dem General Pichegrü kühn und wild in Flandern ein und General Jourdan bedrohte von Luxemburg her die Verbündeten, so daß sich jetzt der ganze Angriffskrieg derselben in eine bloße Vertheidigung gegen die Angegriffenen verwandeln mußte. Da geschahen viele furchtbare Gefechte; am 26. Juni 1794 endlich gewannen die Franzosen unter Jourdan die Schlacht bei Fleurüs. Nun zogen sich die Kaiserlichen aus den Niederlanden zurück; die französischen Generale Pichegrü und Moreau eroberten Flandern und Brabant. Auch am Oberrhein waren die Verbündeten unglücklich, die Oesterreicher mußten unter Wurmser über den Rhein, die Preußen gegen den Main zurückweichen. Der Herzog von Braunschweig legte zürnend den Oberbefehl über die Preußen nieder; die Franzosen waren Herren des linken Rheinufers; der Kaiser besaß von den Niederlanden nur noch Luxemburg, das deutsche Reich jenseits des Rheins nur noch Mainz.

Indessen hatten sich in Deutschland schon viele Stimmen erhoben, daß es besser sei, die alte Reichsverfassung aufzulösen und die geistlichen Güter einzuziehen; auf der andern Seite aber wurden heimliche Verbindungen zur Aufrechthaltung der alten Reichsverfassung geschlossen. Es war eine allgemeine Mißstimmung zwischen den größeren deutschen Staaten und den kleineren Reichsständen. Nur eins war Allen gemeinsam, die Sehnsucht nach Frieden. Auch die französische Republik war dazu geneigt, seit die Schreckensherrschaft in Paris gestürzt worden war. Dringend lagen nun die kleineren Reichsstände den Kaiser Franz II. an: „durch Oesterreich und Preußen Friedensvermittlungen zu veranstalten, denn das deutsche Reich wolle weder erobern, noch sich in Frankreichs innere Angelegenheiten einmischen, und nur die Wiedergewinnung jener reichsständischen Besitzthümer und Rechte, die Frankreich an sich gerissen habe, sei der Zweck des Krieges gewesen." Da beschwor der Kaiser am 10. Februar 1795 die Reichsstände: „jene Pflichten zu erfüllen, welche Reichsverband und Gesetze, Vaterland und Selbsterhaltung geböten, und sich fortwährend zu rüsten, um nicht in einem dereinstigen Frieden Deutschlands Schmach und den Umsturz der Reichsverfassung unterzeichnen zu müssen." Aber schon hatte Friedrich Wilhelm II. von Preußen, welcher des Krieges bereits überdrüssig war, mit der französi-

schen Republik heimlich besondere Unterhandlungen gepflogen, und so wurde am 5. April 1795 zu Basel wirklich ein Friede geschlossen. Darin sicherte Friedrich Wilhelm II. den Franzosen heimlich den Besitz des linken Rheinufers zu; er sollte dafür auf deutschem Grund und Boden eine Entschädigung erhalten. Und nun wurde von Ems bis Münster und rings um die hessischen und fränkischen Kreislande eine große Abmarkungs- („Demarkations-") Linie gezogen; alle Länder hinter dieser Linie sollten dem Kriege fern bleiben und ihre Truppen zurückziehen, wogegen dann die Franzosen die Linie nicht überschreiten dürften. Dadurch war nun Deutschland gleichsam in zwei Hälften getheilt, und Norddeutschland — unter preußischem Schutz — vom Kriege befreit. Holland aber war nun den Franzosen preisgegeben; sie besetzten es, bestellten darin eine republikanische Regierung und nannten es „batavische Republik"; — bald darauf schloß auch Hessen-Kassel mit Frankreich einen besonderen (sogenannten „Separat-") Frieden. Auch Hannover und Sachsen zogen sich zurück. Und nun dachte die französische Republik mit ihrer ganzen Macht den Kaiser zu bekriegen.

Kaiser Franz II. stand fast ganz allein Frankreich gegenüber, aber gerade deshalb nur um so ehrenvoller in seiner Beharrlichkeit, das deutsche Vaterland vor den wachsenden Anmaßungen und Eroberungen der Fremden zu beschützen. Er hatte sein Kaiserwort gegeben: Deutschland zu erhalten, und muthvoll hielt er dies Wort. Unerwartet bewilligte ihm Georg III. von England eine ungeheure Summe Geldes zur Unterstützung der Armee.

Der Krieg begann jetzt aufs Neue am Rhein und in Welschland. Die talentvollsten Feldherrn traten einander gegenüber; auf kaiserlicher Seite ragte über die andern Generale, Wurmser und Beaulieu, der Erzherzog Karl, zweiter Bruder des Kaisers Franz (geboren am 5. September 1771 zu Florenz), durch die gründlichsten Kenntnisse der Kriegskunst, durch Raschheit und Geistesgegenwart, durch persönliche Tapferkeit, Ausdauer, Edelsinn und hohe Geistes- und Herzensbildung hervor, ein durch und durch deutscher Charakter; auf französischer Seite über die Generale Jourdan, Moreau und viele andere der Obergeneral der italienischen Armee, Napoleon Bonaparte. Dieser letztere (geboren am 15. August 1769 zu Ajaccio auf der Insel Korsika) war der Sohn eines Advokaten, in der Kriegsschule zu Brienne gebildet worden, und hatte sich schon als Unterfeldherr glänzende Verdienste um Frankreich erworben, weshalb er schnell zu einem höheren militärischen Wirkungskreise befördert wurde. Die Natur hatte ihn reich ausgestattet mit allen Eigenschaften, welche Armeen und Völker in wildbewegten Kriegszeiten zur Bewunderung hinreißen. Eine durchdringende Geisteskraft war diesem Manne eigen und eine eiserne Willensmacht. Für ihn gab es kein Hinderniß, für ihn gab es keine Gefahr; denn wo diese jeden Andern, auch den Muthigsten, schreckte, da eilte er ihr freudig entge-

gen, wie ein Bräutigam seiner Braut; dann machte sein Beispiel auch den Geringsten in seinen Schaaren zum Helden. So brachte er es dahin, daß die Soldaten, welche er anführte, Vaterland und Freiheit, wofür sie stritten, nur in seiner Person fanden, daß sein Wort, sein Blick, sein Name sie bezauberten, daß sie alle Ehre, allen Ruhm nur ausgehen sahen von ihm. Er selbst besaß ungemeine Kraft und Ausdauer, er glühte von Ruhm- und Herrschsucht, und bemaß Welt und Menschen nur nach dem Maßstab seiner großen Entwürfe. So begann Napoleon Bonaparte, von Erfolg zu Erfolg, und durch jeden kühner, gewaltiger, wie der leibhaftige Kriegsgott über die Erde zu schreiten. Napoleon Bonaparte, damals erst sechsundzwanzig Jahre alt, war Obergeneral der republikanisch-französischen Armee in Welschland, um dort die österreichische Macht zu vernichten; über diese führte der General Beaulieu den Oberbefehl. Bonaparte eilte schon im April 1796 über die Alpen. In glorreichen Schlachten überwindet er den König von Sardinien, und zwingt ihn zum Frieden. Dann wirft er sich mit ganzer Macht auf die Oesterreicher und schlägt ihren Feldherrn Beaulieu am 10. Mai bei Lodi. Die Oesterreicher flüchten nach Tyrol; die ganze Lombardei gehorcht den Siegern, bis auf das feste Mantua, welches die Franzosen belagern.

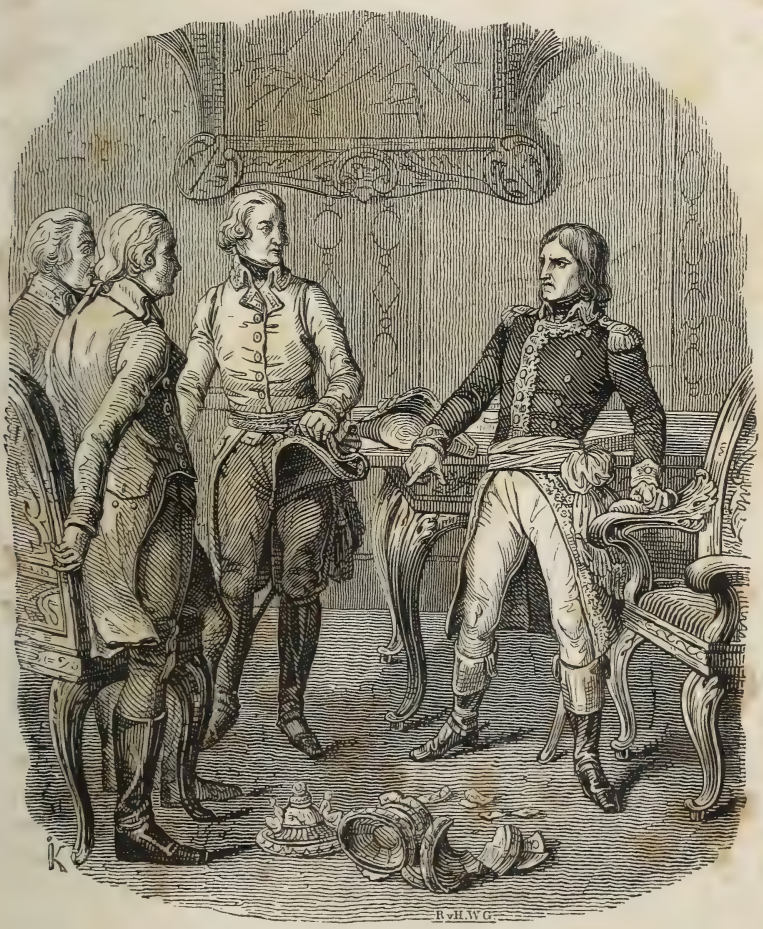
Während dieser Zeit entbrannte der Krieg in Deutschland. Die Franzosen (unter den Generalen Jourdan, Kleber und Moreau) zogen über den Rhein und zwangen den Erzherzog Karl, nach Schwaben zurückzuweichen. Kühn drang Jourdan gegen Böhmen vor, Moreau gegen Baiern. Die französischen Feldherrn, immer siegreich, waren schon im Begriff sich zu vereinigen, und wollten dann geradesweges ins Herz der kaiserlichen Erbstaaten, gegen Wien eilen. Da stellt sich Deutschlands Held, Erzherzog Karl, den Franzosen entgegen, schlägt sie (am 24. August 1796) bei Amberg in der Oberpfalz, treibt sie zurück und siegt auch bei Würzburg. Das fränkische Landvolk hilft ihm, voll grimmigen Hasses gegen die Franzosen, wacker immerzu, überfällt sie, tödtet sie, wo es sie findet, und treibt sie von dannen. So muß Jourdan mit den Seinigen über den Rhein zurückfliehen. Dadurch ist nun General Moreau entblößt und im besten Vordringen gegen München plötzlich aufgehalten. Was will er machen? Er muß den Rücken wenden und sich mit Bonaparte zu vereinigen suchen. Aber durch Tyrol kann er nicht; da zieht er klug und kühn über den Schwarzwald durch den schauerlich schönen Engpaß, welcher die „Hölle" heißt; auch dort erheben sich die Bauern und drängen die Feinde; dennoch vollbringt Moreau, von Gefahren umringt, seinen Rückzug und setzt bei Hüningen über den Rhein.

Mittlerweile war der österreichische Feldherr Wurmser in die Lombardei gekommen, um Mantua zu retten. Bonaparte aber schlug die Oesterreicher im August bei Brescia und Castiglione, im September bei Roveredo und Bassano, im November 1796 bei Arcole, am 14. Januar 1797 bei

Rivoli. Da ergab sich ihm (am 2. Februar) auch Mantua. So hatte nun Bonaparte den Sieg der französischen Waffen in Italien entschieden, und, um seine Eroberungen zu sichern, dort die alten Verfassungen umgestürzt und republikanische statt deren eingesetzt. Schon hatte er auch dem österreichischen Hof den Frieden angeboten, wobei er verlangte, daß Belgien und ein Theil der deutschen Länder jenseits des Rheins an Frankreich abgetreten würden. Als nun der österreichische Hof zögerte, solche Bedingungen anzunehmen, da rief Bonaparte zu seinen Soldaten: „Kommt, ich führ' euch nach Wien. Erkämpfen wollen wir den Frieden, den Oesterreich verschmäht." Inzwischen hatte er mit dem Papst schnell Frieden geschlossen, um sich von einer Seite zu decken, und wollte schon im März den Feldzug eröffnen.

Erzherzog Karl, welcher den Oberbefehl über die österreichische Armee in Italien erhalten hatte, befand sich in einer bedrängten Lage und wollte eine entscheidende Schlacht mit Bonaparte vermeiden, wurde aber von diesem zum Rückzug bis gen Klagenfurt in Kärnthen gezwungen, und kühn drang nun der siegreiche Bonaparte in die Alpenländer vor, um Wien zu erreichen; er rechnete darauf, daß zu gleicher Zeit auch die Generale Moreau und Hoche vom Rheine her vordringen würden. Die ganze österreichische Monarchie war in Schrecken vor dem Sieger. Da schrieb der Kaiser das Aufgebot aus zur Rettung des Vaterlandes. Und begeistert ergriffen die Bürger Wiens die Waffen, Jung und Alt, Studenten, Künstler und Handwerker; auch die Ungarn schaarten sich; die treuen Tyroler standen auf allen Hochwachten ihrer Berge, die Büchsen im Arm, ihre treffliche Schützenkunst an Feindesherzen zu erproben. So droht nun dem Abgott der Soldaten plötzlich ein Volkskrieg, und Bonaparte, welcher im kühnen Vertrauen auf sein Glück immer tiefer in die österreichische Monarchie eingedrungen war, sieht sich nun rings von den größten Gefahren umgeben. Er befindet sich tief in Steiermark, abgeschnitten von Hilfe und Kriegsbedürfnissen; vom Rhein her kann er keine Unterstützung bekommen, denn Moreau war nach Paris gereist und Hoche nicht über den Rhein gegangen; — zu seiner Linken bedrohen ihn die Tyroler; hinter ihm Welschland voll Erbitterung; — vor ihm der Landsturm; — an der Donau der Erzherzog Karl mit einem trefflichen Heer. Da bietet Bonaparte, immer noch stolz und trotzend, als sei er in der Lage, Gesetze vorzuschreiben, angeblich, um Menschenblut zu schonen, Oesterreich den Frieden, und Oesterreich nimmt ihn an. Am 18. April 1797 wurden auf einem Schlosse bei Leoben die vorläufigen Friedens-Verhandlungen zwischen Oesterreich und der französischen Republik abgeschlossen. An demselben Tage ging der General Hoche bei Neuwied über den Rhein, schlug die Oesterreicher und wurde in seinem weiteren Vorrücken nur durch die Nachricht vom Friedensabschluß aufgehalten. Auch Moreau war unterhalb Straßburg über den Rhein gegangen und nach Schwaben vorgedrungen.

Endlich kam am 17. Oktober 1797 in Campoformio (in Friaul) der förmliche Abschluß des Friedens zu Stande. Beide Theile sollten durch Abtretung von Ländern und Gebieten entschädigt werden; die Politik nahm dabei ganz den gewaltsamen Charakter jener Zeit an, in welcher nur das Recht des Stärkeren galt. Lange stritten beide Parteien und die österreichischen Unterhändler wollten Bonapartes Forderungen nicht bewilligen. Da rief dieser zürnend: „Ihr wollt also Krieg? Gut, ihr sollt ihn haben!" warf ein kostbares Porzellangeschirr (ein Geschenk der russischen Kaiserin) zu Boden, daß es in Scherben zersprang, und fuhr drohend fort: „So soll eure Monarchie zertrümmert werden, ehe drei Monden vergehn." Nun gaben die Oesterreicher erschreckt nach. Frankreich behielt die österreichischen



Bonaparte zu Campoformio.

Niederlande und seine Eroberungen in Italien; Oesterreich opferte ihm (in einem geheimen Artikel) den Besitz des linken Rheinufers auf, und stolz nahm nun Frankreich die Stellung eines Schiedsrichters über Europas Angelegenheiten ein. Die betheiligten deutschen Reichsstände bekamen die Aussicht, durch Einziehungen geistlicher Güter im übrigen Deutschland entschädigt zu werden. Oesterreich erhielt als Entschädigung für die verlorenen Niederlande das Gebiet der ehemaligen Republik Venedig, welche am 12. Mai 1797 nach einer Dauer von eintausend dreihundert und funfzig Jahren aufgelöst worden und aus der Reihe der Staaten verschwunden war; ferner versprach Frankreich dem Kaiser (in geheimen Artikeln) seinen Beistand zur Erwerbung Salzburgs und eines Theiles von Altbaiern. So war nun der Rheinstrom die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland; aber er hielt die Eroberungspläne der Franzosen nicht zurück, schon betrachteten sie lüstern Deutschland als ihre künftige Beute. Zwar wurde öffentlich gar viel von der Erhaltung der „Integrität" des Reiches gesprochen und jeder vaterländisch gesinnte Mann verstand unter diesem Wort die Unverletztheit des Reichsgebiets. Aber endlich kam's heraus, daß man darunter verstanden wissen wollte: das Reich sollte als Gesammtkörperschaft erhalten werden. Bonapartes tiefere Politik ging dahin, zwischen den einzelnen Mitgliedern des deutschen Reichs, besonders zwischen den Staaten Oesterreich und Preußen, Mißtrauen und Zwietracht zu erhalten, und dadurch sowohl alle Einzelnen, als auch ganz Deutschland unheilbar zu schwächen. Am schlimmsten ging es dabei den kleineren Reichsständen, welche von den größeren Mächten geopfert wurden. In jener Zeit (am 16. November) starb Friedrich Wilhelm II. von Preußen; und voll Hoffnungen blickten nun die Deutschen auf dessen Sohn, Friedrich Wilhelm III. (geboren am 3. August 1770), dessen Biedersinn und strenge Rechtlichkeit bekannt waren.

Inzwischen erreichte Deutschlands Demüthigung den höchsten Gipfel durch den Kongreß zu Rastadt, wo sämmtliche Friedensbestimmungen ins Werk gerichtet werden sollten. Dieser Kongreß wurde am 9. December 1797 eröffnet. Mit frechem Uebermuth behandelten die französischen Gesandten, welche sich auf dem Kongreß befanden, die unglücklichen kleinen Reichsstände, von denen mancher durch die französische Besitzergreifung plötzlich zum Bettler wurde. Gewalt war die Losung, kein Recht mehr heilig; Bestechung wechselte schamlos mit Plünderung, und der deutsche Name ward mit jeder Art von Hohn und Schmach befleckt. Und was that die deutsche Nation dagegen? Sie konnte nichts thun, sie hatte ja keine gemeinsame Verfassung zur Grundlage der Nationalbewaffnung. Außerdem waren die Fürsten eigennützig, uneins und auf einander eifersüchtig. Da mußte die deutsche Nation alle Unbill von den Fremden dulden und beschäftigte sich fast lediglich mit ihren geistigen Angelegenheiten, an deren Spitze Schiller und

row unwiderstehlich, unaufhaltsam die Franzosen in Italien schlug. Da schien Frankreich verloren zu sein; aber zum Unglück für Deutschland wurde der heldenmüthige und geschickte Erzherzog Karl vom Oberrhein abberufen und Kray erhielt den Oberbefehl; dem wollten die Russen nicht gehorchen. Eben so entstand in Italien Uneinigkeit zwischen den Oesterreichern und den Russen; Kaiser Paul von Rußland zog seine Heere zurück und trennte sich auch von dem Bunde mit England.

In diesem wichtigen Zeitpunkt brachte plötzlich das Wiederauftreten Bonapartes eine entscheidende Wendung hervor. Als nämlich Bonaparte, welcher im Juni 1799 von Syrien nach Aegypten zurückgekehrt war, dort die Nachricht vom Unglück der französischen Waffen erfuhr, hielt er es für seine erste Pflicht, Frankreich zu retten. Deshalb übergab er die Armee in Aegypten dem tapfern General Kleber und segelte, obgleich das ganze mittelländische Meer von englischen Kriegsschiffen wimmelte, nach Frankreich, wo er am 9. Oktober 1799 wohlbehalten landete. Da jubelt ihm ganz Frankreich als seinem Retter entgegen; er aber eilt nach Paris, stürzt dort die bisherige Regierung durch einen militärischen Gewaltstreich und bringt eine neue Staatsverfassung zu Stande, in der Art, daß die höchste Macht im Staate drei Männern als verantwortlichen „Konsuln" der französischen Republik übertragen wird; er selbst aber wird zum ersten Konsul mit ausgedehnter Herrschermacht und zwar auf zehn Jahre ernannt. Dadurch war bereits die königliche Gewalt in Frankreich dem Wesen nach wieder hergestellt, wiewohl noch unter republikanischem Namen; und Bonapartes Ehrgeiz hatte nun einen neuen Sporn erhalten.

Jetzt besaß Frankreich wieder einen Feldherrn, welcher es mit beispielloser Kühnheit zu Siegen und Ruhm führte. Bonaparte ging über die Alpen, brach rasch in Oberitalien ein, und schlug am 14. Juni des Jahres 1800 die Oesterreicher (unter dem Feldmarschall Melas) bei Marengo entscheidend. Ebenso glücklich war Moreau gegen sie in Deutschland, besiegte sie (unter General Kray) und, selbst als der tapfere Erzherzog Karl wieder den Oberbefehl überahm, siegte Moreau (am 3. December) bei Hohenlinden. Eine andere österreichische Armee, welche nach Italien drang, wurde gleichfalls besiegt. Da sah sich Kaiser Franz II. genöthigt, für sich und für das deutsche Reich mit Frankreich Frieden zu schließen. Dies geschah zu Lüneville am 9. Februar 1801.

Ein trauriger Friede! Der Rhein wurde darin als Grenze des deutschen Reiches angenommen, alles deutsche Land am linken Ufer dieses Stroms mußte französisch bleiben. Um die Entschädigungen für die dadurch in Nachtheil versetzten deutschen Fürsten und Stände zu ordnen, wurde ein eigener Ausschuß („Reichsdeputation" hieß man ihn) bestellt und zwar unter der Vermittlung Englands und Rußlands. Dieses langwierige und verwickelte Geschäft wurde am 25. Februar 1803 durch den sogenannten

„Reichsdeputations-Hauptschluß" erledigt, welcher am 24. März zum Reichsgesetz erhoben ward. In Kraft dessen wurden die Kurwürden von Trier und Köln aufgehoben, der Kurfürst von Mainz, Karl Theodor von Dalberg, erhielt den Titel Kurerzkanzler, bekam das Fürstenthum Aschaffenburg, Wetzlar und das Bisthum nebst der Stadt Regensburg, wo er nun residirte. Dagegen wurden vier neue Kurwürden geschaffen, die von Hessen-Kassel, Salzburg, Würtemberg und Baden, so daß das Kurfürstenkollegium jetzt aus zehn Mitgliedern bestand. Die Reichsstädte, bis auf sechs der bedeutendsten, verloren ihre bisherige Selbstständigkeit und wurden denjenigen Herrenländern überwiesen, von welchen sie umschlossen waren. Die meisten Bisthümer und Abteien wurden eingezogen und die Bischöfe in der Verwaltung ihrer Sprengel zu Beamten der Landesherren; ebenso verloren die Reichsgrafen und Reichsritter ihre Reichsunmittelbarkeit, sie wurden „mediatisirt", d. i. mittelbar, oder Unterthanen der größeren Fürsten, deren Gebiete und Macht sich vergrößerten, während die Kaisergewalt vermindert war und das freie Bürgerthum in nur noch wenigen Orten bestand. So war denn die ganze Reichsverfassung wesentlich verändert und nur das Eine war dabei vorgesehen: daß die inneren Landes-Verfassungen, wiefern sie auf Verträgen zwischen den Regenten und dem Volk, oder auf reichsgesetzlichen Grundlagen beruhten, und eben so auch die bestehenden Religionsverhältnisse unangetastet bleiben sollten. — Was nun den Gebietsaustausch betraf, so erhielt der Großherzog von Toskana Salzburg und Berchtesgaden, der Herzog von Modena den Breisgau und die Ortenau, Preußen Hildesheim, Paderborn, einen Theil von Münster, viele Gebiete in Westphalen und Thüringen; Hannover erhielt Osnabrück; Oldenburg bekam das Bisthum Lübeck; Baden die Rheinpfalz und Konstanz; Hessen-Darmstadt den Rest von Westphalen; Hessen und Nassau wurden durch Reste der Erzstifte von Trier und Köln vergrößert; Baiern durch den größten Theil des Hochstifts Würzburg und durch viele frühere Reichs- und Bischofsstädte; Würtemberg durch vieles geistliche Gebiet und gewesene Reichsstädte. Deutschland im Ganzen aber hatte fast ein Neuntel seines Flächenraums und vier Millionen Menschen verloren, welche nun nicht mehr Deutsche heißen durften! Die, welche noch so hießen, empfanden die Folgen dieser gewaltsamen Veränderungen, durch welche der alte Zusammenhang zerrissen ward, zum größten Theil und in vielen Klassen und Ständen sehr schmerzlich. Viele Städte, welche früher blühende Residenzen oder selbstständig waren, verödeten; Gras wuchs vor den Thüren, wo einst der Gewerbfleiß ein- und ausgegangen war. Und dennoch, so traurig die augenblickliche Lage war, dennoch konnte die Zerstörung der alten Verhältnisse, unter welchen das Nationalgefühl durch tausenderlei Privatinteressen, durch tausenderlei Vorrechte fast erstickt war, für die Zukunft nur heilsam sein. Ueberdies gab es damals manche edle

Göthe standen. Während dieser Zeit belagerten die Franzosen das preisgegebene Mainz am linken Rheinufer und am rechten die Felsenfeste Ehrenbreitstein, zwangen sie durch Hunger zur Uebergabe und schleiften die Festungswerke. Auch versuchten sie, durch heimliche Sendboten das deutsche Volk in allen Landen gegen die Regierungen aufzuwiegeln, und es erhob sich auch hie und da, aber nicht sowohl gegen die Fürsten, als vornehmlich gegen die ungerechte Willkür der Beamten und gegen die Vorrechte des Adels. Aber selbst in jenen Ländern, wo es so lang furchtbar unterdrückt worden war, gab das deutsche Volk den fremden Einflüsterungen kein Gehör und bewahrte den Fürsten seine schöne, alte, heimische Tugend, die Treue. So achtete es das Rechtsverhältniß, in welches es sich einst zu seinen Fürsten begeben hatte, im Ganzen höher und heiliger, als die meisten von den Fürsten; es wollte die gute Sache seiner alten Rechte nicht durch Gemeinschaft mit den Fremden entweihen und ins Verderben bringen, mit Fremden, deren Eigennutz das deutsche Volk mit seinem gesunden Hausverstand besser durchschaute, als die meisten Fürsten. Die Franzosen machten aus allen Ländern, welche sie damals eroberten, Freistaaten. Aber die Freiheit war dabei nur ein Traum und all' diese Freistaaten nach französischem Zuschnitt und unter französischem Schutz sollten eigentlich bloß Provinzen Frankreichs werden. Das deutsche Volk wollte von so etwas nichts wissen.

10.

Die einz'ge That ist jetzt Geduld und Schweigen.
Schiller.

Während der Kongreß in Rastadt, zum tiefsten Kummer aller vaterländisch gesinnten Männer, fortdauerte, waren die Franzosen (1798) in die Schweiz eingebrochen, hatten die alten durch Mißbräuche entarteten Verfassungen, wobei das Volk von den Geschlechtern (Aristokraten) gedrückt wurde, vernichtet, die ganze Schweiz, als untheilbar und als sogenannte „helvetische Republik", unter eine einzige Regierung gebracht, aber dabei zugleich so schändlich geplündert, daß sie sich und diese Regierung, welche ganz und gar unter ihrem Einfluß stand, verhaßt und verächtlich machten.

Am 19. Mai desselben Jahres war Napoleon Bonaparte mit den besten Soldaten seiner in Italien ruhmgekrönten Armee aus dem Hafen von Toulon abgesegelt, um Aegypten zu erobern. Zwei Beweggründe vereinigten sich für diese Unternehmung. Bonaparte hatte durch seine Siege in Italien die Bewunderung des französischen Volkes und Heeres in einem so hohen Grade erworben, daß die damalige Regierung (das sogenannte „Direktorium") besorgte, er möchte von Ehrgeiz verleitet werden, diesen ungemeinen Einfluß zu ihrem Sturz zu mißbrauchen; Bonaparte selbst besorgte hinwieder von

der Eifersucht des Direktoriums das Schlimmste für sich; andererseits war die Republik darauf angewiesen, Eroberungen zu machen, um sich selbst erhalten zu können, und die Aegyptens versprach dem französischen Handelswege die glänzendsten Aussichten. Bonaparte's kühner Geist ergriff also mit Freude die Gelegenheit, seinen Namen, dessen Klang schon das ganze Abendland erfüllte, auch im Morgenland berühmt zu machen; er knüpfte die stolzesten Pläne an die Unternehmung gegen Aegypten.

Bei dieser Lage der Umstände besorgte England: Frankreich würde den Welthandel an sich reißen, in dessen fast ausschließlichem Besitz sich England bisher befand; deshalb rüstete es gegen Frankreich. Am 1. August 1798 besiegte der englische Admiral Nelson in einer Seeschlacht bei Abukir die französische Flotte und vernichtete sie fast ganz und gar. Sodann bewegte England alle Mächte Europas zu einem Bunde gegen Frankreich. Rußland und Oesterreich, welches wegen der gefährlichen französischen Nachbarschaft in der Schweiz in großer Besorgniß war, schlossen sich an, auch Neapel, Sardinien und die Türkei; das war die „zweite Koalition" gegen Frankreich. Preußen verhielt sich dabei durchaus parteilos; König Friedrich Wilhelm III. hielt es für die dringendste Pflicht: vor allen Dingen die bedeutendsten Mißgriffe zu verbessern, welche sich unter der vorigen Regierung in das Verwaltungswesen eingeschlichen hatten, dieses selbst neu zu beleben und auch der religiösen Entwickelung des Volkes, welche unter Friedrich Wilhelm II. gewaltsam beschränkt worden war, wieder freien Spielraum zu geben, auf daß die innere Kraft des Staates erstarke; kurz: Preußen bedurfte damals des Friedens, und Friedrich Wilhelm III. erhielt denselben; dabei wußte Frankreich durch seine diplomatische Künste fortwährend Mißtrauen und Spannung zwischen Preußen und Oesterreich zu erhalten.

Während nun Napoleon Bonaparte Aegypten eroberte und von dort nach Syrien in Asien zog, um neue Siege zu erfechten, eröffnete Erzherzog Karl von Oesterreich den Feldzug gegen die Franzosen in Deutschland, siegte im März 1799 bei Stockach über den General Jourdan und rückte dann nach der Schweiz, wo die Russen den Kampf fortsetzten. Zur selben Zeit wurde auf deutschem Boden eine Schandthat verübt, deren Beweggründe noch heut zu Tag' in Dunkel gehüllt sind; am 28. April wurden nämlich die französischen Gesandten, welche wegen der ausgebrochenen Feindseligkeiten vom Kongreß zu Rastadt abreisten, nicht fern von dieser Stadt durch Szekler Husaren überfallen und bis auf einen meuchlings ermordet. Wohl hatten sie wegen ihrer Frechheit gegen Deutschland den Zorn aller Vaterlandsfreunde verdient; aber, so lang es ein Völkerrecht giebt, so lang werden selbst Barbaren die Personen von Gesandten als unverletzlich achten. Mittlerweile begünstigte das Glück die Waffen der verbündeten Russen und Oesterreicher und die ausgezeichneten Talente ihrer Feldherrn. Siegreich kämpfte Erzherzog Karl am Oberrhein, während die russisch-österreichische Armee unter Suwa-

dessen Macht keine irdische hinanreicht. So gab er die Herrschaft über Kleve und Berg seinem Schwager Joachim Mürat und nahm dem Großherzog von Baden die wichtige Festung Kehl am rechten Rheinufer. Am 12. Juli 1806 traten sechszehn deutsche Fürsten, nämlich die Könige von Baiern und Würtemberg, der Kurerzkanzler und der Kurfürst von Baden, der neue Herzog von Kleve und Berg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg, die Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen und von Hohenzollern-Hechingen, die Fürsten von Salm-Salm und von Salm-Kyrburg, der Fürst von Isenburg-Birstein, der Herzog von Ahremberg, der Fürst von Lichtenstein und der Graf von der Leyen in einen Bund unter sich und mit Frankreich, welcher der „Rheinbund" genannt wurde. Dadurch trennten sich diese alle vom bisherigen Reichsverbande und bekamen kleinere Reichsstände zu ihren Unterthanen; den Kaiser Napoleon erkannten sie als „Protektor" (d. i. Beschützer) des Rheinbundes an. Der Kurerzkanzler erhielt nun den Titel: „Fürst-Primas", der Kurfürst von Baden, der Herzog von Kleve-Berg und der Landgraf von Hessen-Darmstadt hießen jetzt „Großherzoge" (mit königlichen Rechten), das Haupt des Hauses Nassau hieß „Herzog", der Graf von der Leyen — „Fürst". Die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Rheinbundsfürsten sollten in einer Bundesversammlung, unter dem Vorsitz des Fürsten-Primas, zu Frankfurt am Main verhandelt, ihre Streitigkeiten unter sich dort geschlichtet werden. Dadurch hatten die Fürsten des Rheinbunds der alten Reichsverfassung den Todesstoß gegeben; sie waren frei geworden von der Oberhoheit des deutschen Kaisers, aber sie waren Dienstpflichtige des französischen geworden, Werkzeuge seiner Hand. Am 1. August 1806 wurde die Erklärung der Verbindung auf dem Reichstag verkündigt.

Da ließ Kaiser Franz II., welcher schon am 11. August 1804 die Würde eines Erbkaisers von Oesterreich angenommen hatte, am 6. August 1806 zu Wien und zu Regensburg eine Schrift verkündigen, worin er erklärte: „daß er, — überzeugt von der gänzlichen Unmöglichkeit, nach der geschehenen Lostrennung der Stände vom Reich, die Pflichten seines kaiserlichen Amtes länger zu erfüllen, — es seinen Grundsätzen schuldig sei, auf eine Krone zu verzichten, die nur so lange Werth für ihn gehabt, als er die damit übernommenen Pflichten zu erfüllen im Stande gewesen sei. Da er nun dies nicht mehr vermöge, so lege er sein Amt und seine Würde, als Oberhaupt des deutschen Reichs, jetzt nieder und entbinde auch alle Mitglieder desselben von ihren gesetzlichen Verpflichtungen gegen ihn." So ging das deutsche Kaiserthum unter, im tausend und sechsten Jahre, nachdem Karl der Große es gestiftet hatte; das Bild Franz II. in der letzten Nische im Kaisersaal des Römers zu Frankfurt am Main war nun das Bild des letzten deutschen Kaisers. Die deutsche Reichsverfassung, welche im Verlauf der letzten Jahrhunderte so vielfache Stürme erlebt hatte, welche

in der letzten Zeit ihrer Ohnmacht, in ihrem jammervollen, unwürdigen Todeskampf, noch so manchen Hohn von Fremden hatte erdulden müssen, — sie war nun wirklich gestorben. Aber die deutsche Nation lebte noch. Und dies Leben gab sich stark und rüstig in der Entwicklung der Dichtkunst und Wissenschaft kund. Sie waren, nach untergegangener staatsrechtlicher Form, die aus dem Sarge des heiligen römischen Reichs deutscher Nation durch den Genius des Volks selbst geretteten, unverwelklichen Blüthen. Zwar hatte (in Folge der Besorgniß der Regierungen vor der Ausbreitung der französischen Revolution) die Einführung der Censur theilweise wieder stattgefunden, theilweise war ihre Verschärfung erfolgt; aber mächtiger als dieser widerrechtliche Geisteszwang war der erhabene Aufschwung des nationalen Geistes, welcher die deutsche Literatur beseelte. Die liberalen Ideen (d. i. jene Ideen, welche nothwendig entsprangen aus der naturgemäßen Fortentwicklung der Menschheit für Wahrheit und Recht, und welche deshalb auch das Bewußtsein der Nation über staatsbürgerliche und religiöse Freiheit wecken mußten), diese Ideen waren in den Werken der Weltweisen und Dichter so treu geborgen, wie fruchtbringender Samen in duftenden Blüthenkelchen. Man konnte diesen Samen nicht zerstören, ohne die Blüthen zu knicken, und man konnte es nicht wagen, die Blüthen zu knicken, ohne den gerechten Unwillen der ganzen deutschen Nation aufzuladen, welche fast nur noch für die Literatur begeistert war. Auf den deutschen Hochschulen stützten treffliche Männer den vaterländischen Geist und weckten durch stetes Erinnern an die vaterländische Geschichte die Herzen der Jugend für die alten Rechte, für die alte Würde des Vaterlandes. Ueberhaupt äußerte die Geschichte immer umfassender, immer tiefer ihre segensreiche Wirksamkeit; die Vergangenheit wurde zum Warnungsspiegel für die Gegenwart, zur Quelle von Hoffnungen, zum Sporn der Thatkraft für die Zukunft. Weil nur die Form verloren war, aber das Mark der Nation noch frisch und gesund, ihr Geist eigenthümlich blieb, ihr Herz noch jugendlich stark schlug, so mußte gerade der politische Druck ein um so höheres geistiges Aufstreben hervorbringen. Ein mächtiger Hebel für die allmälige Heranbildung des öffentlichen Lebens ward die höhere Bedeutung, welche das Zeitungswesen durch die von dem Buchhändler Cotta in Tübingen gegründete „allgemeine Zeitung" gewann. Die wichtigsten politischen Fragen wurden dadurch immermehr wieder zu dem, was sie ursprünglich sein sollten, nämlich zum Gemeingut des ganzen Volkes; dieses erhielt nun Einsicht in das große Getriebe, welches auf seine Kosten von den Machthabern unternommen wurde; es gewann wieder größeres Interesse und erlangte in gewisser Art auch wieder jenen schiedsrichterlichen Antheil an seiner eigenen Sache, welcher ihm von Rechtswegen gebührte, nämlich durch eine, trotz mancher Hindernisse doch immer selbstständiger werdende öffentliche Meinung.

Fürsten, welche redlich bemüht waren, ihre Unterthanen glücklich zu machen und geistig zu vervollkommnen. Drei Männer ragen unter diesen Fürsten (außer andern) besonders hervor, nämlich der Kurerzkanzler und Primas Carl Theodor von Dalberg, ein warmer Menschenfreund, ein feingebildeter Beschützer und Beförderer alles Guten, Schönen und Großen, sodann der biedere Karl Friedrich von Baden, der Liebling seines Volkes, das zu jedem Fremden sagen konnte: „Wandrer, verkünd' es der Welt: Bei uns ist der edelste Mann — Fürst!" und Kurfürst Maximilian Joseph II. von Baiern (aus der pfalz-birkenfeldischen Linie Wittelsbach), welcher nach dem Tode Karl Theodors (1799) die Regierung übernahm.

11.

Was habt ihr denn noch großes Allgemeines,
Welch Band, das euch als Volk zusammenschließet?
Seit ihr den Kaiserscepter brechen ließet
Und euer Reich zerspalten, habt ihr keines!
Nur noch ein einz'ges Band ist euch geblieben,
Das ist die Sprache; die ihr sonst verachtet,
Jetzt müßt ihr sie als euer Einz'ges lieben!

Rückert.

Ein Jahr war nach diesen Veränderungen in Deutschland verflossen; da vernahm die Welt mit Staunen: „Die französische Republik ist aufgelöst; der erste Konsul, Napoleon Bonaparte, der Sieger von Marengo, trägt eine Kaiserkrone auf dem Haupte!" Ja, er hatte den zweiten Thron Karls des Großen wieder aufgerichtet, während der erste, der deutsche, vermoderte. Er hieß jetzt (seit dem 18. Mai 1804) Napoleon, erblicher Kaiser der Franzosen; am 2. December mußte ihm Papst Pius VII. die Krone weihen, welche er sich selbst aufsetzte; aber nicht Frankreich, — nein, die Welt sollte Napoleons Reich sein; Gewalt war der eiserne Scepter, den er führte, sein glänzender Thron war der Ruhm. Wie ein übermenschliches Wesen stand Napoleon plötzlich mitten unter den Nationen, allmächtig herrschend über die Franzosen, weil er ihren Nationalstolz entflammte, und eben dadurch unüberwindlich, — Held und Gesetzgeber, nur nicht Vater seines Volkes, — ein Feind der Freiheit, — stolz drauf: neue Könige zu schaffen und alte zu seinen Füßen zu sehen, — einer der außerordentlichsten Menschen, welche je im Lichte der Sonne wandelten. Die Welt zitterte, wenn er seine Gebote verkündigte oder das Schwert aus der Scheide zog.

Als nun Napoleon Kaiser war, setzte er auch die eiserne Krone der Lombarden als König von Italien auf sein Haupt und erregte durch sein Auftreten in Welschland Oesterreichs gerechte Besorgnisse. Im Besitz der Macht übte er auch bald Willkür gegen Deutschland, und besetzte Han-

nover, um dies Land dem einzigen Feind, welcher ihm trotzte, nämlich England, zu entreißen. Da erhoben sich aber England, Rußland und Oesterreich und schlossen (am 11. April 1805) zu Schutz und Trutz gegen den gewaltigsten Mann des Jahrhunderts einen Bund, die sogenannte „dritte Koalition". Preußen blieb abermals parteilos, während der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich begann. Napoleon gewann durch unglaubliche Raschheit Siege auf Siege. Er überfiel den österreichischen General Mack bei Ulm, schloß ihn ein und nahm ihn nebst sechzigtausend Mann österreichischer Truppen am 17. Oktober 1805 gefangen. Dadurch war Oesterreichs Unglück entschieden. Vergeblich rief der Kurerzkanzler alle deutschen Reichsstände zu einträchtigem Wirken auf, um in ehrenvollem Frieden die Reichsverfassung zu erhalten. Die Fürsten von Baiern, Würtemberg und Baden hatten sich dem Kaiser Napoleon angeschlossen; denn, mit ihm und für ihn und unter ihm sicher — oder durch ihn vernichtet — es blieb ihnen keine andre Wahl! Rasch zog Napoleon im November durch das unbeschützte Oesterreich nach Wien, besetzte es und eilte hierauf nach Mähren, wo sich Kaiser Alexander von Rußland mit seinem Heere befand und mit dem deutschen Kaiser vereinigt hatte. Und es war am 2. December 1805 bei Austerlitz, da sah die Sonne auf drei Kaiser herab, welche sich, zwei wider Einen, in Waffen gegenüber standen; und diesem Einen, dem Kaiser der Franzosen, schien die Sonne des Sieges, und tief im Herzen sprach ihm eine Stimme: „Nie geht sie mir unter!" Die nächsten Folgen von Napoleons glänzendem Siege in dieser „Drei-Kaiserschlacht" bei Austerlitz waren, daß Kaiser Franz II. am 26. December 1805 zu Preßburg mit Napoleon einen Frieden schloß, worin Oesterreich die größten Verluste erlitt. Denn es mußte den drei mit Frankreich verbündeten süddeutschen Fürsten alle seine deutschen Besitzungen vom Rhein bis zur Grenze des Erzherzogthums und an Frankreich alle Entschädigungen in Italien abtreten, welche es im Frieden zu Campoformio erhalten hatte. Dafür erhielt es bloß Salzburg, dessen bisheriger Besitzer, der Großherzog von Toskana, durch Würzburg entschädigt wurde. Baiern bekam unter anderm ganz Tyrol mit Vorarlberg, Burgau, Passau u. s. w., und von Preußen Anspach; Würtemberg die vorderösterreichischen Herrschaften; Baden den Breisgau. Napoleon machte die Fürsten dieser drei süddeutschen Länder zu Souverainen (ein seit jener Zeit bis jetzt von den Feinden der Freiheit so oft mißbrauchtes und mißdeutetes Wort!) und gab den Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern und Friedrich von Würtemberg die Königswürde, was auch Kaiser Franz II. anerkannte. Preußen mußte an Frankreich Kleve und Neufchatel abtreten.

Und nun wurde die Auflösung der alten Reichsverfassung rasch vollendet. Napoleon benahm sich gegen Deutschland von Tag zu Tag gewaltthätiger, und warf die Loose über Fürsten und Volk, wie ein Gott, zu

Siebentes Buch.

(Vom Jahre 1806 bis auf die Gegenwart.)

1.

Das Unglück ist gar oft der beste Arzt;
Es deckt verborgne Schäden treulich auf,
Und zeigt Dir selbst, wie Du Dich heilen mußt!

Napoleon benahm sich nun gegen Deutschland, als wäre er unbeschränkter Herr über Fürsten und Volk. Sein Wille galt als höchstes Gesetz, die

Palm's Tod.

Freiheit der Meinungen nichts; wer es wagte, in gerechter Entrüstung über Deutschlands Verknechtung frei und offen zu sprechen und zu schreiben, der wurde von dem fremden Machthaber als Hochverräther betrachtet. So wurde ein Nürnberger Buchhändler, Palm, welcher eine Flugschrift über Deutschlands Erniedrigung — nicht selbst geschrieben, ja nicht einmal selbst gedruckt oder verkauft, sondern bloß als Geschäftsmann, wie hundert andere Bücher, weiter gesendet hatte, plötzlich von französischen Gensd'armen ergriffen, nach Braunau gebracht, dort vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und auf ein Machtgebot hin, das geradesweges aus Paris kam, am 26. August 1806 zum Tode verurtheilt und erschossen. So durfte fremde Gewalt alles Recht in Deutschland verhöhnen!

Aufs Empörendste vor allen deutschen Staaten demüthigte Napoleon Preußen, welches doch Alles aufgeboten hatte, um den Frieden zu erhalten. Lange täuschte er Preußen listig, endlich verrieth und verhöhnte er es offenbar. Preußen war von allen Seiten bedroht, preisgegeben und das Allertheuerste, die Ehre, stand auf dem Spiel. Da bewegte Friedrich Wilhelms III. Gemahlin, die Königin Louise (eine geborene Prinzessin von Mecklenburg), eine echt deutsche Frau, holdselig, fromm, tugendhaft, des Volkes Freundin und vom Volk wie ein Schutzgeist geehrt, alle Herzen zum Kampf, um Preußens Ehre zu retten; in heller Lust jauchzte das Volk seinem Könige zu. Der König und die Königin selbst begaben sich zum Heere, an dessen Spitze der alte Herzog Ferdinand von Braunschweig stand, welcher noch unter Friedrich dem Großen tapfer gekämpft hatte. Aber das preußische Heerwesen war im Frieden erschlafft und durch die Mängel der noch beibehaltenen alten Einrichtung durchaus untüchtig zu einem Entscheidungskampfe gegen den größten Feldherrn des Jahrhunderts und dessen sieggewohnte Schaaren. Außerdem blieben die russischen Hilfstruppen, auf welche Preußen zählte, allzulange aus; Sachsen gab zwar Beistand, aber ungern, und die preußischen Festungen befanden sich in einem schlechten Zustand.

Napoleon eröffnete den Feldzug rasch, wie er's gewohnt war. Die preußische Hauptarmee stand an der Nordseite des Thüringer Waldes, ein Theil unter dem Herzog von Braunschweig bei Auerstädt, ein anderer unter dem Fürsten von Hohenlohe bei Jena, beide weit auseinander, ohne rechte Verbindung. Eine kleine Truppenabtheilung stand unter dem General Tauenzien bei Hof als Vorhut, eine andere unter dem kühnen, ritterlichen Prinzen Ludwig von Preußen bei Saalfeld. Napoleon trieb die erstere am 7. Oktober 1806 zurück, und zersprengte am 10. die letztere; da wurde Prinz Ludwig umzingelt, focht heldenhaft und fand in einem Reitergefecht den Tod. Am 14. Oktober geschah bei Auerstädt und Jena eine furchtbare Schlacht; bei Auerstädt focht der Marschall Davoust, bei Jena Napoleon selbst. In Folge jener ungünstigen Stellung hatte kein Theil der

Die deutsche Nationalpoesie nahm damals durch Schiller den höchsten Aufschwung und entzündete im Herzen des deutschen Volkes die heiligsten, die erhabensten Ideen. So wie Schillers edler Geist sich immer kühner entfaltete, so riß er auch das Volk immer gewaltiger hin. Mit der Abfassung des Don Karlos hatte Schiller bei steter Festhaltung seiner früheren Ideale und insbesondere seiner Freiheitsideen, eine schönere Form dafür gefunden. Hierauf schrieb er in fortgesetzter rastloser Begeisterung, welche leider seine schwache irdische Hülle allzufrüh aufrieb, das großartige Trauerspiel „Wallenstein" (es erschien 1799), dann „Maria Stuart" (1800), „die Jungfrau von Orleans" (1801), „die Braut von Messina" (1803)

Schiller.

und „Wilhelm Tell" (1804). Laut jauchzte die deutsche Nation ihrem großen Dichter zu, von dem das Wort wahr ist, welches er selbst im gerechten Stolz auf die Würde der Kunst geschrieben hat: „Es soll der Sänger mit dem König gehen; — sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!" Da hoben einst, wie Schiller aus dem Schauspielhause ging, Mütter ihre Kinder in die Höhe und riefen ihnen zu: „Da, da ist er; das ist Schiller!" Wie in Verklärung stand Schillers edle Gestalt, das sinnige Haupt gebeugt, die hohe Stirne voll Gedanken, vor der deutschen Nation, als er am 9. Mai 1805, erst sechsundvierzig Jahre alt, plötzlich von ihr schied; eine Brustkrankheit hatte seine irdische Laufbahn allzufrüh beendigt. Vor zwei Jahren waren ihm Klopstock (am 14. März 1803) und Herder (am 18. December 1803) vorangegangen. Göthe lebte und wirkte noch. Ein anderer großer und eigenthümlicher Dichtergeist, welcher damals in der vollsten Kraft seines Schaffens stand, war Johann Paul Friedrich Richter, genannt „Jean Paul" (geboren den 21. März 1763 zu Wunsiedel, gestorben am 24. November 1825 zu Baireuth). Von Vielen seiner Zeitgenossen unbegriffen, schloß Jean Paul mit dem Zauberstabe des Humors die innere Welt des Seelenlebens auf, eine reizende Welt voll Farben, Duft und Klang. —

Gleichwie nun die deutsche Dichtkunst den Nationalgeist geweckt und entflammt hatte, so nahm sie jetzt auch entschieden die Richtung an, in welcher sich dieser entwickelte. Rüstige Männer leiteten den Geschmack auf die Werke des Mittelalters zurück. Man suchte mit Liebe die alten deutschen Volkslieder wieder auf; man erfaßte das Volksthum auch auf fremdem Boden; man hielt sich inniger an den religiösen Glauben; man fing an, die alten Formen zu schätzen, sogar zu überschätzen; — alles dies aus dem natürlichen Widerstandstrieb des Menschen, in einer Zeit nämlich, da alle Formen zusammenstürzten, die Religion gering geschätzt und das Volksthum verachtet wurde. Diese Richtung unserer schönen Literatur hieß die „romantische". An der Spitze derselben standen die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Ludwig Tieck, Friedrich von Hardenberg, genannt „Novalis", Ludwig Achim von Arnim, Klemens Brentano und Heinrich von Kleist, der die echt deutschen Volksschauspiele „das Käthchen von Heilbronn" und „der Prinz von Homburg" geschrieben hat. An diese Bestrebungen schloß sich auch eine neue Auffassung und Behandlung der Philosophie durch Johann Gottlieb Fichte (geboren 1762, gestorben 1814) und durch Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (geboren 1775 zu Leonberg in Schwaben). Dieser Letztere gründete die sogenannte „Naturphilosophie", und gab dadurch den mächtigen Anstoß zu einer neuen großartigen Auffassung der Naturwissenschaften.

fangen geben; doch bald wurde er gegen den von den Preußen gefangenen französischen Marschall Victor ausgewechselt; die Vorsehung bewahrte Blüchern zu großen Dingen auf. Kaum aber war er wieder frei, so sammelte er auf Rügen schon neue Schaaren zum Kampf fürs Vaterland. — Der blinde Herzog von Braunschweig wurde auf einer Bahre in sein Erbland und in seine Residenzstadt gebracht, wo er am 20. Oktober ankam. Da fand er alles leer und öd', und rief: „Wehe mir, ich verlasse Alles und bin von Allen verlassen." Von dort aus ließ er Napoleon um Gnade für sein Land und Volk bitten. Unedel schmähte der Sieger den unglücklichen Greis und antwortete: „Ich kenne keinen souverainen Herzog von Braunschweig, ich kenne nur den preußischen General Braunschweig. Als nun der blinde alte Fürst besorgte, daß die Franzosen in Braunschweig einrücken und ihn noch zum Kriegsgefangenen machen würden, ließ er sich mit dem blutigen Haupt weiter tragen bis gen Ottensen bei Altona, wo Klopstock, der deutsche Freiheitssänger, unter den kühlen Linden begraben liegt; dort starb der unglückliche Greis am 10. November.

Der König von Preußen, seines bedrängten Volkes gedenkend, hatte inzwischen mit Napoleon Frieden zu schließen versucht, dieser aber im Uebermuthe die härtesten Bedingungen gestellt, welche Friedrich Wilhelm III. einzugehen Bedenken trug. Napoleon rückte einstweilen unaufhaltsam vor und zog schon am 27. Oktober 1806 als Sieger in Berlin ein. Da erhielt er des Königs Zustimmung, aber nun zögerte Napoleon mit dem Abschluß. Denn mittlerweile hatten sich fast alle preußischen Festungen durch beispiellose Feigheit der Befehlshaber den Franzosen ergeben und Preußens Heeresmacht war vernichtet; vergeblich war der Verzweiflungsmuth einzelner treuer und ehrenhafter Männer gegen das allgemeine Verderbniß. Napoleon benahm sich in Berlin mit dem größten Uebermuth. Zwar bezeugte er in Sanssouci, am Grabe Friedrichs des Großen, seine ausgezeichnete Hochachtung für diesen Helden. Aber um so unwürdiger war seine Politik gegen das unglückliche Königshaus, besonders gegen die engelreine Königin Louise. Napoleon suchte ihren Charakter öffentlich zu verleumden, um ihr die Herzen des Volkes abwendig zu machen; aber das brave Volk ließ sich nicht irre machen und verehrte sie nur um so inniger. Louise verdiente diese Verehrung durch ihr würdevolles Benehmen im Unglück. Standhaft und gottergeben harrte sie aus, als Gattin ihrem Gemahl, als Mutter ihren Kindern, als Fürstin ihrem Volke treu, entschlossen, jedes Leiden mitzutragen, und auch vor dem alleräußersten nicht zurückbebend; so stand sie in ihrem Unglück erhabener da, als Napoleon, der Welteroberer, in seinem Glück.

Dieser verordnete am 21. November 1806 von Berlin aus das sogenannte „Kontinentalsystem" gegen England, welches ihm durch seine Seemacht allein Trotz bieten konnte; er gebot, daß alles europäische Fest-

land (oder der „Kontinent") gegen England abgesperrt sein, daß ganz Europa mit diesem Staate nicht irgend eine Verbindung, weder im Handel, noch sogar brieflich, unterhalten sollte. Durch diese Maßregel hoffte Napoleon Englands Handel, den Kern der Macht dieses Staates, zu vernichten. Aber England, dieser Zufluchtsort der Freiheit, von den Wogen des freien Meeres rings umschanzt, spottete solcher Maßregeln, und stolz flogen die englischen Schiffe nach allen Welttheilen, während der Handel des Festlandes, der nun nirgends einen Ausweg hatte, zu Grunde gerichtet wurde.

Mittlerweile befolgte Napoleon auch die alte Politik Frankreichs, die deutschen Fürsten zu trennen, und vergoldete diese Politik mit dem Schein der Großmuth. So gab er dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, dessen Truppen doch bei Jena und Auerstädt mit den Preußen gegen ihn gefochten hatten, die Gefangenen zurück, schloß am 23. Oktober mit ihm Waffenstillstand und am 11. December zu Posen Frieden, worin er ihm den Königstitel beilegte; der neue König von Sachsen schloß sich nun dem Rheinbund an und mußte zwanzigtausend Mann zu Napoleons Diensten stellen. Auch gegen den Herzog von Sachsen-Weimar, welcher bei Jena als preußischer General gegen ihn gefochten hatte, war Napoleon, in Folge jener Politik, großmüthig. Um so ungroßmüthiger benahm er sich gegen andre Fürsten und — gegen das Volk. Er besetzte Hannover, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin, die Hansestädte, Fulda, Kurhessen, aus welchem letzteren Lande der Kurfürst entfloh; er eroberte Schlesien. Ach, leider mußten ihm dabei Deutsche als Bundesgenossen beistehen; diese Schmach ist jammernswerther, als alles Unglück! Aber es waltete darüber eine höhere Fügung. Die deutschen Reichstruppen, aus denen aller kriegerischer Geist längst entschwunden war, lernten unter Napoleons Fahnen die Kriegskunst; der fremde Herrscher machte sie wieder wehrhaft, und, indem er sie gegen ihre eigenen Landsleute in die Schlachten trieb, ahnte er nicht, daß eine Zeit kommen könne, wann sie die Kriegskunst gegen ihn, den Meister selbst, erproben würden. Uebrigens leuchteten auch in jener Zeit der Schmach noch deutscher Muth und deutsche Treue. So hatte Ferdinand von Schill, ein preußischer Lieutenant, begeistert fürs Vaterland, einen fliegenden Haufen todesmuthiger Männer gesammelt und bedrängte damit den Feind, wo er konnte. Endlich warf er sich in das feste Kolberg, wo ihn der Befehlshaber, ein ganz und gar unfähiger Mann vom steifen alten Schlag, in Haft setzen ließ. Aber dieser Befehlshaber wurde bald entfernt und Schill frei; ein braver Bürger, der alte Nettelbeck, und der Major von Gneisenau vertheidigten Kolberg heldenhaft und schlugen alle Stürme des Feindes zurück. Eben so glorreich hielt sich Graudenz, welches Courbiere vertheidigte. Als diesen die Franzosen zur Uebergabe aufforderten und ihm sagten: „Wir haben ganz Preußen in der Hand; es gibt keinen König von Preu-

Tod des Prinzen Ludwig von Preußen.

preußischen Armee vom andern Nachricht. Gleich beim Beginn der Schlacht wird der greise Herzog von Braunschweig, wie er mit den Schützen eines Grenadierbataillons voranzieht, von einer Kugel getroffen, die ihm beide Augen kostet. Er sinkt zu Boden, und wird, das Antlitz von Blut überströmt, zurückgebracht. Bald ist nirgends mehr ein Halt gegen die kampfgeübten Schaaren der Franzosen, so tapfer auch viele von den Preußen fechten; der König selbst theilt jede Gefahr der Seinigen; doch alles ist umsonst. Auf beiden Theilen der Preußen nimmt bald Verwirrung überhand, die Flucht ist in vollem Sturz und Drang; Napoleon hat den Sieg errungen.

Dieser 14. Oktober entschied rasch das Schicksal des preußischen Staates. Denn bald ergab sich das wohlbefestigte Erfurt ohne Schwertstreich den Franzosen; die Sachsen fielen nun von Preußen ab, und die meisten preußischen Officiere verloren, von Schrecken betäubt, alle Besinnung, allen Muth, alles Ehrgefühl. Nur wenige Männer trotzten muthig dem Unglück und retteten damals die Ehre des preußischen Namens. So that der tapfre Husarengeneral Blücher; der nahm den Rest der Reiterei von der Truppenabtheilung des Fürsten von Hohenlohe, schlug sich durch, zog viele versprengte Flüchtige an sich und kam endlich bis nach Lübeck, den Feind auf den Fersen, bis nach Radkau. Dort wollte er sich übers Meer retten; aber er fand keine Schiffe an der Küste. Nun mußte sich der kühne Held ge-

Herzog Ferdinand von Braunschweig.

ßen mehr," erwiederte er ihnen trotzig: „Nun gut, so bin ich König in Graudenz!"

Der König von Preußen legte nun das Geschick seines Staates in die Hände seines mächtigen Nachbars, des Kaisers Alexander von Rußland, welcher, in seinem Reiche bedroht, darauf angewiesen war, dem Vordringen der Franzosen den kräftigsten Widerstand zu leisten. Da rief Napoleon die Polen auf, daß sie sich erhöben zur Wiederherstellung ihres lieben alten Vaterlandes. „Vaterland, Freiheit!" O welch ein holder, heiliger Klang! Jeder Pole hört ihn mit Entzücken und nimmt das Schwert zur Hand, um das allertheuerste Gut wieder zu erfechten; jeder begrüßt den glorreichen Kaiser der Franzosen als Retter, von Gott gesandt, und ach, keiner ahnt, daß dieser gewaltige Mann kein Herz für die Freiheit hat, daß er sie nur als Werkzeug seiner ungeheuren Eroberungspläne mißbrauchen will. Das ist die große Sünde, die Napoleon beging und welche sich furchtbar schwer an ihm gerächt hat. Wie sich nun die Polen gläubig an ihn anschlossen, drängte er die Russen zurück, zog alsbald in Warschau ein, gab den Polen vortreffliche Führer und regelte ihren Aufstand. Bald kam es zum entscheidenden Kampf der verbündeten Mächte, Rußland und Preußen, gegen Napoleon. Am 8. Februar 1807 kämpften jene beiden gegen die Franzosen bei Eilau in einer furchtbaren Schlacht; beide behaupteten, den Sieg errungen zu haben, aber eigentlich war der Vortheil auf Seiten der Preußen und Russen. Napoleon hätte zurückweichen müssen, wenn ihn jene noch einmal angegriffen hätten; aber sie waren dazu allzu erschöpft. Napoleon verstärkte hierauf sein Heer, welches sich an der Passarge befand, und belagerte Danzig, welches sich am 24. Mai ergab. Nun griffen die Preußen und Russen die Franzosen an der Passarge an, und nach vielen Gefechten kam's am 14. Juni zu einer Schlacht bei Friedland, wo Napoleon den Sieg gewann. Damit war der ganze Feldzug entschieden. Die Russen wichen nämlich gegen den Niemenfluß zurück, Napoleon besetzte am 16. Juni Königsberg und zog am 19. in Tilsit ein. Nun verlangte Kaiser Alexander von Napoleon Waffenstillstand und schloß am 7. Juli mit ihm zu Tilsit Frieden. Am 9. Juli that Friedrich Wilhelm desgleichen. Schon am 5. war auch die edle Königin Louise dort angekommen; hochherzig überwand sie jeden Gedanken an alle Kränkungen, welche Napoleon ihr zugefügt hatte, ja sie war entschlossen, den gewaltigen Sieger selbst durch Bitten zu einem ehrenvollen Frieden und zur Schonung des Landes und Volkes zu bewegen; und wahrlich: sie erniedrigte sich dadurch nicht; nein, diese Hingebung erhöhte noch ihren Werth; denn sie wirkte ja für das Volk. Napoleon besuchte sie zu Tilsit und sie empfing ihn mit aller Feinheit und Anmuth einer großen Seele. Im Laufe des Gespräches fragte sie Napoleon stolz, indem er sie das Uebergewicht seiner Stellung empfinden lassen wollte: „Wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?" Da erwiederte ihm Louise in edler Würde:

Napoleon und die Königin von Preußen.

„Es war Preußen erlaubt, ja es war uns erlaubt, uns durch den Ruhm Friedrichs über die Mittel unserer Macht zu täuschen, — wenn wir uns überhaupt getäuscht haben!" Und diese echt deutsche Frau hatte sich nicht getäuscht, da sie auf den Geist des Volkes baute. Nur darin hatte sie sich getäuscht, daß sie von Napoleons Edelmuth etwas hoffte. Napoleon benützte sein Glück und nahm in dem Frieden zu Tilsit dem preußischen Staate die Hälfte der zu demselben gehörigen Länder mit fünf Millionen Menschen. Er machte Danzig zu einer freien Stadt, und das polnische Land zu einem Großherzogthum Warschau, welches er dem neuen König von Sachsen übergab. Preußen verlor, außer dem polnischen Antheil

alle seine Besitzungen jenseits der Elbe bis zum Rhein. Daraus nun, so wie aus Hannover, Braunschweig und Hessen-Kassel, machte Napoleon das neue Königreich Westphalen, welches er am 15. November 1807 seinem jüngsten Bruder Hieronymus, einem leichtfertigen und zur Herrschaft unfähigen Mann, übergab. Dieser überließ sich lieber tollen Ausschweifungen, statt sein deutsches Land mit selbstständiger Kraft weise und mild zu regieren. Er saß in Kassel und war bloß das Werkzeug seines gewaltigen kaiserlichen Bruders Napoleon, welcher fortfuhr, Deutschland aufs Tiefste zu demüthigen.

Von allen deutschen Staaten hatte Napoleon keinen so schwer bedrängt, als Preußen. Zusammengeschmolzen an Ländern, und eingeschlossen zwischen andern Staaten, sollte es völlig erdrückt werden. Aber die Gewalt, so viel sie auch auf Erden vermag, — sie vermag doch nichts gegen den Geist, gegen das Recht und gegen die Sittlichkeit! Und gerade von diesem dreifachen Gesichtspunkt aus begann nun König Friedrich Wilhelm III., welcher sich im Unglück auf das Würdevollste benahm, weise und von rechtlichen Männern unterstützt, eine durchgreifende Verbesserung des Staats- und des Heerwesens. Er berief am 5. Oktober 1807 den Freiherrn von Stein, adelig von Geburt und edel von Gesinnung, einen echten Mann des Volkes, zum Minister, und dieser unternahm das große Werk, das ganze Staatswesen volksthümlich umzugestalten. Nun wurde das bisher bestandene ausschließliche Vorrecht des Adels auf den Besitz von Rittergütern aufgehoben, auch Bürger und Bauern durften solche erwerben; der Dienstzwang hörte auf, der Bauernstand wurde frei, der Bürgerstand erhielt seine alten sogenannten „Municipalrechte", wodurch er einst groß und stark gewesen war, durch eine vortreffliche „Städteordnung" wieder, jede Bürgergemeinde das Recht, ihre verordneten Vertreter selbst zu wählen. In ähnlichem Geiste bestellte Friedrich Wilhelm III. auch das Heerwesen neu, wobei ihm der treffliche General Scharnhorst mit Rath und That beistand. Der Bürgerstand (dieser Kern des Volkes) wurde nun zu allen Officierstellen befähigt, worauf bisher ausschließlich der Adel Anspruch gehabt; nur das persönliche Verdienst sollte jetzt den Mann adeln. Die alte unzweckmäßige Tracht der Soldaten wurde abgeschafft, und eben so, was sehr wichtig war, die entehrende und also entsittlichende Bestrafung der Soldaten durch Stockschläge. Durch die Wiederbelebung des Ehrgefühls wurde aber auch das Nationalgefühl wiederbelebt; der Soldat, der nicht mehr bloßer Knecht war, fühlte sich als Staatsbürger edler und stärker, er ging nun mit Lust und Liebe ins Feld, um die Feinde des Vaterlandes zu besiegen, während er sonst bloß die Feinde seines Gebieters hatte blind bekämpfen müssen. So ging wieder die Idee der alten deutschen Nationalbewaffnung auf, ein Stern der Rettung! Kurz: der Nationalgeist nahm einen neuen Aufschwung; aber nicht bloß durch jenes

Wirken der Regierung, — sondern auch durch freie sittliche Kraft des Volkes, welches sich treu an jene schloß, um mittelst gemeinsamer Thätigkeit das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Zu Königsberg in Preußen stifteten treffliche Männer einen sittlich-wissenschaftlichen Verein zur Erkräftigung der Vaterlandsliebe, welcher bald den Namen „Tugendbund" erhielt und rasch immer mehrere Mitglieder aus allen höheren Ständen, so wie eine immer weitere Ausdehnung gewann. Der edle Minister von Stein betheiligte sich selbst dabei. Als dies aber den Franzosen im August 1808 durch einen aufgefangenen Brief desselben kund wurde, sah sich Stein genöthigt, im November seine Entlassung zu nehmen. Im December ächtete Napoleon den edlen Volksfreund, als „Volksverführer", den Mann, dessen Namen ganz Deutschland gar wohl kannte, in stolzer Geringschätzung als — einen „gewissen" Stein; er gebot, ihn fest zu nehmen, wo man ihn fände, und seine Güter einzuziehen. Stein entkam jedoch glücklich nach Oesterreich und später nach Rußland, wo er eine Freistätte fand und unermüdlich fortfuhr, für die Wiedererhebung Deutschlands im Stillen zu wirken. An Steins Stelle in Preußen trat 1810 der Minister von Hardenberg, ein eben so eifriger Freund des Vaterlandes und Feind der Fremdherrschaft, nur darin glücklicher als sein Vorgänger, daß er den Argwohn der Franzosen täuschte und so ungestört freisinnige und deshalb segensreiche Verbesserungen im inneren Staatswesen vollbringen konnte. Immer mächtiger durchdrang die geistige Ausbildung die verschiedenen Klassen des Volkes und erkräftigte das Nationalgefühl, während einzelne Ehrenmänner, wie Arndt und Jahn, voll glühender Vaterlandsliebe das junge heranwachsende Geschlecht auch durch Ausbildung der Körperkraft zu künftigen rüstigen Kämpfern erzogen. Da wurden Turnanstalten errichtet, auf denen die Jugend sich fleißig tummelte, und zugleich die edelsten Lehren von Freiheit und Sittlichkeit einsog und hohen Muth und Kampflust gewann.

Und so wie in Preußen, so erwachte auch in vielen andern deutschen Landen gerade unter der tiefsten Erniedrigung das Nationalgefühl und bäumte sich gegen die fremde Gewalt empor.

2.

Süß und ehrenvoll ist's, sterben fürs Vaterland!
Klopstock.

Inzwischen hatte Napoleon 1808 in Spanien die königliche Familie aus bourbonischem Stamm durch List und Gewalt vom Throne gestürzt und seinen Bruder Joseph auf denselben erhoben. Da erhob sich das spanische Volk gegen die fremden Heere zum Vertilgungskampfe und Napoleon lernte zum ersten Mal nach so vielen glänzenden Siegen die Volkskraft kennen; er

zog selbst nach Spanien, um die dortigen Angelegenheiten persönlich zu bestellen. Während dieser Zeit hatte Kaiser Franz von Oesterreich gegen ihn gerüstet, denn Kaiser Franz mußte aus dessen stolzen Aeußerungen deutlich abnehmen, daß der Gedanke: die ganze österreichische Monarchie zu vernichten, dem Eroberer nicht fremd sei. Erst Preußen, nun auch Oesterreich, — die Rheinbundsfürsten ohnehin Napoleons Vasallen, — so schien Deutschlands Loos entschieden! Oesterreich aber beschloß, den Planen Napoleons zuvorzukommen, und das war gewiß das Ehrenvollste. Ermuntert durch das Beispiel Spaniens, wo alle Kriegskunst Napoleons und alle Tapferkeit seiner Schaaren am Felsen der Volkstreue zerschellte, rief nun Kaiser Franz das Volk zum Kampf auf. Und 1809 standen in Oesterreich viermalhunderttausend Mann in den Waffen, — drei große Heere rückten, das eine, unter dem Erzherzog Karl, gegen den Rhein, das andere, unter dem Erzherzog Johann, gegen Italien, das dritte, unter dem Erzherzog Ferdinand, gegen Polen vor. Der Erzherzog Karl erließ einen Aufruf an die ganze deutsche Nation. Darin sagte er: „Wir kämpfen, um Deutschlands Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu erringen. Unsere Sache ist die Sache Deutschlands. Nur der Deutsche, der sich selbst vergißt, ist unser Feind!" Auch viele andere Aufrufe erschollen wie Donner zu den deutschen Volksstämmen: „Erwacht aus dem Todesschlaf der Schande, ihr Deutschen! Soll euer Name der Spottruf ferner Jahrhunderte werden?" Aber Napoleon gebot den Fürsten des Rheinbundes, ihre Heere gegen Oesterreich zu führen. Und sie thaten es! Inzwischen war Erzherzog Karl in Baiern und der General Chasteller mit einer Armee in Tyrol eingerückt, wo das biedere Landvolk, von Oesterreich abgerissen und dem Königreich Baiern zugetheilt, noch in alter Treue dem Kaiserhause anhing und zwar besonders aus folgendem Grunde: Als Kaiser Franz im Preßburger Frieden Tyrol an Baiern abtrat, hatte er ausdrücklich die Erhaltung der alten Landesverfassung Tyrols zur Bedingung der Abtretung gemacht; aber dies war nicht beachtet worden. Darüber ergrimmten die Tyroler und dieser Haß erhöhte jetzt erst recht die Liebe fürs Fürstenhaus. Freudig griff jeder Tyroler für Kaiser Franz und Oesterreich zu den Waffen, und, wie die Feuerflamme im Sturm, so ging der Aufstand von Berg zu Berg, von Thal zu Thal, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Rasch aus Spanien zurückgeeilt, zog nun Napoleon mit den Truppen des Rheinbundes nach Baiern, wo sich die österreichische Armee leider allzulangsam vorwärts bewegte. Napoleon schlug sie vom 19. bis zum 23. April 1809 bei Thann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg, so daß der Erzherzog Karl durch die Oberpfalz nach Böhmen zurückweichen mußte. Der Sieger aber zog nun wie im Triumph auf Wien los, ächtete unterwegs den General Chasteller, erreichte Wien schon am 10. Mai, besetzte es und nahm sein Hauptquartier in dem kaiserlichen Lustschloß Schönbrunn. Von dort aus gebot Napoleon der

österreichischen Landwehr, sich aufzulösen. Am 17. Mai erklärte er gleichfalls von Schönbrunn aus: „Die weltliche Herrschaft des Papstes hat aufgehört! Der Kirchenstaat ist von nun an vereinigt mit dem französischen Kaiserreich, Rom eine freie kaiserliche Stadt!" Dies ward auch bald darauf durch Waffengewalt ins Werk gesetzt, Papst Pius VII. gefangen genommen und nach Frankreich gebracht.

Inzwischen zog Erzherzog Karl mit fünfundsiebzigtausend Mann aus Böhmen an die Donau, um Wien zu entsetzen. Napoleon rückte ihm von dort her entgegen. Am Pfingstsonntag (21. Mai 1809) kam es auf dem

Erzherzog Carl bei Aspern.

Marchfeld bei den Dörfern Aspern und Eßlingen zwischen beiden feindlichen Heeren zur Schlacht, welche zwei Tage währte. Mit ungeheurer Erbitterung wurde von beiden Seiten gekämpft; jeder gemeine Mann war ein Held, und die Feldherrn wetteiferten mit den Soldaten an persönlicher Tapferkeit. Da klang manch ein Ruf wie ein Nachhall aus dem klassischen Alterthum; da antworteten die Krieger der Infanterie, mauerfest zusammengeschaart, der Aufforderung der heransprengenden gewaltigen feindlichen Reitermassen: „Streckt die Waffen", hohen Stolzes und Muthes: „Holt sie euch!" Der Zauber von Napoleons Unüberwindlichkeit war gelöst (heißt es in der österreichischen Relation); für die österreichischen Heere war der 21. Mai eine große Epoche des Ruhms, des Selbstvertrauens und des inneren Kraftgefühls. Erzherzog Karl führte am zweiten Schlachttage, in dem Augenblick, als sich der Sieg schon für den Feind zu entscheiden schien, selbst ein Bataillon herbei, um eine gefährliche Lücke auszufüllen, und ergriff dann selbst die Fahne des Regiments Zach, führte die begeisterten Soldaten an, und flog bald dahin, bald dorthin, wo die Gefahr am größten war. Mehr als zehnmal war das Dorf Aspern erstürmt worden; die Dorfkirche ward zur Festung, die Kirchhofsmauer zur Schanze, jeder Baum im Weg zu einem Gegenstand des Kampfes. Erzherzog Karl hatte die Brücke zerstören lassen, welche Napoleon zur Insel Lobau geschlagen hatte, und nun ward der Kampf der französischen Armee ein Verzweiflungskampf; sie zog sich endlich auf die Insel zurück. Tieferschüttert durch die tödtliche Verwundung seines Freundes Lannes, verließ Napoleon um Mitternacht die Lobau, und fuhr in einem kleinen Kahn über die hochgehende, durch hinabtreibende Trümmer unsichere Donau nach Kaiserebersdorf am rechten Stromufer. Diese Pfingstfeiertage von Aspern bleiben für alle Zeiten die höchsten Ehrentage der österreichischen Armee. Aber leider wurde dieser Sieg nicht schnell benützt; sonst wäre Napoleon damals verloren gewesen. Die beiden feindlichen Armeen standen sich sechs Wochen lang unthätig gegenüber, worauf Napoleon zum zweitenmal über die Donau ging und seinen heldenmüthigen Gegner, den Erzherzog Karl, am 5. und 6. Juli in einer blutigen Schlacht beim Dorfe Wagram besiegte. Der Grund des Unglücks der Oesterreicher war, weil ihnen das Heer des Erzherzogs Johann, das sie erwarteten, nicht zu Hilfe kommen konnte. Dieser war indessen (wie Ferdinand nach Polen) in Italien mit Glück vorgedrungen, hatte sich aber dann gegen Ungarn gewendet, wo ihn der Vicekönig von Italien, Eugen Beauharnois, bei Raab besiegte, während die Polen auch den Erzherzog Ferdinand zum Rückzug zwangen. Die Oesterreicher zogen sich nach der Schlacht bei Wagram unter Erzherzog Karl in guter Ordnung gen Mähren zurück und dort wurde zu Znaim am 12. Juli ein Waffenstillstand vermittelt, auf dessen Grund am 14. Oktober 1809 in Schönbrunn ein förmlicher Friede abgeschlossen wurde. Darin mußte Oesterreich Salzburg, Berchtesgaden, zwei Kreise des Landes ob der Ens,

Görz, Krain an Baiern, Triest, Kroatien und Dalmatien an Napoleon, Westgalizien mit Krakau an das Großherzogthum Warschau und einen großen Theil von Ostgalizien an den Kaiser von Rußland abtreten — zusammen ein Verlust von 2058 Geviertmeilen Landes und vierthalb Millionen Seelen. So theuer mußte es den Versuch, seine Existenz zu retten, und das Vertrauen auf den Gemeingeist aller Deutschen büßen.

Der Aufruf des Erzherzogs Karl hatte jedoch im nördlichen Deutschland einzelne kühne Männer zur Rettung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft begeistert. Der edle Schill rief seinen Husaren zu: „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!" und führte sie am 29. April aus Berlin fort, ins Westphälische, wo der Oberst Dörnberg einen verunglückten Versuch gemacht hatte, die französische Herrschaft zu stürzen, und ins Mecklenburgische; seine Schaaren wuchsen bald bis zu einigen Tausenden heran. Mit diesen wirft er sich, von den Feinden verfolgt, nach Stralsund und will es bis auf den letzten Mann gegen sie vertheidigen. Aber die Dänen, damals mit Frankreich verbündet, stürmen die Stadt und dringen hinein; da entbrennt in den Straßen ein furchtbares Gefecht, Schill kämpft treu bis in den Tod, und wird erschossen. Wer von seinen Gefährten gefangen ward, wurde entweder erschossen oder auf französische Galeeren geschleppt. Dem todten Schill schnitten die Holländer, die gleichfalls bei den Feinden waren (denn Napoleon hatte ihnen seinen Bruder Ludwig zum König gegeben), das Heldenhaupt ab und schickten es, in Weingeist aufbewahrt, nach Leyden. Von da ist es erst vor wenigen Jahren nach Deutschland zurückgekommen und hat nebst den Resten Schill'scher Krieger vor den Thoren Braunschweigs eine Ruhestätte in deutscher Erde gefunden; daneben wurde eine Kapelle errichtet. Schills Opfertod schreckte gleichwohl einen andern deutschen Mann aus uraltem Fürstenblut nicht ab, dem Gebieter der Welt zu trotzen. Das war der landlose Herzog Wilhelm von Braunschweig, des unglücklichen Ferdinands Sohn, der in Oesterreichs Kampfreih'n mitgefochten hatte. Mit bewundernswerther Kühnheit drang er nach dem Waffenstillstand von Znaim mit funfzehnhundert Mann durch Sachsen und Westphalen, schlug die Feinde, die sich ihm entgegenwarfen, nahm sein Erbland feierlich in Besitz und eilte dann gen Elsfleth an den Meeresstrand. Dort bestieg er, von den Kugeln der Dänen umsaust, glücklich eine englische Flotte, welche ihn und die Seinigen nach England trug, wo er sie und sich fürs Vaterland erhielt. Bald darnach (nämlich am 15. August) bemächtigte sich eine englische Flotte Vliessingens und zerstörte die Werke dieser holländischen Festung.

Indessen hatte der König von Würtemberg im Juni Mergentheim, den bisherigen Hauptsitz des deutschen Ordens, mit Gewalt an sich gerissen. Da empörten sich die Unterthanen des Ordens, aber sie erlagen des Königs Uebermacht, wurden in Ketten geschlagen, und mußten ihm Frohn-

Schill's Tod.

dienste thun; so wurde damals die goldne deutsche Treue aufgewogen, mit Eisen!

Am 11. Oktober desselben verhängnißvollen Jahres 1809 suchte sich ein Jüngling, Namens Friedrich Staps, eines Predigers Sohn aus Naumburg, im Schloßhof zu Schönbrunn an Napoleon zu drängen. Er wurde festgenommen und man fand ein großes Messer in seinem Gewand. Er hatte die weite Reise bloß zu dem Zwecke unternommen, um Napoleon zu ermorden und Deutschland dadurch von dessen Gewaltherrschaft zu befreien. Napoleon fragte ihn, was er thun würde, wenn er ihn begnadige? — „Sie dennoch ermorden", sprach der kühne Staps. Da ließ ihn Napoleon erschießen.

Staps vor Napoleon.

3.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!
Körner.

Noch vor den Schlachten von Aspern und Wagram war im Land Tyrol durch die österreichischen Bevollmächtigten Chasteller und Baron Hormayr der Volksaufstand zu Gunsten des Kaiserhauses vollständig eingerichtet worden; der Haß gegen Baiern war durch die, wenn auch wohlgemeinten Neuerungen des Königs Maximilian, durch rohe Willkür der fremden Beamten, besonders aber dadurch noch gesteigert worden, daß sogar der Name Tyrol

aufgehoben und das Land „Südbaiern" genannt wurde. Die Häupter des Volksaufstandes waren der Sandwirth Andreas Hofer von Passeyer, ein schlichter, frommer Mann aus dem Volk, und von diesem hochgeehrt, zwar beschränkt von Einsichten, aber treu wie Gold, kräftig von Gliedern und stattlich von Ansehn mit seinem langen schwarzen Bart; im untern Innthal Speckbacher, der beste Schütze weit und breit, verwegen zu jeder großen That und meisterlich klug; im obern Innthal der Krämer Martin Teimar. Und bald hatte ganz Tyrol die baierisch-französische Herrschaft abgeschüttelt. Nun schickte Napoleon den Marschall Lefebvre mit vielem Kriegsvolk ins Land Tyrol. Da verlor Chasteller den Muth; die Franzosen und Baiern drangen ein, gewannen einige Vortheile und mißhandelten die Tyroler, wo sie deren habhaft wurden, mit der unmenschlichsten Grausamkeit. In dieser Noth ließen Chasteller und Hormayr die braven Tyroler im Stich und flüchteten. Da beriefen Hofer, Eisenstecken und Speckbacher alles Volk auf den Berg Isel bei Insbruck und ein rothbärtiger Kapuziner, Namens Haspinger, kam auch dazu, ein Mann, mehr zum Feldherrn als zum Mönch erschaffen. Nun begann am Berg Isel ein langer furchtbarer Kampf des Volkes gegen die Landesfeinde. Der Speckbacher verlegte ihnen den Weg bei Hall. Er hatte einen jungen Sohn Andreas, der „Anderl" genannt; der Knabe folgte ihm lustig ins Gefecht und weil er nicht selber mitfechten durfte, so grub er keck die feindlichen Kugeln aus der Erde heraus, wo sie eingeschlagen, sammelte sie in seinem Hütlein und brachte sie dem Vater. Die Feinde erlitten ungeheuren Verlust, während die Tyroler gar frisch und lustig auf den heimischen Bergen standen, und unverdrossen mit ihren Büchsen herabzielten, schossen und wieder luden. Dennoch entkam ihnen der französische Anführer. Aber auch die österreichischen Beamten, die alles einrichten und leiten wollten, verließen das Land, und der Kaiser Franz, welcher mit Napoleon den Waffenstillstand zu Znaim geschlossen hatte, mußte seine braven Tyroler aufgeben. Die wußten nun nicht, wie sie dran waren, und neues französisches Kriegsvolk drang von allen Seiten ins Land. Da stellten sich der Andreas Hofer und der Speckbacher an die Spitze des Aufgebotes und das Volk bekämpfte die Feinde, wo es konnte, mit treuem Muth und gewaltiger Kraft. Es besetzte die Engpässe, durch welche die Feinde vordringen wollten, schoß von den Höhen auf sie nieder und zerschmetterte sie durch herabgewälzte ungeheure Felsstücke; die Weiber halfen den Männern; ganz Tyrol war nur Ein Herz und Eine Seele. Nun stellte sich Hofer an die Spitze der Landesregierung in Insbruck, und besorgte sie nach seiner frommen, einfältigen Weise. Der Speckbacher zog indessen wachsam umher, um die Grenzen des Landes zu sichern. Mittlerweile wurde der Friede zu Wien geschlossen und Tyrol von Oesterreich selbst aufgefordert, sich dem Sieger zu ergeben; doch hatte Kaiser Franz darin für Tyrol ausdrücklich Vergessenheit und Vergebung alles dessen, was geschehen war,

Aufstand in Tyrol.

(Amnestie) bedungen. Da schrieb der brave Hofer seinem Freunde Speckbacher: „Es ist Alles aus; Oesterreich hat uns vergessen!“ und seinen Landsleuten schrieb er (am 8. November): „Aller Widerstand hört jetzt auf.“ Aber ein gewisser Kolb, ein Adliger von Geburt, täuschte den gläubigen Hofer durch allerlei erlogene Nachrichten von den Siegen der Kaiserlichen; dieser Kolb und ein gewisser Donay (ein Priester) gewannen Hofers ganzes Vertrauen und verleiteten ihn, daß er am 15. November die Männer in Vintschgau und im Oberinnthal aufs Neue aufrief, die Waffen zu ergreifen.

Das war den Franzosen gar lieb; denn sie nahmen dies zum Vorwand und Anlaß, den Hofer für vogelfrei zu erklären. Er war nun in seiner Heimath nirgends mehr vor Aufpassern und Schergen sicher, hätte aber gar leicht entfliehen und sein Leben retten können. Das mocht' er nicht, aus Anhänglichkeit an sein liebes Land Tyrol, und barg sich lieber in einer einsamen Alpenhütte am Passeyer unter Schnee und Eis zwei Monate lang vor seinen Verfolgern. Endlich verrieth ihn der Priester Donay, welcher es jetzt mit den Siegern hielt, und führte die Häscher am 30. Januar 1810, mitten in der Nacht, zu Hofers einsamer Hütte auf der Alpe hinan. Dreimal pochen die Häscher; da tritt der Hofer heraus und sagt ihnen frei und stolz: „Ja, ich bin's, den ihr sucht; schont nur mein Weib und meine Kin-

Hofers Gefangennehmung.

der!" Sie ergreifen ihn, nehmen ihn gefangen und bringen ihn, mit Ketten gefesselt, nach Mantua. Dort wird er vor ein französisches Kriegsgericht gestellt, und, auf Gebot des Vicekönigs von Italien, zum Tode verurtheilt. Am 20. Februar 1810 führt man ihn auf eine Bastei der Festung. Wie er seine gefangenen Landsleute sieht, segnet und tröstet er sie noch mit den Worten: „Das Land Tyrol kommt doch noch unter den Kaiser Franz." Endlich erreicht er den Platz, wo er sterben soll. Man will ihm die Augen verbinden, aber Hofer leidet's nicht; auch will er nicht niederknien und ruft stehend den feindlichen Soldaten muthig zu: „Feuer!" Da knallen die Gewehre und der Mann des Volkes sinkt, treu dem Kaiser und seinem Land Tyrol, in sein Blut. Der Kapuziner Haspinger und der Speckbacher entrannen glücklich den Nachforschungen der Feinde (der Letztere nach vielen Gefahren und vielen wunderbaren Abenteuern) nach Wien. Land und Volk Tyrol mußten sich nun der Gewalt fügen. Hofers Familie erhob der Kaiser später in den Adelsstand; das Tyroler Volk hat sich durch seinen Muth und seine Treue für alle Zeiten selbst geadelt.

4.

Seht her, der Erde Nationen,
Seht und erkennet Gottes Hand.
Rückert.

Nun stand Napoleon auf dem höchsten Gipfel seiner Macht. Er betrachtete die Welt als sein eigen, alle Völker als seine Sklaven, alle Könige als seine Vasallen. Er erkannte Niemand über sich, nirgends sah er einen Nebenbuhler seiner Gewalt. Da ließ er seine Ehe mit seiner Gemahlin Josephine Beauharnois, von welcher er keine Kinder hatte, auflösen, warb um die Tochter des Kaisers Franz von Oesterreich, die Erzherzogin Maria Louise, und erhielt ihre Hand. Am 2. April 1810 feierte er seine Vermählung mit ihr und fünf Königinnen trugen der Kaiserin von Frankreich dabei die Schleppe. Schon im folgenden Jahr gebar sie dem Weltbeherrscher einen Sohn, Napoleon Franz, welcher schon in seiner silbernen Wiege König von Rom genannt wurde. So war nun der weiland Sohn der Revolution verschwägert mit einem der ältesten und ehrwürdigsten Fürstenhäuser Deutschlands; viele meinten, das sei zu Deutschlands Heil; aber dies kümmerte jenen gewaltigen Mann nichts. Am 19. Juli desselben Jahres starb Preußens Königin Louise im tiefen Schmerz über das Unglück des Vaterlandes.

Napoleon ließ nun in unbegrenzter Machtvollkommenheit seine Willkür über Deutschland ergehn. Als sein Bruder Ludwig die Krone von Holland

niederlegte, weil er das Volk nicht nach Napoleons Geboten verderben wollte, erklärte dieser Holland für eine bloße Anschwemmung der drei französischen Ströme, des Rheins, der Maas und der Schelde, und verschmolz es mit Frankreich. Sodann vereinigte er auch einen großen Theil von Norddeutschland, worunter die Besitzthümer mehrerer Fürsten des Rheinbundes, Oldenburg, Hamburg, Bremen und Lübeck, mit Frankreich. Das deutsche Nationalgefühl war ihm verhaßt; denn er wußte gar wohl, daß darin auch die Sehnsucht nach Freiheit lag, und suchte es ganz und gar zu vernichten. Er unterdrückte die Handelsfreiheit und die geistige Freiheit, er stellte das Zeitungswesen unter die strengste Aufsicht, um die öffentliche Meinung zu vernichten. Er unterhielt den nothwendigen Fluch aller Tyrannei, die Pest aller Sittlichkeit, nämlich eine geheime Polizei. So glaubte er sich unantastbar, unüberwindlich. Aber eben dieser stolze Wahn führte sein Verderben herbei. Immer kühner in seinen Entwürfen, wollte er weiter gen Osten dringen, um die Welt zu erobern, und ahnte nicht, daß indessen schon dies unser deutsches Vaterland, welches er für so ganz verknechtet und marklos hielt, gerade durch den unerträglichen Druck sein ganzes Bewußtsein, seinen ganzen Nationalstolz, seine ganze Kraft wiedergewonnen hatte. Vergeblich warnte man ihn vor dem Volksgeist, welcher sich in Deutschland allerorten rege; Napoleon verachtete die Deutschen und gab zur Antwort: „Die Deutschen werden niemals Spanier!" Er sollte kennen lernen, daß sie noch Deutsche waren!

Es war im Jahre 1812, da schaffte der Kaiser von Rußland das unerträgliche Kontinentalsystem in seinem Reiche ab. Dies nahm Napoleon zum willkommenen Anlaß, um Rußland zu bekriegen; er hoffte, dies ungeheure Reich, welches über zwei Welttheile, Europa und Asien, hin ausgebreitet ist, zu besiegen, dann durch Asien mit seiner Macht hinabreichen zu können bis gen Ostindien, dort den Kern der Macht des verhaßten Englands anzugreifen; — so traumhaft diese ungeheuren Pläne waren, ihm, dem Liebling des Glückes, konnten sie doch erreichbar scheinen. Und wie nun Napoleon sein Kriegsgebot erschallen läßt, da schaart sich eine halbe Million Menschen in Wehr und Waffen, um dem einzigen Manne zu folgen; selbst Preußen und Oesterreich, so geschwächt, daß er beide zermalmen kann, wenn sie ihm widerstreben, müssen ihm Heeresbeistand leisten. Am 23. Juni 1812 führt er seine große Armee über den Niemenfluß, die Grenze Rußlands. Die Russen weichen vor ihm tief ins Land zurück; er eilt ihnen nach, ohne zu ahnen, daß sie ihn nur nach sich locken wollen, um ihn dann zu verderben. Sein ungeheures Glück verblendet ihn; unvorsichtig läßt er die preußische Hilfsarmee unter dem General York am linken, die österreichische unter dem Fürsten Schwarzenberg am rechten Flügel, jede in Masse beisammen stehen, ohne zu bedenken, daß Beide, voll verborgenen heißen Ingrimms gegen ihn, nur eines günstigen Augenblickes harren, um sich loszureißen und

auf ihn selber loszustürzen, wenn ihn ein Unglück trifft. Grade jetzt bedarf er, wie nirgends so dringend, der Polen, und doch stellt er ihren Staat nicht wieder her und so erstickt er selbst ihre Begeisterung für ihn. Stolz führt er seine Schaaren bis gen Moskau voran; das ist die alte Hauptstadt der Russenfürsten, das Kleinod der Nation. Erst am Flusse Moskwa stellen sich ihm die Russen entgegen; er besiegt sie dort (am 7. September) in einer furchtbaren Schlacht, verliert aber dabei viele Tausende seiner Krieger. Nun rückt er unaufhaltsam gen Moskau weiter und zieht als Sieger in diese Stadt und in den Kreml (den alten Kaiserpalast) ein. Aber, kaum sind die Franzosen in Moskau, so schlagen plötzlich an allen Ecken und Enden der Stadt Flammen empor und wallen und wehen im Sturm. Mit Grausen sieht Napoleon von einer Terrasse des Kremls das majestätische Schauspiel. Vergeblich ist jeder Versuch, den Brand zu löschen. Hochauflodernd verkündigt dieser der Welt: „das Gericht wird beginnen über den gewaltigsten Mann des Jahrhunderts!" Noch bis zum 19. Oktober behauptet sich Napoleon unerschrocken auf den Schutthaufen Moskaus; noch immer hofft er, daß Kaiser Alexander Frieden schließen werde. Aber Alexander verwirft jeden Gedanken daran. Da erkennt Napoleon mit Schmerz und Grimm, daß ihm zur Rettung nur noch der Rückzug übrig bleibt. Er tritt ihn an; aber nun beginnen die Russen erst eigentlich den Kampf gegen ihn. Sie verfolgen, sie umdrängen ihn; mit altem Heldenmuth kämpft die große Armee um Weg und Steg. Aber plötzlich brechen auf den öden Steppen noch zwei andere Feinde, gleich Würgengeln, über sie herein, Hungersnoth und entsetzlicher Frost. Da fallen die Rosse zu Tausenden; da wanken die alten Krieger, die in so vielen Schlachten gesiegt, nicht von Menschen, nur vom Zorn des Himmels selbst überwunden, in schlechter Hülle über die weiten Schneefelder dahin; das Blut in den Adern erstarrt, die grauen Bärte voll Reif, die finstren, narbenvollen Gesichter vom Oden des Todes angehaucht. Und dennoch, wenn die wilden russischen Reiter auf schnellen Rossen heransprengen, wehren sich die Helden mit der Kraft der Verzweiflung, eines besseren Looses und durch ihren Muth ewigen Nachruhms werth. So wird am 26. und 28. November an der Beresina gefochten. Da schlägt sich Napoleon mit dem Rest seines Heeres glücklich durch, aber am 4. December verläßt er es plötzlich, um nach Frankreich voranzueilen und aufs Neue zu rüsten. Unter unsäglichen Leiden und Gefahren vollbringt die Armee endlich den Rückzug bis durch Polen; schon ist's kein Rückzug mehr, sondern Flucht einzelner Heereshaufen ohne Waffen. Von jener halben Million Menschen, die nach Moskau gezogen, wurden in Rußland zweimalhundertdreiundvierzigtausend Leichen gefunden und begraben.

Als der General York, welcher mit der preußischen Hilfsarmee an der Ostsee stand, Napoleons Rückzug erfuhr, schloß er am 30. December mit den Russen einen Vertrag ab, kraft dessen die unter seinem Befehl stehenden

Truppen für parteilos (neutral) erklärt wurden und sich zwischen Memel und Tilsit aufstellten. Fürst Schwarzenberg that mit dem österreichischen Hilfsheer ein Gleiches. Diese beiden Maßregeln trugen viel zu einer völligen Wendung des Schicksals von Deutschland bei. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, von Napoleon finster beobachtet und bedroht, durchdrungen vom Geiste des ganzen deutschen Volkes, gab plötzlich den Ausschlag.

5.

So rissen wir uns ringsherum
Von fremden Banden los,
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.

Göthe.

Friedrich Wilhelm III. begab sich im Januar 1813 von seiner Hauptstadt Berlin, welche dem Zug der französischen Truppen bloß gestellt war, nach Breslau und schloß dort am 27. und 28. Februar einen Bund mit dem Kaiser Alexander von Rußland. Am 15. März kamen beide Monarchen persönlich zusammen und am 17. März erließ Friedrich Wilhelm den Aufruf von Kalisch an die Deutschen, welcher mit folgenden Worten schloß: „Mit Zuversicht dürfen wir vertrauen. Gott und ein fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen und mit ihm die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit!" Und begeistert erhob sich das Volk in Preußen, Eines Herzens und Sinnes mit dem König, für ihn, für die Nationalehre, für die Unabhängigkeit zu kämpfen. Schon hatte es im Stillen die alten Waffen hervorgesucht und sich fleißig geübt, sie zu gebrauchen. Aus freiem Antrieb eilten Jünglinge und Männer von ihren Familien, Aemtern und Gewerben fort, um in den Reihen des Heeres fürs Vaterland zu kämpfen; bei jedem Regiment standen „freiwillige Jäger" zusammen, die edelsten Jünglinge, meist aus den höheren Ständen, die sich auf eigene Kosten bewaffneten. So wuchs das stehende Heer schnell auch an Zahl eben so mächtig heran wie an Muth. Außerdem trat auch die alte, tief im Wesen des Volkes gründende Nationalbewaffnung, die Landwehr, in ihr gutes altes Recht; die Bürger und Bauern, von den Gemeinden bekleidet, bildeten die Landwehr und der König stellte ihre Führer an Ehre und Rang denen des stehenden Heeres gleich. Und wenn die Landwehr auszog, da weihten sie die Priester zum heiligen Kampf, da erklangen die Glocken von allen Thürmen, da bebte jedes Herz von freudiger, süßer Hoffnung fürs Vaterland, und so manches bange „Lebewohl" von den Lippen der Mütter, der Hausfrauen, der Bräute

Auszug der Freiwilligen.

scholl den Wehrmännern nach. Weil die Kräfte der Regierung tief erschöpft waren, brachte das Volk freiwillige Beisteuern, auch der Aermste trug freudig seinen Sparpfennig zum allgemeinen Gut herbei. So thaten auch die Frauen und Jungfrauen, sie verkauften ihre Geschmeide, ja manches deutsche Mädchen schnitt sich das Haar vom Scheitel, verkaufte es und brachte den Erlös dem Vaterlande dar; andere Jungfrauen zogen Mannskleider an und stellten sich so in die Reihen der Kämpfer, gleichwie jene Heldenfrauen des deutschen Volkes in alter Zeit gethan haben. So stand der alte kriegerische Geist des deutschen Volkes kund in lohen Flammen, und begeisterte Sänger, Ernst Moritz Arndt, Theodor Körner, Max von Schenkendorf, fachten sie durch den Odem des Liedes noch mächti-

ger an. Preußen hatte kühn den ersten Schritt in der gemeinsamen Sache des ganzen deutschen Vaterlandes gethan; Oesterreich hielt sich noch neutral, der ganze Rheinbund, so wie besonders Sachsen, dessen König durch Bande der Dankbarkeit an Napoleon gebunden zu sein glaubte, stand noch für die Fremdherrschaft. Napoleon hatte indessen mit ungeheurer Kraftanstrengung zum Kampf gerüstet, ein neues Heer geschaffen, schnell in den Waffen geübt und ins Feld geführt. Er vertraute auf seine Kriegskunst und auf den Zauber, den sein Ruhm über seine Schaaren ausübte; und wahrlich: dem geringsten französischen Soldaten schlug das Herz hoch vor Stolz, daß er unter Napoleon focht, der Frankreichs Namen groß gemacht hatte auf der weiten Erde. Und so hoffte Napoleon, mit seiner frischen Macht den Sieg zu erringen.

Der Krieg begann im Frühjahr 1813. Truppenabtheilungen der verbündeten Preußen und Russen zogen durch Norddeutschland; Hamburg und Lübeck wurden befreit, und der Herzog von Mecklenburg-Strelitz riß sich zuerst los von Frankreich mit dem schönen Ausruf: „Mit Gottes Hilfe werd' ich mich der Ehre werth zeigen, ein deutscher Fürst zu sein!" Bei Lützen und Groß-Görschen geschah (am 2. Mai) die erste große Schlacht. Da siegte Napoleon, aber er hatte den Muth der jungen preußischen Krieger kennen gelernt. Die Verbündeten flohen nicht, sondern zogen sich, trefflich geordnet und dem Feinde Trotz bietend, über die Elbe zurück. Bei Bautzen geschah (vom 19. bis zum 21. Mai) eine zweite Schlacht, und auch da siegte Napoleon, aber auch da behaupteten die Deutschen und Russen den Rückzug in geschlossenen Heeresmassen, daß die Feinde es nicht wagen konnten, sie zu verfolgen. An der Spitze der Preußen stand der alte Blücher, ein Jüngling trotz des Silberhaars, ein erbitterter Feind der Franzosen, des deutschen Volkes Liebling, des Heeres Abgott. Er rückte nach Schlesien, — Napoleon ihm nach; aber dieser wagte es nicht, den alten Blücher anzugreifen, denn hinter ihm standen der russische General Tettenborn, die Truppen der Hansestädte und eine todeskühne Freischaar aus den edelsten deutschen Jünglingen, unter dem Major Lützow. Das war Lützows „wilde, verwegene Jagd"; so hat sie einer von ihnen getauft, der Dichter glühender Freiheits- und Kriegslieder, Theodor Körner (geboren 1791), dem das Vaterland lieber war als seine Braut und als aller Dichterruhm.

Indessen waren beide Gegner, Franzosen und Deutsche, erschöpft und schlossen unter sich einen Waffenstillstand, welcher vom 4. Juni bis zum 6. Juli dauern sollte. Während dieser Zeit geschahen Verhandlungen von Seiten der Verbündeten mit Schweden und Dänemark. Aber dies letztere schloß sich neuerdings an Frankreich an, weil Schweden Norwegen haben wollte und sich um diesen Preis für England und Rußland entschied. Da ließen die Dänen, welche in Hamburg einzogen, die Franzosen in diese Stadt

Lützows Freischaar.

ein; die aber mißhandelten sie aus heißem Grimm aufs Aeußerste. Mittlerweile bot Oesterreich die Hand zu friedlicher Vermittlung des großen Kampfes; der edle Scharnhorst aber, welcher in der Schlacht bei Lützen gefährlich verwundet worden war, begab sich nach Prag, angeblich zur Heilung seiner Wunde, eigentlich, um Oesterreich zur Theilnahme an der gemeinsamen Sache aller Deutschen zu bestimmen; so fürs Vaterland wirkend, starb er zu Prag am 28. Juni 1813, ein echter Volksmann, weil er die uralte deutsche Nationalbewaffnung wieder erweckt; Max von Schenkendorf sang ihm nach: „er wird im Volke leben, besser als in Stein und Erz.“ Napoleon hoffte noch immer, Oesterreich für seine eigene Sache zu

gewinnen, indem er ihm Schlesien anbot, weil Preußen nach seinem sogenannten „Abfall" von Frankreich nichts als seine Auflösung von Napoleon zu erwarten habe. Doch alle Künste Napoleons täuschten den Scharfblick des österreichischen Staatsmannes, des Grafen (jetzt Fürsten) Metternich nicht, welcher Napoleons Verlegenheit erkannte und dessen alte Politik durchschaute, Preußen und Oesterreich durch gegenseitiges Mißtrauen von einander fern zu halten. Diese Politik hielt nun nicht länger Stich und andrerseits gab Napoleon auch durchaus in keinem Stück nach. Er fühlte tief, daß jetzt Alles auf dem Spiel stand, daß die Losung für ihn nur „Sieg oder Untergang" war. Oesterreich aber sah nun immer deutlicher ein, daß es auch in dem Falle, wenn es sich Napoleon anschlösse, doch gar nichts gewinnen könnte, weil dieser gewaltige Mann stets wieder nach seiner bloßen Willkür verfahren würde; Oesterreich erkannte den Geist und Willen, welcher die ganze deutsche Nation bewegte, und so erklärte es sich denn am 12. August 1813 offen gegen Napoleon. Am 15. August vernahm es dieser zu Dresden, wo er sich aufhielt. Nun, da die alte Eifersucht zwischen Preußen und Oesterreich aufgehört hatte, da beide im Augenblick der dringendsten eigenen Gefahr nur das deutsche Nationalinteresse im Auge haben mußten, nun war die Macht des fremden Herrschers über Deutschland, welche sich bisher durch jene Eifersucht erhalten hatte, im Grunde erschüttert. Indem aber Preußen und Oesterreich den Volkswillen feierlich anerkannten, machte das Volk, treu und bieder, die Sache der Fürsten zu seiner eigenen.

Am 10. August hatten Preußen und Rußland, am 12. August (wie schon gesagt) auch Oesterreich den Krieg gegen Napoleon angekündigt. Alle drei Mächte hatten indessen die Zeit des Waffenstillstands benützt, um trefflich zu rüsten. England, Frankreichs alter Feind, unterstützte sie mit Waffen und Geld; der Kronprinz von Schweden stand als ihr Bundesgenosse mit einem großen Heere in Norddeutschland, um Berlin und Brandenburg zu decken. In Böhmen war die österreichische Hauptmacht unter dem Oberbefehl des Fürsten Schwarzenberg aufgestellt, auch mit preußischen Truppen (unter dem General Kleist) und mit russischen verbunden. Die preußische Hauptmacht stand unter dem alten Blücher in Schlesien; eine Heeresabtheilung befehligte York, eine russische unterstützte sie. Napoleon befand sich mit dem Kern seiner Heeresmacht in der Gegend von Dresden. Wohin er sich nun wenden mochte, überall mußte er einer feindlichen Armee begegnen, während die beiden andern ihm im Rücken und an der Seite standen; das war der großartige Kriegsplan der Verbündeten. Napoleon beschloß, mit größter Macht auf das schlesische Heer loszustürzen und es einzeln zu überwinden, zu gleicher Zeit das österreichische durch Besetzung der böhmischen Gebirgspässe zurückzuhalten, und eine dritte Armee gegen Berlin zu schicken. Aber klug vermied der alte Blücher eine Schlacht, und

Schwarzenberg rückte in der Richtung gegen Dresden heran; da zog sich Napoleon schnell dahin zurück und ließ den Marschall Macdonald mit achtzigtausend Mann in Schlesien. Den Anschlag auf Berlin aber vereitelten die Preußen unter Bülow in der Schlacht bei Großbeeren (am 23. August). Mittlerweile rückte die Armee der Verbündeten aus Böhmen gegen Dresden heran. Dort besiegte sie Napoleon am 26. und 27. August und sie mußte nach Böhmen zurück weichen, hinter ihnen her zog eine französische Armee, um die Verbündeten in den Gebirgspässen einzuschließen und zu vernichten. Von Pirna her eilte der französische General Vandamme entgegen. Aber am 29. und 30. August wurde er bei Kulm und Nollendorf von den Verbündeten besiegt und mit seinem Kriegsvolk gefangen genommen. Mittlerweile zog der kühne Blücher in Schlesien der französischen

Blücher an der Katzbach.

Armee wieder entgegen und traf sie am 26. August an der Katzbach. Da ruft der alte Held seinen Kriegern zu: „Nun hab' ich genug Franzosen herüber! jetzt, Kinder, vorwärts!" Dies „Vorwärts!" dringt Allen und Jedem ins tiefste Herz. „Hurrah!" jauchzen sie und stürzen auf den Feind. Der Regen schießt in Strömen herab, an ein Feuern ist nicht zu denken, und mit gefälltem Bajonett bricht das Fußvolk, mit geschwungenem Säbel die Reiterei in die Franzosen ein, — der alte Blücher, das Schwert in der Faust, Allen voran. Mann an Mann, Herz an Herz, wird gefochten mit Muth und Wuth, bis die Feinde wanken und flieh'n. Zürnend rauschten die wilden geschwollenen Wasser und rissen die Flücht'gen hinab, achtzehntausend Feinde wurden gefangen, die ganze Armee Macdonalds war aufgelöst. Macdonald selbst entfloh mit einem kleinen Haufen nach Dresden. Durch diese Schlacht an der Katzbach wurde Schlesien vom Feinde gerettet. Der alte Blücher ward vom König zum Feldmarschall erhoben, und die Preußen nannten ihn von nun an bloß ihren „Marschall Vorwärts". Später erhob ihn der König zum Fürsten, mit dem Beinamen von Wahlstadt. Als die drei verbündeten Monarchen die Nachricht vom Sieg an der Katzbach erfuhren, hielten sie in Töplitz (am 3. September) ein großes Dankfest und priesen den allmächtigen Gott. Inzwischen hatte Bülow mit dem Kronprinzen von Schweden die nach der Schlacht von Großbeeren fliehenden Franzosen verfolgt. Napoleon schickte ihnen nun den Marschall Ney, einen seiner besten Helden, an die Elbe entgegen. Er sollte geradeswegs auf Berlin losrücken und es erobern. Mit achtzigtausend Mann brach Ney von der Elbe auf, täuschte den Kronprinzen von Schweden durch geschickte Hin- und Herzüge, und griff dann plötzlich am 6. September die Preußen unter Bülow und Tauenzien bei Dennewitz nicht weit von Jüterbock an. Da hielten die Preußen, welche viel geringer an Zahl waren, mit bewundernswerther Tapferkeit und Ausdauer den Angriff der überlegenen französischen Armee aus, und errangen den Sieg, bis am Abend die Schweden und Russen herbeikamen, die Niederlage der Franzosen vollendeten und die Fliehenden verfolgten. Von nun an zog Napoleon mit seinen Schaaren hin und her, um die schlesische Armee zum Kampfe zu zwingen und die böhmische von Angriffen abzuhalten; aber klug vermieden sie den Kampf, während er seine Truppen erschöpfte. Zugleich wurden seine Generale von allen Seiten besiegt und nach Dresden zurückgedrängt; der kühne Russe Czernitscheff ritt zu Ende September mit seinen Kosaken nach Kassel, verjagte den König Hieronymus und kehrte dann, wie im Sturm, an die Elbe zurück. Am 3. Oktober zog der alte Blücher, der rechte „Vorwärts", ungeduldig über die Elbe, wo zwanzigtausend Franzosen unter dem General Bertrand bei Wartenburg standen, York griff sie mit seinen tapfern Preußen an und erstürmte ihre Verschanzungen. Nun zog Blücher nach Düben und vereinigte sich mit dem Nordheer, das bei Dessau über die Elbe gezogen war.

Die böhmische Armee rückte gleichfalls heran. Da verließ Napoleon (am 7. Oktober) Dresden, wandte sich nach Leipzig und zog dort den ganzen Rest seiner Streitmacht (zweimalhunderttausend Mann) zusammen, um einen entscheidenden Kampf zu wagen. Von allen Seiten zogen die verbündeten Heere (im Ganzen dreimalhunderttausend Mann stark) heran. Aber noch bevor es auf jenen großen Feldern, wo einst Gustav Adolf glorreich gestritten, zur Schlacht kam, nämlich schon am 8. Oktober, hatte sich der König Maximilian von Baiern vom Bunde mit Napoleon losgerissen, an Oesterreich angeschlossen und sein Heer, unter dem General Wrede, mit dem österreichischen vereinigt. Es ging an den Mainstrom. Dieser Beitritt Baierns zur deutschen Nationalsache erschütterte auch die Anhänglichkeit der andern Fürsten und Truppen des Rheinbundes für den fremden Gebieter.

Am 16. Oktober begann auf den Feldern von Leipzig der Entscheidungskampf, welchen man „die Völkerschlacht" genannt hat. Auf dem linken Flügel gewann Napoleon gegen den Fürsten Schwarzenberg das Uebergewicht und schon verkündigte er freudig seinen Sieg; aber der Marschall Vorwärts überwand auf dem rechten Flügel, bei Möckern, wo die Preußen löwenkühn kämpften. Am folgenden Tage schwieg die Schlacht und neue Heereshaufen zogen den Verbündeten zu, während Napoleon am 16. bereits funfzigtausend Krieger verloren hatte. Am 18. Oktober entbrannte der Kampf wieder und furchtbarer als das erste Mal. Da eilten plötzlich mitten in der Schlacht mehrere königlich sächsische Anführer mit ihren Truppen aus dem französischen Heer und stellten sich in das der Verbündeten. Nun konnte sich Napoleon trotz seiner Kriegskunst, seines Scharfblicks, seiner Kühnheit und Ausdauer, trotz des Heldenmuthes seiner Soldaten, gegen die Uebermacht der begeisterten Deutschen nicht mehr halten. Nach neun Stunden des erbittertsten Kampfes war endlich das Loos entschieden und Napoleon besiegt. Die Franzosen wurden am Abend bis dicht an die Mauern Leipzigs gedrängt und Napoleon entschloß sich zum Rückzug. Während er floh, wurde Leipzig am 19. Oktober von den Siegern erstürmt und der König von Sachsen, welcher sich darin befand, als Napoleons Bundesgenosse, gefangen genommen; er mußte sein Land der Verwaltung der Verbündeten überlassen und fortan in Berlin wohnen. Vierzigtausend Leichen von den Verbündeten, ebenso viele von den Franzosen deckten das Schlachtfeld von Leipzig, zahllose Verwundete hauchten im scharfen Frost unter Gottes freiem Himmel das Leben aus. Die Flucht des französischen Heeres war grausenhaft; über dem Elsterfluß stand nur eine einzige Brücke und diese wurde allzufrüh zerstört, während noch große Schaaren von Franzosen diesseits des Flusses kämpften. Da stürzten sich die Meisten in den Fluß, um sich durch Schwimmen zu retten, aber viele ertranken, so auch der tapfre Pole, Fürst Poniatowsky, in den Wassern der Elster; zahllose fielen in die Hände der Sieger. Durch diese Schlacht bei Leipzig war Napoleons

Macht gebrochen und Deutschlands Befreiung von seiner Oberherrschaft entschieden. Da jauchzte jedes deutsche Herz, das für Nationalehre und Freiheit schlug, und dankte Gott, daß er die Hoffnung, auf ihn gestellt, erfüllt hatte. Und die deutschen Sänger ließen nun Siegeslieder erschallen, am lautesten Max von Schenkendorf (geboren 1783, gestorben 1817), und Friedrich Rückert. Das klang wie Rollen des Donners, wie Schwertergeklirr, wie Brausen und Rauschen des zürnenden Rheinstroms; trunken von vaterländischer Begeisterung sang das Volk die Lieder nach. Aber ein edler Sänger, welcher durch seine Freiheitslieder Jung und Alt zum heiligen Kampf mit sich fortgerissen hatte, Theodor Körner, erlebte den großen

Körners Tod.

Tag nicht, an dem seine schönsten Hoffnungen fürs Vaterland erfüllt wurden. Schon am 25. August hatte ihn in einem Gefecht bei Gadebusch (im Mecklenburgischen) eine feindliche Kugel getödtet, nachdem er kurz zuvor das kräftige Lied gedichtet hatte, das mit den Worten anfängt: „Du Schwert an meiner Linken, was soll dein heitres Blinken?"

6.

Er hat die Welt, — sie ihn bezwungen.
Was ihm das Glück nicht ganz errungen, —
Im Weltmeer gibt es ihm das Leid,
Es krönt ihn mit Unsterblichkeit.

Napoleon floh mit seinem Heere gegen den Rhein zu, von den Siegern mit allem Eifer verfolgt. Da litten die Franzosen oft gräßliche Noth; Kranke, Verwundete, Sterbende blieben auf der Straße liegen und mancher tapfre Krieger rang am Wege mit dem Hungertod. Wie nun Napoleon mit dem Rest seiner Armee gen Hanau kam, stellte sich plötzlich der baierische General Wrede, welcher früher unter dessen Fahnen gedient, in den Weg, um ihm den Rückzug abzuschneiden; Wrede meinte, die Verbündeten wären den Besiegten schon dicht hinter den Fersen. Da richtete sich Napoleon, wie ein verwundeter Löwe, noch einmal in seiner ganzen Kraft auf, durchbrach (am 30. Oktober) das baierisch-österreichische Heer und führte den Rest seines Heeres (siebzigtausend Mann) rasch an den Rhein; am 2. November zog er mit dem größten Theil desselben über die Mainzer Brücke. Auf der Anhöhe bei Hochheim blieb noch sein treuer General Bertrand zurück, aber schon am 9. wurde auch dieser von den Verbündeten nach Mainz gedrängt. So war jetzt ganz Deutschland bis an den Rhein von den Franzosen befreit. Nur in den Festungen, welche sie früher besetzt hatten, befanden sich wohl noch einmalhunderttausend Mann, doch, weil sie rings von den Deutschen umschlossen, waren sie schon wie Kriegsgefangene; bald mußte sich eine jener Festungen nach der andern ergeben. Noch in demselben Jahre verlor Napoleon auch Holland und die Schweiz.

Schnell hatte sich nach Baierns Abfall von Napoleon der ganze Rheinbund aufgelöst und alle Fürsten desselben, bis auf den gefangenen König von Sachsen, hatten ihre Truppen mit denen der Verbündeten vereinigt. Der edle Dalberg flüchtete nach Konstanz und legte seine weltliche Herrscherwürde nieder. Die verbündeten Monarchen aber beriethen sich nun zu Frankfurt am Main über die Herstellung der allgemeinen Ruhe und boten am 1. December ihrem großen Gegner den Frieden an; Frankreich sollte unabhängig bleiben, aber ebenso auch jeder andere Staat Europas von

Frankreich; dies sollte den Rhein, die Alpen, die Pyrenäen und das Meer als Grenzen behalten. Denn nicht gegen Frankreich kämpften sie (so erklärten die Verbündeten), sondern bloß für die Ruhe und das Glück der Völker, und bevor diese nicht durch ein Gleichgewicht der Mächte gefestigt und gesichert seien, wollten sie die Waffen nicht aus den Händen legen. Napoleon aber rüstete mit der größten Anstrengung in Frankreich ein neues Heer, im stolzen Trotz gegen sein Unglück. Furchtlos sah er gegen sich ganz Europa in Waffen; nur eins achtete er zu gering, was ihm Verderben brachte, nämlich den inneren Zwiespalt in Frankreich selbst; denn, während die feigen Würdenträger des Staates ihm schmeichelten, gährte bereits, von vielen Seiten her geschürt, heimlich ein tiefer Haß gegen seine Gewaltherrschaft. Als er nun seine Entscheidung verzögerte, um dadurch Zeit zu gewinnen und seine Macht zu verstärken, brachen die Verbündeten die Unterhandlungen plötzlich ab und führten ihre Armee in drei großen Abtheilungen nach Frankreich; ihr Hauptheer unter Schwarzenberg ging in der Nacht vom 20. auf den 21. December 1813 bei Basel, Laufenburg und Schafhausen über den Rhein, — der alte Marschall Vorwärts in der Neujahrsnacht von 1814, unterm zwölften Glockenschlag, bei Manheim, Kaub und Koblenz. Rasch drängte sich jetzt auf französischem Grund und Boden Alles zur Entscheidung. Am 1. Februar siegt Blücher bei Brienne und La-Rothiere, und nun bieten die Verbündeten von Chalons aus nochmals Napoleon den Frieden unter ehrenvollen Bedingungen an. Er verwirft sie und verlangt dagegen allzugünstige. Da beginnt der Kampf aufs Neue. Noch einmal zeigt jetzt Napoleon in der drängenden Gefahr seine außerordentlichen Feldherrntalente im vollsten Glanz. Bald hier, bald dort, überall kühn und besonnen, siegt er, trennt die Macht der Verbündeten und entwirft die großartigsten Pläne. Die Verbündeten aber stürmen unaufhaltsam gen Paris vor; durch die Eroberung der Hauptstadt soll Napoleons Herrschaft zertrümmert werden. Vor den Mauern von Paris gewinnen sie eine große Schlacht, Paris ergibt sich und am 31. März ziehen sie als Sieger in diese Stadt ein. Schon am 1. April entsetzt der feige und treulose Senat, als höchste Staatsbehörde Frankreichs, Napoleon feierlich des Thrones; seine Anhänger, auf deren Treue er gebaut, fallen in der Noth von ihm ab, wie im Herbst das Laub vom Riesenbaum. Da entsagt Napoleon am 11. April zu Fontainebleau für sich und seine Erben der Kaiserkrone und muß sich auf die Insel Elba begeben, über welche er volle Selbstherrlichkeit erhält. Hierauf wird in Frankreich das Königthum für die bourbonische Familie wieder hergestellt und Ludwig XVIII. besteigt den Thron; Frankreich aber behält, kraft des zu Paris abgeschlossenen Friedens, seine Grenzen, so wie es sie vor dem Jahre 1792 hatte. Darüber zürnten alle vaterländisch gesinnten Männer in Deutschland, welche mit Recht gehofft hatten, daß Frankreich nun endlich seinen alten Raub, das

Elsaß und Lothringen, an Deutschland werde zurückgeben müssen.

Noch in demselben Jahre 1814 versammelten sich viele deutsche Fürsten und Bevollmächtigte der übrigen in Wien, um die Staats-Verhältnisse Deutschlands zu ordnen, welche durch die Auflösung der alten Reichsverfassung und das, was sich daran knüpfte, so vielfach verwirrt worden waren; diese Versammlung zu Wien, welche im November eröffnet wurde, hieß der Kongreß. Damals hofften gar viele Männer und Jünglinge in Deutschland die Wiederherstellung des deutschen Reiches, aber auch die der Volksfreiheit, wenigstens eine gesetzliche Beschränkung allzugroßer Willkür und Erleichterung der Lasten. Aber eben so drangen auch wieder andere, besonders Adel und Geistlichkeit, auf die Wiederherstellung ihrer früheren Vorrechte; kurz: alle Leidenschaften regten sich ungestüm durch den Eigennutz jedes Einzelnen. In dem großen Gewirre vielfacher Wünsche und Forderungen bildete das Schicksal Sachsens und seines Königs den Mittelpunkt. Sachsen sollte an Preußen fallen und Rußland dafür Polen erhalten. Vergeblich waren die Einreden und Gründe des sächsischen Königs, welcher sich darauf berief, daß ja auch Baiern und Würtemberg, welche gleichfalls früher zum Rheinbunde gehört hatten, doch im Besitz ihrer Würden und Länder geblieben waren; seine Worte verhallten vor der Uebermacht. Vergeblich verwandte sich Baiern für die Erhaltung Sachsens; vergeblich sagte Talleyrand, der schlaue Unterhändler Frankreichs: „Wenn man den König von Sachsen verurtheilt, so ist in seiner Person die Person jedes Königs, so ist das göttliche Recht aller Herrscher, die Legitimität, preisgegeben." Von der Zeit an kam dies fremde Wort „Legitimität" in Deutschland auf, und wurde häufig von Wohldienern in der Art ausgelegt, als könne ein Machthaber alles, was er thut, kraft eines „göttlichen" Rechtes thun, welches über alles menschliche erhaben sei; — Gott erhalt' uns und den Fürsten nur das „menschliche" Recht, denn sonst hätte ja ein Mensch (und also auch ein Fürst) gar kein Recht mehr und es stünde schlimm um Treu' und Glauben auf Erden! Leider ahnten die Machthaber das eitle Spiel nicht, das mit jenem Worte getrieben wurde und noch künftig getrieben werden sollte, sie hielten es für einen Zauber, welcher sie vor dem Volk schützen könne. Ueberhaupt begann man sich schon so bald, da kaum das Vertrauen und die Kraft des Volkes Deutschland und die Machthaber gerettet hatten, eben vor dem Volk zu fürchten, grade als ob dies ein geborner Feind der Regierungen sein müsse. Nein, das ist es nicht, und war's nie; und wahr ist, was ein edler Dichter, der noch lebt, Ludwig Uhland, so schön sagt:

„Der Deutsche ehrt in allen Zeiten
Der Fürsten heiligen Beruf,
Doch liebt er frei einherzuschreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erschuf."

Wenn das Volk auch tief seine ursprünglichen Rechte fühlt, so achtet es doch wieder eben so sehr die seiner Fürsten; und nur in dieser wechselseitigen Achtung liegt die Gewährleistung aller Ruhe und bürgerlichen Ordnung, liegt die Liebe des Volkes zu den Fürsten begründet; alle wahre Liebe überhaupt entspringt einzig aus Achtung und kann nur so lang währen als diese. Das ist die Wirkung des großen Sittengesetzes, welches Maß auflegt nicht nur den Schwachen, sondern auch den Gewaltigen.

Während nun die Machthaber damals auf dem Wiener Kongreß unter sich stritten, so daß darüber in allen deutschen Landen leider gar viel Zwietracht und Mißtrauen erwuchsen, erfuhren sie plötzlich folgende Kunde, welche sie alle sehr erschreckte: „Napoleon hat die Insel Elba verlassen und ist (am 1. März 1815) nach Frankreich zurückgekehrt." Und so war's auch. Alle Soldaten schlossen sich dort schnell an den Mann des Ruhms an; die bourbonische Königsfamilie entfloh vor ihm in großer Angst, und wie im Triumph zog Napoleon rasch in Paris ein. Da erneuerten Oesterreich, Preußen, Rußland und England ungesäumt ihren Bund gegen den gemeinsamen Feind; auch das deutsche Volk vergaß jetzt jeden Zwiespalt der Meinungen und erglühte aufs Neue von tiefem Haß gegen jenen außerordentlichen Mann, von dessen gewaltiger Kraft es eine neue Unterdrückung des Vaterlandes befürchtete. Und abermals ziehen die Heere der Verbündeten über den Rhein. Im Süden rückt Schwarzenberg heran, in den Niederlanden eilen der alte Marschall Vorwärts und der Feldherr des englischen Heeres, Lord Wellington, heran. Napoleon greift am 15. Juni die Preußen, — sein Treuer, der Marschall Ney, die Engländer an; da leuchtet des Kaisers Glücksstern zum letzten Mal. Bei Ligny geschieht (am 16. Juni 1815) eine furchtbare Schlacht. Der alte Held, der Blücher, wird mit Macht zurückgedrängt, das Pferd ihm unterm Leib erschossen, er liegt darunter, die französischen Küraſſiere sprengen heran, die Preußen sind schon vorüber; da springt Graf Nostiz, der bei Blücher ist, vom Pferde, jagt es ins Weite, daß die Feinde den Heldengreis nicht gewahren sollen, hält treu bei ihm aus und, wie die Feinde vorüber sind, zieht er ihn unter dem Pferde hervor. So ist Blücher gerettet, besteigt ein frisches Roß und jagt zu den Seinigen zurück. Aber die Schlacht ist für die Verbündeten verloren. Auch Wellington wird bei Quatrebras besiegt; dort sinkt ein theurer deutscher Held, der Herzog von Braunschweig, in sein Blut. Aber zwei Tage darnach, am 18. Juni 1815, siegen die Verbündeten entscheidend bei Waterloo oder Belle Alliance. Dort kommt Napoleon selbst in Gefahr, gefangen zu werden; nur schnelle Flucht rettet ihn; er läßt seinen Wagen, seinen Hut und seinen Degen zurück. Den Sieg der Verbündeten entschieden die heldenhaften Anstrengungen ihrer Truppen und insbesondere der Zutritt ansehnlicher preußischer Heermassen am Abend des Schlachttages. Vergeblich versucht nun Napoleon hinter dem Loirestrom noch Widerstand.

Blücher bei Ligny.

Er sieht endlich, daß Alles verloren ist, und verzichtet nun abermals auf die Krone, doch zu Gunsten seines jungen Sohnes. Die Verbündeten ziehen hierauf am 7. Juli 1815 zum zweiten Mal siegreich in Paris ein; Napoleon will nach Amerika flüchten, und besteigt, Englands Großmuth vertrauend, ein englisches Schiff. Doch schon haben ihn alle Mächte Europas geächtet und er wird gefangen. Nun bringt man diesen außerordentlichen Mann, welcher Könige zu seinen Füßen, welcher ganz Europa vor sich zittern gesehn, auf Befehl der Mächte, auf das öde Eiland Sankt Helena, das fern von allen bewohnteren Länderstrecken im stillen Weltmeer liegt.

Dort saß er gefangen; mit schändlicher Grausamkeit mißhandelte ihn sein englischer Scherge Hudson Lowe. Bis zum Jahre 1821 ertrug Napoleon sein Unglück mit einer Größe, welche sein Andenken ehrt und ihm die Herzen aller gebildeten Menschen wieder gewann. Am 5. Mai 1821 starb der gewesene Herr der Welt, seines Sohnes gedenkend, auf dem Eilande St. Helena; eine Weide beschattet sein einsames Grab. Erst im Jahre 1840 wurden Napoleons irdische Reste, wie es der Kaiser einst gewünscht hatte, nach Frankreich gebracht und in Paris feierlich bestattet. — Napoleons Unglück war aus Mißachtung der Freiheit entsprungen; aber sein Unglück hat seine Schuld gesühnt und sein Ruhm leuchtet fortan durch alle Jahr-

Kaiser Franz und der Herzog von Reichstadt.

hunderte. Seine Gemahlin, die gewesene Kaiserin der Franzosen, wurde nach seinem Sturz zu einer einfachen Herzogin von Parma, sein Sohn, der in der Wiege schon König von Rom gewesen, zu einem „Herzog von Reichstadt" gemacht und am Hofe seines Großvaters, des Kaisers Franz, in Wien erzogen. Der hatte den Sohn des Helden gar lieb, und der junge Napoleon wuchs stattlich heran, reich an Talenten und zu den schönsten Hoffnungen berechtigend; die begeisterten Anhänger des Kaisers in Frankreich nannten den Jüngling den „Sohn des Mannes!" Er starb in der Blüthe seiner Jahre, am 22. Juli 1832, in eben demselben Schlosse Schönbrunn, wo sein Vater vor zwei und zwanzig Jahren die Geschicke der Welt gelenkt hatte.

7.

Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle,
Seid einig, einig, einig!

Schiller.

Mittlerweile hatten die Verhandlungen der Fürsten ihren Verlauf genommen und das Schicksal des Königreichs Sachsen wurde entschieden. Es wurde zertrennt, und ein großer Theil desselben mit Preußen vereinigt, der König von Sachsen mußte am 15. Mai 1815 darein willigen. Sieben Tage darnach (am 22. Mai) versprach der König von Preußen seinem Volke eine „Repräsentation des Volkes." Hierauf vereinigten sich die deutschen Fürsten, so wie die vier noch übrigen freien Städte Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt am Main, alle selbstherrlich, zu einem „beständigen, unauflöslichen, völkerrechtlichen Verein, welcher in seinem Inneren als eine Gemeinschaft selbstständiger, unter sich unabhängiger Staaten mit wechselseitigen gleichen Vertragsrechten und Vertragsobliegenheiten, in seinen äußeren Verhältnissen aber als eine in politischer Einheit verbundene Gesammtmacht besteht," dem deutschen Bunde, durch die sogenannte Bundesakte, welche am 8. Juni 1815 unterzeichnet und in die Wiener Kongreßakte vom 9. Juni 1815 aufgenommen wurde. Da vereinigten sich der Kaiser von Oesterreich, die Könige von Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover (dessen Kurfürst, der König von England, sich schon 1814 die königliche Würde für Hannover beigelegt hatte) und Würtemberg, der König der Niederlande, wegen des deutschen Landes Luxemburg, das er besaß, und der König von Dänemark, wegen des deutschen Herzogthums Holstein, der Kurfürst von Hessen-Kassel und die Großherzoge von Hessen, von Baden, von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, von Sachsen-Weimar und von Oldenburg, die Herzoge von Braunschweig, Nassau, die sächsischen Herzoge

von Gotha, Koburg, Meiningen und Hildburghausen, die drei Herzoge von Anhalt, die Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt und Sondershausen, von Lippe-Detmold und Schaumburg, von Waldeck, von Hohenzollern-Sigmaringen und Hechingen, von Reuß (älterer und jüngerer Linie), von Liechtenstein, und später auch der Landgraf von Hessen-Homburg, endlich jene vier freien Städte, als deutsche Bundesstaaten zu dem Zwecke: „Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der im Bunde begriffenen Staaten und Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit Deutschlands." Alle sollten durch ihre Gesandten einen immerwährenden Bundestag bestellen, und zwar in Frankfurt am Main; da sollten die allgemeinen Angelegenheiten durch Stimmen (wobei man die Größe der einzelnen Bundesstaaten einigermaßen als Anhaltspunkt nahm) berathen und entschieden werden, unter dem Vorsitz Oesterreichs. Dieser Bundestag sollte die Grundgesetze für den Bund abfassen. Streitigkeiten einzelner Bundesglieder unter einander sollten zuerst durch einen Ausschuß der Bundesversammlung vermittelt, und, wenn dies vergeblich wäre, durch ein eigenes „Austragsgericht" entschieden werden. Die Wehrverfassung des Bundes wurde erst später völlig geregelt. Die ganze Kriegsmacht desselben beträgt in zehn Armeekorps 292,377 Mann mit 594 Kanonen, und eine Reserve-Infanterie-Division von 11,116 Mann; jeder Bundesstaat stellt dazu den einhundertsten Theil seiner (damaligen) Bevölkerung. Was nun das Volk betraf, so verpflichtete sich der Bund, den Rechtszustand zwischen Regierungen und Unterthanen aufrecht zu erhalten. Folgende verbindende Grundbestimmungen wurden ferner festgesetzt: Durch den dreizehnten Artikel der deutschen Bundesakte wurde jedem Lande eine landständische Verfassung, durch den sechzehnten wurde die bürgerliche Gleichstellung der Genossen aller christlichen Glaubensbekenntnisse, durch den achtzehnten die Freizügigkeit, d. i. das Recht, von einem deutschen Staate in den andern überzuziehen, zugesichert. Zugleich versprach die Bundesversammlung, sich gleich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Buchhändler gegen den Nachdruck zu beschäftigen; ebenso versprach sie, die Befreiung des Handelsverkehrs innerhalb der Bundesstaaten zu Stande zu bringen. So war die neue Bundesverfassung der deutschen Staaten bestellt. Bald nach dem Abschluß derselben, nämlich am 26. September 1815, errichteten die Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland unter sich den sogenannten „heiligen Bund", worin sie sich wechselseits feierlich verpflichteten, zur Ehre Gottes und zum Heil der Völker, zur Erhaltung des Friedens und der Gerechtigkeit zu regieren. Am 20. November schlossen sie endlich zu Paris auch mit Frankreich Frieden, worin dies siebenhundert Millionen Francs als Kriegskosten bezahlen und mehre Festungen auf deutschem Boden abtreten mußte, dagegen das Elsaß

und Lothringen behielt. Die Unabhängigkeit zweier andrer uraltdeutscher Länder, nämlich der Niederlande (des vereinigten Hollands und Belgiens als Königreich unter dem Hause Nassau-Oranien) und der Schweiz (als eines Bundes von Freistaaten), blieb gleichfalls bestätigt. Preußen und Oesterreich vergrößerten ihren Staatsumfang; das erstere erhielt das Großherzogthum Posen, Schwedisch-Pommern, die Hälfte von Sachsen, einen großen Theil Westphalens und am linken Ufer des Rheins alles Land von Bingen bis Kleve hinab, bis Aachen gen Westen; Oesterreich erhielt die Lombardei und Venedig, Dalmatien, Tyrol, Vorarlberg, Salzburg und einen Theil von Gallizien.

Einen großen wichtigen Vortheil hatte alles deutsche Land jenseits des Rheins (welches nun größtentheils zu Preußen, sodann zu Baiern und zum Großherzogthum Hessen gehörte) durch die französische Besitzergreifung gewonnen und behalten, nämlich — außer mancher anderen trefflichen Anstalt — das französische Gerichtswesen mit Oeffentlichkeit und Geschwornen. Das ist bekanntlich ein urdeutsches Institut und so wurde durch eine wunderbare Fügung wenigstens für einen Theil des deutschen Volkes das eigenste Gut des ganzen, gerade in der Zeit der Fremdherrschaft und durch diese, gerettet. Möge das edle Rheinland dies theure Gut fort und fort treu bewahren!

8.

Das Gedeihen bleibet fern,
Wo Liebe fehlet und Vertrauen.
Uhland.

Kaum war die neue Ordnung der deutschen Staaten festgestellt, so regten sich in Deutschland und außerhalb desselben mehre Parteien, um sie zu erschüttern. Sehr viele von jenen begeisterten Männern, welche die Freiheit Deutschlands mit erkämpft hatten, glaubten, daß dieses Ziel durch die neue Ordnung im Innern Deutschlands noch nicht erreicht sei. Die große Aufregung des Kampfes zitterte noch in den kräftigen Herzen der deutschen Jugend nach; noch sang sie die Freiheitslieder, noch entzündete sie am Jahrestag der Leipziger Schlacht, dieses „Aller-Deutschen-Festes", Freudenfeuer auf Bergesgipfeln. Die Jugend, so wie die meisten Freunde des Vaterlandes, schwärmten für eine Wiederherstellung des weiland deutschen Reiches, und, indem sie so die Aufrichtung der alten Form mit der Sehnsucht nach einer Freiheit verbanden, welche älter war als diese Form, vergaßen sie, daß sich ihr Traum nicht mehr verwirklichen ließ. Sonderbarerweise stützten sie sich auf die Geschichte und erwogen nicht, daß sich nach den hö-

heren Gesetzen derselben alles Wesentliche der Menschheit nie in einer Form erneuert, welche einmal wohl tauglich war, aber dann eben so verwes't wie die Schale um den Keim in der Erde; sie vergaßen, daß der Geist der Menschheit reich genug ist, um aus sich selbst für neue Entwickelungen auch neue Formen zu erschaffen. So huldigte jene Partei voll Sehnsucht nach Volksthum und Freiheit (sie hieß die „liberale"), insbesondere in ihrer zu weit getriebenen, aber durch die Verhältnisse allerdings erklärlichen Deutschthümlichkeit, Anlehnung an feudale Einrichtungen und Haß gegen alles (wirkliche oder eingebildete) Fremdländische, theilweise unbewußt dem Rückschritt. Im schärfsten Gegensatz zu dieser liberalen Partei regte sich sehr gewaltig eine andere, welche auch auf die Geschichte zurück gehen, aber darin einen Rechtsgrund für die Vergrößerung der Willkür finden wollte. Zu dieser Partei gehörten der Adel und ein großer Theil der katholischen Priesterschaft, welche besonders durch die Wiederherstellung der Jesuiten (1814), aber auch auf anderen Wegen wieder an die Interessen der römischen Hierarchie gebunden war. Vergeblich warnte damals der edle Freiherr von Wessenberg, selbst ein katholischer Priester, aber von echtdeutschem Herzen; vergeblich brachte er die Idee einer von Rom unabhängigen deutschen Nationalkirche, auf dem Grunde gemeinsamer bischöflicher Hirtengewalt, wieder in Anregung; man beachtete seine Warnungen nicht; man dachte nicht daran, daß die römische Hierarchie bloß ihre alte Gewalt wieder erlangen und zur Trennung des Staates von der Kirche mißbrauchen, daß sich die Jesuiten nur vorerst wieder festsetzen wollten, und daß einst wohl noch eine Zeit kommen könne, in welcher die Jesuiten, nach ihrer alten unveränderten Moral, wenn es ihnen zweckdienlich vorkäme, eben so versuchen würden, das Volk gegen die Fürsten einzunehmen, wie damals die Machthaber gegen das Volk. Aber man hielt damals die Geistlichkeit, so wie den Adel und die stehende Heeresmacht, für die einzige Stütze der Regierungen, ohne an die rettende Volkstreue zu denken, und so trat diese Adels- und Priesterpartei (die sogenannte „aristokratische") immer dichter um die Fürsten, zwischen diese und das Volk. Dieses, besonders aber die Jugend, erregte den Argwohn der Regierungen. Einen Schein dazu gab 1817 das Wartburgfest. Die Studenten einiger mitteldeutschen Hochschulen versammelten sich nämlich auf der Wartburg, um dort das Jubelfest der Reformation zu begehen. Bei diesem Anlaß verbrannte Abends, nachdem die meisten Festfeiernden sich bereits nach Eisenach zurückbegeben hatten, eine noch auf der Wartburg zurückgebliebene kleine Zahl, vom Zorneifer hingerissen, (nach dem Vorbild Luthers) mehre gegen die deutsche Freiheit feindselig abgefaßte neuere Schriften und verschiedene Sinnbilder dessen, was man in den Einrichtungen einzelner deutscher Staaten gehässig fand.

Zugleich vereinigten sich sehr viele Studenten zu einer großen deutschen „Burschenschaft", wodurch die früheren Studentenverbindungen, die soge-

nannten „Landsmannschaften", aufgehoben werden sollten; Vaterlandsliebe, Freisinn und Sittlichkeit wurden als Zweck der Burschenschaft festgesetzt. Da nahmen die Besorgnisse der Regierungen zu und wurden noch durch fälschliche Anklagen gesteigert. Die Polizei mußte nun mit größter Wachsamkeit überall forschen und eingreifen; aber gerade dadurch wurde die Mißstimmung vermehrt. Noch heftiger jedoch wurde die Kühnheit, mit welcher einzelne servile (d. i. knechtischgesinnte) Schriftsteller die Grundsätze des Rückschrittes öffentlich zu vertheidigen, Freiheit- und Vaterlandsliebe aber zu verhöhnen wagten, — Angesichts der ganzen Nation, so kurz nach dem Befreiungskrieg! Dieses Treiben entflammte den Haß der Jugend vollends aufs Aeußerste. Man erfuhr außerdem, daß Rußland sich der Verbreitung der liberalen Ideen in Deutschland mit seinem ganzen mächtigen Einfluß widersetzte, und daß der leichtfertige Theaterdichter Kotzebue heimliche Schmähberichte über die deutschen Vaterlandsfreunde nach Rußland schickte. Da eilte ein schwärmerischer Jüngling, ein Student Namens Sand, verblendet von dem Wahn, „Deutschland an einem — Kotzebue zu rächen", nach Manheim, wo dieser lebte, und stieß ihm (1819) einen Dolch ins Herz. Sand wurde hingerichtet, und die Folgen seiner blutigen That waren für Deutschland sehr traurig. Denn nun schienen die Beschuldigungen der aristokratischen Partei gegen den Geist des Volks gerechtfertigt zu sein, und das Mißtrauen der Regierungen gegen das Volk und die Jugend erreichte den höchsten Grad. Es trat (1819) zu Karlsbad ein Kongreß zusammen und traf durchgreifende Maßregeln, um das Gespenst einer im Dunkeln schleichenden „Verschwörung zum Umsturz der bestehenden Rechtszustände" zu bannen. Die Burschenschaft wurde aufgehoben, das Tragen ihrer Farben (schwarz, roth und Gold) untersagt; die deutschen Hochschulen wurden der strengsten Aufsicht unterworfen und zu Mainz eine eigene Untersuchungsbehörde (die „Central-Untersuchungs-Commission") bestellt, um die Fäden des großen Gewebes aufzufinden, welches man über ganz Deutschland ausgebreitet wähnte. Da wurden viele freisinnige Lehrer verdächtig und von ihren Lehrstellen entfernt, wie der edle hochverdiente Professor Ernst Moritz Arndt in Bonn, der Dichter der Lieder: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", und „Was ist des Deutschen Vaterland"; manche flohen, viele Jünglinge wurden verhaftet. Das deutsche Volk im Ganzen und Großen hatte außerdem noch den Schaden, daß durch einen Beschluß des Bundestages, welcher auf den Beschlüssen des Kongresses zu Karlsbad beruhte, statt der in der Bundesakte versprochenen Preßfreiheit, 1819 vorläufig auf fünf Jahre eine strenge Censur eingerichtet und 1824 durch einen Bundestagsbeschluß auf unbestimmte Zeit verlängert wurde.

9.

Vertrag! — —
Es knüpfen seine heil'gen Bande
Den Volksstamm an das Fürstenhaus.
Uhland.

Mittlerweile waren in den meisten deutschen Staaten nach und nach jene landständischen Verfassungen eingerichtet worden, deren Einführung der deutsche Bund im dreizehnten Artikel der Bundesakte angeordnet hatte. Sie entwickelten sich unter verschiedenartigen Umständen, theils durch ein redliches Entgegenkommen der Fürsten, theils auch im harten Kampf gegen die Macht des Alten; und eben so verschiedenartig war auch die Bedeutung und die Form der einzelnen Verfassungen. Es ist in dieser Geschichte schon erzählt worden, worauf die Idee der Landstände beruht (nämlich auf der Vertretung Aller, d. i. des Volkes, durch Einzelne), wie diese Idee tief im deutschen Wesen begründet ist, wie sie sich geschichtlich ausgebildet hat und welche wichtigen Rechte die deutschen Landstände in alten Zeiten besessen haben zum gemeinsamen Besten der Fürsten und des Volkes. Diese ursprüngliche Idee der Volksvertretung mußte bei Einrichtung der neuen landständischen Verfassungen (oder „Konstitutionen") natürlich im Volk wieder lebendig werden. Man nahm nun aber die Form der französischen und der englischen Verfassung zum Muster. Die Landstände sollten sich nämlich in zwei Kammern versammeln, in der ersten die Standesherrn (die mediatisirten Fürsten, Mitglieder des regierenden fürstlichen Hauses und hohe Staatsbeamte), in der zweiten die gewählten Abgeordneten (oder Deputirten), eine Form, welche in ihren Einzelnheiten nicht ohne Mängel ist, und dem Geist echter Volksvertretung nicht ganz entspricht.

Oesterreich begnügte sich, die alten Provinzialstände beizubehalten, welche keinen Antheil an der Gesetzgebung und kein Recht der Steuerverweigerung, theilweise aber das Recht, Bitten und Vorstellungen (Petitionen) des Landes an den Monarchen abzusenden, besaßen. — Preußen führte 1815 vorläufig berathende und verbessernde Provinzialstände ein (in der Wirklichkeit erst 1823 und 1824), durch welche die versprochene volksvertretende Verfassung in den einzelnen Provinzen des preußischen Staates erst gründlich vorbereitet werden sollte.

Am kräftigsten brach sich das konstitutionelle Leben zuerst in Würtemberg freie Bahn. Da übergab König Friedrich im Jahre 1815 den versammelten Ständen eine Verfassung; diese aber verwarfen sie kühnen Muths, als durchaus ungenügend, und verlangten entweder die Wiedereinführung ihrer gewaltsam aufgehobenen alten, oder eine bessere neue, welche auf

den Grund eines Vertrages zwischen Ständen und Regierung von beiden entworfen, angenommen und beschworen werden sollte. Das verweigerte der König hartnäckig; aber auch die Stände harrten ehrenhaft aus. Darüber starb König Friedrich; aber unter seinem Nachfolger Wilhelm dauerte der Kampf und die dadurch erzeugte Aufregung im ganzen Würtemberger Lande fort. Die Stände wurden, weil sie beharrlich auf ihren Forderungen blieben, aufgelöst; das Land aber rief ihnen durch den Mund des edlen Uhland zu: „Daß ihr vom Rechte nichts vergeben, sei euch ein lohnend stolzes Glück!" Das war 1817. Zwei Jahre später aber wurde die neue Verfassung, für welche sie gekämpft, wenn auch mit einzelnen Aenderungen, dennoch angenommen; das Wichtigste und Richtigste dabei war der Grundsatz, daß sie nur vertragsmäßig einzuführen sei.

Anders geschah's in Hannover, wo nur der Adel und der Stand der freien Gutsbesitzer vertreten waren und der Bauer erbunterthänig blieb. Fast noch schlimmer ging's im Kurfürstenthum Hessen zu. Die Hessen jammerten, denn sie hörten, daß, während ihre Liebe, ihre Hoffnungen getäuscht, während ihre Rechte verspottet wurden, andere deutsche Fürsten freisinnige Verfassungsurkunden gaben. So handelte der edle Großherzog Karl August von Weimar; der übertrug vertrauensvoll den Ständen und den Abgeordneten aus seinen neuen Besitzungen, ein neues Verfassungs-Grundgesetz zu berathen und zu entwerfen. Da zeigte es sich wieder, daß der Fürst sich nie täuscht, welcher seinem Volk mit vollem Vertrauen entgegen kommt, gleich wie alle Unzufriedenheit meistens nur aus dem Mißtrauen der Regierungen entspringt; — binnen vier Wochen (1816) war das Werk vollendet, ein schönes Denkmal deutschen Freisinns. Aehnlich handelte auch (1818) der König Maximilian von Baiern, ein Freund des Volkes und ein Ehrenmann; er gab den Gewissen und Meinungen Freiheit, stellte alle Staatsangehörigen an Rechten und Pflichten gleich, stellte die Körperschaften der Gemeinden wieder her und sicherte die Unverletzlichkeit der Verfassung vor aller Willkür. Bald darauf trat der Karlsbader Kongreß zusammen und man fürchtete, daß nun alle zeitgemäßen besseren konstitutionellen Einrichtungen wieder unterdrückt werden möchten, darunter auch die Oeffentlichkeit der landständischen Verhandlungen, diese rechte Pulsader des ganzen landständischen Instituts; aber der König von Baiern erklärte, „man muß dem Volk vertrauen; Oeffentlichkeit und Redefreiheit dienen nur dazu, den wahren Werth der bestehenden Staatseinrichtungen zu prüfen und die Regierung so wie das Volk zu manchem Guten zu wecken." Nicht lange darnach erschien in der Schlußakte des deutschen Bundes (1820) die Erklärung: „der Bundestag habe darüber zu wachen, daß in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen eingerichtet würden; jeder Fürst möge diese innere Landesangelegenheit mit Berücksichtigung der früher gesetzlich bestandenen ständischen Rechte und der gegen-

wärtig obwaltenden Verhältnisse ordnen, aber keiner dürfe durch die landständische Verfassung in der Erfüllung seiner bundesmäßigen Verpflichtungen gehindert werden." Demzufolge blieb nun fortan in deutschen Landen die gesammte Staatsgewalt gesetzlich vereinigt in dem Oberhaupt des Staates, welches durch eine landständische Verfassung in Ausübung gewisser Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden sei. Und fast in allen deutschen Staaten wurden nun allmälig die landständischen Verfassungen eingerichtet. So schien jetzt die Ruhe in Deutschland durch die Heiligkeit des Vertrages und des Gesetzes gesichert.

Nur Eins hatte man dabei vergessen, nämlich Rom. Der römische Hof sah das kräftige Emporblühen der Staatsgewalt mit großer Eifersucht; er sah, wie durch diese nationale Macht seine frühere kirchliche Herrschaft für immer erstickt werden mußte; deshalb erhob er Einspruch und bot mit großer Gewandtheit Alles auf, um sie mitten im Staat wieder zu erringen. Die meisten Fürsten hielten es nun für ihre Pflicht gegen die Gewissen ihrer Unterthanen, mit dem römischen Stuhl angemessene Uebereinkünfte zu treffen, und so entstanden die sogenannten „Konkordate" der deutschen Fürsten mit Rom, wodurch dieses abermals einen Weg fand, sich, unter dem Schein der religiösen, in die deutschen Nationalangelegenheiten einzumischen. Einen besondern Anstoß erregten dabei von Seiten Roms die sogenannten gemischten Ehen (d. h. die Ehen zwischen Katholiken und Protestanten); katholische Priester sollten nämlich solche Ehen nur dann kirchlich einsegnen, wenn die Aeltern gelobten, ihre Kinder im römisch-katholischen Glauben erziehen zu lassen, was zum offenbaren Nachtheil der Glaubensfreiheit war. Der edle Wessenberg wirkte kräftig dagegen; doch drang er mit seinen freisinnigen Ansichten nicht durch. Rom hielt an der alten Form fest; denn es wußte wohl, daß darin allein der Zauber seiner Hierarchie lag; es konnte nicht den geringsten Theil aufgeben, ohne das Ganze aufzulösen, es durfte wegen seiner eigenen Existenz eine bloß katholische Kirche nicht anerkennen, welche Roms Oberherrschaft nicht anerkannte. — So ist's und bleibt's; die Folgen des religiösen Eingriffs in die Staatsgewalt sind erst in der neuesten Zeit im grellen Licht hervorgetreten. Da hat sich aber auch, Gott Lob, die gute alte Wahrheit kund gegeben, daß geistige Bildung fürs Volk heilsamer ist und dessen Wechselverhältniß zu den Regierungen besser befestigt, als geistliche Erziehung, oder, was dasselbe heißt: geistliche Vormundschaft. Die Freiheit ist immer das Beste, weil sie die Wahrheit ist.

Das neue konstitutionelle Leben war nun die Seele der meisten deutschen Staaten, jedoch insbesondere mit Ausnahme von Preußen und Oesterreich. Da suchten die Regierungen durch Besonnenheit und durchgreifende Kraft das große Räderwerk der Verwaltung im frischen Umschwung zu erhalten und den rastlosen Trieb des Volkes nach vorwärts auf eine den

Machthabern unschädliche und dem Staate mannigfach wirklich nützliche Weise zu lenken, Oesterreich vornehmlich durch eine Aufmerksamkeit auf alles Praktische, Preußen durch ein in mancher Beziehung gewiß löbliches, aber geistige Individualität und Freiheit sowie tüchtige Körperentwickelung nicht genug schonendes Hinwirken auf die Erziehung; beide befestigten zugleich ihr Heerwesen, welches sie als eine wichtige Stütze betrachteten, Oesterreich beharrlich nach strenger alter Weise, Preußen im Sinne des Fortschritts, der Humanität und deutschen Volksthümlichkeit.

Da trat im Jahre 1830 in Frankreich plötzlich ein Ereigniß ein, welches seiner Natur nach auch auf das konstitutionelle Leben in Deutschland einen mächtigen Einfluß ausüben mußte. Es war die sogenannte Julirevolution. Die französische Regierung hatte den Einflüsterungen der römisch-jesuitischen Partei allzuviel Gehör gegeben, welche da (wie überall und auch bei uns) keck behauptete, daß alles Heil für die Regierungen nur in einer Hingebung derselben an die römische Kirche liege, daß die Völker am sichersten beherrscht würden, wenn man sie dumm mache und somit das natürliche Streben nach immer größerer vernünftiger Vervollkommnung zurückhalte, welches Gott in jedes Menschen Brust gelegt hat. Der damalige König Karl X. von Frankreich und seine Minister waren schwach genug, dieser eitlen Vorspiegelung Glauben zu schenken; sie verkannten eben auch den Geist der Geschichte und gefielen sich bloß in der Erinnerung an die todten Begebenheiten (und dieser Irrthum bringt stets Unglück), kurz, sie suchten die Preßfreiheit und die Wahlfreiheit zu beschränken, welche beide im innigsten Zusammenhang stehen. Aber in gerechtem Zorn erhob sich das französische Volk und vertrieb den König, weil er die heiligsten Rechte verletzt hatte. Das Beispiel des französischen Volkes wirkte mächtig auf das deutsche, weil dieselben Ursachen, welche dort die Revolution im Juli 1830 hervorgebracht hatten, auch in mehreren deutschen Staaten, im größeren oder geringeren Grade, noch vorlagen. Denn noch immer blieben viele Versprechen unerfüllt; noch immer gab es, statt der ersehnten Handelsfreiheit im Innern der deutschen Bundesstaaten, die verhaßte Mauth, welche das Schmuggelwesen und dadurch eine große Entsittlichung erzeugte; noch immer gab es statt der verheißenen Preßfreiheit die verhaßte Censur, verhaßt mit Recht, weil eine Beleidigung des Geists und Charakters der Nation, weil eine Versündigung an ihr. Bald riß sich auch Belgien von Holland los, und nun brach auch den Deutschen ihre gute alte Geduld. Zuerst erhoben sich (im September 1830) die Braunschweiger, welche unter der unerträglichen, ja fast unsinnigen Gewaltherrschaft des Herzogs Karl gar schwer gelitten hatten; denn dieser Mann verhöhnte das Volk geradezu. Sie erstürmten sein Schloß und steckten es in Brand. Karl entfloh und sein Bruder Wilhelm, welcher die Landstände anerkannte (was Karl im dummen Trotz verweigert hatte), übernahm nun die Regierung.

Eine gleiche Aufregung des Volkes fand im Königreich Sachsen statt, in deren Folge der König Anton (ein Bruder des verstorbenen Friedrich August) im September 1830 seinen Neffen Friedrich zum Mitregenten ernennen mußte. Eben so ging's im Kurfürstenthum Hessen, wo das Volk sowohl gegen die Geliebte des Kurfürsten, als auch gegen das Mauthwesen im höchsten Grade erbittert war. Auch dort mußte der Fürst einen Mitregenten annehmen, nämlich seinen Sohn, den Kurprinzen. Ein Jahr später brach auch im Königreich Hannover eine gleiche Aufregung los, wo der Minister, Graf Münster, zum allgemeinen Mißvergnügen die veralteten Zustände wieder herstellen wollte. Ueberall war die Errichtung einer neuen, freisinnigen Verfassung die Folge der großen Volksbewegung; in Kurhessen erwarb sich besonders der Professor Sylvester Jordan die wesentlichsten Verdienste um die Einführung einer Verfassung, welche sich durch manche Vorzüge (wie z. B. das Einkammersystem) vor anderen deutschen Staatsgrundgesetzen auszeichnet. Und nun entfaltete sich das konstitutionelle Leben in diesen Staaten rasch und schön in volksthümlicher Weise. Aber nirgends schöner als im Großherzogthum Baden, wo ein milder, dem Volke wohlgeneigter Fürst, Leopold, im Jahre 1830 die Regierung angetreten hatte. Da sprachen in der Kammer der Abgeordneten die trefflichen Männer Rotteck, Welker, Itzstein, Duttlinger und manche andere, welche das ganze deutsche Volk nie genug ehren kann, lauter Männer von echt-deutschem Schrot und Korn, welche sich nicht bloß Badens, sondern auch der Nationalinteressen ganz Deutschlands mit hoher Kühnheit annahmen und durch ihr Beispiel auch die Abgeordneten des Volkes in den Kammern der übrigen konstitutionellen deutschen Staaten zu gleicher Thatkraft begeisterten, so daß die meisten zu des Volkes und der Fürsten Bestem frei und offen alle Gebrechen der Regierung, alle Bedürfnisse des Volkes darlegten. Der schönste Preis, welchen die badische Ständeversammlung errang, war der Beschluß über die Einführung der Preßfreiheit in Baden (im Jahre 1832), welchen auch der Großherzog genehmigte.

In jenen Tagen bewegte, außer dem Antheil an den Verhandlungen des eigenen konstitutionellen Lebens, auch noch eine andere große Sache die Herzen des deutschen Volkes. Polen hatte sich nämlich im Jahre 1831 gegen Rußland erhoben, um seine alte Selbstständigkeit zu erringen, war aber nach einem heldenmüthigen Kampfe unterlegen und die edlen Kämpfer zogen als heimathlose Flüchtlinge durch Deutschland, überall mit alt- und echt-deutscher Gastlichkeit, mit Ehrfurcht für ihr Unglück und mit einer Begeisterung aufgenommen, welche aus dem Interesse für die Sache entsprang, wofür sie gekämpft hatten, Nationalität und Freiheit. Da regte sich zumal in Süd-Deutschland die Zeitungs-Presse frei und kühn und ließ mächtige Worte an alle Deutsche ergehn; in Rheinbaiern wurde ein Verein für Preßfreiheit gestiftet und zur Feier der Ertheilung der baierischen

Verfassungsurkunde am 27. Mai 1832 eine große Volksversammlung beim Schlosse Hambach gehalten, wobei die schwarz-roth-goldne Fahne aufgepflanzt und Reden ans Volk gehalten wurden, deren Inhalt den Regierungen für die Erhaltung des in Deutschland bestehenden Zustandes sehr gefährlich schien. Deshalb wurden Gegenmaßregeln getroffen, die Preßvereine verboten, die kühnsten Redner und Zeitungsschreiber verhaftet. Und am 28. Juni 1832 faßte der Bundestag mehre Beschlüsse, welche hauptsächlich gegen die Wirksamkeit der Stände im südwestlichen Deutschland und deren Einfluß aufs Steuerbewilligungsrecht gerichtet waren und den Regierungen einschärften, nichts zu dulden, was mit den Bundesbeschlüssen im Widerspruch stehe; er unterdrückte alle Vereine und Volksversammlungen, sowie alle freisinnigen Blätter und hob die Preßfreiheit im Großherzogthum Baden auf. Da entflohen sehr viele Jünglinge und Männer, welche eine gewaltsame Umänderung der bestehenden Verhältnisse im Sinne hatten, aus Deutschland, theils nach Frankreich, theils in die Schweiz, und unterhielten dort fortwährend insgeheim ihre Verbindungen mit Gleichgesinnten in Deutschland. So entspann sich ein weitumfassender Plan, welcher im Jahre 1833 in mehren süddeutschen Staaten zum Ausbruch kam. In der Nacht des 3. Aprils 1833 machten viele Jünglinge (größtentheils Studirende) zu Frankfurt am Main ein gewaltsames Unternehmen gegen den Bundestag, welches jedoch mißlang. Eine Verschwörung in Würtemberg, welche damit im Zusammenhang stand, wurde gleichfalls entdeckt. Ein großer Theil der Theilnehmer wurde gefangen genommen, erhielt, nach langer Untersuchungshaft, strenge Strafen, später aber, wenn geglückte Flucht nicht durchgriff, in vielen einzelnen Mitgliedern wenigstens, die Freiheit, entweder unbedingt, oder mit der Verpflichtung: nach Amerika auszuwandern. Ganz verschieden von diesen Versuchen gewaltsamer Umwälzungen schritten mittlerweile die Landstände auf verfassungsmäßigem Wege mit deutschem Muth und deutscher Beharrlichkeit voran. So wurde in demselben verhängnißvollen Jahr 1833 in Hannover ein neues, ziemlich freisinniges Staats-Grundgesetz vollendet und am 26. September vom König Wilhelm bestätigt. Nach dem Tode dieses Monarchen (am 20. Juni 1837) wurde Hannover von England getrennt und der Herzog von Kumberland kam als König Ernst August zur Regierung in Hannover. Dieser erklärte sogleich durch ein Patent vom 5. Juli 1837, daß er sich durch das Staats-Grundgesetz nicht gebunden halte, und hob es am 1. November desselben Jahres einseitig auf. Ueber diesen Schritt gerieth das ganze Land in Bewegung, ja größtentheils in Widerstand, und sieben treffliche Lehrer an der Göttinger Hochschule, welche im August 1837 ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert, Dahlmann, die beiden Brüder Grimm (Jakob und Wilhelm), Albrecht, Gervinus, Ewald und Weber unterschrieben am 18. November eine Erklärung, daß sie sich durch ihren auf das Staats-

grundgesetz geleisteten Eid fortwährend für verpflichtet halten müßten; sie wurden hierauf durch königlichen Kabinetsbefehl abgesetzt und mußten das Königreich Hannover verlassen, erhielten jedoch durch freiwillige Beiträge, die in den verschiedenen deutschen Ländern gesammelt wurden, eine Nationalpension und in der Folge Anstellungen an andern deutschen Hochschulen. Die meisten deutschen Ständeversammlungen nahmen sich der Aufrechthaltung des Grundgesetzes an, obgleich allerdings regelmäßig mit Widerspruch ihrer Regierungen, welche den Landständen die Berechtigung abstritten, sich mit diesem Gegenstande zu befassen und Bitten um Verwendung bei dem Bundestage wegen Aufrechthaltung des Grundgesetzes an die Regierungen zu richten. Die Landstände hatten aber hier das ihnen verfassungsmäßig gestattete Recht der Bitte und den deutlichen Umstand für sich, daß durch solche einseitige Aufhebungen der Rechtszustand in Deutschland überhaupt gefährdet sei. Jedenfalls ist die große Theilnahme, welche das ganze deutsche Volk dafür empfand und durch seine Vertreter, die Landstände in Baden, im Königreich Sachsen, im Großherzogthum Hessen, im Königreich Würtemberg u. s. w. aussprach, ein Beweis, daß sich das Volk in allen deutschen Ländern noch immer als eines fühlt in seiner alten, oft fast vergessenen, aber stets wieder zum Bewußtsein gekommenen Brüderlichkeit. Und jedenfalls bleiben die landständischen Verfassungen eine der wichtigsten Angelegenheiten der ganzen Nation, eine Angelegenheit, welche freilich erst durch die Preßfreiheit ihre vollständige, segensreiche Bedeutung erhalten könnte; daß dies wahr ist, daß die Preßfreiheit eine nothwendige Grundbedingung des konstitutionellen Lebens ist, zeigt sich schon darin, daß fast in allen konstitutionellen Bundesstaaten die Volksvertreter aufs Neue die Einführung derselben, auf den Rechtsgrund der Bundesakte, beharrlich beantragen. Aber auch einstweilen, so lang es noch keine gesetzliche Preßfreiheit gibt, bleibt das landständische Institut dadurch wichtig, daß es den Sinn für gesetzliche Entwickelung und das deutsche Rechtsgefühl erhält, diese feste Grundlage bürgerlicher Ordnung, und daß durch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen in den Ständekammern das Interesse des Volkes an seinen eigensten Angelegenheiten rege erhalten wird.

10.

Der Menschheit Blüthen blühn nach Jahreszeiten,
Ein Garten, hier und dort umhergepflanzt,
In schönerm Glanze hier, dort neuverjüngt
Aufblühend; aber seine Wurzel ist
Unsterblich. Und was die Vernunft vernimmt,
Vernahm sie!

Herder.

Fest und ruhig stehst Du jetzt da, deutsches Volk, hoch auf den Schultern so vieler Jahrhunderte, zurück blickend auf alles Das, was Du erstrebt,

wie Du geirrt, wie Du gelitten durch eigene Schuld, wie stets nur Uneinigkeit und Mißtrauen, Selbstsucht der Einzelnen, Verläugnung Deines eignen Geistes und Bewußtseins und Unsittlichkeit Deine Selbstständigkeit und Würde beeinträchtigen konnten, wie aber stets das Streben nach Wahrheit, Recht und Freiheit Deine alten Kräfte wieder erweckt, Deine alte Würde Dir wieder errungen hat. Und, was das Schönste ist, Dein Gesichtskreis hat sich erweitert, Du strebest rüstig und mit allen ausgebildeten Kräften, im edlen Wetteifer mit anderen Nationen, dem höchsten gemeinsamen Ziele der Menschheit, der Humanität zu, ohne Deine Eigenthümlichkeit zu verlieren, ohne das echte Gold der Vaterlandsliebe in den Flammen der Weltbürgerschaft einzuschmelzen; ja, der göttliche Odem der Humanität erkräftigt vielmehr Deine Nationalität, indem er sie veredelt. Das zeigte sich in dem verhängnißvollen Jahre 1842, als plötzlich die Kunde: Hamburg stehe in Flammen, in allen deutschen Herzen das Gefühl, das Bewußtsein einer großen Brüderlichkeit erweckte, und Fürsten wie Völker, Reich und Arm, Jung und Alt, wetteiferten, dies Gefühl, dies Bewußtsein durch freie Liebesthat zu bezeugen. Und in demselben Jahre sprach ein deutscher Fürst, ein echter Mann des Volkes, der edle Erzherzog Johann von Oesterreich, am Rhein beim Festmahl der Fürsten die denkwürdigen Worte: „Kein Preußen und kein Oesterreich! Ein einiges, großes Deutschland, fest wie seine Berge! Deutschland lebe hoch!"

Das Volk hat in der festen unantastbaren Form des Staates die Bürgschaft seiner Existenz gefunden. Dabei ist in die konstitutionellen Verfassungen, wo sie eingeführt sind, der Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz wenigstens aufgenommen, wenn auch allerdings leider in sehr vielen Beziehungen (z. B. Besteuerung, Gerichtsstand u. s. w.) noch nicht durchgeführt. Wo keine konstitutionellen Verfassungen bestehen, drängen der Volksgeist und ein gewisser Takt der Regierungen, nicht dahinten bleiben zu wollen, wenigstens zu theilweiser Berücksichtigung dieses Grundsatzes, welcher freilich insbesondere bei Patrimonialgerichten, Bevorzugung des Adels u. dergl. nicht ausgezeichnet gedeihen kann. Verzagen wir aber auch da nicht! Die richtige Grundansicht ist doch da und ist nicht mehr zu erschüttern, die Grundansicht: daß nur auf wechselseitiger Anerkennung und Haltung der wechselseitigen Rechte und Pflichten (der Fürsten und des Volkes) das Heil des Ganzen beruht. Aus dieser Grundansicht entsprang die allgemeine Bewegung, welche die Gemüther im Preußischen Staate ergriff, als nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. im Jahre 1840 dessen Sohn Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Thron bestieg und durch eine Reihe von Kundgebungen und Verordnungen die Aussicht auf Lüftung mancher alter beengender Verhältnisse, auf den Anbruch einer Zeit eröffnete, in welcher das deutsche Volk auch in Preußen endlich den gerechten Lohn alles Duldens und Ausharrens mit seinem Fürsten, alles Vertrauens auf

ein Königswort ernten würde. Dieser Volksgeist zeigte sich männlichfest, achtunggebietend auf den preußischen Provinziallandtagen, insbesondere auf dem in Ostpreußen und im Rheinland, sowie durch die Zeitungspresse, soweit diese von den neuverfügten Censurerleichterungen Gebrauch machen durfte, aber auch durch manchen ungeschriebenen Ausdruck der öffentlichen Meinung.

Wie ein Garten Gottes blühet das deutsche Land. Der Bauer pflegt es jetzt als ein freier Mann mit größerer Lust, als er es früher als Sklave gethan; Gottes Segen treibt die deutsche Erde lachend ans Licht der Sonnen, goldene Reben und lachende Frucht und wogende Saaten, und im Schooß der deutschen Erde erzeugen sich noch fort und fort unversiegbare Schätze. — Als ein freier Mann sitzt der Bürger am eigenen Heerd und die Freiheit schwellt die Kraft seiner Sehnen zum rüstigen Gewerbfleiß, sie hebt seinen Geist rastlos zu Erfindungen und zur Vervollkommnung; Maschinen verrichten jetzt die knechtische Arbeit, die er früher selbst verrichten mußte, als er selbst nichts Besseres denn eine Art von Maschine war, nun kann er Zeit und Kraft zu Edlerem verwenden. Durch landwirthschaftliche Volksfeste, durch Gewerbvereine und Gewerbeschulen, durch Aussetzung von Preisen wird überall ein reges Streben geweckt und befördert. Nicht minder zu beachten ist der Kampf um Emancipation der Juden, um Gleichstellung derselben in allen Rechten der Staatsangehörigen, ein Kampf, der, obwohl er schon lange gekämpft, doch erst als angefangen zu betrachten ist.

Die Verfassung der nothwendigen stehenden Heere ist humaner und zugleich wieder national geworden, und hierin hat Preußen ein großes schönes Vorbild gegeben. Da ist jeder Jüngling ohne Ausnahme von Rang und Stand zum Waffendienst verpflichtet, doch nur auf kurze Zeit, so daß er seine Ausbildung, seine Geschäfte nicht versäumt; so ist das ganze Volk in Waffen geübt, und wer nach Erlernung des Waffendienstes aus dem Linienmilitär scheidet, tritt in die Landwehr, die sich ein Mal im Jahre wieder in den Waffen übt. Wie herrlich wird dadurch der alte kriegerische Geist der deutschen Nation forterhalten! So möge sie selbst, wenn wir Festungen bauen zur Abwehr gegen Feinde im Osten und Westen, das allerfesteste Bollwerk sein, das die heilige deutsche Erde schützt. — Gefallen sind (das ist wieder Preußens und Großherzogthum Hessens Verdienst) durch den großen deutschen Zollverein im Innern fast aller deutschen Bundesstaaten jene buntbemalten Schlagbäume, welche früher ein deutsches Land vor dem andern, wie vor Feindesland absperrten; aufgehoben ist jenes Mauthwesen, welches einen Deutschen zum Aufpasser, zum Ankläger, zum Feind, oft zum Mörder des andern machte; die Schmuggelei hat aufgehört; der Handel ist frei und blüht schön und kräftig heran. Weniger Günstiges ist freilich von dem Stand der Fabriken zu sagen, welche, durch Konkurrenz mit dem Ausland, das unsere Fabrikate nicht

nimmt, aber fast freien Einzug mit seinen Fabrikaten bei uns hat, in ihrem Zustand schon sehr herunterkamen und bis zum Kerne ihrer Existenz bedroht sind. Was die deutsche Industrie vermag, wie bedeutend sie sich gehoben, das zeigte sich im Jahre 1842 auf der durch das Großherzogthum Hessen hervorgerufenen allgemein deutschen Industrieausstellung zu Mainz und 1844 in jener zu Berlin.

Ueberall zu Wasser und zu Land öffnen sich dem Verkehr neue Straßen durch Dampfschiffe und Eisenbahnen. So verbindet ein Schienenweg Köln mit Antwerpen und Ostende, den Rhein mit der Schelde und Nordsee, so baut Oesterreich nach einem wahrhaft großartigen Plane die Nordbahn nach Polen und Sachsen, die Südbahn nach dem Gestade des adriatischen Meeres. Ein großer Kanal verbindet den Rhein mit der Donau, die Nordsee mit dem schwarzen Meer; unserer Zeit war's vorbehalten, diesen Plan Karls des Großen ins Werk zu setzen. Die Entfernungen verschwinden, die Menschen rücken sich näher, sie tauschen nicht bloß Waaren, sie tauschen auch Gedanken und Gefühle aus; ein früher ungeahntes großes Weltverständniß beginnt. Große Schritte dazu thaten die Versammlungen der deutschen Aerzte und Naturforscher, sowie der deutschen Land- und Forstwirthe, welchen die Versammlungen der deutschen Philologen und Schulmänner in den letzten Jahren hinzugetreten sind. Mitten in jenem Segen entfaltet sich und erstarkt eine Kraft, welche alles Irdische sanft verbindet, die Kraft der Sittlichkeit.

Das Bedürfniß in den meisten deutschen Staaten, die bestehenden Gesetze zu verbessern und sie mehr unter sich in Uebereinstimmung zu bringen, hat leider nicht dahin geführt, eine allgemeine deutsche Gesetzgebung von den Punkten aus anzubahnen, wo ihre Erreichung am Sichersten und Schnellsten gewesen wäre. Vielmehr beschäftigen sich die einzelnen Staaten mehr oder minder als innerer Landesangelegenheit damit, nicht ohne Besorgniß des Patrioten, daß durch solche spezielle Abgrenzungen, wenn auch für größere Massen, — das bisher vorhanden gewesene sogenannte gemeine deutsche Recht, und mit ihm eines der wenigen Bande unserer Nationalität, verloren gehe. Dabei ist nicht zu verkennen, daß jene neuen Gesetzgebungen gerade in ihren wichtigeren Theilen und obersten wichtigsten Grundsätzen noch zurückhalten oder mit politischen Rücksichten im Streite zu liegen scheinen: ein Umstand, welcher im Volke zum Mindesten Gleichgültigkeit erweckt und insbesondere die deutschen Bevölkerungen links vom Rheine, welche ihrer bisherigen Gesetzgebung eifrig anhängen, in den vorhabenden Einrichtungen Rückschritte erblicken läßt. — Eifrige Sorgfalt verwendet man auf die geistige und sittliche Erziehung der Jugend und erstickt dadurch die Keime künftiger Verbrechen. In Kleinkinderschulen werden Tausende von Kindern der ärmsten Klasse vom leiblichen und sittlichen Untergang gerettet. Hieran reihen sich Knaben- und Mädchen-Arbeitsanstalten, Mäßig-

keitsgesellschaften, Vereine zur Obsorge für entlassene Sträflinge, Vereine für das Wohl der arbeitenden Klassen, für Verbesserung des bürgerlichen Zustandes der Israeliten, Sparkassen, und auch außerhalb der Kirchen und Schulen wird durch Volksschriften, für deren Verbreitung sich überall Vereine bilden, die Volksbildung, wird die Sittlichkeit gefördert. Dessen ungeachtet wandern viele tausend Menschen alljährlich aus Deutschland fort, um sich — größtentheils in der neuen Welt — eine neue Heimath zu gründen. Das ist ein Beweis, daß immerhin noch nicht überall jede Staatseinrichtung so vollkommen ist, als sie sein sollte. Auch andere, theils bedenkliche, theils betrübte Ereignisse deuteten in den Jahren seit 1830 darauf hin, und Diejenigen thun Unrecht, welche jene Ereignisse lediglich aus dem unruhigen Sinne des Volkes oder Einzelner, sowie aus dem angeblichen ungehörigen Uebergreifen der Landstände in Gerechtsame, welche ihnen nicht zustehen sollen, ableiten. Unsere Zeit ist deutlich in dem Zustande der Mündigung begriffen, und wenn allerdings auch zu diesem Zwecke keine anderen als die gesetzlichen Mittel angewandt werden sollen, so ist doch ebenso nothwendig, daß den Regierten unter jenen gesetzlichen Mitteln auch solche von der Regierung dargeboten werden, welche jene Mündigung, jenen freieren Flügelschlag des Volkswillens im Staate, zu fördern im Stande sind. Dann wird sich durch die Wohlfahrt des Volkes auch dessen Zufriedenheit vermehren und dadurch auch das heilige Band wechselseitigen Vertrauens immer fester verknüpft werden.

Und welcher Reichthum im geistigen Leben der deutschen Nation! Wissenschaft, bildende Kunst und schöne Literatur haben sich zu einem Standpunkt emporgeschwungen, von welchem aus die ganze Weltbetrachtung in einem neuen Lichte erscheint; Schönheit und Wahrheit haben sich beide als ein und dasselbe Göttliche erkannt. Es ist ein inniger Einklang aller geistigen Strebungen da, so verschieden sie immerhin auseinander laufen, so eigenthümlich und selbstständig sich auch jede behauptet. Es ist eine rastlose Wechselwirkung da; eine Strebung fördert und weckt die andre. Aber überall sieget der Geist und verwerthet seinen Sieg dadurch, daß er ins praktische Leben eindringt; er verklärt es, indem er es belehrt und verschönert. Die Wissenschaft, sonst so stolz und einsam, reicht jetzt den Gewerben, dem Verkehr, dem Handel, der Betriebsamkeit traulich die Hand; in allen Werkstätten ist sie zu finden, sie verschafft dem Fleiß seinen Lohn und fördert die Wohlhabenheit der Bürger. Land- und Forstwirthschaft, Fabrikwesen, Kriegskunst, alles gewinnt und gedeiht durch die Anwendung wissenschaftlicher Grundsätze. Im Gebiete der Philosophie ragt in neuester Zeit besonders ein kühner Denker hervor, Hegel, auch ein Schwabe von Geburt, wie so viele hohe Geister deutscher Nation (geboren 1770, gestorben in Berlin 1831). Und noch rauscht mächtig der Strom des neuen Lebens, welches die Philosophie durch alle Adern der Wissen-

schaften und der Künste ergossen hat. Im Gebiete der Gottesgelahrtheit wirkte außer vielen Andern der edle Schleiermacher (geboren 1768, gestorben 1834) segensreich. Erstaunen erregen die ungeheuren Fortschritte der Naturwissenschaften seit jener Zeit, als der Geist der Deutschen alle Erscheinungen der Natur, wie der Geschichte und der sittlichen Welt als organische Entwickelungen auffaßte und tiefer erforschte. Da machte man in rascher Folge die wichtigsten Entdeckungen im Gebiete der Chemie, der Arzneikunde und der Himmelskunde, da stehen die weitgepriesenen Namen von Männern unserer Tage wie Liebig, Hufeland, Hahnemann, Littrow. In der Sprachforschung nimmt man die Entwickelung des Völkerlebens zum richtigen Leitfaden und erkennt überrascht die nahen Verwandtschaftsbeziehungen, in welchen die Völker als Kinder der Menschheit zu einander stehen! Die zwei Brüder Jakob und Wilhelm Grimm haben sich vornehmlich die Erforschung der deutschen Sprach-, Rechts- und Religionsalterthümer zum Ziel ihres Lebens gesetzt und viele kostbare alte Denkmale des deutschen Nationalgeistes aus der Vergessenheit gezogen, wofür sie den lauten Dank des ganzen deutschen Volkes verdienen. Die Erdkunde erforschte Karl Ritter in ihrem Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Völkerlebens. In der Erforschung und Darstellung der Geschichte und des Rechtes erwarben sich Fr. v. Raumer, Ranke, Stenzel, Voigt, Schlosser, Rotteck, Luden, Hammer-Purgstall, Eichhorn, Klüber, J. G. A. Wirth und noch gar viele andere treffliche Männer die höchsten Verdienste; es wäre ein eigenes Buch nöthig, um die Namen aller deutschen Geister aufzuzeichnen, welche in den verschiedenen Fächern des menschlichen Wissens in neuerer und neuester Zeit ehrenvoll gewirkt haben und noch wirken. Im heitren, ewigen Reiche der Dichtkunst ward Göthe noch bis in sein hohes Alter wie der Fürst aller deutschen Dichter geehrt. Kräftig hatte er in Weimar mit seinem edlen Freunde Schiller gewirkt und noch bei dessen Lebzeiten (von 1780—1795) den schönsten Roman gedichtet, welchen die deutsche Sprache aufzuweisen hat: „Wilhelm Meisters Lehrjahre"; nach Schillers Tode schrieb Göthe 1809 einen andern: „Die Wahlverwandtschaften"; und später (außer vielen kleineren Dichtungen und Aufsätzen) sein eigenes Leben unter dem Titel: „Wahrheit und Dichtung"; durch alle diese Werke hat er fortwährend den entscheidendsten Einfluß auf die Veredlung der deutschen Sprache ausgeübt. Gleichwie ihn das Glück schon beim Eintritt in die Welt vor allen seines Gleichen begünstigte, so blieb es ihm auch treu bis an seinen Tod. Er starb, von Kaisern und Königen geehrt, in seinem dreiundachtzigsten Jahre zu Weimar am 22. März 1832. In der Fürstengruft ruht seine irdische Hülle neben denen Schillers und des Großherzogs Karl August. — In Berlin lebt, einer der größten deutschen Dichter neuester Zeit und aller Zeiten, Friedrich Rückert (geb. 1789 zu Schweinfurt). So kühn hat

Göthe.

noch kein deutscher Poet alle Zauber der Muttersprache ergründet, so schöpferisch sie noch keiner beherrscht, wie Rückert; was des Menschen Herz Holdes und Heiliges kennt, was es Göttliches im Bau der Welt ahnet und in der Fülle der Natur, — ihm wird's zum Gedicht; sein Geist treibt unerschöpflich einen ewigen Liebesfrühling; da prangen deutsche Rosen unter jenen des Morgenlands, und wie ein tiefer, krystallheller Bach in sanften Krümmungen, so rauschen um all' diese Blumen Sprüche der Weisheit. Im schönen Schwabenland aber lebt Ludwig Uhland, ein kerndeutscher

Mann, voll Adel der Gesinnung und vaterländischen Freiheitssinnes. Der hat so viele wunderliebliche Romanzen gesungen und in den Tagen, da in Würtemberg hart um die Verfassung gekämpft wurde, hat er in kräftigen Liedern stets ans gute alte Recht gemahnt. Auch zwei Schauspiele hat er gedichtet: „Ernst von Schwaben" und „Ludwig der Baier"; die sollte kein Deutscher vergessen! Eine durch und durch tüchtige und kernhafte Natur war Karl Immermann, geboren zu Magdeburg 1796, gestorben 1840 in Düsseldorf; eigenthümlich durch Kraft des Verstandes, reich an Phantasie, gewaltig im Auffassen, ein Meister im Schildern der Charaktere, gleich mächtig im ernsten, tragischen Werk, wie im scharfen, durchdringenden Humor, steht er groß und bedeutsam in der ersten Reihe der deutschen Dichter da. Ja, fast jeder Gau hat in neuester Zeit dem Vaterlande zu Stolz und Freude einen Dichter gegeben: Brandenburg Ludwig Tieck (geboren in Berlin 1773), — der seit lange in Dresden lebte, und in der letzten Zeit durch König Friedrich Wilhelm IV. in den Kreis ausgezeichneter Männer, wie Cornelius, Rückert, Schelling, gezogen wurde, welcher der Königsstadt Berlin zur Zierde gereicht, — einst eines der Häupter der romantischen Schule, Meister in holden Mährchen, und unvergleichlich durch scharfen trefflichen Witz, hochbedeutend in der Novellen-Dichtung; das Rheinland gab Heinrich Heine (geboren in Düsseldorf 1799), welcher einen neuen Ton erklingen ließ, einen Ton wie muthwilligen Spott und doch wieder wie aus tiefster schmerzdurchwühlter Brust einen jener wunderbar ergreifenden Töne, von denen man in alten Mährchen liest, daß sie in stiller Mondnacht aus Bergeshöhlen, oder aus dem Grunde der Wellen klingen. Der Teutoburger Wald gab den wildgewaltigen Grabbe (geboren in Detmold 1801, daselbst gestorben 1836) und den in poetischer Auffassung und farbenglühender Schilderung der fernsten Fernen wie der trauten Heimath ausgezeichneten Ferdinand Freiligrath (geboren zu Detmold 1810); Schwaben den tiefsinnigen Justinus Kerner, den wackren Gustav Schwab, den kühnen Georg Herwegh; die Lausitz den gedankenreichen Leopold Schefer (geboren 1784 zu Muskau); Baiern den Grafen von Platen-Hallermünde (geboren 1796 zu Erlangen, gestorben 1835 zu Syrakus), einen Meister in Vollendung der Form; Schlesien den edlen für die Heiligkeit der Freiheit begeisterten, nur leider allzufrüh (1843) verstorbenen Friedrich von Sallet, einen Sämann schönerer Zukunft; Oesterreich den edlen Trauerspieldichter Grillparzer (geboren 1790 in Wien), den herrlichen Freiheitssänger Anastasius Grün (nach seinem wahren Namen Anton Alexander Grafen von Auersperg, geboren 1806), den tiefsinnigen Lenau (nach seinem wahren Namen Niembsch v. Strehlenau, geboren zu Csatad in Ungarn 1802), den Dichter der „Todtenkränze" Jos. Christian von Zedlitz (geboren zu Johannesberg in österr. Schlesien 1790), den geistvollen

Friedrich Halm (Baron Münch-Bellinghausen). Selbst ein geborner Franzose, Adalbert von Chamisso (geboren 1781 zu Boncourt in Champagne, gestorben 1838 in Berlin) ward in Geist, Gesinnung und Sprache zum deutschen Dichter und wahrlich zu einem der trefflichsten. Und eben so viele Namen von Männern wären aufzuzählen, welche in ungebundener Rede gedichtet, so wie andere, welche das scharfe Schwert der Kritik geschwungen. Vor Vielen sei hier eines Mannes gedacht, welchem wenige gleich kamen an reinster Liebe zur Freiheit, an Scharfsichtigkeit des prüfenden Blickes, an Gewalt des Witzes und an der zermalmenden Kraft des heißen Zorns: das war Ludwig Börne (geboren in Frankfurt am Main 1785, gestorben in Paris 1837). Unter den Männern des Tages, deren Hauptstärke in der Prosa, zeichnet sich Karl Gutzkow durch Schärfe der Beobachtung und des Urtheils, durch siegreiche Macht glänzenden Styles aus.

Die deutsche Beredsamkeit nahm einen neuen Aufschwung in Folge der landständischen Verhandlungen und, über'm Rhein, durch die Oeffentlichkeit der Gerichte. Dagegen hat die deutsche Bühne jetzt nicht jene höhere nationale Bedeutung, welche ihr Lessing, Schiller und Göthe gegeben hatten; da gibt es nur Sinnenreiz und Pracht, Gesang und Tanz — statt Gedanken und Begeisterung. Die deutschen Dichter aber haben keine Schuld daran. Drei große Schauspieler schließen den Reigen, den Fleck, Eckhoff, Schröder, Iffland eröffnet, — Eßlair, Ludwig Devrient und Karl Seydelmann. Der einzige poetische und geniale Vertreter des Volkshumors war der Wiener Ferdinand Raimund; gleich originell als Dichter, wie als Darsteller, schied er allzufrüh (1836).

Einen großen Einfluß auf das Volk übt das Zeitungswesen (die „Journalistik") aus, wenn es von tüchtigen und redlich fürs Volk gesinnten Männern geleitet wird und die öffentliche Meinung vertritt. So wie nun die Literatur einen tieferen Eindruck im Volk gefunden hat, so erhob sich auch der Buchhandel zu einer höheren Bedeutung. Letzterer wurde durch die Regierungen in so fern beachtet, als der deutsche Bundestag durch ein Gesetz gegen den Nachdruck (1837) das geistige Eigenthum endlich eben so schützte, wie jedes andere. Auch hierin ging Preußen mit gutem Beispiel voran. Nur Eins und zwar das Höchste ist noch zu wünschen und zu hoffen, was zum Heile führt und versprochen ward, — die Preßfreiheit. Zwar befürchten die Gegner derselben, daß durch ihre Einführung große Mißbräuche hervorgebracht werden möchten; aber für die Bestrafung solcher Mißbräuche ist ja eben das Gesetz vorhanden; es handelt sich bei der Preßfreiheit nicht um eine völlige Gesetzlosigkeit, sondern bloß darum, daß auch dem Geist das Recht nicht entzogen wird, und er verlangt bloß das, was der edle Dichter Schenkendorf so schön in folgenden Worten ausgedrückt hat: „So schaut man im Gesetz verklärt vollkomm-

ner Freiheit Bild!" Unzweideutig sprach sich in diesem Sinne der Wille der ganzen deutschen Nation bei der im Jahre 1840 stattgefundenen Säcularfeier der Buchdruckerkunst aus, welche von Seiten der Nation allgemein als eigentlichstes Nationalfest betrachtet, aber nicht überall — in Folge engherziger Ansichten und Engungen von oben — als solches begangen werden durfte.

Eben so großartig und vielseitig wie in den Wissenschaften und in der schönen Literatur, offenbarte sich die schöpferische Kraft des deutschen Geistes auch in der Musik, in welcher sich der erhabene Meister Beethoven, Karl Maria von Weber, der unvergleichliche Liederkomponist Franz Schubert, Meierbeer, Mendelssohn-Bartholdy und noch viele andere ruhmvoll hervorthaten. Die bildenden Künste waren seit nun zweihundert Jahren in ganz Europa in Geschmacklosigkeit versunken. Durch deutsche Männer wurden sie in unserer Zeit würdevoll wieder erweckt. Cornelius, Schadow, Ludwig Schnorr, Veit und Overbeck schufen eine neue deutsche Malerei, großartiger als die alte war, und rasch entwickelte sich die höchste Blüthe dieser herrlichen Kunst; zahlreiche jüngere Talente, wie Lessing in Düsseldorf, Kaulbach in München, Bendemann (jetzt in Dresden), Führig in Wien, Begas in Berlin, Genelli (ein geborner Berliner) in München, Moritz von Schwind (ein geborner Wiener), Schrödter in Düsseldorf u. a. ringen mit ausgezeichneter Schöpferkraft nach dem Preise. Als Kupferstecher ragen hervor der große Meister Müller, J. Felsing, Thäter, Merz, Amsler u. s. m. In der Bildhauerkunst brachen der edle Däne Thorwaldsen und der Schwabe Danneker Bahn; Rauch in Berlin und der Baier Schwanthaler wetteiferten kühn mit Beiden; neben dem Letzteren sind hauptsächlich der geniale Ludwig Schaller in München und Rietschel in Dresden zu nennen. Auch die Baukunst begann ein neues edleres Leben, durch Schinkel in Berlin, Klenze und Gärtner in München und viele andere große Meister. Deutsche Fürsten setzten ihren Stolz darein, die Künste zu unterstützen, freigebig öffneten sie ihre Schätze dafür, und so entstanden Werke, welche noch die späte Nachwelt bewundern wird. Dieser Aufschwung der Künste ist von großer, unberechenbarer Wirkung fürs Volk; denn je lebhafter dies daran Theil nimmt, je mehr es seinen Sinn fürs Schöne ausbildet, um so fester wird es auch am Wahren und Guten hangen, wenn es einsieht, daß alles Unwahre und Unsittliche häßlich ist. Sodann greift der geweckte Kunstsinn auch mächtig fördernd ins öffentliche Leben ein und erkräftigt das Nationalgefühl. Die Thaten unserer Ahnen, die Gesänge unserer Dichter werden in Gemälden verewigt; schon aller Orten erheben sich in Deutschland unter Gottes freiem Himmel Denkmale großer deutscher Männer (so z. B. in Osnabrück die Bildsäule Justus Mösers, in Mainz die

Gutenbergs, in Stuttgart die Schillers, in Nürnberg die Albrecht Dürers, die Jean Pauls in Bayreuth, Mozarts in Salzburg, Beethovens in Bonn, Göthes in Frankfurt a. M., Blüchers in Rostock, Berlin und Breslau, Karl Friedrichs in Karlsruhe, Ludwigs I. von Hessen in Darmstadt, u. s. w.); solche eherne Bilder reden zu den Herzen der Menschen, welche vor sie hintreten; sie erwecken die Erinnerung des Volkes an die Vergangenheit, welche es durchlebt hat, und sie mahnen zugleich das lebende Geschlecht, daß es einer ehrenvollen Zukunft entgegen streben solle.

Was die religiösen Angelegenheiten betrifft, so ist endlich bei der Mehrzahl aller edleren Geister die Ansicht durchgedrungen, daß die wissenschaftliche Freiheit des Forschens darüber der Würde des Menschen angemessener und also auch wirklich gottgefälliger ist, als ein bloß blinder Glaube an priesterliche Ueberlieferungen. Man hat sich ferner endlich überzeugt, daß der Mensch nichts Menschlicheres thun kann, als die Freiheit des Glaubens bei jedem Nebenmenschen ebenso zu achten, als er selbst wünschen muß, daß sie bei ihm geachtet wird, kurz: daß religiöse Duldung ein urewiges Menschenrecht ist. Endlich aber ist auch in der Mehrzahl bei der Nation die Ueberzeugung durchgedrungen, daß der Staat unabhängig sein muß von der Obergewalt, sowie von einzelnen Eingriffen der Kirche. Das will freilich die römische Partei (mit den Jesuiten) noch immer nicht anerkennen und strebt mit aller Anstrengung dahin, ihre alte Herrschaft in Deutschland wieder zu erringen. Und im Jahre 1844 erhob sie, ihres vollkommenen Sieges sich bereits sicher wähnend, ein Triumphgeschrei. Es ward ein alter Rock ausgehängt zu Trier, den sie den RockChristi nannten, und viele Tausende wallfahrteten nach dem Gotteshause, beteten an und opferten. Damit aber lief das überfüllte Maaß über, und der Unwille, welcher jedes ehrliebende deutsche Herz im Stillen bewegte, fand plötzlich durch den offenen Brief des katholischen Priesters Johannes Ronge an den Bischof von Trier Arnoldi einen Ausdruck. Das Signal war gegeben; „frei sei der Geist und ohne Zwang der Glaube", diese Losung scholl plötzlich von der äußersten Nordostgrenze Deutschlands, insbesondere aber von Schlesien aus durchs ganze Vaterland; Losreißung von Rom, Verwerfung des päpstlichen Primats und der Hierarchie mit Cölibat und all dem unseligen unmenschlichen Menschenwerk war der erste Schritt, den die deutschen Katholiken thaten; freie, lebendige Auffassung des Christenthums als einer Religion der Wahrheit, der Liebe, der Sittlichkeit bewegte die ganze Nation als ihre höchste und wichtigste Aufgabe, und in wenigen Monden hatten sich über hunderttausend deutsche Katholiken in zahlreichen freien Gemeinden zusammengethan, welche nun alle gemeinsam dem einen Ziele einer wahrhaft allgemeinen Kirche zustreben. Wohl ist die Zahl der Gegner noch groß, in protestantischen Staaten sogar; aber sie werden diese That des

deutschen Volkes nicht aufhalten, und die Weltgeschichte zeichnet Diejenigen, die in dieser Zeit, da sich der deutsche Geist zu seinem schönsten Werke erhoben, das Streben der Nation hemmen wollten, sie zeichnet sie, gleichviel, wie sie heißen, ob sie hoch oder niedrig geboren sind; und der Geist des Ritters von der Ebernburg schreibt sein „Wehe" über ihre Namen, er hebt seine Rechte zum Himmel empor und ruft: „Aufgehalten ist's lange worden, dies deutsche Volk, aber nicht entmannt, und vollenden wird's seine Sendung."

Und eben so wenig werden es auch Versuche von Rückschritten in politischer Hinsicht vermögen, die ganze Weltgeschichte, diese ewig lebendige Entwicklung der Menschheit nach vorwärts, wie eine seelenlose Maschine zurück zu schrauben. Dies ist nur dann möglich, wenn eine Nation ihre sittliche Kraft dahin schwinden läßt. Dann erlahmt mit dieser auch die geistige und leibliche, dann fängt sie an, gegen allzumächtige Nachbarn aus Furcht Rücksichten zu nehmen, dann glaubt sie durch Nachgiebigkeit, durch Schmeichelei, durch Unterwürfigkeit die Vergrößerungspläne solcher mächtiger Nachbarn aufzuhalten; aber es ist vergeblich, und eh sie sich's versieht, hat sie ihre Ehre und Selbstständigkeit verloren, weil sie im Glück allzu sorglos und zu wenig wachsam, zu wenig rüstig war; dann muß eine solche Nation verwesen, wie ein einzelner Mensch, um einer neuen Platz zu machen, welche ihre Rolle in dem großen Schauspiel der Menschheit übernimmt und weiter spielt.

Gott verhüte so etwas Dir, deutsches Volk, aber gedenke auch in den Tagen des Glückes und Friedens stets dieser Warnung. Schaukle Dich nie in dem Wahn, daß Du das Höchste, was Du erringen kannst, nach innen und außen schon vollständig errungen hast; eine solche prahlerische Einbildung verdirbt die sittliche und geistige Kraft, welche sich nur im steten Wachen, im unermüdlichen Streben nach Feststellung gesetzlicher Freiheit erhält und befestigt und vervollkommnet. Du hast sie noch, diese sittliche Kraft; schöner als je reift sie aus Dir, wie aus einem gesunden, kräftigen Baume auf allen Aesten herrliche Früchte; vielverheißend zeigt sie sich allerorten, so weit die deutsche Sprache klingt, vom Belt, wo Schleswig-Holstein deutsch sein will, bis zu den Alpen, von Elsaß und Lothringen bis zur festen Grenzmark gegen Rußland hin, die uns die braven Königsberger behüten, in dem immer lauter sich kundgebenden Streben nach äußerer und innerer Anerkennung einer einzigen großen deutschen Nation. Ja das ist wahrhaft sittliche Kraft. O, bewahre sie treu durch Wachen und Weiterstreben! Fort und fort im Verlauf der Jahrhunderte sind alle eigenthümlichen Tugenden Deiner Väter, wenn sie auch in trostlosen Zeitpunkten schon erstorben schienen, immer wieder schön und herrlich zum Vorschein gekommen, und stets hattest Du ja nur dann Leiden und Schmach zu erdulden, wenn Du eben jene vergaßest, wenn Du Dich frem-

dem Wesen anschmiegen wolltest und ohne Wachsamkeit über Deine eigenen Angelegenheiten Dein Streben nach innen zu aufgabst. Drum halte stets die edlen Grundstoffe Deiner eigenen Wesenheit fest! In drei Bestrebungen, welche doch nur zu einem Ziele führen, kannst Du sie zusammenfassen, im rüstigen Streben nach Freiheit, nach Wahrheit und nach Sittlichkeit. Die Erfolge davon sind Recht, Selbstbewußtsein und Treue. Darin liegt Deine Kraft, Deine Existenz, Dein Ruhm.

Druck von J. Petsch in Berlin.

MAY - 1 1944

LIBRARY OF CONGRESS
00022640926